





**LIBRARY**

OF THE

**THE LIBRARY OF THE  
UNIVERSITY OF  
NORTH CAROLINA**



**ENDOWED BY THE  
DIALECTIC AND PHILANTHROPIC  
SOCIETIES**

---

PT2351

.A 1

1877

Bd. 3



UNIVERSITY OF N.C. AT CHAPEL HILL



00009305405

This book is due at the LOUIS R. WILSON LIBRARY on the last date stamped under "Date Due." If not on hold it may be renewed by bringing it to the library.

DATE DUE	RET.	DATE DUE	RET.
MAY 25 1985	W		
MAY 6 1987			
—	W 5'87	ARR 19 1993	
JAN 02 1990		ARR 23 1993	
	DEC 19 89	MAR 07 1990	
MAR 10 1990		MAR 04 1990	
	—		
	FEB 19 90		
JUL 30 1990			
	—		
	JUL 14 90		
MAR 09 1991			
	—		
	MAR 12 91		
722 19 90			
	—		
	APR 15 91		
MAY 15 1991			
	—		
	MAY 18 91		
JUN 18 1991			



Digitized by the Internet Archive  
in 2012 with funding from  
University of North Carolina at Chapel Hill

<http://archive.org/details/herderssammmtliche03herd>

# Herder's Sämtliche Werke.

Herausgegeben

von

PT 23.51  
A 1  
1877  
Ed. 3

Bernhard Suphan.

B  
B  
P

Dritter Band.

Berlin,  
Weidmannsche Buchhandlung.  
1878.

UNIVERSITY LIBRARY  
UNIVERSITY OF NORTH CAROLINA  
AT CHAPEL HILL



## Table of Contents.

---

	Seite
Einleitung .....	v
Kritische Wälder. Oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maasgabe neuerer Schriften. 1769.	
Erstes Wäldchen .....	1
Zweites Wäldchen .....	189
Drittes Wäldchen .....	365
A n m e r k u n g e n .....	481

---



## Einleitung.

---

Die kritischen Wälder, welche der vorliegende Band, so weit sie bei Herders Lebzeiten ans Licht getreten sind, enthält, sind ohne des Verfassers Namen im Jahre 1769 erschienen: das erste und zweite Wäldchen im Januar, das dritte um die Mitte des Jahres, als Herder schon in Frankreich verweilte. (Lebensbild II, 77) In ihrem Format wie in der äusseren Einrichtung des Titels erinnern sie an den Laokoon, in der Titelvignette, einem sauber gestochenen Sokrateskopfe, an die Schriften der Berliner Kunstrichter, die Literaturbriefe und die Allgemeine Deutsche Bibliothek, deren Titelbildchen, der Kopf des Homeros,<sup>1</sup> zu einem Parteizeichen gleichsam der Schule des „Neuen Athens“ geworden war. Mit dem entsprechenden, aber eigengewählten Wahrzeichen war die befreundete, doch durchaus unabhängige Stellung des jungen Kritikers bestens angedeutet; möchte er dem griechischen Weisen damit, wie auch sonst, huldigen wollen als dem Altvater jener „menschlichen Philosophie,“ für deren Anbau er mit seiner kritischen Arbeit nur den Boden zu bereiten gedachte, oder ihn überhaupt als den Genius einer auf Ironie im Sinne der Alten gestellten Kritik<sup>2</sup> zum „Schutzgeiste seiner Autorschaft“ erwählen. Auf dem Titelblatte des dritten

---

1) Vgl. Bd. I, 540. „Mit einem schauslichen Kopfe des Sokrates“ — das Attribut ist nichts weniger als ungerecht — waren schon Gerstenbergs „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur“ (I. 1766) erschienen. Herder an Scheffner 4. Oct. 1766. Eb. I, 2, 196.

2) Vgl. S. 454, 144. Adrastea V, 44 in dem Gespräch „Kritik und Satyre.“

Wäldehens indessen fehlt die bildliche Verzierung, und auch von den beiden ersten Wäldehnen giebt es eine Ausgabe vom gleichen Jahre mit einem Titelblatte, das statt des Bildes mit einem Motto ausgestattet ist. Im Drucke zeigt sich sonst nirgends eine Verschiedenheit. Möglich also, daß lediglich die Abnutzung der Platte die Änderung des Titelblattes veranlaßt hat; und jedenfalls sind Exemplare von beiderlei Art bald neben einander verbreitet gewesen, sonst hätte nicht schon Kloß in seiner Recension der Wälde<sup>1</sup> über die Verschwendung des Motto's spotten können.

Das vierte Wäldehen, das den vierten Band dieser Ausgabe eröffnen wird, ist erst im Jahre 1846 durch einen sehr mangelhaften Abdruck der Handschrift in „Herders Lebensbild“ (I, 3, 2, 217—520) bekannt geworden.

An die Ausarbeitung der Wäldehner begab sich Herder im Sommer 1768. „Die Schrift, die ich jetzt anonymisch unter Händen habe,“ vertraut er Nicolai unterm 9. August brieflich an, „wird Ihrer Sache [einer wissenschaftlichen, unparteiischen Kritik] mehr Stoff geben, als ein paar Recensionen.“ (Lebensbild I, 2, 338. vgl. 380). Es ist ohne Zweifel der Feldzug gegen Kloß, auf welchen er mit der wol absichtlich dunkel gehaltenen Angabe vorbereiten will. Bestimmtere Andeutungen läßt er in einem gleichzeitigen Briefe an Scheffner fallen: auf einige schneidige Urteile über Kloßens antiquarische Schriftchen folgt das Signal: „Vielleicht ist ein judex und vindex nahe, der die Armseligkeit seiner Seele aufdecke, und das Urtheil des Publikum über diesen in der That nach Seele, Geist und Herz unwürdigen Gelehrten stimme.“ (a. a. D. S. 359.)

Rascher als die Wäldehner ist keine von Herders größeren Schriften entstanden. Das erste Wäldehen befand sich bereits im October unter der Presse,<sup>2</sup> das zweite muß um dieselbe Zeit druckfertig gewesen sein, und das dritte, dessen Abschrift offenbar in

1) Deutsche Bibliothek III, 334.

2) Lebensbild I, 2, 365. Lessings Schriften 13, 155. 2.

größter Hast vor sich ging, hat sicherlich schon etliche Zeit vor dem Ende des Jahres abgeschlossen vorgelegen. Denn bereits am 21. November fühlt Herder die Hände zu anderer Arbeit so frei, daß er daran denken kann, bald eine beträchtliche Anzahl von Beiträgen für die Allgemeine Deutsche Bibliothek an Nicolai zu senden. (Lebensbild I, 2, 376.) Hiermit stimmen denn auch die letzten Sätze des Wälchens, die den Abschluß in den Moment verlegen, wo dem Verfasser Lessings Antiquarische Briefe zukommen. Das Rhetorische in Abzug gebracht (schwerlich ist das letzte Kapitel, S. 473 — 480, in der Form, wie wir es jetzt lesen, vor der Lektüre des Lessingschen Werkes geschrieben), bedeutet dies eine Datirung des Schlusses von Mitte oder höchstens Ende November. Die Briefe antiquarischen Inhalts hatte man in Halle, Leipzig und Göttingen bereits um die Mitte des October gelesen.<sup>1</sup> Herder freilich will sie in seinem Riga selbst am 21. November noch nicht zu Gesicht bekommen haben;<sup>2</sup> aber wahrscheinlich steht es um diese Aussage schon so, wie um alle die späteren, zu denen ihn sein Vorsatz verleitete, die Meinung, er sei der Verfasser der Kritischen Wälder, irre zu führen.

---

1) Lessings Schriften 13, 152. 154. 2.

2) Ein eigenartiges Licht fällt auf diese Briefstelle (Sb. 375 vgl. 378), besonders auf ihren Schluß „und ich werde lange nach ihnen warten müssen“ von einer späteren aus (426), mit der Nicolai über die „Wälder“ düpiert werden soll: „Das Buch bleibt noch durch Zufälle aus, so wie alles spät hier ankommt.“ Herder hatte schon durch Hartknoch's Geschäftsverkehr mit Breitkopf in Leipzig Gelegenheit, sich ein neu erschienenes Werk binnen vier Wochen zu verschaffen. Und die Antiquarischen Briefe durfte er sich auch nicht einen Tag länger als nötig entgehen lassen. Über ihren Inhalt und ihre Tendenz war er durch die vom Juni bis August 1768 in der Hamburgischen Neuen Zeitung veröffentlichten neun ersten Briefe hinlänglich unterrichtet (vgl. S. 105, b. Lebensbild I, 2, 343: Hamann an Herder, Sept. 1768 über die inzwischen im Separatabdruck erschienenen „Briefe von Herrn Lessing und Herrn Kloß.“ o. D. 1768; Redlich in der Hempel'schen Lessing-Ausgabe 19, 702). Haben doch diese Briefe ihm erst zu seiner Polemik gegen Kloß rechten Muth gemacht. Erst im Januar 1769 äußert sich Herder gegen Nicolai über Lessings neuestes Werk. Sb. I, 2, 409.

Die Raschheit der Composition ist erstaunlich; unerklärlich wäre sie, wenn man sich diese dritte größere Schrift als eine durchaus neue Schöpfung, gleich den Fragmenten und dem größten Teile des Torso vorzustellen hätte. Die Wälder sind aber nichts weniger als dies. Als „Sammilungen von Materialien“ soll sie ihr Titel bezeichnen (188, 278. Lb. I, 3, 2, 446); und von diesen Materialien lag vieles schon so ausgestaltet und geglättet zur Hand, daß oft bloß noch das äußerliche Zusammenfügen zu leisten blieb. Den Grundstock für das neue Werk lieferte die umgearbeitete zweite Sammlung der Fragmente und das zweite Stück des Torso, Schriften, die unter ihrem ursprünglichen Namen nicht an das Licht kommen sollten.

Wie diese älteren Stoffe verwandt worden sind, läßt sich noch aus den handschriftlich erhaltenen Stücken derselben ersehen. In der Regel ist die ältere Gestalt viel knapper gehalten als das entsprechende Stück der Wälder (Beispiels halber die Kritik des Kloßischen „Münzbüchleins“ im 13. Kapitel der Fragmente im Vergleich mit dem ersten Teile des dritten Wäldehens); aber sie selbst sucht schon auf Vorarbeiten von weit größerer Breite,<sup>1</sup> deren Resultate dort in faßlicher Kürze dargestellt sind, während hier, um nirgend den Beweis schuldig zu bleiben, das Material ausgiebig vorgelegt wurde; die Erweiterung war also lediglich durch den polenischen Zweck bedingt. Zwischen der Kürze des angeführten Beispiels und der umständlichen Polemik des zweiten und dritten Wäldehens halten die Briefe des zweiten Torso-Stückes die Mitte, die dem zweiten und dritten Abschnitte des zweiten Wäldehens (272—364) zu Grunde liegen.<sup>2</sup>

1) „Den 16. Januar (1767) Kloß Beitrag zu den Münzen angefangen.“ Diesem Datum folgen in einem Studienheft auf acht eng beschriebenen Seiten die während der Lectüre entstandenen kritischen Bemerkungen, die den Stoff zu dem oben angegebenen Abschnitte des Dritten Wäldehens lieferten. Zu einer „Metaphysik des Schönen und Bedeutenden aus Münzen“ finden sich Sammlungen und die einleitenden Kapitel skizziert; sie gehören in dieselbe Zeit, kamen also gleichfalls der kritischen Schrift als Vorstudien zu Statten.

2) Vgl. Band II. Einleitung S. VIII fg.

Mit wenigen stilistischen Änderungen ist das dritte und vierte Kapitel des ersten Wälzchens aus der zweiten Hälfte der *Torsos-Abhandlung* über die Elegie hergestellt worden.<sup>1</sup> Den Abhandlungen aber, die den Kern des ersten Wälzchens bilden, war in der neuen Zweiten Sammlung der Fragmente vorgearbeitet. Schon in der ersten Ausgabe der Fragmente kündigt Herder in einer Anmerkung zu dem kurzen Urteil über Lessing (I, 226, 157) seinen Vorsatz an, über den Laokoon „zur andern Zeit zu reden.“ Die nächste Gelegenheit ersah er sich bei der Umarbeitung dieses Teiles. Zu derjenigen Stelle der zweiten Sammlung, wo von einer auf die Werke der griechischen Dichter gegründeten Ästhetik die Rede ist (288, 263), sind in Herders Handexemplar als einzuschaltende Kapitel notirt: „Über Clodius Sitten der Alten“ — „Über Lessings Laokoon von Seiten des Malerischen.“ Auf die Fragmente über Clodius folgte denn auch in der Umarbeitung, nebst einem eingeschalteten Kapitel über Klozengs Münzenbuch, eine Reihe von Kapiteln über Winkelmann und Lessing. Von diesen ist nur der Anfang erhalten, jene berühmte Vergleichung beider Schriftsteller, die nun das Erste Wälzchen eröffnet;<sup>2</sup> das übrige ist vermutlich bald nachdem es seinen Inhalt an das Erste Wälzchen abgegeben hatte, vernichtet worden. Den Charakter zweifelnder Bewunderung und bewundernden Zweifels müssen schon jene älteren Grörterungen über den Laokoon getragen haben, an manchen Stellen müssen sie auch im Ausdrucke dem Ersten Wälzchen sehr ähnlich gewesen sein. Der Anfang beider Redaktionen stimmt bis auf wenige stilistische Änderungen überein. Von dem kritischen Geiste und von dem Inhalte des Verlorenen kann man sich nach einer in einem Studienhefte erhaltenen Vorarbeit eine Vorstellung bilden. Unter dem

1) Vgl. Band I. Einleitung S. XXXIII. Band II, 301—310.

2) Vgl. Band II, 162. Den Schluß des Kapitels sollten die nachher verworfenen Sätze bilden: „Ehre mir die Muse die, so ihren Schriften innern Werth und Inhalt geben — uns die Griechen im Griechischen Geschmack anpreisen, und lehren. — Da ich über die letzten Jahre schreibe: komme ich auf Winkelmann und Lessing zurück.“

Datum 14 — 16. Januar 1767 findet sich über acht Quartseiten hinlaufend ein Raisonnement „über Lessings Laokoon,” das Ergebnis einer, die Feder zur Hand, Seite für Seite prüfenden Lectüre des Werks. Die fast rückhaltlose Beifüllung, mit der Herder in einem Briefe an Scheffner vom 4. October 1766 den Laokoon feiert,<sup>1</sup> ist einer älteren, von Zweifelsucht nicht freien Betrachtungsweise gewichen. Alle streitigen Punkte, über welche sich das Erste Wäldechen verbreitet, bis herunter auf die philologischen und antiquarischen Nebenfragen, findet man hier schon festgestellt, Richtung und Gang der späteren Kritik angedeutet. Das Erste Wäldechen ist also ein von lange her vorbereitetes, allmählich herangereiftes Werk: eine Frucht ernster Gedankenmühle, nicht die unregelmäßige Ausstrahlung eines genialen, um Ordnung und Ausbildung seiner Ideen wenig befürmerten Kopfes.<sup>2</sup>

Am Schlusse des Ersten Wäldechens erklärt Herder, er sei gewillt gewesen, auch Winkelmanns Kunstgeschichte in den Kreis seiner kritischen Erörterungen zu ziehen. Bei einem siebenmaligen Lesen hätten sich Zweifel zu Papier gefunden, die, was insonderheit sein Geschichtgebäude aus den Materialien der Griechischen Literatur anbetreffe, die Alten selbst zu Gewährsleuten haben dürften.<sup>3</sup> Im Begriff, die letzte Hand an diese Versuche zu legen, sei er durch die Kunde von Winkelmanns Tod gelähmt worden. Diese Untersuchungen liegen jetzt in den fünf ersten Kapiteln der neuen „Zweiten Sammlung“ der Fragmente<sup>4</sup> vor. Mit diesen Stücken steht eine ältere unvollendete Abhandlung im Zusammenhang, welche sich ebenfalls handschriftlich erhalten hat. Theile derselben (das

1) „Ich finde es sehr billig, genau und fruchtbar,” schreibt er hier (Lebensbild I, 2, 190) „dass das Nebeneinander für den Maler, und das Aufeinander für den Dichter ist.“

2) Vgl. Hamanns Recension der kritischen Wälder. Schriften III, 430 fg.

3) Umfangreiche Excerpte aus der Kunstgeschichte, zum Teil wie die aus dem Laokoon mit fortlaufenden kritischen Bemerkungen begleitet, zeugen von diesen unablässigen Winkelmannstudien.

4) Band II, 112 — 136.

zweite und dritte Kapitel) sind zu dem dritten und vierten und dem Eingange des sechsten der eben erwähnten Fragmente verarbeitet worden, und somit kann sie nicht später als um das Ende des Jahres 1767 verfaßt sein. Ein volles Jahr älter als die dritte Hauptsschrift, benennt sie sich doch schon mit einem Namen,<sup>1</sup> der erst für diese erfunden zu sein schien. Einen Platz im Anhange derselben<sup>2</sup> erhält sie nicht wegen dieser äußerlichen Beziehung, sondern auf Grund der angeführten Erklärung am Schlusse des Ersten Wäldechens, und nur die werthvolleren und in Bezug auf Herders spätere Schriften wichtigen Abschnitte werden aufgenommen. Im ersten Kapitel wird der Versuch gemacht, eine Scheidelinie zwischen „Geschichte“ und „Lehrgebäude“ zu ziehen, denjenigen Gattungen der Darstellung, die Winkelmann zu vereinigen gesucht hatte. Herder charakterisiert die Manier der großen griechischen Geschichtsschreiber: sie wissen von einer solchen Vereinigung nichts; nur Polybius, der Doctrinär, verläßt die rein historische Darstellungsart. Als Repräsentant der modernen, reflektirenden Geschichtsschreibung wird Hume jenen gegenübergestellt. Von hier ab erst wird der Rest des Kapitels vollständig eingerückt.<sup>3</sup> Das vierte Kapitel und der erhaltene Anfang des fünften wird unverkürzt gegeben: Studien zur „Philosophie der Menschheit,“ der sich Herder auch in der ruhelohesten Periode seines „kritischen Lebens“ niemals ganz entfremdete. Die Gedanken des vierten Kapitels kehren mit festerer

1) „Unvermuthet bin ich in meinem Critischen Wäldechen, da, wo ich ausging.“ (Kap. I.)

2) In Band IV dieser Ausgabe.

3) Die vordere Hälfte, deren Inhalt oben angegeben ist, hat Herder (1767—8) nochmals bearbeitet und wie aus der vorangestellten Zuschrift an Gatterer ersichtlich ist, in der „Historischen Bibliothek“ als Einzelaufsaß veröffentlichten wollen. Die umgearbeitete Erste Sammlung der Fragmente (II, 84, 216 fgg.) enthält die Quintessenz dessen, was in diesem Zusammenhange über Herodots Art und Kunst gesagt war. Schließlich kommt Herder in seiner ungedruckt gebliebenen „Lobschrift auf Winkelmann“ (1777) auf die Feststellung des Unterschiedes zwischen Geschichte und Lehrgebäude zurück; und nur in dieser reifsten Gestalt darf und wird das Stück veröffentlicht werden.

wissenschaftlicher Begründung im siebenten Buche der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (Kap. 3—5) wieder.

Das vierte Wälzchen hat Herder zu Anfang des Jahres 1769 begonnen; die Anlage dazu reicht noch etwas weiter zurück. Riedels „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften,“<sup>1</sup> der selbst Lessing einigen Beifall gegönnt hatte,<sup>2</sup> war ihm von je her als ein ohne wissenschaftliche Grundsätze aus den widersprechendsten Materialien leichtsinnig aufgeschichtetes Werk verächtlich gewesen. Die Feindseligkeiten, die Riedel im Einvernehmen mit Kloß gegen die Fragmente verübt hatte, zeitigten den Entschluß, nach dem Führer auch den Parteigänger vor das kritische Tribunal zu fordern (vgl. S. 368, 6). Indessen war es von vorn herein dabei auf etwas höheres abgesehen, als darauf, eine bloß verneinende und zerstörende Kritik an einem principiell haltlosen Lehrgebäude zu üben. Die „elendeste, verworrenste Aesthetik“ sollte einer eigenen Darstellung dieser Wissenschaft nur als Folie dienen, und so zugleich ein in den Fragmenten gegebenes Versprechen eingelöst werden.<sup>3</sup> Als Herder sich in diesem Sinne über den Inhalt einer Schrift wider Riedel, „zu der er nicht habe kommen können,“ im Januar 1769 gegen Nicolai äußerte,<sup>4</sup> mit dem er übrigens, wie selbst mit seinen näheren Freunden, der Wälzer wegen ein ziemlich ungeschicktes Versteckspiel trieb,<sup>5</sup> hatte er bereits an die Ausarbeitung Hand angelegt; sicher ist es, daß zwei Drittel der Schrift schon im März vollendet waren.<sup>6</sup> Kurze Zeit vor seiner Abreise aus Riga (3. Juni) legte Herder seinem Verleger das Ganze in erster Niederschrift zur Ansicht vor. „Mich deucht, dies Wälzchen würde das ganze Werk

1) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften; ein Auszug aus den Werken verschiedener Schriftsteller, von Fr. Just Riedel. Jena 1767.

2) Sämtliche Schriften VIII, 20 §.

3) Vgl. Band I. Einleitung S. XXXVI.

4) Lebensbild I, 2, 411—413.

5) Lebensbild I, 2, 412 fg. 425 fg. 443 fg. 452.

6) Zwei Briefstellen, in denen von dem bevorstehenden Erscheinen von Sulzers „Allgemeiner Theorie der schönen Künste“ (1771) die Rede ist, ergeben, zusammengehalten mit dem Hinweise auf dieses Buch in der ersten

krönen, es ist viel gründliche Untersuchung darin," schreibt dieser dem Freunde nach Nantes (August 1769), ungeduldig die Zusendung des Manuscripts erharrend. (Lebensbild II, 64.)

Mittlerweile hatte dieser, unzufrieden mit dem ausartenden Tone seiner Polemik, und von der Gründlichkeit seiner Darstellungsart weniger überzeugt, eine in die Anordnung und Form tief eingreifende neue Redaction vorgenommen, die er in der Muße seines mehrmonatlichen Aufenthalts in Nantes zum Abschluß brachte. Von hier aus meldet er im October: „den vierten Theil der Wälde, den er umgearbeitet, habe er noch einem Theile nach zu verändern, um ihn fortschicken zu können.“ Er setzt hinzu: „Er ist ganz anders. Der Styl weit würdiger, und oft sehr interessante Stellen, nur die gesucht werden müssen.“ (Lebensbild II, 73. 77).<sup>1</sup> Von der ersten Redaction sind Bogen und einzelne Blätter aus allen Theilen, zusammen etwa die Hälfte des Manuscripts, erhalten; es konnte deshalb eine Vergleichung mit der jüngeren Form ange stellt werden, welche des Verfassers Angabe in allen Punkten bestätigt. Besonders merklich ist es, wie es ihm um Kürzung zu thun gewesen ist; in der dritten Abteilung z. B. ist ein archäologischer Exeurs, der zu weit abführte, bis auf den Ansatz (S. 515) beseitigt.

---

und zweiten Niederschrift des Vierten Wäldehens eine annähernd genaue Bestimmung des Zeitpunktes, in welchem jene beiden Redactionen bis zu der betreffenden Stelle (gegen den Schluß des zweiten Hauptabschnitts) vorge rückt waren. An Nicolai schreibt Herder, Ende März oder Anfang April 1769: „Dass Sulzers Wörterbuch zum Druck fertig liege, freuet mich sehr — Niedels Theorie wird dadurch ganz verwischt und ausgelöscht werden.“ (Vb. I, 2, 426.) Ebenso in der älteren Redaction: „Und eben lese ich, dass Sulzers Wörterbuch zum Druck fertig liege.“ Behutsamier, da die Ver öffentlichung sich verzögerte, die zweite Redaction: „Und eben lese ich, dass Sulzers Wörterbuch erscheinen werde.“ Und so heißt es auch in einem etwa gleichzeitigen Briefe an Hartknoch (15. August 1769): „Sulzers Wörterbuch kommt heraus.“ (Vb. II, 40)

1) Dem Wortlante nach müßte man diese Sätze allerdings auf den vorher erwähnten dritten Teil beziehen; aber offenbar ist hier der Ausdruck des „in der Hitze“ hingeschriebenen Briefes ungenau.

In der durch diese Umarbeitung hergestellten Form ist das vierte Wäldechen liegen geblieben. Es ist dem Schlußworte leicht anzumerken, wie fremd der Autor sich damals dem Geiste „der hasardirten Kritiken und Modebeschäftigungen“ fühlte,<sup>1</sup> der ihn noch vor einem Jahre mächtig getrieben hatte. Ohne Zweifel erregten auch jetzt noch die polemischen Bestandteile sein Bedenken. Von denselben ließ sich aber die Schrift nicht befreien, ohne zugleich ihren einheitlichen Charakter einzubüßen. Materialien und Aphorismen zu einer Ästhetik wären nach ihrer Ausscheidung übrig geblieben, mit diesen möchte er „seiner Ehre halber“ nicht hervortreten;<sup>2</sup> um so weniger, seit er die Überzeugung gewonnen hatte, daß eine der grundlegenden Ideen, die originelle Bestimmung der Plastik als der schönen Kunst des Gefühls, weder von Seiten der Empirie hinlänglich gestützt, noch auf eine unanfechtbare, vor widersinnigen Consequenzen gesicherte Formel gebracht war.<sup>3</sup> „Den vierten Wald besser zu geben,“ verspricht er seinem Verleger noch einmal im Februar 1772;<sup>4</sup> seitdem ruht der Plan, bis er mit Veröffentlichung der „Plastik“ (1778) wenigstens zu einem Theile sein Wort einlöste.

Der „Beschluß“ des vierten Wäldechens kündigt eine zweite Auflage der Wälder an. Die Spuren „der Einfertigkeit und des hitzigen Eifers“ sollten darin verwischt, die dünnen und ärmlichen Breiten des zweiten und dritten Wäldechens befruchtet und bereichert werden. So knüpft der Autor denn auch in einem an Hartknoch gerichteten Briefe an die Nachricht von der Neugestaltung des vierten Wäldechens die Anfrage: „Darf ich alsdenn aber auf eine

1) Unverhüllter spricht er sich in seinem Reisejournal aus. Lebensbild II, 183. 253; ebenso im Briefe an Hartknoch, October 1769. a. a. D. S. 78.

2) Lebensbild II, 306. III, 264. (An Hartknoch, November 1770).

3) Die zum größten Theil in Paris geschriebenen Essays zur Plastik (Lebensbild II, 361—411) nehmen daher das Thema von neuem auf; sie suchen besonders die breitere empirische Grundlage zu schaffen.

4) Von und an Herder II, 22.

zweite Auflage hoffen?" und noch späterhin sieht er die Veranstaltung einer neuen Auflage als Vorbedingung der Herausgabe des vierten Teils an. „Sind die Wälder so gegangen, daß bald an eine neue, ganz veränderte und ziemlich interessante Ausgabe zu denken wäre?" fragt er von Straßburg aus im November 1770 bei Hartknoch an. (Eb. III, 264). Die Verbesserungspläne lernen wir des Näheren aus seinem Reisetagebuche kennen. Er will in Holland den Homer studieren, seine Sprache wie eine lebendige verstehen und fühlen lernen; dort will er in gleichem Sinne sich auch in die Sprache der römischen Dichter einleben, und so mit feinerem Verständnisse die antiquarischen und philologischen Fragen seiner Wälder, besonders des zweiten, wieder aufnehmen. Nach dem Grade eines solchen Sprachgefühls will er auch die Bedeutung eines Gekner und Ernesti, Kloß und Heyne, will er den Werth der deutschen Übersetzungen altklassischer Dichter beurtheilen.<sup>1</sup> „Hierdurch werden die Kritischen Wälder sich im ersten und zweiten Theile sehr heben, und das soll Holland thun!“<sup>2</sup> Die Studien, welche Herder im Verfolg dieser Vorsätze, gefördert durch den Umgang mit berühmten Philologen der Leydener Universität, getrieben hat, haben den wohlthätigsten Einfluß auf seine späteren Leistungen geübt. Sie führten zu der reinlicheren und strengerem Behandlung philologischer Gegenstände, die wir an mehreren kleineren Arbeiten der siebziger Jahre wahrnehmen. Für die Wälder indessen blieben sie ohne Ergebniß. Herder ließ den Plan der Umarbeitung fallen. Seine Gattin berichtet in den „Erinnerungen“ (I, 100), daß sich

1) „Dies ist auch der beste Weg mich herauszuziehen, wo man mich der Wörtlichen Schwäche im Griechischen und Lateinischen beschuldigt.“ Der Herausgeber des Lebensbildes hat die Worte, die ein Eingeständnis der Schwäche enthalten, willkürlich abgeändert.

2) Lebensbild II, 273 fg. 276 fg. Weitere Pläne für den zweiten Teil: „Über die Verschiedenheit des Ausdrucks in der Griechischen und Französischen Tragödie“ — „Von der Verschiedenheit des Griechischen oder Römischen und Französischen Wendungsausdrucks in Reden,“ a. a. D. S. 286 fg.

derselbe in späteren Jahren noch öfters geregt habe. Einmal wenigstens, so scheint es, in ernstlicherer Weise: während der italiänischen Reise. Den ersten Teil der Wälder, den er „hochnothwendig brauche,“ lässt sich Herder im October 1788 nach Rom nachsenden;<sup>1</sup> zu einer größeren Arbeit fand er dort aber weder Ruhe noch Stimmung.

Die Schicksale, welche der Text vor seiner Aufnahme in die erste Gesamtausgabe (Zur schönen Lit. und Kunst IV. V. 1806) erfahren, lege ich umständlicher, als ich sonst diesen Teil der Einleitung behandle, dar. Sie sind typisch für das Zustandekommen des gesamten Bulgattertes; wenige Werke sind in einer — nach heutigem Urteil — gleich willkürlichen Weise behandelt worden, und bei keinem lässt sich das Verfahren bis in seine Gründe und Anlässe so genau verfolgen als bei diesem.

„Wieland hat sich zu den Kritischen Wäldern angeboten,“ berichtet Caroline an Knebel,<sup>2</sup> welcher seinerseits Unterstützung und Rat bei Herausgabe der poetischen Sachen, besonders der Übersetzungen gewährte, die Gottfried, Herders ältester Sohn, unter Carolinens Beistand besorgte. Aber Wieland, alt und bequem, erlahmte bald, und so wurde Heyne auch für dieses Werk in Aussicht genommen, da er durch die liebevoll eingängliche Art, mit der er die Bearbeitung der Fragmente betrieb, Carolinens volles Vertrauen erworben hatte. Auf Carolinens Bitte (Brief vom 28. Oct. 1804) antwortet Heyne zugesagend, nicht ohne Bedenkllichkeit: „Die Revision der Kr. W. will ich übernehmen, ob ich es gleich voraussehe, daß ich es wenigen recht machen werde. Sicher werde ich mehr thun als Wieland im Sinne gehabt hat.“ (17. November). Inzwischen hatte Wieland bereits mit Freuden in die ihm nahe gelegte Entäußerung gewilligt. „Dass ich das erste Wäldchen der Crit. Wäld.“ lauten die bezüglichen Worte in dem ungedruckten Briefe vom 7. Nov., „mit Fleiß durchlesen habe, wird Ihnen der

1) Herders Reise nach Italien. S. 122. vgl. 273.

2) Knebels Literarischer Nachlaß II, 353.

Augenschein beweisen. Es freut mich aber gar sehr, daß Heyne selbst diese Revision, die ganz eigentlich von seiner Competenz ist, übernehmen will, und sende ihnen das Buch unverzüglich zurück. Eine Probe, wie sehr mein Gedächtniß im Abnehmen ist, kann Ihnen seyn, daß ich fest überzeugt war, ich hätte es Ihnen noch vor Ihrer Abreise von Weimar zugeschickt.“ Ängstlich behutsames Andern einzelner Kraftausdrücke, hie und da eine kleine Verdeutlichung (von dem Schlage etwa jener (31, 44) „die Umarmung, mit der Hektor an seinem Astyanax hing“ statt „Umarmung Hektors an seinen Astyanax“), mehr hat wohl diese Durchsicht nicht geleistet; weiter ging ja auch in kräftigeren Jahren bei gleichen Gelegenheiten Wielands Correctormuth nicht. Heyne nahm es mit dem „mehr thun“ ernst genug. Er sah sich gebunden an die in der vorläufigen Anzeige der Ausgabe (Febr. 1804) von Caroline und Gottfried Herder abgegebene Erklärung: „Nach dem Willen des Seligen soll alles ausgelassen werden, was auf verlebte gelehrt Streitigkeiten Beziehung hat; höchstens dürfen ihre Veranlassung und Resultate bemerkt werden;“ um so mehr wegen des ablehnend stiefväterlichen Verhältnisses, das der Autor zeitlebens zu diesem Werke eingenommen hatte. „Er bekannte sich nie gern zu diesem Buche,“ hebt Caroline noch in den „Erinnerungen“ hervor, „deffen Ton er bald selbst gänzlich missbilligte. Oft setzte er sich später vor, es umzuarbeiten, kam aber nie dazu.“ Eindringlicher noch, das zeigen Heyne's Erwiderungen, muß sie es dem Herausgeber zu Gemüte geführt haben. Zu einer wahren Pein wurde unter solchen Umständen die Sonderung zwischen Veraltetem und Erhaltenswerthem, zumal im Zweiten und Dritten Wälzchen. „Ganz weglassen könnte man sie doch nicht,“ erwidert er der immer mehr nach dieser Seite drängenden Freundin, nachdem er sich bis in das neue Jahr hinein mit der Durchsicht beschäftigt (28. Januar); „denn sie entehren den jungen Mann nicht.“ Schließlich verlangt er das Buch zurück, zu nochmaliger Durchsicht: „ob vielleicht doch noch einiges auszustreichen wäre. Ich möchte um alles in der Welt keinen Flecken auf den Heiligen kommen lassen.“ Natürlich konnte

bei diesem Streite zwischen philologischem Pflichtgefühl und idealisirender Freundschaft nichts Ganzes und Consequentes herauskommen. Aber der um den Nachruhm des Gatten eifernden Caroline that er mit seinem im ganzen conservativen Verfahren doch kein Genüge. Es fruchtete nichts, daß er nochmals in verständlichster Weise seinen „Gesichtspunkt“ darstellte (an Caroline, 3. Mai 1805 — ohngefähr mit denselben Worten hat er es nachher in dem Vorwort gethan): „Es ist eine Schrift, deren Hauptwerth nach der Zeit zu bestimmen ist, in welcher sie erschien: es ist Controvers, aus der das Nützliche, und noch Gültige muß beh behalten werden, aber kleine Fehler und Ausbrüche der Leidenschaft müssen ausgetilgt werden: deswegen habe ich [verhältnismäßig] das Meiste in der Bestreitung Kloßens durchgestrichen: immer in der Richtung des Geistes dahin: würde das der Selige jetzt noch gebilligt haben?“ Wollte man aber die gelehrte Streitigkeit als solche fortlassen, so würde vieles verloren gehen, was seinen Werth nur durch die Verbindung erhalten, und es würden bloß Auszüge einzelner Stellen übrig bleiben. Diese Erwägungen, wie gesagt, hielten Gottfried Herder nicht ab, eine gründlicher aufräumende Redaction und Überarbeitung zu versuchen; und da es mit dieser nicht glückte, so amputirte er durch Radicalschnitte ganze Kapitel im zweiten und hauptsächlich im dritten Wälzchen, mit der Absicht zum Teil, ihnen anderwärts eine Unter kunft zu suchen. Solch ein verpflanztes Stück der Wälzer findet man in Band XI der Werke z. sch. Lit. u. Kunst, „streng gesichtet,“ wie Heyne (1807), dies Mal folgsamer, berichtet, d. h. um die Hälfte gekürzt. Das übrige ausgesonderte aber geriet im Verlauf der Ausgabe in Vergessenheit, und so fehlt durch bloßen Zufall z. B. das schöne Kapitel „Über die Reichsgeschichte,“ so der Excurs über Bindar (462—471. 444, 127—448), Stücke, die man für die Abteilungen „Zur Geschichte“ und „Zur Griechischen Literatur“ zurückgelegt hatte.<sup>1)</sup>

1) Andere Stücke von besonderem Werthe, die man in der Vulgata nicht findet, sind z. B. 126, 184—133, 195. 170, 250—176, 258.

Aus dieser quellenmäßigen Darlegung — zu der außer den Briefen<sup>1</sup> die ausgesonderten, durchstrichenen und durchcorrigirten Stücke des Originaldrucks das Material lieferten — erklärt es sich erst, wie jener verkrüppelte, um mehr als ein Drittel gekürzte Bulgattert zu Stande gekommen ist, der ein halbes Jahrhundert und länger den meisten Lesern für authentisch gegolten hat. Hier-nach aber läßt sich auch erst über Heynes Anteil ein gerechtes Urteil fällen. Es ist nicht seine Schuld, daß gerade für die stärksten Verkürzungen die in seiner Vorrede angegebenen Motive nicht aus-reichen. Auf seine Rechnung kommen mäßige Abstriche, kommt besonders die Änderung des „oft scharfen, oft antiquarischen Ausdrucks,“ eine Änderung, durch die allerdings häufig auch sprachliche Eigen-tümlichkeiten des Schriftstellers angetastet worden sind. Hiermit leistete er, wozu ihn die allgemeinen Principien der Ausgabe ver-banden. Mit rührender Hingabe und Ausdauer führte der fünf- und siebzigjährige, von Gicht geplagte, von schwerem häuslichen Leid betroffene Mann in Nebenstunden eine Arbeit durch, zu der ihn die Freundschaft für den Todten verpflichtete, und die ihm die Freundschaft der Überlebenden wohl hätte verleiden können. Im Kleinen, an den oft sehr versteckten Druckfehlern, hat er viel versäumt und übersehen; sein Augenmerk war auf anderes, was wir heute ihm nicht danken können, gerichtet. Sonst hätte es dem alten Philo-logen an Scharfsein wol schwerlich gefehlt. Man hat sich gewöhnt, über Heyne, als den Revisor von Herders Werken, hart und abschäzig zu urteilen. Auch deshalb galt es hier einmal die Akten voll-ständig vorzulegen.

1) Der Briefwechsel Carolinens mit den Revisoren, der mir erst jetzt zugänglich geworden ist, gibt über die Geschichte des Textes höchst interessante Aufschlüsse; bisweilen ist er für die Textkritik von hoher Bedeutung. So der Begleitbrief zu den Materialien, welche Caroline für die Herausgabe der Fragmente zur Verfügung stellte. Weimar 12. August 1804. „Bei der dritten Sammlung werden Sie seine (Herders) Hand fin-den, wo er hie und da corrigirt hat.“ Meine Annahme bezüglich dieses Teiles und die darauf gegründete Behandlung des Textes (I. Ein-leitung S. XLI fg.) hat hierdurch ihre Bestätigung gefunden.

Die der Bulgata eigentümlichen Lesarten habe ich nur dann unter dem Texte notirt, wenn sie eine nennenswerthe Verichtigung enthalten. (Vgl. I. Einleitung S. XLI. 1). Zu den drei ersten Wältern existirt nichts mehr vom Manuscript in letzter Bearbeitung.<sup>1</sup> Aus älteren Redactionen jedoch habe ich Zusätze entnommen, die noch heute Beachtung verdienen. Im ersten Wälchen habe ich zu sämtlichen Laokoontaten die Seitenzahl der Lachmannschen Ausgabe beigesetzt und hier wie anderwärts die redactionellen Änderungen, welche sich Herder gestattet hat, angemerkt. (Vgl. I. Einleitung S. XLIV).

Die Anmerkungen, mit denen dieser Band ausgestattet ist, sind auf das knappste Maß beschränkt für den ersten Teil der Wälter, den Anti-Laokoon. Ohne den Laokoon ist er nicht zu verstehen, und wer diesen in allen Einzelheiten mit Blümners sorgfältigem Commentar<sup>2</sup> durchgearbeitet hat, für den bleibt im Ersten Wälchen wenig zu erläutern. Nicht um meine Erklärungen zu bereichern, habe ich Blümner zu Rate gezogen, sondern um aus denselben zu streichen, was durch diese vortreffliche Arbeit überflüssig geworden war. Mit dem zweiten und dritten Teil der Wälter wird sich Niemand eingehend beschäftigen, „der die Alten nicht kennt.“ (II, 206). Deshalb habe ich mich gehütet, nachzuweisen und zu erläutern, was dem classisch gebildeten bei einem Nachdenken sich von selbst bietet. Für die Nachweisungen aus der „neueren Literatur,“ besonders der des achtzehnten Jahrhunderts, hat dieses Mal C. Redlich das beste gethan.

---

1) Die Originalausgabe ist in den kritischen Anmerkungen mit A bezeichnet.

2) Lessings Laokoon Herausgegeben und Erläutert von Hugo Blümner. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1876.

---

Kritische Wälder.  
—  
oder  
Betrachtungen,  
die  
Wissenschaft und Kunst  
des Schönen  
betreffend,  
nach Maßgabe neuerer Schriften.

Leser, wie gefall ich dir?  
Leser, wie gefällst du mir?  
Logau.<sup>1</sup>

---

Erstes Wäldchen.  
Herrn Lessings Laokoon gewidmet.

---

1769.

1) Statt des Sokrateskopfes mit den Zeilen aus Logau steht in der Titelauslage von 1769:

— Qui primo decurrere per materiam volunt et sequentes calorem atque impetum ex tempore seribunt,  
— sylvas vocant.

Quintilian L. X. c. 3.



(3)

## Analytischer Inhalt.

---

1. Es ist unbillig, Lessing auf Winckelmanns Kosten zu loben. Unterschied beider Schriftsteller in Materie, Denkart und Styl.
2. Sophokles Philoktet leidet nicht mit brüllendem Geschrei. Die Helden Homers fallen nicht mit Geschrei zu Boden. Schreien kann nicht ein nothwendiger Charakterzug einer Helden- und Menschlichen Empfindung seyn.
3. Die Empfindbarkeit der Griechen zu sanften Thränen zeigt sich ganz anders. Sie ist auch den Griechen nicht allein und ausschliessend eigen. Proben und Charakter der alten Hesischen Gesänge.
4. Eine philosophische Geschichte der Elegischen Dichtkunst über Völker und Zeiten, oder Gründe der alten Heldenmenschlichkeit, aus ihrer Empfindung für Vaterland, Geschlecht, Heroische Freundschaft, einfältige Liebe und die Menschlichkeit des Lebens hergeleitet, nicht aber als ob sie einen Schlag mehr empfunden, und besser geschrien hätten, wie wir. Empfindbarkeit der Homerischen Helden zeigt sich würdiger.
5. Sophokles macht in seinem Philoktet gewiß nicht Geschrei zum Hauptmittel der Führung. Bessere Eindrücke des Griechischen Drama. Ob körperlicher Schmerz je die Hauptidee eines Trauerspiels werden könne? Dass ers bei Sophokles nicht sey.
- (4) 6. Die Behauptung: der Griechische Künstler schilberte das Schöne, ist wahr. Grenzen und Erklärung dieses Satzes aus ihrem Mythischen

Cirkel und ihrer Heldengeschichte. Warum Timanthes seinen Agamemnon verhüllt gemahet?

7. Von den Hörnern des Baechus. Von dem Einfluß der verschiedenen Mythologischen Zeitalter auf Poesie und Kunst.
8. Wen Virgil in Schilderung seines Laokoon nachgeahmet haben möge? Urtheil über Quintus Calaber, und Petron, in ihren Schilderungen. Nach wem der Künstler gebildet haben könne?
9. Soll die Kunst nichts Vorübergehendes zu ihrem Anblicke wählen: so verliert sie ihr Leben. Soll sie für jede wiederholte Erblickung arbeiten: so ihr Wesen. Ursache, warum die Kunst ein Ideal der Schönheit habe, und insonderheit die stille Ruhe liebe, aus dem Grundsatz, daß sie für Einen ewigen Anblick arbeite.
10. Neber Spenee's Erläuterungen der Alten aus Kunstwerken. Rettung seines herunterschwebenden Mars. Frage, ob die Kunst schwebende Körper vorstellen könne?
11. Dem Künstler sind Götter und geistige Wesen nicht blos personifirte Abstrakta, so bald er sie in Handlung kann erscheinen lassen. Die Mythologie ist eigentlich Poetisch, und hat Dichterische Gesetze. Dem Dichter geht Individualität seiner Götter weit über Charakter; so hat er sie dem Künstler übergeben.
12. Neber die Poetischen Attributen von Horaz, dem großen Liebhaber symbolischer Wesen, wird seine Ode an das Glück, sein Bild der Rothwendigkeit u. s. w. erklärt. Die Maschinen des Epischen Dichters müssen nicht Allegorische Abstrakta seyn: bei Homer sind sie es nicht.
13. Homers Nebel und Unsichtbarwerden sind keine Poetische Phrasen: sondern gehören mit zum Mythischen Wunderbaren seiner Epopee. Unsichtbar seyn ist nicht der natürliche Zustand der Homerischen Götter.
14. Auch die Größe derselben ist bei ihm nicht solch ein Hauptzug, als Macht und Schnelligkeit. Unter welchen Bedingungen, und mit welcher Mäßigung er ihre Größe schildert? Erklärung des Helms der Minerva. Von wem er das Colossalische seiner Götter entlehnet?

15. Ob Homer für uns Deutsche übersetzt werden solle? Das Fortschreitende seiner Manier, und die beständig zirkelnden und wiederkommen den Blüte in seinen Bildern sind kaum übersetzbare.
16. Das Successive in den Tönen ist nicht das Wesen der Dichtkunst. Ganz und gar auch nicht mit dem Coexistenzen der Farben zu vergleichen. Aus dem Successiven der Poesie folgt nicht, daß sie Handlungen schildere. Das Successive der Töne kommt jeder Rede zu.
17. Fehlschlüsse, wenn man die Succession der Töne für das Hauptmerkmal der Poesie annimmt. Homer wählt gar nicht das Fortschreitende seiner Schilderungen, um sie nicht coexistent zu schildern; sondern weil jedesmal in dem Fortschreiten seiner Bilder die Energie derselben und seiner Gedichtart liegt.
18. Homers Gedichtart kann nicht allen Dichtarten Gesetze, und aus ihrer (6) Manier ein oberstes Gesetz geben. Aus der Succession der Töne folgt keine Achtserklärung gegen die malende Poesie.
19. Energie ist das oberste Gesetz der Dichtkunst: sie malet also nie Werkmäfig. Urtheil über Harris Vergleichung und Unterscheidung der schönen Künste.
20. Ob die Schilderung körperlicher Schönheit der Dichtkunst verboten sey? Wo sie jede Schönheit durch Reiz zeigen könne? Ob sie jemals an einer Schönheitsschilderung Werkmäfig arbeite? Ob, wenn der Dichter häßliche Formen nutzen kann, er nicht auch schöne nutzen könne?
21. Homer macht Thersites nicht häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Häßlichkeit an Seele und Körper ist sein Charakter, der vlos dadurch gemildert wird, daß er auf nichts Schädliches ausläuft. Es wird also der Person Thersites noch diesmal erlaubt, in Homer zu bleiben.
22. Wenn das Häßliche zum Lächerlichen hilft: so ist's zum Contrast des Lächerlichen wesentlich. Zum Schrecklichen nicht so. Da zum Schrecklichen thut es niemals nichts, sondern zum Abscheu. Ekel kommt

eigentlich allein dem Geschmack und Geruch zu; andern Sinnen nur, so fern sie sich an deren Stelle setzen. Nicht alles Häßliche also ist ekelhaft.

23. Gebrauch des Lächerlichen, Schrecklichen, Ekelhaften in Poesie und Malerei. Abschied vom Laokoon.
24. Einzelne Fehler der Winckelmannischen Schriften. Sein Tod — — — Beschlüß.

# Kritische Wälder.

## Erstes Wäldchen.

### 1.

Der Laokoon des Herrn Lessings, ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den Menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie, und der Kunst des Schönen, geschäftig gewesen, ist in unsrer jetzigen kritischen Pestilenz in Deutschland, für mich eine der angenehmen Erscheinungen gewesen, um welche Demokritus die Götter bat, als um die Seligkeit seines Lebens. Ich würde dasselbe auch sehr wohlfeil mit der Bildsäule vergleichen können, von der es den Namen hat, wenn nicht die Mine des Vollendeten, des Schriftstellerischen *extouise* eben die wäre, die dieser Laokoon am wenigsten annehmen will. Es mag also diese Sprache durch Kunstvergleichungen immer unsren Schönheitskünstlern des Styls bleiben: ich will den Laokoon als eine Sammlung von Materialien, als einen Zusammenschuß von Collectaneen betrachten — auch als solcher allein, verdient er Betrachtung gnug.

Die Kunstrichter unsrer Zeit, eine Heerde der kleinen Geschöpfe, die Apollo Smintheus jetzt scheint auf unsrer liebes Vaterland gebannet zu haben, um auch die wenigen Blumen- und Fruchtreichen Auen zu verwüsten, die noch hie und da als Ländereien des Genies übrig geblieben — diese Boten Apollo haben meistens Laokoon nicht besser zu loben gewußt, als auf Winkelmanns Kosten; denn welch ein Lob fließt von den Lippen großer Leute wohl glatter herunter, als das auf Kosten eines Dritten? Lessing soll Winkelmannen so viel unverzeihliche Fehler gezeigt, ihn philosophiren

gelehrte, ihn die Grenzen und das Wesen der Kunst gewiesen, und insonderheit in seinen Schriften das aufgedeckt haben, daß seine Kenntniß der Alten ein schwankender Grund sey. Wäre das nicht viel? Einem Winkelmann, ihm, der sich so ganz nach den Alten gebildet, der in Griechenland lebet und webet, der in den Alten Kunstkenntniß, bis zum Erstaunen, zeiget, dem Homer, wie er selbst schreibt, täglich sein andächtiges Morgengebet gewesen, — diesem Mann zeigen, daß er Homer nicht gelesen, daß er die Griechen nicht kenne: warum? weil sie Lessing kennt, weil Lessing Homer gelesen! Noch ärger, daß Winkelmann kein Philosoph seyn soll, 9 weil er nicht auf Lessings Art philosophirt, sondern lieber in der Akademie alter Griechischen Weisen, und insonderheit am heiligen Slyßus<sup>1</sup> wandelt. Und denn am ärgsten, Winkelmannen das Wesen der Kunst lehren — o der unseligen Richter, die taub und blödfinnig, wie Claudius, über die größten Schriftsteller unsrer Zeit, nicht anders als im Schlaf, nicht anders als über Schüler urtheilen, bei denen Examen zu halten sey, über das, was sie wissen, und nicht wissen, zeigen und nicht zeigen, insonderheit, was ihnen gegen diesen und jenen fehle? — —

Auch Lessing wiederum hat, wie billig und recht ist, erleuchteten Kunstrichtern zum Vorwurf dienen müssen, die Schärfe ihrer 10

---

a) Ich führe aus diesen hohen Urtheilen über Winkelmann nur Eins an: Klotz. acta litter. vol. III. p. 319. lassen sich bei Gelegenheit des Laokoon also vernehmen: Reddiderunt forte virum doctum nimiae laudes securiorem, quibus prima illius opuscula, multo meliora eo, quod de allegoria compilauit, extulerunt quidam, quibus si me quoque accusueris, nec miror, nec indignor. Vtinam ne exemplo Winkelmannus suo aliquando doceat, saepe nocere auctorum famae et ingenii praeconum et amicorum voces, plausus et laudes, minuere diligentiam, addere fastum et fiduciam! Es sei denn, daß Herr Klotz dieses aus eigner Erfahrung sage, weiß ich nicht, ob die einzelnen Urtheile, die Herr Klotz über Winkelmann zu fällen, und die manchen Verbesserungen, die er ihm anzudrehen beliebet hat, eben Ihn berechtigen, ein so entscheidendes Haupturtheil über Winkelmann zu fällen, ohne Beweise.

1) A: Slystus; Heyne: Slyssus.

Augen dem Publikum zu zeigen. Wenn der eine ihn zum größten Antiquar unsrer Zeiten, zum ersten Lehrer der Kunst mache: so war er dem andern, ach leider! ein witziger Kopf, und einem dritten, einem frommen kritischen Christen,<sup>a</sup> ein Schulphilosoph, ein Aesthetiker aus Baumgartens Schule, der nach der Sprache unsrer neuen Schönenker, mit ein paar Unzen Baumgartenscher Philosophie den Weltweisen aller Zeiten trozen wolle. O! mit verstopftem Ohr durch diese Chöre quäkender Frösche hindurch, wie Ulysses durch den Gesang der Syrenen!

Für mich hat Laokoon an sich selbst Schönheit gnug, als daß er blos durch den Kontrast mit einem andern gewinnen dörste. Vor und hinter demselben, was L. gegen W. habe, sind entweder nichts als Parerga, für die beide sie ansehen werden, oder wenigstens trifft nichts auf Winkelmanns Hauptzweck, die Kunst; und Laokoon also, als Abhandlung über die Gränzen der Poesie und Malerei, hat Werth und Vortrefflichkeit; aber ihn als Streitschrift, als Prüfung der ganzen Winkelmannischen Werke betrachten zu wollen, ist meines Erachtens der falscheste Gesichtspunkt, und der 11 Genius eines Lessings und Winkelmanns sind auch zu verschieden, als daß ichs von mir erlangen könnte, sie gegen einander abzumessen.

Wo Lessing in seinem Laokoon am vortrefflichsten schreibt, spricht — der Criticus: der Kunstrichter des Poetischen Geschmack: der Dichter. Wie Sophokles Philoktet leide, und die Helden Homers weinen, und Virgils Laokoon den Mund öffnen, und körperliche Schmerzen auf dem Theater winseln dörfen — wie Virgil, Petron und Sadolet den Laokoon bilden, und der Dichter den Künstler, und der Künstler den Dichter<sup>1</sup> nachahmen könne —

---

a) Auch hier führe ich nur einen Zeugen an: Huch über die Satyre Archilochus; und kann zu jedem angeführten Zuge einen anführen, wenn es der Mühe werth wäre.

1) A: „den Dichter“ fehlt. Ms. der älteren Redaction: „wie der Dichter den Künstler und v. v. nachahmen könne.“

wer spricht hier überall, als der Kunstrichter des Poeten? Dieser ist's, der dem Philosofen des Chateaubrun einen Streich giebt, der Spence'n und Caylus ihre Fehler zeiget, der Homers Poetische Wesen clasificirt, und Poetische von der Malerischen Schönheit unterscheidet — überall der Kunstrichter des Dichters: das ist sein Geschäft. Und sein Zweck derselbe. Dem falschen Poetischen Geschmack entgegen zu reden, die Grenzen zweier Künste zu bestimmen, damit die eine der andern nicht vorgreifen, vorarbeiten, zu nahe treten wolle: das ist sein Zweck. Was er auf diesem Wege von dem Innern der Kunst findet, freilich nimmt ers auf; aber mir noch immer Leßing, der Poetische Kunstrichter, der sich selbst Dichter fühlt.

Winkelmann aber, ein Lehrer Griechischer Kunst, der selbst in 12 seiner Kunstgeschichte mehr darauf bedacht ist, eine Historische Metaphysik des Schönen aus den Alten, absonderlich Griechen, zu liefern, als selbst auf eigentliche Geschichte. Und also auf eine Critik des Kunstgeschmacks noch uneigentlicher. Um den falschen Geschmack anderer Zeiten und Völker ist ihm nie als um Hauptzweck zu thun; den züchtigt er blos, wenn er neben oder unmittelbar vor den Alten ihm zu Gesicht kommt: denn sonst, wie oft hätte er nach seiner vornehmen Griechischen Idee züchtigen, und seine Hand in Nebenstreichen ermüden müssen! Und schreibt er also nicht als Critikus des Kunstgeschmacks; wie weit entfernt vom Kunstrichter der Poesie? Als Künstler las er die Dichter, als Kunstrehrer brauchet er sie, und würde nicht so haben schreiben können, wenn er auch selbst die Dichter anders, und nicht als Künstler gelesen. Er, dem wie jenem Griechischen Künstler, die Schönheit selbst, (aber die Kunstschönheit) erschienen war; bezaubert von ihr, suchte er ihre Gestalt also mit Feuer in seinen Geist gemalt, brennend in seinem Auge, und sich in seinem Herzen regend — diese Gestalt der Kunstschönheit, dieß Bild der Liebe, suchte er allenthalben, wollte sie auch im bloßen Abglanz sehen, vermutete sie selbst, wie Kleists Amynt seine geliebte Lage, auch in Fußtritten, auch im Bilde des Wassers, auch im Hauche des Zephyrs, der freilich von einer andern 13

Lalage, (der Schönheit des Dichters) kommen konnte. Im Gefühl also dieser bildenden und nicht dichtenden Schönheit stand er auch vor Virgils Laokoon, wie vor dem Laokoon des Polydorus,<sup>1)</sup> und so muß er gelesen werden: denn das sind Schranken der Menschlichen Natur, auf Einmal nur Eines sehen zu können, was man will, und wie man will — Dieß eine war bei Winkelmann die Kunst. Soll ich ihm also Rämntrijß der Alten absprechen, weil er Homer nicht als Dichter, sondern als Künstler, nicht also des Poetischen Wesens seiner Muse wegen, nicht wie Lessing gelesen? Soll ich ihm einen Seitenblick, den er auf die Poesie wirft, um seine Kunst zu erläutern, und gesetzt dieser Seitenblick trüfe auch nicht auf das Innere der Dichtkunst, zum Hauptverbrechen anrechnen? Und soll ich, weil Lessing wiederum alles aus dem Grunde der Seele holt, soll ich ihn für einen spekulativen Witpling, und wenn er einmal mit seinen muntern Schlüssen zu weit käme, für einen rathenden Kopf halten? Warum können wir denn nicht zween so originale Denker, Winkelmann und Lessing nehmen, wie jeder ist? Auch in der Schreibart so gar haben beide eine Griechische Grazie zur Freundin; nur daß sie bei beiden nicht Eine Grazie ist. —

Winkelmanns Styl ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen, tritt jeder Gedanke hervor, und steht da, edel, 14 einfältig, erhaben, vollendet: er ist. Geworden sey er, wo oder wie er wolle, mit Mühe oder von selbst, in einem Griechen, oder in Winkelmann; genug, daß er durch diesen auf einmal, wie eine Minerva aus Jupiters Haupt dastehet und ist. Wie also an dem Ufer eines Gedankennieeres, wo auf der Höhe desselben der Blick sich in den Wolken verliert: so stehe ich an seinen Schriften, und überschauet. Ein Feld voll Kriegsmänner, die weit und breit zusammen geworben, die Aussicht erst lange ins Große führen; wenn aber endlich aus dieser Weite das Auge erhabner zurück kommt: so wird es sich an jeden einzelnen Kriegsmann heften, und fragen,

---

1) Heyne: Agesander, (so überall)

woher? und betrachten, wer er sey? und alsdenn von vielen den Lebenslauf eines Helden erfahren können.

Leßings Schreibart ist der Styl eines Poeten, d. i. eines Schriftstellers, nicht der gemacht hat, sondern der da macht, nicht der gedacht haben will, sondern uns vordenkt, wir sehen sein Werk wer dend, wie das Schild Achilles bei Homer. Er scheint uns die Veranlassung jeder Reflexion gleichsam vor Augen zu führen, Stückweise zu zerlegen, zusammen zu setzen; nun springt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgesatz kommt näher, da ist das Produkt der Betrachtung. Jeder Abschnitt ein Ausgedachtes, das *terayueror* eines vollendeten Gedanken: sein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einsprüngen und 15 Episoden, aber immer unstät, immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden. Sogar bis auf einzelne Bilder, Schilderungen und Verzierungen des Styls, erstrecket sich dieser Unterschied zwischen beiden, Winkelmann der Künstler, der gebildet hat, Leßing der schaffende Poet. Jener ein erhabner Lehrer der Kunst; dieser selbst in der Philosophie seiner Schriften ein muntrer Gesellschafter; sein Buch ein unterhaltender Dialog für unsern Geist.

So dörftesten beide seyn: und wie unterschieden! wie vortrefflich bei dem Unterschiede! Weg also mit der Brille, durch die man von einem zum andern schielen<sup>1</sup> will, um durch Kontrast zu loben! Wer L. und W. nicht lesen kann, wie jeder derselben ist, der soll keinen von beiden, der soll sich selbst lesen! — —

---

## 2.

W. schildert seinen Laooon,<sup>a</sup> mit dem Gefühl, als hätte er ihn selbst geschaffen: „Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln „und Sehnen des Körpers entdecket, und den man ganz allein,

---

a) Von der Nachahmung griechischer Werke. S. 22. [Werke I, 31]

1) A: spielen

„ohne das Gesicht und andre Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezognen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt;  
„dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth in  
16 „dem Gesichte und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singet; die Deffnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes Seufzen, wie es Sadoleit beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet, wie des Sophokles Philoktetes: sein Elend gehet uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann, das Elend extragen zu können.“

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet.“ Von dieser Vergleichung geht Hr. Lessing<sup>a)</sup> aus, und will, daß es keine Vergleichung sey: daß Sophokles Philoktet nicht blos ängstlich und beklemmt seufze, sondern flage, schreie, mit wilden Verwünschungen das öde Eiland schrecklich anfülle, und auch das Theater von Tönen des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung durchhallen lasse. Winkelmann muß also zuerst wohl nicht recht gelesen haben, und zweitens also übel vergleichen, übel folgern.

Der Philoktet Sophokles mag entscheiden — wie leidet dieser?  
17 Es ist sonderbar, daß der Eindruck, den dieses Stück bei mir von lange her zurück gelassen, derselbe ist, den W. will: nämlich der Eindruck eines Helden, der mitten im Schmerz seinen Schmerz bekämpft, ihn mit holem Seufzen zurückhält, so lange, als er kann, und endlich, da ihn das Ach! das entsetzliche Weh! übermannt, noch immer nur einzelne, nur verstolne Töne des Jammers austößt, und das übrige in seine große Seele verbirgt. Lasset uns Sophokles auffüllagen, lasset uns lesen, als ob wir sähen, und ich glaube, wir werden den nämlichen Philoktet gewahr werden, den Sophokles schuf, und Winkelmann anführt, wie er geschaffen ist.

---

a) Less. im Laok. p. 3. [377].

Mit Anfange des dritten Aufzuges überraschet ihn der Schmerz; aber mit brüllendem Geschrei? Nein: mit einem plötzlichen Still-schweigen, mit einer stummen Bestürzung, und da diese sich endlich lösen, mit einem holen verzognen  $\ddot{\alpha}$   $\ddot{\alpha}$   $\ddot{\alpha}$ , das sich auch kaum vom Neoptolem will hören lassen.<sup>a</sup> Was ist dir? fährt dieser auf. „Nichts böses, gehe nur, mein Sohn;“ antwortet Philoktet, und wie anders, als mit einem Gesicht voll Liebe, voll zurückhaltendem Heldenmuthe. So geht die Scene des stummen Schmerzes fort: der bekümmerte, der unruhige, der fragende Neoptolem, und Philoktet, der — nicht brüllt und tobt, der seinen Schmerz bekleint, ihn eine große Zeit selbst dem Neoptolem verbergen will, und nur immer zwischen inne mit einem bangen *ιω θεοι* den Göttern klaget. Und eben diese stumme Scene des Schmerzes, von welcher Wirkung muß sie auf den Zuschauer gewesen seyn? Er sieht Philoktet leiden, stumm, nur in einer verzognen Geberde, nur mit einem beklumenten Ach! leiden; und wer fühlt dieß bekleimte Ach! nicht mehr, als das brüllende Geschrei eines Mars, der in der Schlacht verwundet, wie zehn tausend Mann, oder warum nicht lieber, wie zehn tausend Ochsen? aufbrüllt? Hier erschrickt, dort fühlt man: mit Philoktet mitleidend bestürzt, als Neoptolemus, bangt man, weiß nicht, woran man ist, was man thun, wie man helfen soll? Man tritt auf sein trauriges  $\ddot{\alpha}$   $\ddot{\alpha}$  zu ihm: „Wie denn? du leidest! du redest nicht! Warum so verschlossen? du wirst gepeinigt? warum seufzest du zu den Göttern? — Und ein Philoktet antwortet mit verzognem Lächeln, mit einem Gesicht, in welchem sich Schmerz und Muth und Freindlichkeit mischen: Ich? Nein! ich empfinde Erleichterung! ich fliehe zu den Göttern um glückliche Schiffahrt. Welch ein Griechischer Garrif gehöret dazu,

a) *Νεο. ἔρπ' εἰ θέλεις· τί δή ποθ' ὁδ' ξε οὐδενὸς  
Αόγε σιωπῆς, καποπλήστως ὁδ' ξέη;*  
Φιλ.  $\ddot{\alpha}$   $\ddot{\alpha}$   $\ddot{\alpha}$ .

*Νεο. τί ξστιν;*

*Φιλ. θέειρ δειγότ. ἀλλ' ιθ', ὃ τέκνον ο. τ. λ.*

den Schmerz und den Muth, die Menschliche Empfindung und die Heldenseele hier abzuwiegen!

19 Uebermannet endlich vom Schmerz unterliegt er; er bricht aus — aber in Töne der brüllenden Verzweiflung, des wütenden Geschreies? Nichts! in ein trauriges *ἀπόλαλα τέκνον*. *βρύζουσαι*<sup>1</sup> *τέκνον*. *παπαῖ*. *ἀπαπταπαῖ*, *παπαῖ*, *παπαῖ*, *παπαῖ*: das sind seine gezognen Klagetöne! Er bittet um die Heldencur, seinen Fuß abzuhauen: er winselt. — Nichts mehr? Nein, nichts mehr! Er war ausgebrochen, wie Neoptolem sagt, nur in *ιγνῆν καὶ σόνον* in Achzen und Seufzen, und Ach! wie muß dieß röhren! Sein gekrümmter Fuß, sein verzognes Gesicht, seine vom Seufzer erhobene Brust, die vom Achzen hole Seite, sein halbes Ach! — — Weiter geht der Dichter nicht: und um zuvor zu kommen dem Uebertreiben des Ausdrucks, läßt er Philoktet vor Schmerz in Un Sinn fallen! So sehr hat er gelitten, so sehr seine Kräfte zusammen gefasst, daß er raset.

Er kommt wieder zu sich! er erholt sich! aber die Krankheit kommt, wie ein verirrter Wandler wieder: schwarzes Blut sprüht hervor: sein *ἀπαπταπαῖ* fängt an: er bittet, ächzet; ein Fluch auf Ulysses, ein Zorn mit den Göttern, ein Ruff an den Tod, aber alles nur Rückweise, nur Augenblicke! der Schmerz läßt nach; und siehe! den Augenblick der Erholung wendet er an, um den dritten Anfall zu erwarten. Er kommt, und da der Theatralische Ausdruck 20 nicht höher steigen kann, so läßt ihn Sophokles — alles, was er ihn thun lassen kann, um ihn nicht schreien zu lassen: schwärmen, ächzen, bitten, zürnen, athemlos zu sich kommen und — — einschlaßen. Peinlicher Auftritt! der höchste am Ausdrucke, den vielleicht je ein Tragisches Stück gefordert, und nur ein Griechischer Schauspieler erreichen konnte.

— Aber in diesem peinlichen Auftritte, was ist da das Höchste am Ausdruck, was ist der Hauptton desselben? Etwa Geschrei? So wenig, daß Sophokles ja auf nichts sorgfältiger scheint, als zu

---

1) A: *βρύζουσαι*.

vermeiden, daß dieß nicht Hauptton würde. Wo sind „die Klagen, „das Geschrei, die wilden Verwünschungen, mit welchen sein Schmerz „das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen störte, „die schrecklich durch das öde Eiland erschollen;“<sup>a</sup> wo sind sie? auf dem Theater? Ja! aber in der Erzählung,<sup>b</sup> in der Erzählung seines Feindes Ulysses, der sich darüber rechtfertigen will, daß man ihn ausgesetzt, und verlassen; nicht aber in der Aktion, nicht als ob dieß Geschrei Hauptausdruck wäre. Ein anderer Dichter, ein Aeschylus z. E. würde freilich hieraus mehr Hauptton gemacht, und vielleicht, wie durch seine Eumeniden eine Schwangere erschreckt haben, zu misgebären: bei einem übertriebenen neuen Tragikus würde Philoktets Gebrülle gewiß schon hinter den Scenen anfangen, 21 und er sich mit wüstem, wildem Geschrei aufs Theater stürzen, wie z. E. Hudemanns Raim durch den schönsten und neuesten Coup de Theatre sich vor dem Eintritt mit seiner Keule meldet, sie vor sich hin wirft, und ihr nach, Länge lang aufs Theater hinfällt. Aber bei dem weisen Sophokles? — Wie hat er den Ton der Angst abgewogen? wie sorgfältig auf ihn bereitet! wie lange unterdrückt! wie oft unterbrochen! wie sehr durchgängig gemildert! Der ganze Auftritt kann ein Gemälde des Schmerzes heißen durch alle seine Grade vom stummen, bis zum betäubenden Schmerze, der sich selbst gleichsam ertötet; aber im Ganzen doch das Gemälde des zurückgehaltenen und nicht des ausgelassenen Schmerzes, dieß ist unstreitig bey Sophokles vom Anfang zu Ende.

Und daher auch die Kürze des Akts, der kurz in Worten, aber lang in der Vorstellung ist. Räume es hier auf das Schreien, auf „die jammervollen Ausruffungen, auf das ausgestoßne und „abgebrochne häufige ḡ, ḡ an,“<sup>c</sup> wie Hr. L.<sup>e</sup> will: so weiß ich nichts, was entweder schneller auf einander folgen, oder den Zuschauer unwillig machen muß. Aber das Zurückhalten, das pein-

a) Laok. p. 3. [377]      b) Sophokl. Philokt. Akt. 1. Aufstr. 1.  
c) Laok. p. 4. [377]

1) L. die abgebrochenen ḡ, ḡ

22 liche Verschmerzen, die langen Kämpfe mit dem Weh im Stillen, die endlich mit einem versthöhlten *o! uoi! uoi!* geschlossen werden; diese dehnen, diese schleichen, und sie sind der Hauptton des ganzen Auftritts. Nun setzen Sie noch den dämmernden Chorus hinzu, der dem entschlafnen Philoktet sein Schlaf = sein Ruhelied, in sanften langsamem Zügen singet, und hier nicht bloß den Akt beschließet, sondern selbst im Achte ist; denn der schlafende Philoktet lieget dem Zuschauer vor Augen; diesen, sage ich, setze man hinzu, und es ist ein langer, ganzer, vollendeter Akt, der meine Seele füllt: aber nicht durchs Ausstoßen, sondern eben durch das Rückhalten des Ach! Und so kann Winkelmann mit Recht sagen: Laokoon leidet, wie Sophokles Philoktet: nur jener, als Bildsäule, bei welcher ein Seufzer ewig dauret, ewig die Brust beklammert, und dieser als Tragische Person, die den langen Seufzer endlich mit einem Ach! schließen, und den wieder kommenden Schmerz mit einem Ach! empfangen muß, die zwar auf einer Saite des Jammers herumirret, aber mit abgesetzten, mit langsam wiederkommenden, mit etwas auf- und absteigenden, mit Zwischentönen des unterdrückten Schmerzes. Sophokles war also derselbe weise Meister in seinem Philoktet, wie Polydorus in seinem Laokoon, und bei beiden zeigt sich, nur nach der Verschiedenheit ihres Vorwurfs, einerlei Weisheit, den stillen, den prägnantsten Ausdruck zu suchen, und dem übertriebenen Ausdruck zu entweichen. Und das sagt Winkelmann!

Allerdings ist Schreien der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes:<sup>a</sup> nur jede Kunst der Nachahmung, und so darf ich auch sagen, jede Gedichtart, hat in Nachahmung dieses Ausdruckes ihre eigenen Gränzen. Wie abwechselnd ist Homer in der Art, wie seine Krieger, seine Helden niederfallen, und wie wiederholend in dem, was den Niederfallenden und Sterbenden gemein ist; aber weder jene Abwechselung, noch diese Wiederholung macht mir das Lessingsche Wort verständlich: „Homers Krieger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden!“<sup>b</sup> Schr selten, möchte ich

a) Laok. p. 4.      b) Laok. p. 4.

Herders sammel. Werke. III.

sagen, (wenn mich nicht mein Gedächtniß aus Homer trügt) und fast gar nicht, außer wenn eine nähtere Bestimmung dieses Charakters es fordert. So gewöhnlich ihm ist, daß sein Krieger mit klirrenden Waffen, mit bebendem Boden u. s. w. fällt und stirbt, indem ihm Dunkelheit die Augen deckt;<sup>a</sup> so ungewöhnlich fällt und stirbt einer mit Geschrei, mit Heulen: und alsdenn ist dieß „nicht der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes,” sondern ein Charakterzug seines Verwundeten. So heult z. B. bei seiner Verwundung ein Pherecles;<sup>b</sup> aber dieser Pherecles ist ein Trojaner, ein unkriegerischer Künstler, ein feiger Flüchtling, der auf der Flucht eingeholt wird; und freilich ein solcher kann sich durch ein Geheul auf seinen Knieen unterscheiden; aber offenbar „nicht der leidenden Natur ihr Recht zu lassen,” sondern vermöge seines Charakters. Vermöge dieses, schreiet die Venus laut;<sup>c</sup> denn sie ist die weichliche Göttin der Liebe: ihre zarte Haut ist kaum gestreift, kaum wird sie den rothen Thron, das Götterblut, gewahr, so entsinken ihr die Hände; sie verläßt die Schlacht, sie weint vor Bruder, Mutter, Vater und dem ganzen Himmel: sie ist untröstlich. Wer will nun sagen, daß mit diesem allen Homer sie charakterisiere, „nicht um „sie als die weichliche Göttin der Wollust zu schildern, sondern viel- „mehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben?” Wäre dieß, wie würde er so genau die Seite des Weichlichen<sup>d</sup> mit jedem Bilde, mit jedem Worte, mit jeder Bewegung zeichnen? wie würde er sie noch oben drein, von Pallas verspotten lassen, als hätte sie sich bei einem Liebeshandel vielleicht geritzt? wie würde selbst ihr lieber Vater Jupiter über sie lächeln? Lachet dieser, spottet jene, um der leidenden Natur ihr Recht zu geben? und welche leidende Natur ist ein Riß der blendenen Haut? — Eben so wenig schreit der ehrne Mars<sup>e</sup> aus einer andern Ursache, als eben — weil er der

a) Αμητὶ δ' ὅσσε πελαρηνή νὺξ ξαλυψε.

b) Iliad. E. 68. ἔριπ' οἰμώξας.

c) Η δὲ μέγ' ιάχεσσα. Iliad. E. v. 343.

d) ἀβληχοήν. Iliad. E. v. 337.

e) Iliad. E. v. 859.

cherne, der Eisenfressende Mars ist, der im Getümmel der Feldschlacht raset, und eben so wild bei der Verwundung auffschreit. Nichts ist ungezweifelter, als dieß, wenn wir Homer sagen lassen, was er sagt; denn wäre es ihm auch nur je eingefallen, das Schreien, als „einen natürlichen Ausdruck des Körperlichen Schmerzes“ und nicht mit höhern Absichten zu gebrauchen, so wäre der Ausdruck: „Er ward verwundet und schrie!“ ihm so geläufig, als der „er fiel, und schwarze Nacht bedeckte seine Augen.“

So weit sind wir also, daß Homer „das Prädikat des „Schreiens, nicht als einen allgemeinen Ausdruck<sup>1</sup> des Körperlichen „Schmerzes,“ nicht als eine absolute Bezeichnung, „der leidenden „Natur ihr Recht wiederfahren<sup>2</sup> zu lassen“ gebrauche; es muß in dem Charakter eben dessen, den er schreien läßt, eine nähere Bestimmung dazu liegen, daß eben dieser schreit und kein anderer. Und da dünnkt es mich jetzt unbestimmt, von seinen Helden allgemein zu reden,<sup>a</sup> was sie nach ihren Thaten und Empfindungen 26 sind; denn keiner derselben ist an Empfindungen so wenig, als an Worten, Geberden, Körper, Eigenschaften dem andern gleich; jeder ist eine eigne Menschenseele, die sich in keinem andern äußert.

Noch minder scheint mir „das Schreien“ der wichtige unveränderliche Zug zu seyn, der zu der unveränderlichen Aeußerung eines Menschengeföhls gehören müßte: denn einer kann seufzen, der andre ächzen, der dritte schreien, und ein Hannibal in seinem äußersten Kummer lachen. Am mindesten aber ist's nothwendige Bestimmung des Helden, als Mensch betrachtet: so daß er ein Unmensch seyn müßte, wenn er nicht schrie. Wäre dieß: so hätte Homer lauter Unmenschen besiegen. Sein Agamemnon, ein König der Völker, der herrlichste der Griechen vor Troja wird im tapfersten Gefecht verwundet: er fährt zusammen<sup>b</sup> — aber aufzuschreien,

a) Laot. p. 5. [377].

b) Iliad. l. v. 254. *ΡΙΓΗΣΕΝ τ' αρ' επειτα ἀραξ ἀρδοῶν Αγαμέμνων.*

1) L.: Schreyen ist der natürliche Ausdruck

2) L.: zu geben

zu weinen, vergißt er; er faßt sich, und stürzt mit seinem Spieße desto schärfer in die Feinde: sollte er deßwegen kein Mensch an Empfindung seyn, weil er nicht wie Mars, oder die Dame Venus auffschrie? Hektor, der tapferste Trojaner, wird von des Ajax großem Felsenstein niedergeworfen, und auf der Brust gequetscht: Spieß und Schild und Helm entfallen: rings um ihn klingen die ehernen Waffen<sup>a</sup> — aber aufzuschreien vergißt er. Man muntert 27 ihn auf, gießt ihm Wasser ein: er kommt zu sich: blickt auf; aber er sinkt in die Kniee, speiet schwarzes Blut — und doch denkt der Unmensch an eins nicht, über seine Brustschmerzen, über seine Seitenstiche zu schreien und zu weinen. — So mit allen Helden Homers, der auch in diesem Stücke Charakter beobachtet. Menelaus wird vom Pfeile Pandarus unvermuthet und im wichtigsten Zeitpunkte getroffen: sein Blut rinnt: Agamemnon fährt zusammen: Menelaus selbst;<sup>b</sup> aber nichts mehr! da er den Pfeil in der Wunde sieht, zieht er ihn aus, und läßt seinen Bruder und seine Mitsoldaten um sich seufzen. Man weiß, daß Homer eine ordentliche Leiter der Tapferkeit habe, und er hat sie auch in dieser anscheinlichen Kleinigkeit sogar. Ulysses<sup>c</sup> hält deßwegen seinen Schmerz zurück, weil er die Wunde nicht tödtlich fühlt; Agamemnon und Menelaus fahren<sup>d</sup> bei der Verwundung doch noch zusammen; aber endlich der verwundete Diomedes „stand, rief dem Sthenelus, ihm den Pfeil aus der Wunde zu ziehen; und da das Blut quoll, so strömte seine Empfindung, statt in Thränen und Geschrei, in feurige Gebete wider die Feinde aus.<sup>e</sup> Solche Unmenschen sind die Helden 28 Homers, und je größerer Held, je größerer Unmensch: sein Achilles ist sogar am Körper unverletzlich.

Ists also bei Homer, daß seine Helden schreien und weinen müssen, „um der menschlichen Natur treu zu bleiben, wenn es auf „das Gefühl der Schmerzen, wenn es auf die Neußerung dieses „Gefühls durch Schreien oder durch Thränen ankommt?“<sup>f</sup> Ich

a) Iliad. Σ. v. 418. b) Iliad. Α. v. 148. c) Iliad. Α. v. 439.  
d) Iliad. Α. v. 148. e) Iliad. Ε. v. 95. &c. f) Laok. p. 5. [378]

wollte nicht, daß ein alter Griech, dessen Heldenseele, als ein seliger Dämon noch in der Welt unsichtbar wandelte, diese Behauptung läse. Was? würde er sagen, was ist wohl einem in die Schlacht ziehenden Helden natürlicher, als verwundet, getroffen werden; sich fürchten also kann er, wenn ihn ein unvermutheter Pfeil trifft; aber in der Schlacht schreien und weinen, das thut kein Homerischer Held der Griechen; selbst kein Held der Trojaner, die doch immer Homer in kleinen Zügen herunter setzt. Einem Hektor<sup>a</sup> in seinem Tode entsinkt, selbst bei seiner letzten sterbenden Bitte, keine Thräne, kein Ton des Geschreies: ein Sarpedon<sup>b</sup> knirscht, da er stirbt, und je tapferer, um so gefaßter bei dem Schmerze. Nur die Feigen zittern und weinen und schreien: Pherecles, der 29 feige Flüchtlings, und die weichliche Venus, und der Eisenfressende Trojanische Mars. So dichtet mein Homer.

Und so hält also die so einnehmende Lessingsche Betrachtung<sup>c</sup> über die Empfindbarkeit der Griechen, und den Kontrast derselben gegen rohe Barbaren, und feine<sup>d</sup> Europäer nicht Stich? Die Empfindbarkeit zum Schmerzen bei einem körperlichen Schmerze nicht wohl; wenigstens nicht als Homerischer Heldenzug, nicht allgemein, nicht als nothwendiges Kennzeichen der Menschlichen Empfindung. Giebts aber keine andre Empfindbarkeit zu Thränen, und auch zu lauten, zu flagenden Thränen, als körperlicher Schmerz? Ohne Zweifel, und eben diese Empfindbarkeit, wenn sie ein Vorzug der Griechen wäre, macht ihnen zwar mehr Ehre; allein die Abhandlung darüber wäre offenbar eine Ausschweifung von dem Satze, den Hr. L. glaubt erwiesen zu haben,<sup>e</sup> „daß das Schreien,<sup>f</sup> bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten Griechischen Denkart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann;“ ein

a) Iliad. X. v. 330. &c. b) Iliad. II. v. 486.

c) Laot. p. 4—9. [377—380] d) Laot. p. 9.

e) Daß Homers Helden nicht bei andrer Gelegenheit das Schreien, ein tapfres Riesenmäßiges Geschrei, eigen gewesen, leugne ich nicht; wo gehört das aber hieher?

1) Υ: seine Λ: wir seimern Europäer

seltnier Satz, der im ersten Abschnitt, auch eben so selten, mit einer Armee von weinenden Helden, die ich im Homer nicht kenne, bewiesen wird.<sup>a</sup> Um also doch nicht leer auszugehen, lasset uns 30 Lessingen auf seinem Abwege folgen.

---

### 3.

Die Empfindbarkeit der Griechen zu sanften Thränen, ist zu sehr bekannt in Neußerungen, als daß man, wie Herr Lessing ein einzelnes Beispiel, und dazu aus einer bloßen Vermuthung<sup>b</sup> nehmen dörste, die hier vielleicht nicht beweiset, was sie beweisen soll. Griechen und Trojaner sammeln ihre Todten. Beide vergießen heiße Thränen; aber den Trojanern verbietet dieß Priamus. Warum verbietet ers ihnen? Er besorgt, sagt die Dacier, sie würden sich zu sehr erweichen, und morgen mit wenigem Muth an den Streit gehen. „Warum aber, fragt Herr Lessing, muß „nur Priamus dieses besorgen? Der Sinn des Dichters geht „tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Griech zugleich „weinen und tapfer seyn könne; indem der ungesittete Trojaner, um „es zu seyn, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse.“ Zu hart für die armen Trojaner! Kann Priamus nicht ihren Thränen Inhalt thun wollen, nicht aus ungesitteter Barbarei, sondern weil 31 die Thränen der Trojaner, seiner Kinder, fressender waren, als die Thränen der Griechen? Diese waren Angreifende, und stritten um der Ehre wegen; ihnen wards also leichter, neuen Muth zu fassen, und Agamemnon brauchte deswegen keine Besorgniß. Die Trojaner aber littten: sie waren Angefallene, die nicht der Ehre

a) Dr. Kloß hat, wie Er Homer kennet, Lessingen dieß nachschreiben dörfern: clamor et eiulatus ex Graecorum opinione nihil detraxit magnitudini animi. *Homeri heroes clamantes cadunt.* Sunt quidem illi heroes Homeri natura mortali maiores, sed numquam tamen etc. Act. litter. Vol. III. p. 286.

b) Laot. p. 7. [379]

so wohl als der Sicherheit, ihres Lebens wegen stritten,<sup>a)</sup> die sich in Bedrängniß fühlten, und halb in Verzweiflung, eines Räubers wegen, ihre Kinder und Männer verlieren, eines Räubers wegen die Ihrigen begraben mußten. Hier empörten sich die Empfindungen der Bedrängten, hier floßen heiße Thränen der murrenden Unschuld. Und Priamus ließ sie nicht weinen! Warum? weil er ein ungesitteter Barbar war, und seine Trojaner als solche kannte, die nicht zugleich weinen und streiten könnten? Wie wenn er sie zurückgehalten hätte, als ein Vater seiner unglücklichen Stadt, und seines Unglückbringenden Sohns? damit sie nicht in einem Schicksale, das ihm selbst so zu Herzen gieng, gar murren oder verzweifeln möchten? — Doch wenn das auch nicht: noch sind die Trojaner keine Lappländer, keine Scythen: denn sie weinen ja um die Ihrigen, und Priamus befürchtet eben ein zu weiches Herz, zu 32 tief einfressende Thränen. Gerade also das Gegentheil! — Doch aus solchen Deutungen kann man immer machen, was man will, und eine bloße Allegorie: „der Sinn des Dichters geht tiefer,“ kann uns endlich so tief führen, daß der Boden sinkt.

Die ganze Dichtkunst der Griechen hat zu viel Spuren dieser Empfindbarkeit ihrer Nation zu Schmerz und Thränen, als daß man bloß mutmaßen dürfte, und sie ist einem großen Theile nach gleichsam ein ganzer lebender Abdruck dieses Gefühls, dieser weichen Seele. Lasset uns diesen Theil die Elegische Poesie nennen; aber niemand verstehe hier unter diesem Namen jenen hinkenden Affen, der sich nach unsfern weisen Lehrbüchern der Poesie bloß im Sylbennmaß unterscheiden soll: sondern Elegie sei mir hier die flagende Dichtkunst, die versus querimoniae nach Horaz, sie mögen sich finden, wo sie wollen, in Epopoe und Ode, in Trauerspiel, oder Idylle; denn jede dieser Gattungen kann Elegisch werden. In solchem Verstande hat die Elegie ein eignes Gebiet in der Menschlichen Seele, nämlich die Empfindbarkeit des Schmerzes und der Betrübniß: man kann also aus ihr über Völker und Zeiten hinaus

a) Χρειοῖ ἀραιγαῖη, πρό τε παῖδων καὶ πρὸ γυναικῶν. Iliad. 9, 57.

sehen, und hier wird sich durch Vergleichungen auch die den Griechen eigne Stelle finden. Ich stecke einige Gesichtspunkte ab.

1. Nicht jedes Volk hat für milde Betrübnisse ein gleich 33 zartes Herz; bei manchem haben selbst die Klagen eine rohe Bestigkeit, ein Heldenmäßiges Brausen, in welches sie verschlungen werden, und ein solches wird, bei sonst großen Dichtern, mit der Sprache dieser weichen Thränen sehr unbekannt seyn können. So die Nordischen Skandinavier, die auch bei Trauerfällen vom Heroismus gestält, kaum kurze Seufzer ausschießen und — schwiegen; wenn sie sangen, so war ihr Gesang kaum die milde Elegische Thräne.

Der König Regner Lodbrog stirbt<sup>a)</sup>: er stirbt unter den entsetzlichsten Schmerzen. Stirbt er in Elegien? Läßt er der gequälten sterbenden Menschheit, dem von seinen Söhnen entfernten brechenden Vaterherze sein Recht wiederfahren? Eine einzige weiche Thräne hätte den Nachfolger Odins entweihet. Er stirbt im Triumphsliede, im Andenken an seine Thaten, voll Heldenfreude, voll Rache, voll Muth, voll Himmlicher Hoffnung. „Wir haben „mit Säbelstreichen gefochten, so endet sein Gesang, o wüsten „meine Söhne die Plagen, die ich erdulde; wüsten sie, daß gif- „tige Nattern mir den Busen zerfleischen — wie heftig würden sie „sich nach grausamen Schlachten sehnen! Demn die Mutter, die „ich ihnen gab, hat ihnen ein Männliches Herz hinterlassen.

„Wir haben mit Säbelstreichen gefochten; doch jetzt — nahet 34 „sich mein letzter Augenblick. Bald wird das Schwert meiner „Söhne ins Blut des Ella getaucht seyn: ihr Zorn wird entflammen, und diese muthige Jugend die Ruhe nicht weiter dulden.

„Wir haben mit Säbelstreichen gefochten in ein und funfzig „Schlachten, wo die Fahnen flogen. Von meiner Jugend an „lernte ich, die Spitzen der Lanzen mit Blute färben, und nie „hätte ich einen tapferern König, als ich bin, zu finden geglaubt. „— Aber es ist Zeit, aufzuhören: Odin sendet schon die Göttin-

---

a) Mallets Geschichte von Dänem. Th. 1. p. 112. 113.

„nen, mich in seinen Ballast zu führen. Da werde ich auf dem „erhabensten Platze sitzend Bier mit den Göttern trinken. Die „Stunden meines Lebens sind verflossen, ich sterbe lächelnd! —“ Das heftige Beispiel zu Herrn Lessings Bemerkung über den harten Nordischen Heldenmuth.

Ein anderes aus einer der besten kritischen Schriften<sup>a</sup> unserer Zeit. Alþiðr Þruð, der Heldenmütige Däne, in den Händen seines Feindes, der mit langamer Wuth in seinen Eingeweiden wühlet — wehklaget er, seufzet er? Er denkt an seine Mutter, an alle Freuden seiner Jugend, und seines Männlichen Alters; er 35 fühlt seine ganze Pein, aber als Held: so stirbt er. — So stirbt der Eskimau<sup>b</sup> an seinem Marterpsal. Freund, und Vaterland, Kinder und Mutter, alles, was ihm auf seiner Welt das liebste ist, ruffet er in seinem Sterbegesange; aber, um über sie zu weinen, um den Zoll der Menschlichkeit zu entrichten? Eine einzige weiche Thräne würde den Helden, sein ganzes Geschlecht, und seinen Freund und sein Vaterland entehren. Kein Ach also entwischte ihm, selbst unter den grausamsten Schmerzen: gesenget und gebrannt singt er seinen Martergesang. Er wird zum desto langsamern Tode losgebunden, und — raucht mit Scherz und Spott seine Pfeife Tobak mit andern: die Martern fangen wieder an; er spottet, schweigt, wird ihr Lehrer in neuen Dualen, singt und stirbt im Triumphhe. So der Eskimau!

Wo also das Herz eines Volkes Kieselstein ist: da schlägt der heftigste Schmerz, er treffe nun Leib oder Seele, nichts als Heroische Funken; denn woher sollte dem Kieselstein eine zarte Elegische Thräne kommen? Der Heldenmuth, die Liebe zum Vaterlande, und zum Ruhme seines Stammes, das Heroische Bündniß mit seinem Freunde, der sein Nachengel seyn soll: die ganze Bildung einer rohen und starken Natur zum unerschütterten Nachfolger Odins und anderer Thränenlosen Helden, die ihrem Volk, ihrer Republik,

---

a) Briefe über die Merkwürd. der Litterat. [Th. I.] p. 112. 113.

b) Geschichte von Amerika, Th. I. p. 404.

eben den Geist der Tapferkeit einslößen — dieß alles betäubte 36 Menschlichkeit und Gefühl und Thränen.

2. Nun laßt diesen Heldenmuth, diese Liebe zum Vaterlande, und zum Stuhme seines Stammes, dieß Gefühl für Freundschaft, und die unverhüllte Offenheit der Seele — laßt diese edle und große Gesinnungen sich alle ohne solche Verschanzung und Verhärtung äußern: die größte Tapferkeit wird sich alsdenn immer als die empfindbarste Menschheit zeigen. „Nach ihren Thaten werden „solche Leute Geschöpfe höherer Art seyn; nach ihren Empfindungen „Menschen.“<sup>1</sup>

Und sollte es nur unter den Griechen diese Doppelgeschöpfe höherer Art, diese Heldenmenschen, diese Semonen gegeben haben? Und unsre Uraltern wären Barbarn, und alle Nordische Barbarn in diesem Stück Unmenschen gewesen? Menschliches Gefühl muß jedem einwohnen, der ein Mensch ist; es muß, wo es erstickt, wo es in rohe Tapferkeit verschlungen werden soll, erst von tausend Beispielen, von einem großen unter einer Nation lebenden Vorbilde, von dem ganzen Geiste des Volks, und durch alle Eindrücke der Erziehung von Jugend auf gewaltig bestürmt, und dahin endlich gerissen werden, daß es mit diesen Beispielen wetteifre, daß es diesem großen Vorbilde, das den Geist dieses Volks bestimmt, folge. Wo dies nicht ist: da wird sich die unverhüllte Natur zeigen; die Empfindungen der Menschheit werden sich in ein Helden Gewand 37 kleiden, und der Sinn des Helden sich wiederum der Menschlichen Thräne nicht schämen — es sei unter einem Volke, wo es wolle!

Und wie? wenn wir ein solches Volk auch mitten unter Nordischen Gebirgen; mitten unter Barbarn, selbst unter dem Namen eines Barbarischen Volks begriffen, und mit nichts als Kriegen beschäftigt, auffänden? und welches doch gleich fern von Griechenland, als von seinen Sitten, alle die Menschliche Empfindbarkeit zeigte, die kaum ein Griech gezeigt hat — bliebe da noch der Gegensatz so ganz vest: „Unsere Nordische<sup>2</sup> Uraltern waren Bar-

1) Λ: sind es Geschöpfe... wahre Menschen. [378]

2) Λ: Unsere Uraltern. [378]

„baren. Alle Schmerzen verbeissen, dem Streiche des Todes mit „unverwandtem Auge entgegen sehen, weder seine Sünde noch den „Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten „Nordischen Heldenmuths. Nicht so der Griechen!“<sup>a</sup> Wenn ich nun hier einfiele und fortführe: „Nicht so der Schotte, der Celte, der Fre!<sup>1</sup> er äußerte seine Schmerzen und Kummer; er schämte sich keiner der Menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege zur Ehre, und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten.“ So hätte ich für meine Barbarn alles gesagt, was L. von seinen Griechen, im Contrast mit den Nordischen Barbarn, und doch für meine Nordische Barbarn noch nicht gnug.

38 Ich kenne kein Poetisches Volk der Erde, welches große und sanste Empfindungen, so sehr in Eine Gesinnung verbunden, und in Einer Seele den Heroismus des Helden- und Menschengeföhls so ganz gehabt hätte, als die — alten Schotten, nach Maasgabe ihrer jetzt aufgefundenen Gesänge. Eine sichere Maasgabe, da die Ursprünglichkeit dieser Lieder bewiesen, und das ganze Leben der Nation bekannt ist, als ein Leben, das unter Thaten, Empfindungen und Gesängen verstrich, und wo die Gesänge eben zu nichts bestimmt waren, als diese Thaten und Empfindungen zu verewigen. Dies also vorausgesetzt: und in jedem Bardenliede zeigt sich ein Volk, dessen Seele ganz der Tapferkeit und einer feierlichen Liebe flammte; ein Volk, dessen Denkart überhaupt von einem Heldenernst eine gewisse Melancholische Farbe erhalten, und diese auch auf seine weichen Empfindungen verbreitete. Die meisten Stücke der Hessischen Dichtkunst kann ich nicht besser, als feierliche Trauergesänge nennen, an die nichts im Alterthume, und was diese Seite des Geföhls betrifft, selbst nichts im Griechischen Alterthume reicht.

Schilrik<sup>b</sup> scheidet von seiner geliebten Vinuela: fern weg, fern weg in Fingals Kriege: er verläßt sie: sie bleibt allein: er wird

a) Laok. p. 5. [378]

b) Fragmente der alten Hochschottl. Dichtk. p. 1.

1) A.: Fre

vielleicht fallen; aber Vinwela wird sein gedenken. Ich kenne kein 39 Stück, das an Süßigkeit der Liebe, und an Entschlossenheit des Scheidenden einen solchen Abschied, zweuer so edlen und so fühlbaren Personen, mit fünf Worten des Dialogs so rührend besänge. Ich nehme Lessingen seine Worte auf die Griechen: „Hier der „Schotte! Er fühlte und fürchte sich; er äußerte seine Schmerzen „und seinen Kummer: er schämte sich keiner seiner menschlichen „Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, „und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten.“ Und dieser Schotte war ein Barbar von einem Nordischen Gebirge.

Schilrich trauret um seine entfernte Vinwela:<sup>a</sup> sie erscheint, sie spricht im sausenden Lüftchen: „Ich hörte von deinem Tode: „ich hörte und trauerte um dich, Schilrich. Vor Gram um dich „gab ich den Geist auf. Schilrich, ich liege erbläßt im Grabe.“ Sie flieht, sie fährt davon, wie der graue Nebel im Winde. Schilrich klagt sie: die sanfteste, feierlichste Elegie der Liebe! — Nur ein Schotte, würde ich im Lessingschen Enthusiasmus sagen, nur ein Schotte kann zugleich weinen und tapfer seyn!“

Was geht über das Gedicht: Colma,<sup>1</sup> Comala:<sup>b</sup> an Wahrheit und Einfalt, an Süßigkeit und Höhe, an Stärke und Zartheit der Gedanken, der Empfindungen, des Ausdrucks, an Inhalt und Einkleidung; was geht an allem diesem über die Elegischen Liebesgefäße 40 dieser Nation, die sich durch nichts, als an Bardenliedern voll tragischer Heldenhaten und voll tragischer Heldenliebe ergötzen? Nichts, selbst aus dem Griechischen Alterthume nichts! Die Liebe der Griechen, ihre sanftesten Empfindungen und Klagen, sind weicher und Wortströmmend, wenn ich sie mit diesen Barbaren vergleiche, bei denen die

---

a) Ebendas. p. 4.      b) Ebendas. p. 81.

1) Colma, allein, verlassen auf dem Hügel der Stürme, in der feierlichsten Nachtszene, erwartet, verlangt, ruft ihren Geliebten; ach! da liegen auf der Heide ihr Geliebter und ihr Bruder — todt, erschlagen: sie wehklagt beide — o die süßeste Stimme des Trauerns. — Was geht über das Dramatische Gedicht Comala. (Abhandlung über die Elegie im Zweiten Stück des „Torso.“ Msc. I, S. XXXIII; II, 310.)

Liebe in stolzer, in Heldenstolzer Seele wohnte, sich zu einer sanften Schwärmerie, zu einer erhabnen Heldenzärtlichkeit hob, und auch in den Elegien der Liebe durch große Gesinnungen röhret, und bezaubert. Die gewässerten Klagen unsrer Elegisten ermüden mein Ohr; aber dort, in diesem feierlichen Alterthume, dort tönet eine Melancholie der Liebe, die uns lehret, daß „nicht blos der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer seyn könne,” der barbarische Schotte könne es besser.

Vielleicht aber war dies nur so mit Einer Empfindung der Menschlichkeit, indeß alle andre von Tapferkeit erstickt werden mußten? Wie kann doch Eine Statt finden, ohne zugleich Allen Raum zu machen? Die Elegische Stimme der Schotten ist in der Vater- in der Geschlechtsliebe eben so süß und tapfer, als in der Weiberliebe. Man weiß, was in den alten Zeiten der Ruhm des Stammes galt: eine Empfindung, die bis auf den dummen Ahnen-  
41 stolz aus den Seelen unsrer Zeiten weggeschwemmt zu seyn scheinet. Wo fließen edlere Thränen, als wenn der Sohn Fingals, Ossian,<sup>a</sup> das Andenken seiner Söhne und seines Vaters, ihrer Thaten und ihres Todes erneuret — wo sind edlere Thränen, als diese auf den Wangen des Greises, der „gleich einer alten Eiche dasteht: aber der Brand hat meine Zweige weggehauen, und ich bebe bei den Flügeln des Nords. Allein, allein soll ich an meinem Orte zu Staube werden.“ So klagt der tapfere Ossian, und so läßt der-  
selbe den Arnim, so den grauhaarigen Carryl klagten: so klagten die Helden, die Väter ihrer Stämme. Alle Empfindungen der Helden und der Menschen, z. B. Vaterlands- und Geschlechter- Freundes- und Weiber- und Menschenliebe — alle leben in den Gedichten dieses Volks, wie in Abdrücken ihrer Seele.

Und so war es wohl nicht der Grieche allein, der zugleich weinen und tapfer seyn konnte.<sup>b</sup> So war nicht jeder, der Barbar heißt, der in einem rauhen Clima wohnte, und die Bildung der Griechen nicht kannte, von der Art, „daß er, um tapfer zu seyn,

a) Eben das. p. 17. 21 u. f.

b) Laof. p. 7 [379].

„alle Menschlichkeit ersticken müßte.“ So lag es also wohl nicht an der National-Seele, am Temperament, am Clima, am Gesittet-  
seyn der Griechen, wenn sie beides verbanden: Und so müssen also andre Gründe seyn, die diese Mischung von Heldenthum und 42 Menschlichkeit bei ihnen und bei den Barbarn hervorbrachten, oder nicht hervorbrachten. Sollten uns diese Gründe nicht auf den Weg bringen: worin und woher auch die Griechen so empfindbar gewesen?

---

#### 4.

1. Wenn es eine Zeit giebt, da das Wort Vaterland noch nicht ein leerer Schall ist, sondern

— — ein Silberton dem Ohr  
Licht dem Verstand und hoher Flug zum Denken,  
Dem Herzen groß Gefühl —

so muß der Name Vaterland so gut den Dichter zum Helden, als den Helden zum Dichter, und beide zu Theilnehmenden Söhnen ihres Vaterlandes machen. Der Held wird dafür streiten, der Dichter singen, und wenn sie beide es nicht mehr retten können, beide noch als Söhne darum weinen: und ist nun Dichter und Held, und Sohn des Vaterlandes Eine Person — so ist dies die Zeit der Patriotischen Klagesieder. Nicht aus einer sich übenden Schulfeder; aus dem vollen Herzen werden diese fließen; nicht blos auf dem Papier, sondern im Gedächtniß, in der Seele leben; die Stimme der Ueberlieferung wird sie aufzuhalten, der Mund des Volks sie singen: sie werden Thränen und Thaten wecken: ein Schatz des Vaterlandes, und das Gefühl, das sie besingen und wirken, Gefühl des Volks, Nationalgeist. Es wird also Eine 43 Empfindung des Patriotismus seyn, die jetzt zu Thaten, jetzt zu Gesängen, jetzt zu Thränen fürs Vaterland gedeihet, nachdem die Ausbildung desselben die Empfindung da oder dorthin lenkt: und keinen Abseuer derselben erstickt. Bei den Scandinaviern erstickte

das Beispiel Odins die eine Art des Ausbruchs, die Heldenhräne, um die andre um so mehr zu verstärken: Heldenhaten.

Nun aber ändere man diesen Geist der Zeit: die ganze Welt werde das Land des Weisen, oder des tauglichen und angenehmen Narren; allmälich werden sich die Bande schwächen, die das Herz des Eingebohrnen an den Boden der Natur hefteten; ihm wird also auch das Unglück, oder die Entfernung seines Vaterlandes nicht mehr so zu Gemüthe dringen: und so ist auch die edle Thräne um das Vaterland versiegt, die dort den Helden und den Weisen nicht verunzierte, sondernehrte.<sup>1</sup> Sie wird höchstens der eigen-nützigen oder üppigen Thräne Raum machen, die ein Ovid mitten in seinem traurigen Geschwätz, oder Buſi-Nabutin in seinem ächzenden Unſinn, nach einem wohllüstigen Hofe fließen lässt. Und so ist eine Quelle dieses Heldengefühls ausgetrocknet: „die Bildung, die Erziehung für das Vaterland.“

2. Wenn noch ein jedes Geschlecht, eine jede Familie, unzertrennt und Eins im Ganzen, einen Baum bildet, wo die Zweige und Früchte dem Stamm zur Ehre gereichen, und durch das Abreißen derselben der Stamm selbst verwundet wird: wie bedeutend sind alsdenn die Gefühlvollen Züge Homers bei seinen fallen- den Helden: „er fiel, ein blühender Jüngling; der Vater wars „nicht, der ihm zum Kriege rieh! — er stammt' aus einem edeln „Geschlechte; mit seinem Tode aber ist dies geendigt — er war „aus fernem Lande gekommen; nie aber wird er in dasselbe rück- „kehren — die Söhne des Reichen fielen; der Vater hat alles für „Fremde gesammlet.“ In diese Welt also gehören die Heldenklagen des Priamus um seinen Hektor, den Ruhm seines Geschlechts, die Mauer von Troja: in diese Welt die Klagen Özians, um seine abgeschiedenen Söhne; die ganze rührende Umarmung Hektors an seinen kleinen Astyanax: die Klagen der Elettra und andrer tragischen Heldeninnen, der rührende Hingang der Morgenländer zu

1) Die Klagen Halls und Kleists verirren sich in diese glückliche Zeiten. (Abhandlung über die Elegie).

ihren Vätern u. s. w.\* eine Wär des Gefühls, die die besten Dichtungen und Geschichte, nicht blos der Griechen, sondern aller Völker durchströmt, bei denen diese Einigkeit der Geschlechter, dies Familiengefühl lebte.

Nun erstickt man aber dasselbe: man gehe über die natürlichen Bedürfnisse der unverdorbnen<sup>1</sup> Menschlichen Seele und der einfachen Lebensart hinaus: man mache die Ehe<sup>2</sup> zu einem Wirtschaftsvergleich, zu einem Stande der Mode, und Eheleute zu nichts, 45 als einander lästigen oder Zeitkürzenden Personen: man erziehe die Brüder, daß sie schon an den Brüsten einer Fremden nicht mehr Brüder sind, und anwachsend immer fremder werden: man knüpfe Personen, die schon am Hochzeittage getrennt, und lege Kinder in ihre Arme, die blos ihren Namen haben dürfen — freilich so wird eine Nerve des Gefühls getötet: es erlischt der Ehrenname: „Achilles war ein Sohn Peleus“ allmälich: die Sehnsucht des Ulysses zu seiner alten Penelope, und seinem steinigten Ithaka

---

\*) [Anmerkung aus der Abhandlung über die Elegie: über Montanabbi's Trauergedicht auf seine Mutter]. Montanabbi, der einzige Sohn (ein Ehrenname der Araber) seiner Großmutter: von ihr geliebt als der Rest seines Stammes, von ihr gehört, als der Poetische Ruhm seines Geschlechts (zwei neue bei den Arabern sehr hohe Titel) dieser Sohn reiset auf sein Glück, um die Stütze ihres Alters seyn zu können: und wird durch seine Abwesenheit ihr — Mörder. Er hört von ihrem Tode, den er verursachte, dem er nicht beiseyn konnte, der für ihn durch so viele kleine Bezeugungen der Zärtlichkeit so rührend ist — Er wiederholt diese kleinen Liebes-Umstände (wie sie z. E. seinen letzten Brief empfangen) die ihm nothwendig theuer seyn musten: jeder derselben lebt in seiner Seele: selbst ihre Liebe, ihre Sehnsucht, wird ihm, da sie ihre Mörderin gewesen, zum Vorwurf: er wiederholt sich diese bitter süßen Vorwürfe: unzufrieden mit dem Lande, das er verließ, mit der Fremde, die ihn an sich zog, mit der Welt, die ihm die Fremde nöthig machte: unzufrieden mit Allem findet er in nichts Ruhe, als — der Stolz seiner Väter, ein Trotz der Welt, die Ehre seiner Familie zu seyn: ein Todtenopfer für die Erblassete Mutter! — Welche Situation! welche Bearbeitung derselben! Wie lebt in jedem Zuge der Elegie der Araber! —

1) Msc. der Abhandlung: unverdorbnen

2) A: Ehre.

dünkt uns abentheuerlich: der Gefühlvolle Stolz der Morgenländer auf ihre Geschlechtswürde wird lächerlich in unsren Augen, und die Klagen eines Hallers, Klopstocks, Caniz, Oeders, dünken vielen artigen Chemännern so Poetisch, als eine Anruffung an die Muse.

Es war eine Zeit (sie ist noch jetzt unter den Wilden!) da es Freunde gab, in einem Verstande, der sonst kaum Statt findet: zwei unzertrennliche Gefährten in Glück und Unglück, durch die heiligsten Gesetze verbunden, wetteifernd in den strengsten Pflichten, und in Erfüllung derselben Muster ihrer Vaterstadt, und die Verehrung des Landes. Zu diesem Gefühl erzogen, besiegelten sie dasselbe also oft mit ihrem Tode und Blute: sie verließen ihren Freund nie, auch in Lebensgefahren, denen die damalige Tapferkeit mehr 46 als unsre Neippigkeit ausgesetzt war; die kleinste Untreue gegen ihren Freund machte sie zum Spott ihres Geschlechts, und zum Abscheu der Stadt; sie waren nach allen Gesetzen verbunden, seinen Tod zu rächen, und die letzte Stimme des Einen, vielleicht gefangenen, vielleicht getöteten Freundes war — an seinen Freund, an den Begleiter seines Lebens. Da also gab es einen Herkules und Iolaus, einen Aeneas und Achates, einen Orestes und Pylades, einen Theseus und Pirithous, einen David und Jonathan: mithin eine Quelle des Gefühls der Freundschaft für den Helden, die jetzt für den bloßen Bürger und Gesellschafter beinahe versiegen ist. Da also, da floßen, wenn der Tod, wenn ein Unglück die trennte, die das Leben nicht trennen konnte, so edle Heldenstränen, wie<sup>1</sup> der Held Achilles um seinen Patroclus, wie ein Pylades um seinen Orestes, wie der Held David um seinen Jonathan weinten.

Nun lasst die Welt zu einer solchen Freundschaft verschwinden: die Art des Lebens mache nicht mehr zween solche Begleiter im Leben und Tode nöthig: das Feierliche bei solchen Verbindungen lasse nach: der Beruf der Menschen zu Arbeiten, zu Lebensarten werde verschiedner und gleichsam unstätter: der Zustand der Bürger

1) A: die

Herders sämmtl. Werke. III.

und Mitbürger ruhiger: jeder sich selbst sein Gott in der Welt — wo wird alsdenn ein Kriegshaufen von Liebhabern, von männlichen Geliebten, ein Böotischer *ιερός λοχος* noch Statt finden? 47 Der Freund wird ein Gesellschafter, und ein Ding seyn, was man will, nur nicht, was er in der Welt der Helden, und der Freundschaftsbündnisse war, es möchte diese Welt übrigens in Griechenland, oder Schottland, oder Amerika leben. Verstopft also eine neue Quelle zu Heldenhränen, wenigstens ist das rührendste Bild zweener Freunde jetzt ein Cabinetstück blos, und nicht mehr ein Schauspiel der Welt, wie ehedem, und so anders, als Achilles, als Held, nach unsren Zeiten seyn müste: so fremde ist für sie „der um seinen Patroklus weinende, und bis zum Unsinne betrübte und rasende Achilles.“

Wenn es eine Zeit und ein Land giebt, da die Schönheit noch mehr Natur, noch minder Pus und Schminke: da die Liebe noch nicht Galanterie, und die männliche Gabe zu gefallen, etwas mehr als Artigkeit ist: da wird auch die Empfindung, die Sprache, und selbst die Thräne der Liebe Würde haben, und selbst das Auge eines Helden nicht entehren. Freilich wird dieser nicht, wie Polyphem, der Cyclope Theokrits, elegisiren; aber gewiß noch weniger mit dem Philoktet des Chateaubrun, und mit den verliebten Griechischen Helden der Französischen Bühne. Die wahre Empfindung, und ein männlicher Werth hat seine Würde und Hohheit, ohne diese von ungeheuren Metaphern, von galanten Wortspielen, oder von artigen Seufzern zu borgen: und auch hier sei 48 die Liebessprache der alten z. G. Schottischen Helden Beispiel. — Sie handeln als Helden, und fühlen als Menschen.

Da aber freilich keine Empfindung so gern das Reich der Phantasie zu seinem Gebiet haben mag, als die Liebe: so kann auch keine so leicht von der Würde und Wahrheit ab, und in Phantasterei und Spielwerk hinein gerathen, als diese: und also, aus mancherlei Ursachen, zwischen der Heldenhräne der Liebe, und zwischen der Verachtung nur immer ein schmaler Rand. Unter allen Menschlichen Schwachheiten, deren sich ein Held nicht schämen

dörfte, ist diese die delikateste; und daß sie es sey, kann ein großer Trupp verliebter Roman- und Theaterhelden beweisen. — — Hier indessen hatten die Griechischen Dichter einen ziemlichen unerkannten Vortheil, nämlich den Zutritt zu einem ihnen nationellen Liebesreiche voll sehr Poetischer Phantasien, die sie aus mancher Verlegenheit reißen mußten. Die Liebesbegebenheiten ihrer<sup>1</sup> Götter und Göttinnen, das ganze Gefolge der Venus, der Gratien und Amors, hundert schöne und unterhaltende Anekdoten aus der Mythologie der Liebe, gaben ihrer Sprache der Liebe eine Süßigkeit, und eine Würde, die unsre Zeit nur zu oft nachahmet, um — lächerlich zu werden.<sup>2</sup> Wenn in unsren Elegien und Oden der Amor mit seinen Pfeilen umherflattert, wenn man den Griechen und Römern 49 eine ganze Nomenflatur von Liebesausdrücken abgeborget hat, und diese endlich so gar in Briefe zwischen Mannspersonen ausschüttet: so verliert sich das Spielwerk von der Würde, ich will nicht sagen, einer Heldenseele, sondern nur des gesunden Verstandes völlig ab, und wird fader Unsinn. Oder wenn endlich gar der Gothische Ton der Liebe aus den mitlern Zeiten der Ritter und Riesen, mit der süßen Artigkeit unsrer Zeiten in Eins zusammen fließt: so wird alsdenn der Herzbrechende Parenthysus, die weinerliche Galanterie daraus, von der fürwahr! ein Griechischer Held, mit aller seiner Empfindbarkeit für die Schwachheiten Menschlicher Natur, eben so viel mußte, als der weise Sokrates von der Klosterheiligkeit der Kapuciner.

1) A: Liebesbegebenheiten, hier

2) [Zusatz aus der Abhandlung über die Elegie:] Die Arabischen Liebesdichter schwärmt auf dem Felde ungeheurer, ihnen aber gewöhnlicher Phantasien umher; und die Schotten hatten wieder ein Gefilde von Romantischen Thaten vor sich .... Die Erotischen Gesänge Klopstocks und seiner Nachahmer haben sich bis an das Thor des Orientalischen Himmels, bis zu den Opferaltären der Schutzgeister, ja bis nahe zum Thron der Klarheit in die Chöre himmlischer Freuden erhoben. Und wenn unsre Deutschen der Einfalt und Natur der Schottischen Liebesgesänge (die übertriebenen Vergleichungen ihres Bilderarmen Landes nehme ich aus) nachfolgen wollten: so müßten wir wenigstens weniger Spielwerk in unsre Liebeselgien bekommen.

Ueberhaupt: da die Scene des Menschlichen Lebens noch mehr ins offene Auge fiel: da die Geschäfte der Welt noch nicht so verwickelt und sein, aber um so Verdienstvoller für die Menschheit seyn mochten: da die Nutzbarkeit und Geschicklichkeit und Tugend noch nicht in so krummen Linien zu berechnen, sondern Menschlich war: da zog das Menschengefühl auch die Gemüther noch mehr zusammen; und die Gräber der Guten des Landes foderten die Thräne des Helden. Einfacher und mehr zum Augenschein war das Leben des andern, und seine Tugenden und Verdienste auch also treffender an das Herz, denn ein Held, ein Staatsflugler, ein Verdienstvoller, ein Weiser, so wie ihn die alte Zeit foderte, und 50 bildete; konnte doch eher eine Menschliche Thräne hervorlocken, als z. B. ein General nach der Taktik, ein Minister, ein Civilist, ein Litterator der neuern Welt, wenn er nichts als dieses ist; denn bei dem Verlust aller seiner Geschicklichkeiten und Tugenden sind die wenigsten Menschlich, und was ist im Stande, Menschliche Empfindungen zu erregen, als — — Menschheit. Wo bleiben nun die Namen ohne Thaten, die Rangstellen ohne wirkliche Verdienste; die Bemühungen und Aemter unsrer Zeit ohne Geist und Leben, die Religionen ohne Menschliche Tugend — wo bleiben alle sämtliche gelehrte, reiche, vornehme, andächtige Narren unsrer Bürgerlichen und feinen und allerchristlichsten Welt, sind die wohl einer Menschlichen Thräne werth?

Endlich, als man den wahren Gebrauch des Menschlichen Lebens, und der Glückseligkeit vielleicht besser, obgleich nicht aus Predigten und Moräien, kannte, und das Leben mehr genoß, und Menschlicher anwandte, natürlich waren da auch die bittern Zufälle des Lebens rührender. Der Tod eines Jünglinges, der sein Leben nicht genossen, der in der Blüthe seiner Jahre dahin fällt, wie ein junger schöner Pappelbaum — ein solcher Fall ist bei Homer die Veranlassung zu Bildern, die auch in dem Heldenauge eine zarte Thräne der Menschlichkeit erwecken können, weil sie — Menschlich sind: und ich würde kaum eine gute Idee von dem Jünglinge 51 fassen, den bei Homer diese Bilder nicht rührten. Eine eben so

zarte Empfindung erregt der Tod eines Mannes, der sein Leben nur halb gebraucht, der z. E. wie der Protesilaus Homers halbgeendigte Palläste der Pracht, halb vollendete Entwürfe des männlichen Stolzes nachließ, der sich Anlagen und Geschicklichkeiten umsonst erworben, den Diana vergebens jagen, und Pallas umsonst kriegen gelehret: rührende Bilder aus einer Menschlichen Welt, in die uns Homer so gern versetzt, und in der freilich die Helden leben müssen, die „an Thaten den Göttern, und an Empfindungen „den Menschen gleich sind.“

Ich kann meine Materie nicht vollenden; allein zusammen genommen diese Einzelheiten, wird man ein Zeitalter gewahr, da die Helden, so weit sie über die Menschliche Natur erhoben seyn mögen, doch in dem Gefühle der Betrübniß, und in der Neuerung derselben durch Thränen, derselben treu bleiben, treuer bleibent, als wir, bei denen dies sanfte Gefühl entweder erstickt, oder in eine weibische Ueppigkeit umgeschmolzen wird. Zurück also in diese Welt seze ich mich, wenn ich die Helden Homers und die Griechischen Tragödien mit ganzer Seele fühlen will: allein auf Griechenland möchte ich dies Gefühl nicht einschränken: denn wohin das beschriebene Menschliche Zeitalter trifft, da auch dies Gleichgewicht zwischen Tapferkeit und Empfindung; und dies, dünkt mich, ist überall das Zeitalter zwischen der Barbarei eines Volks, und zwischen der zahmen Sittlichkeit, dem höflichen Schein, in dem wir leben. In diesem stirbt auf gewisse Art Vaterland, Ehe,<sup>1</sup> Geschlecht, Freund und Mensch ab, und mithin erstickt auch hierum das Gefühl, und die Neuerung desselben, die Thräne.

Aber die Empfindung des körperlichen Schmerzes, kann die sich ändern? Ein Schlag bleibt ein Schlag, Wunde bleibt Wunde, eine Ohrfeige eine Ohrfeige, und wird es, so lange die Welt steht, bleiben. Es ist also nicht der nämliche Fall dieser mit den vorigen Empfindungen, und unser weichlicher Zustand hat vielmehr das Gefühl der Schmerzen unendlich, und oft zum Weibischen erhöhet.

---

1) A: Ehre

Hiernach muß es also umgekehrt seyn, daß, wenn ein Griechischer Theseus, Herkules, Philoletes, einen Schmerz, eine Wunde einmal fühlet, so müßte ein Sybarit unsrer Zeit ihn siebenfach fühlen, und wenn also „das Schreien der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes, das Recht der leidenden Natur, ein Charakterzug Griechischer Helden seyn soll,“ so folgt, daß, wenn jener Einmal, der unsre bei siebenfach<sup>1</sup> heftigerer Empfindung auch siebenfach stärker schreien dörste und sollte, um — ein Held des Homers zu seyn.

Wie sollte es denn nun gekommen seyn, daß „wir feinern 53 „Europäer einer klügern Nachwelt gelernt haben, über unsren Mund und Augen zu herrschen, und uns also so grausam das „Privilegium der leidenden Natur verüaget haben?“ Wenn wir die Empfindungen für Vaterland, Freund, Geschlecht, Menschheit und was sey, mithin unter diesen Empfindungen das weiche Gefühl des Schmerzes darüber verloren, und den Verlust, den Mangel derselben mit Anstand und Artigkeit überdeckt haben, so läßt sich das erklären. Nun aber soll uns am körperlichen Schmerz ein größerer Grad von Empfindung bewohnen, und doch weniger, unendlich weniger Rechte der leidenden Natur? Ja noch dazu, was bei den Helden Griechen, bei minderm Anlaß des Gefühls, Ehre, oder wenigstens erlaubt war, sollte bei uns Weichlichen Schande, und durch den Anstand, der doch wenigstens den Schein der Stärke geben soll, verboten seyn? und zwar als ein Zeichen der Schwäche verboten? — —

Und dieß wäre je bei den Griechen ein Charakterzug Homerischer Helden gewesen? So kenne ich meinen Homer nicht; so will ich nicht meine Griechen kennen. Wenn ein Agamemnon<sup>a</sup> in der Versammlung über den Verlust der Griechen, an dem er durch den Zank mit Achilles Schuld war, weinet; so liebe ich seine 54 Königlichen Zähren: sie fließen für Kinder: sie erleichtern in ihrem Strome, den Homer mit einem Bach vergleichen kann, sein trauriges väterliches Herz; dieser Agamemnon aber bei seiner Verwun-

a) Iliad. I. v. 14.

1) ॥: siebenhaft

dung schreie und heule mir nicht. Wenn Achilles, vom Agamemnon öffentlich beleidigt, seine Ehre fühlt, und vor seiner Mutter Thetis weinet:<sup>a</sup> so sehe ich seine Ruhm liebende Thränen gern: ich weine mit, mit dem jungen Helden: aber bei einer Verwundung weine und schreie er nicht, sonst ist er Achilles nicht mehr. Um seinen Freund Patroclus heule und ächze und traure er;<sup>b</sup> ich fühle seine Thränen und sein edles Herz: ich würde ihn nicht verehren, wenn er ein stoischer Held wäre: so seufze Agamemnon<sup>c</sup> über seinen verwundeten Bruder, und Priamus über seinen erschlagenen Sohn: das sind Leiden der Seele, und edle Thränen, mit denen ja das Geschrei und das Weinen über eine Wunde nicht in Vergleich kommt. Keiner von den Helden Homers schreit und weinet über so etwas, und sollte es lohnen, den ganzen Homer zu ändern, damit der Leßingsche Satz wahr werde: „So weit auch Homer „sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt; so treu „bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen, wenn es auf die Aeußerung dieses Gefühls durch Schreien, „oder durch Thränen ankommt?“<sup>d</sup> Ich wollte, Hr. Leßing hätte dies nicht geschrieben.

---

## 5.

Aber Philoktet? — Hr. Leßing hat einen großen Abschnitt darauf gewandt, Sophokles zu vertheidigen, daß er körperliche Schmerzen aufs Theater gebracht, und einen Helden in diesem Schmerze schreien lasse. Die ganze Vertheidigung ist von der Seite des Dramaturgen, und verräth in der feinen Manier der Entwicklung, den Verfasser der Dramaturgie; Schade aber, daß sie ganz auf unrichtige Voraussetzung gebauet ist: bei Sophokles Philoktet sei Geschrei der Hauptton des Ausdrucks seines Schmerzes, und also das Hauptmittel, Theilnehmung zu wirken, das doch nicht ist.

---

a) Iliad. *A.* v. 349. 357. 360. &c.

b) Iliad. *S.* v. 22 &c. *T.* v. 17. &c. c) Iliad. *A.* v. 148.

d) Laot. pag. 5. [377] e) Laot. pag. 31.—49. [393—403]

Und denn Schade auch, daß sie blos als Dramaturgie, als Anlage zum Drama abgefaßt ist; mich düntks besser, sich den Eindrücken der Vorstellung zu überlassen, und nichts als Dramaturg zu rechtfertigen, sondern als ein Griechischer Zuschauer auf unverstellte Eindrücke zu merken — —

Und welches sind diese Eindrücke ohngefähr? Wenn ein Griechisches Stück geschrieben ist, um vorgestellt, und nicht um gelesen zu werden, so ist's Philoktet: denn die ganze Wirkung des Trauerspiels beruhet auf dem Leben der Vorstellung. Hin also 56 mit Auge und Geist in die Atheniensische Bühne. Der Schauplatz öffnet sich<sup>a</sup>: ein Ufer ohne die Spur eines Menschen: eine einsame unbewohnte Insel mitten in den Wellen des Meeres: — wie sind diese Reisende dahin verschlagen? was wird in dieser wüsten Einöde vorgehen? — Hier, hören wir, ist Philoktet, der berühmte Sohn Pöans: Glender Einsamer! der Menschlichen Gesellschaft völlig beraubt, hier zur ewigen Einsamkeit verbannet — wie wird er seine Tage hinbringen? — Und er ist frank — frank am Fuße mit einem faulenden Geschwüre! — Noch ärmerer Einsiedler! wer wird dich hier pflegen, dir Speise schaffen, dich reinigen und verbinden? — und wie bist du hergekommen? ach! ausgesetzt — ohne Barmherzigkeit, ohne Hülfe — und wegen eines Verbrechens, wegen seines Eigensinns? Nein, wegen seines barmenden Geschreies! Ach! die Unmenschen, was kann der Kranke, der Glende anders, als weinen, als schreien? und selbst diese Linderung ihm nicht zu gönnen, diese kleine Ungemälichkeit nicht zu ertragen, ihn auszusetzen! Wer hat ihn ausgesetzt? die Griechen, sein Volk, seine Gefährten — vielleicht geschahe es durch Einen Boshaften? Nein, auf Befahl der Griechischen Heerführer vom — Ulysses selbst. Und eben dieser Ulysses kann uns so etwas, so kalt erzählen, so lau abbrechen, er darf noch die Insel sehen, er hat neue Anschläge 57 wider ihn — o des Bösen! wer wollte nicht mit einem armen, einsamen, verlassenen Kranken, mit dem niemand Mitleiden gehabt,

---

a) Sophoc. Philoct. Act. I.

gegen den Treulosen Partei nehmen, der ein Werkzeug seines Unglücks war.

Nun fällt uns die Wohnung des Elenden näher in die Augen — eine unbewohnte Höle! — Ist noch etwas Hausgeräth und Speise darin? zertretenes Gras — ein elendes Lager der Thiere! — hier muß der Held liegen, ohne den Troja nicht kann erobert werden: ein Becher von Holze, etwas Feuergeräth — ist der ganze Schatz des Königes — und o Götter! hier Eitervolle Lappen, Zeugen seiner Krankheit! — Er ist fort — wie weit kann der Elende fort hinken? Ohne Zweifel mußte ers — nach Speise vielleicht! vielleicht nach einem lindernden Kraut! daß ers doch fände! daß man ihn doch sähe! Indessen<sup>a</sup> geht die Scene des Betruges an, da Ulysses den Neoptolemus so weit bringt, daß dieser gutherzige Redliche, der Sohn des redlichen Achilles, einen Fremden, einen Elenden, mit List durch Lügen und Ränke gefangen nehmen soll. Ich weiß es, daß die Griechen, zumal Sophokles, jene unmoralische Ungeheuer so hassen, als er nur die Moralischen hassen mag, und daß er auf seinem Theater nichts als Menschen, 58 weder Engel, noch Teufel vorstelle; allein Ulysses, wie er hier erscheint, ist nicht blos der schlaue, der verschlagene Ulysses Homers: er ist ein Verführer, der offenbar Grundsätze der Treulosigkeit verräth, die alle Tugend übern Haufen werfen, und pfui des Bösewichts! bei dem das Laster schon zur Sprache durch Grundsätze geworden. Sophokles also will lieber die Vorwürfe der Moralitäts-Pedanten auf sich nehmen, die jeden Ausspruch von der Bühne zu einem Sittenspruche des Pythagoras haben wollen: er malt seinen Ulysses lieber schwärzer, als er sonst zu malen pflegt — um uns nur desto mehr für den armen Philoktet einzunehmen, der von ihm hintergangen ist, und hintergangen werden soll.

Der Chor und Neoptolem sind nun<sup>b</sup> beschäftigt, dieses Mitleid für Philoktet tiefer in uns zu prägen; sie wiederholen die vorigen Sammlerzüge, vermehren sie durch Vermuthungen und —

a) Auftr. 2.

b) Auftr. 3.

da läßt sich von weitem ein Aechzen hören! Daß es ein Aechzen und kein Gebrüll sey, zeigt das Betragen Neoptolems, der, über dem mit seinem Auftrage bestürzt, nicht weiß, woher es kommt? Das Ach kommt näher, es wird ein Wimmern, ein tiefes klägliches Ach — nun ist es erst vernehmlich! Sie haben sich nicht geirrt: Philoktet muß kommen, und ach! der Hirte kommt mit einem Tone der Schalmei, und Philoktet mit einem Tone des Jammers — er tritt auf! oder vielmehr er schleicht sich hinan, um —

Nun wird er sich mit Gebrüll aufs Theater werfen? zu schreien anfangen, daß Peter Squenz sagen möchte: lieber Löwe, brülle noch einmal! Wer doch den Kunstrichtern einmal das Gebrüll ausreden könnte, von dem im Griechischen so wenig Spur ist! Einen langen Aufzug durch<sup>a</sup> spricht Philoktet mit dem Fremden, ohne daß er ans Schreien gedenkt: selbst das vorher von ferne tönende Ach hat Sophokles hinter den Scenen gelassen. Der weise Sophokles! wie wird mich der Mann weibisch dünken, wie wird mir sein Ach! verächtlich seyn können, daß er nur hin ächzte, da er allein zu seyn glaubte, daß er vor den Fremden gleich verbirgt, und im Gespräche inmer bergen kann. Der Leidende ist ein Held.

Und für diesen Charakter sorgt Sophokles genau. Er muß sich erst mehr zum Freunde unsrer Seele machen,<sup>b</sup> ehe unser Körper sympathisiren könnte, und wie bekümmert ist der Arme um die Fremden? Nichts vermuthet er weniger, als daß sie ihm nachstelleten; der Gutherzige hält sie für Verschlagne, für solche, die seines Theilnehmens werth wären — der Menschenfreund! Er sieht die Griechischen Kleider; ein böses Erinnerungszeichen für ihn an die treulosen Griechen; aber dieß hat er vergessen. Wie wünscht er, daß sie Griechen wären: wie verlangt er, wieder einen Griechischen Laut zu hören! das ist ein ehrlicher Griech, der kann Griechen interessiren. — Er hört Griechisch: der arme Philoktet hat für Freude all sein heftiges Weh vergessen. Er lernt den

a) Aufzug 2.

b) Aufzug 2. Auftr. 1.

Sohn Achilles kennen, den Sohn seines zärtlichen Freundes: er wird offner; er erzählt ihm seine Geschichte, rührend wie wenn die Penia selbst erschien. Er ist ein Freund seiner Freunde: dem todtten Achilles opfert er seine Zähre der Freundschaft; er vergißt sich selbst, und seufzet über einen Todten, der glücklicher ist, als er. Er ist ein Freund seiner Freunde; der Sohn des Achilles sieht ihn herzlichen Anteil an sich nehmen, selbst da er ihn hintergeht. Er trauret um den Tod der Helden, und noch edler, er trauret blos deswegen, weil sie brave Leute sind: die Nichtswürdigen verflucht er! Wie sehr hat uns nun Philolett für sich interessirt, als Menschenfreund, als ein Griech mit Leib und Seele, als ein Held. Und dieser Held soll hier, fern von dem Wetteifer mit andern Helden, auf einer wüsten Insel modern? Schmerzliche Abwesenheit, da jene Thaten thun, da jene mit Lorbeern starben, so soll er an einer Wunde ächzen, die ja keine Heldenwunde ist. Er, eine so Griechische Seele, muß fern von seinem Vaterlande, fern von seinem liebenden Vater, der vielleicht schon zu den Schatten gegangen, 61 sein Leben verzehren: er ein betrogener Redlicher — — o Neoptolem, du willst ihn verlassen! o daß ihn Philolett anflehete! Er thuts, und so dringend: er bestürmt sein Herz von so vielen Seiten, daß die Fürbitte des Chors: erbarme dich seiner! auch unsre Einsprache wird. Wir ärgern uns über Neoptolem, daß ihm der Ekel seiner Krankheit noch Einwendung macht, und lieben ihn, da er — — es ihm verspricht; Er wird ihn doch nicht betriegen! siehe! wie er ihm flehete, wie er ihm danket, wie er ihn noch zu guter Letzt in seine Höle ladet und —

Nun<sup>a</sup> kommt der verkleidete Kaufmann. Er hört: „er soll „nach Troja, Ulysses habe dieß dem Heere öffentlich versprochen,“ und — den Kaufmann hält er kaum seiner Antwort werth. Eine einzige Heroische Verwunderung: „Götter! dieser Elende, dieser „Treulose hat schwören dörfen, mich ins Lager zu bringen?“ verräth die ganze Heldenseele Philoletts: diese redet fort:<sup>b</sup> diese will

a) Aufz. 2. Aufstr. 2.

b) Aufstr. 3.

zu Schiffe: diese redliche Seele glaubt dem Neoptolem, vertraut ihm seine Waffen, vertraut sich ihm in seiner Krankheit. Wie fühle ich für Philoktet! aber für ihn den Schreienden? Noch nichts! für ihn, den Helden, den Griechen, den Edlen — und denn den im höchsten Grade Elenden, und elender noch dadurch, was man mit ihm vor hat. Noch fühlen wir blos mit seiner Seele durch die Phantasie, und jetzt erst soll die seltne Scene der Krankheit kommen. Der Chor<sup>a</sup> bereitet auf sie, durch ein Lied auf den äußerst Jammervollen Philoktetes, und sie kommt.<sup>b</sup> Ich habe sie vorher durchgeführt und mag sie nicht wiederholen. Mich ärgert, wenn man sie auf der einen Seite zu einem bloßen Zetergeschrei macht, und auf der andern Seite, wie z. G. Brumoi,<sup>c</sup> unter den läblichen Franzosen für nichts, als, einen Riegel, ein Einschiebsel, daß fünf Alte voll werden. Welch eine Stille muß auf dem Schauplatze zu Athen geherrscht haben, da dieser Akt vorgieng!

Die Auftritte des körperlichen Leidens sind vorbei, und weiter darf ich nicht. Ich kehre also von der Bühne zu Athen zurück, dahin wo ich Leßingen gelassen — wie sehr sind wir aber in dem Eindrucke verschieden, den dieses Stück machen soll. Einer von beiden kann nur Recht haben, und der andre hat sich nur nicht genug idealisiren können, um nicht zu lesen, sondern zu sehen. Damit dieß mich nicht treffe, will ich auf guter Hut seyn.

Hr. Leßing macht „die Idee des körperlichen Schmerzes“ zur Hauptidee des Stücks,<sup>d</sup> und sucht die feinen Mittel auf,<sup>e</sup> womit der Dichter diese Idee zu verstärken, zu erweitern gewußt hat. Ich gestehe es, daß, wenn dieß die Hauptidee der Tragödie 63 wäre, einige von Hr. L. angegebene Mittel wenig auf mich gewirkt hätten. Der Eindruck des körperlichen Schmerzes ist viel zu verworren und körperlich gleichsam, als daß er z. G. der Frage Platz ließe:<sup>f</sup> wo sitzt der Schmerz? außen oder innen? wie sieht die

a) [Aufz. 2.] Aufz. 3. b) Dritte Scene. c) Theatre des Grecs, Tom. 2. p. 89. d) Laot. p. 3. 4. 31. 32. [376—7. 392—3].  
e) p. 33—49. [394—403]. f) p. 33. 34. [394].

Wunde aus? was für ein Gift wirkt darinnen? Wäre die Vorstellung des körperlichen Schmerzes so schwach, um durch solche Sachen verstärkt werden zu müssen, so ist die Wirkung des Theaters verloren: so ist's besser, daß ich hingehe, um die Wunde selbst Chirurgisch zu besichtigen. Nein! Theatralisch sey die Idee des Schmerzes, und ich mag also auch nichts, als Theatralische Verstärkung — von fern, aus den gezogenen Minen, aus Tönen des Jammers, will ich, wenn Schmerz die Hauptidee des Stücks ist, ihn kennen lernen, und denn ist's mir wohl beinahe gleich, worüber man schreie, und sich geberde? ob über einen lahmen Fuß, oder über eine Wunde im Innern der Brust. Der Kunstrichter verliert alles, wenn er aus der Theatralischen Anschauung weicht, und uns zur Verstärkung, zur Glaubwürdigkeit derselben den Altest eines Wundarztes geben ließe — — was es für eine Krankheit, daß es eine wirkliche Wunde, daß es ein Gift sey, das wohl so viel Schmerzen erregen könne. Sophokles habe so etwas überdacht, oder nicht 64 überdacht: gnug, wenn so etwas auf mich wirken müsse, um meine Idee vom Schmerze zu verstärken — Lebe wohl, Theater! so bin ich in der Lazarethstube.

Theatralische Rührung also! und wodurch kann ich, wenn die Hauptidee des Stücks körperlicher Schmerz ist, gerühret werden? welches sind alsdenn die Hauptmittel zur Erregung der Sympathie? Ich weiß nichts anders, als die gewöhnlichen Aeußerungen, Geschrei, Thränen und Zückungen: diese giebt auch Hr. Lessing<sup>a</sup> dafür aus, und giebt sich viele Mühe,<sup>b</sup> bei ihnen den nicht beleidigten Anstand, und ihre entschiedne Wirkung zu erklären. Gut also! aber, wenn das Wimmern, das Schreien, die gräßlichsten Zückungen, das Mittel, das Hauptmittel sind, mir die Idee des körperlichen Schmerzes einzupflanzen, und mein Herz zu treffen: was kann denn die beste Wirkung dieses treffenden Schlages seyn? Mit körperlichem Schmerze kann ich nicht anders, als körperlich, sympathisiren: d. i. meine Fibern kommen durch die Theilnehmung in eine ähnliche

---

a) p. 3. 32. 34. [376 — 7. 393. 394]. b) p. 41 — 49. [398 — 403].

Spannung des Schmerzes, ich leide körperlich mit. Und wäre dieß Mitleid angenehm? Nichts weniger, das Zetergeschrei, die Zuckung fährt mir durch alle Glieder, ich fühle sie selbst; die nämlichen convulsivischen Bewegungen melden sich bei mir, wie bei einer gleichgespannten Saite. Ob der in Zuckung liegende, winselnde Mann Philoftet sey, geht mich nicht an: er ist ein Thier, wie ich: er ist 65 ein Mensch: der Menschliche Schmerz erschüttert mein Nervengebäude, wie wenn ich ein sterbendes Thier, einen röchelnden Todten, ein gemartertes Wesen sehe, das wie ich fühlet. Und wo ist nun dieser Eindruck auch nur im kleinsten Maße vergnügend, angenehm? Er ist peinlich, schon bei dem Anblicke, bei der Vorstellung, ganz peinlich. Hier ist im Augenblicke des Eindruckes an keinen künstlichen Betrug; an kein Vergnügen der Einbildungskraft zu gedenken: die Natur, das Thier leidet in mir, denn ich sehe, ich höre, ein Thier meiner Art leiden.

Und welche Gladiatorseele gehörte dazu, um ein Stück auszuhalten, in welchem diese Idee, dieß Gefühl des körperlichen Schmerzes, Hauptidee, Hauptgefühl wäre? Ich weiß keinen dritten Fall außer diesen beiden: daß ich entweder illudiret werde, oder nicht. Ist das erste, ist's auch nur ein Augenblick, daß ich den Schauspieler verkenne, und einen zückenden, schreienden Gequälten sehe; wehe mir! es fährt mir durch die Nerven! Ich kann den künstlichen Betrüger, der sich mir zum Vergnügen, dem Augenschein nach, aufhängen wollte, keinen Augenblick mehr sehen, so bald der Betrug schwindet, so bald er wirklich vorget. Ich kann den Seiltänzer keinen Augenblick mehr sehen, so bald ich ihn fallen, in das unterliegende Schwert stürzen sehe, so bald er mit zerschlaginem Fusse da liegt. Der Anblick Philoftets ist meinem Gesichte unausstehlich, so bald ich es denke, daß er der leidende Philoftet ist. Blos eine Fechterseele kann in dieser Illusion des körperlichen Schmerzes, wie an jenem sterbenden Fechter, studiren wollen: wie viel Seele noch in ihm sei? Blos ein Unmensch kann, nach der Fabel von Michael Angelo, einen Menschen kreuzigen, um zu sehen, wie er stirbt. 66

Mr. Lessing mag sagen,<sup>a</sup> daß „nichts betrüglicher sey, als „allgemeine Gesetze für die Empfindungen geben zu wollen.“ Hier liegt das Gesetz in meinem unmittelbaren Gefühl selbst, und zwar in dem Gefühl, das am weitesten von allgemeinen Gründen abgehet, das mir, als einem sympathisirenden Thiere, bewohnt. So bald der leidende Körper Philoktets mein Hauptaugenmerk ist, so bleibt, „daß<sup>b</sup> je näher der Schauspieler der Natur kommt, desto „empfindlicher Augen und Ohren beleidigt werden müssen.“ Ein Meer unangenehmer Empfindungen wird über mich ergehen, und kein angenehmer Tropf mischt sich dazu. Die Vorstellung des künstlichen Betruges? — ist durch die Illusion gestört; ich habe nichts, als den Anblick eines zückenden, mit dem ich beinahe mit zücke, eines Wimmernden, dessen Ach! mir das Herz durchschneidet. Es ist kein Trauerspiel mehr, es ist eine grausame Pantomime, ein Anblick, Fechterseelen zu bilden: ich suche die Thüre.

67 Nun aber lasset uns den zweiten Fall setzen, daß der Griechische Schauspieler mit aller seiner Skavopoeie und Deklamation das Geschrei und die Verzückungen des Schmerzes nicht bis zur Illusion bringen könne (etwas, das Mr. Lessing nicht zu behaupten getrauet,<sup>c</sup> gesetzt also, daß ich ein kalter Zuschauer bleibe: so kann ich mir ja keine widerliche Pantomime gedenken, als nachgeäffte Zuckungen, brüllendes Geschrei, und wenn die Illusion vollkommen seyn soll, ein übler Geruch der Wunde. Kann würde also alsdenn der Theatralische Affe Philoktets zum Zuschauer sagen können, was der wahre Philoktet zum Neoptolem: „ich weiß! du hast es „alles nichts geachtet; weder mein Geschrei, noch der üble Geruch „wird dir Ekel erregt haben.“<sup>d</sup> Bei einer widerlichen, und zum Unglücke nicht täuschenden Pantomime ist dies unvermeidlich.

Ich schlage die Litteraturbriefe<sup>e</sup> auf, und finde den Ersten ihrer Verfasser an gründlicher Philosophie in einem andern ähn-

a) p. 42. [399].      b) p. 32. [393].      c) p. 49. [403].

d) Soph. Philokt. Aft. 4. Scen. 1. [v. 875].

e) Litt. Br. Th. 5. Br. 82—84.

lichen Falle meiner Meinung. Er untersucht, „warum die Nachahmung des Ewels uns nie gefallen können,“ und giebt zu Ursachen an, „weil diese widerige Empfindung nur unsre niedere Sinne trifft, Geschmack, Geruch und Gefühl: die dunkelsten Sinne, die nicht den geringsten Antheil an den Werken der schönen Künste haben: weil zweitens die Empfindung des Ewels 68 widerig werde, nicht durch die Vorstellung der Wirklichkeit, wie bei andern unangenehmen Eindrücken, sondern unmittelbar durchs Anschauen: und weil endlich in dieser Empfindung die Seele keine merkliche Vermischung von Lust erkennet.“ Er schließt also das Ekelhafte ganz von Nachahmung der schönen Künste, und den höchsten Grad des Entsetzlichen von der Pantomimischen Vorstellung im Trauerspiele aus, „weil theils die Täuschung hierin schwer wäre, theils auch die Pantomime auf der tragischen Schaubühne nur in den Schranken einer Hülfskunst bleiben müßte.“ Ich wollte, daß der Philosophische D. sich über meinen Vorwurf erklären möchte: denn der körperliche Schmerz Philoktets hat mehr als einen dieser Gründe wider sich. Seine Täuschung kann nur den dunkelsten Sinn, das thierische Mitgefühl, erregen: die Empfindung darüber ist allemal Natur, und niemals Nachahmung: sie hat nichts Angenehmes mit sich: sie ist kaum der Illusion fähig: sie macht die tragische Bühne zur Pantomime, die, je vollkommener sie wäre, um so mehr zerstreute. Schlechthin kann also der körperliche Schmerz keine Hauptidee eines Trauerspiels seyn.

Und ist doch bei Sophokles Philoktet, bei einem Meisterstücke der Bühne! „Wie manches, sagt Hr. Lessing,<sup>a</sup> würde in der Theorie 69 „unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen.“ Ich glaube, schwerlich. Was in der Theorie wahrhaftig unwidersprechlich ist, und nicht blos so scheint, wird nie von einem Genie widerlegt werden, zumal wenn die Theorie in unsern unerfünstelten Empfindungen läge. Mich dauert die Mühe, die sich Herr Lessing giebt,

---

a) Laot. p. 33. [394].

Sophokles zu rechtfertigen, und den Engländer Smith zu widerlegen; beide brauchen es nicht: und wenn sie es brauchten, wenn Sophokles Hauptzweck wäre, durch die Neußerungen des körperlichen Schmerzes seinen tragischen Endzweck zu erreichen: so hätte L. mit allem, was er Gutes sagt, wenig gesagt.

Aber Sophokles, das tragische Genie, fühlte nur gar zu viel dagegen, diesen Zweck zu erreichen, und gieng ganz einen andern Weg, der ihm nicht mißrathen konnte, und den Hr. L. wie es scheint, von einer Nebenseite geschen. Ich muß aus dem vorigen Eindrucke, den ich davon geliefert, einige Züge zurüdnehmen:

1. Der erste Begriff von Philoktetes ist der Begriff eines Verlassenen, Kranken, Glenden, von Menschen verrathenen Einsiedlers, eines Robinson Crusoe, dessen Jammervolle Höle uns gezeigt wird: diese Situation setzt Hr. L. mit der ihm gewöhnlichen Stärke aus einander.

70 2. Der Glende soll noch einen neuen Streich von der List seines alten Feindes leiden: hier schwilkt unsere Theilnahme, und der Kontrast zwischen Ulysses und Neoptolemus macht die ganze Scene Menschlich.

3. Der Chor und Neoptolem drücken die Pfeile des Mitleids tiefer in unser Herz: sie singen sein Elend in vollem Maafze. Wie begierig sind wir nun, den Mann zu sehen, der hier in der wüsten Insel eine besondere Scene spielt, und auf den neues Unglück lauert. In diesem ganzen Akt ist noch kein Philoktet zu sehen: noch weniger die Vorstellung von seinem körperlichen Schmerz Hauptidee. Sophokles hat in diesem Akt dreierlei Vorsicht, uns erst auf Philoktet lange vorzubereiten, ehe er auftritt: das Schwerste und Untheatralische in Erzählung und nicht in Handlung zu zeigen: unser Herz und unsre Phantasie ihm zu sichern, damit wir erst — auch nur seinen Anblick ertragen lernen. Und gleich als ob dieser noch nicht gnug vorbereitet wäre, muß den wilden Mann ein fern her murmelndes Ach anmelden, das sich nähert, und —

1. Nun sind durch den Anblick der Fremden die Seufzer weg, völlig weg. Warum das? warum läßt sie Sophokles so ganz hin-  
Herders sämml. Werke. III.

ter der Scene? Erst muß er ihn nicht blos vor Verachtung sichern, sondern seinem ganzen ersten Anblitze nach, ist Philoftet ein leidender Held. Ich weiß nicht, warum L. diesen ersten Eindruck, in 71 dem der Held erscheint, nicht verfolget; wimmern haben wir ihn kaum von fern gehört, jetzt sehen wir [ihn] dulden. Mitten unter verbissenen Schmerzen steht und spricht der Menschenfreund, Grieche, Held — warum hat Hr. L. das Interesse nicht mehr entwickelt, daß er als Grieche, als ein theilnehmender Freund der Fremden, als der Verehrer Griechischer Helden, wirkt? Man kann kaum mehr für ihn sympathisiren, als man schon gestimmt ist.

2. Und noch zeigt er eine große Seite. Der eben jetzt Flehende hört Ulysses neuen Verrath, und wie ist der flehende Glende plötzlich in einen Helden verwandelt?

3. In einen Helden, der gegen seine Feinde noch der ungedemüthigste Stolze bleibt: Originalzug der Griechischen Größe, „Liebe „gegen die Freunde, unwandelbarer Haß gegen die Feinde!“<sup>a)</sup> Und wer anders als ein Redlicher, kann Neoptolem seine Pfeile und sein Leben so großmüthig anvertrauen? — ein solcher Mann ist nicht blos auf alle Wege vor Verachtung gesichert: er hat unser ganzes Herz.

4. Das Chor bereitet uns auf die Scene des Glendes, und ist offenbar in dem Tone der Chrfürcht gegen einen Helden, der da duldet, der so lange geduldet hat, nicht, der da schreit. — Wie wenig, wie wenig ist doch also der Philoftet Sophofles seinem 72 Hauptzuge nach auf der Bühne, der, den L. gewohnt ist, als den Gräßlichen zu charakterisiren, noch ist er immer der große duldende Held: und das in zweien langen Auftritten!

Und beinahe fängt die Idee von seinem Glende, und von dem Versprechen des Neoptolemus an zu schwinden: fast kann man uns von seinem Schmerz zu viel erzählt, fast kann derselbe sich in neun Jahren doch wohl verringert haben? Könnten wir ihn also nicht selbst leiden sehen? Wenn nichts mehr ist, als was

---

a) Laof. p. 43. [400]

wir gesehen haben, so — und nun kommt der Anfall. Es ist bloß ein Anfall, und ich weiß nicht, wie Hr. L. die Wahl einer Wunde rühmt,<sup>a)</sup> die doch keinen andern Vortheil bringen konnte, als ein eßles Ach fünf Alte lang zu dehnen! Sophokles wußte was' bessers zu wählen — eine kurze Anwandlung. Sie legt er in die Mitte des Stücks zur Auszeichnung: sie kommt plötzlich; um so eindrücklicher wird das Gift, als eine Strafe der Götter, nicht blos als eine schleichende Krankheit: sie kommt Rückweise, um durch ein Anhalten den Zuschauer nicht zu ermüden: sie schweift in Raserei aus, um den Zuschauer von der Pantomime mehr auf die leidende Seele zu wenden: sie wird lange von Philoktet unterdrückt, und nur mitten unter Gesprächen mit einzelnen Tönen des Janiners begleitet: sie endet sich in einem ruhigen Schlafe, und 73 der läßt uns erst Zeit zu überdenken, was Philoktet ausgestanden. Man kann den ganzen Auftritt nicht mehr verkennen, als wenn man ihn blos für die Pantomime eines körperlichen Schmerzes, und das ganze Stück nicht mehr verkennen, als wenn Philoktet da seyn sollte, um über eine Wunde zu schreien und zu heulen. Der Anfall ist vorüber, und nach so wenig, als vor — — doch ich mag ja keinen Kommentar über Sophokles schreiben — wer urtheilen will, lese!

So kann also W. seinen Laokoon mit Philoktet vergleichen! So kann das Schreien wohl nie, und am wenigsten bei Homer der Charakterzug eines Helden gewesen seyn! So ist wohl nie Schreien das Hauptwerk des Philoktets, um Theilnahme zu wirken, und körperlicher Schmerz nie die Hauptidee eines Drama! So hat das Schauspiel gewiß seine eigne schöne Natur gleichsam, und genaue Grenzen zwischen andern Dichtarten. So kann man es ohne Sünde eine Reihe handelnder, Dichterischer Gemälde nennen! Wer könnte uns über diese Materie besser belehren, als — der Verfasser des Laokoon und der Dramaturgie selbst, wenn er

---

<sup>a)</sup> p. 33. [394]

sich „über das Maas der Pantomime in der Tragödie, über die eigne schöne Natur des Drama, und über die besondern Grenzen zwischen Malerei und Schauspiel besonders erklärte?

---

6.

74

Der große Winkelmann hat uns die schöne Griechische Natur so Meisterhaft gezeigt, daß wohl keiner, als ein Unwissender und Fühlloser, es leugnen wird, „ihr Hauptgesetz in der bildenden „Kunst sey Schönheit gewesen.““ Deß ohngeachtet dünkt mich noch die erste Quelle mit einigen ihrer Aldern unentdeckt: warum die Griechen in Bildung des Schönen so hoch gekommen, um allen Völkern der Erde hierin den Preis abzulaufen? Herr Lessing giebt auch ein Supplement<sup>a</sup> dazu, da er uns den Griechen, im Gegensatz mit dem Kunstgeschmack unserer Zeit, als einen Künstler zeigt, der der Kunst nur enge Grenzen gesetzt, und sie blos auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt: „sein Künstler schilderte nichts, als das Schöne.“

Nichts, als das Schöne? Nun ja! mein Leser, ich habe die weisen Erinnerungen und Einschränkungen gelesen, die man wider diesen Lessingschen Satz sehr gelehrt aufgeworfen; allein man muß L. erst verstehen, ehe man ihn widerlegt. Will er sagen, daß die Griechen nichts Häßliches gebildet? Ich glaube nicht, und wünsche an einem andern Orte<sup>b</sup> die Worte weg: „die Griechen haben nie „eine Furie gebildet.““ Denn gienge sein Satz so weit: so hätte Hr. Kloß noch in jedem seiner künftigen Schriftchen<sup>1</sup> Gelegenheit, ein Beispiel anzubringen, daß die Alten auch Furien, Medusen 75 u. s. w. gebildet hätten — etwas, was wohl jeder weiß, der etwa ein Museum durchlaufen.

Oder hätten die Alten das Gesetz gehabt, häßliche Figuren auch schön zu bilden, weil was gebildet werde, schön seyn müsse?

---

a) Laof. p. 9—22. [380—87]

b) Laof. p. 16. [384].

1) A: Schriften

Ich weiß, daß man ihn auch so verstanden, und alsdenn die liebe Meduse statt Alles angeführt; allein auch dieß ist nicht die Verbindung des Sinnes.

Ich verstehe ihn so: es sei bei den Griechen kein herrschender, kein Hauptgeschmack gewesen, das erste beste zu schildern und zu bilden, um blos durch die Nachahmung Werth zu erhalten, blos durch Ähnlichkeit sich als Künstler zu zeigen: sondern hier habe ihr Geschmack das Schöne zum Hauptgegenstande gemacht, um nicht blos mit leidigen Geschicklichkeiten zu prahlen. Und in diesem Verstande bleiben folgende Bestimmungen ja von selbst eingeschlossen.

Um von einem herrschenden Geschmack zu urtheilen, nehme man nicht jede einzelne Beispiele: denn die Pausons, Pyreicus und andre Rhyparographen, so lange sie nicht Schulen ziehen, und diese mit andern, mit den Schilderern der Schönheit noch nicht um den Vorzug streiten dürfen, hindern nichts.

Um von einem herrschenden Geschmack zu urtheilen, muß 76 man die Worte eines Gesetzgebers,<sup>a</sup> eines Politischen Philosophen, nicht als Beweis des Gangbaren annehmen: denn sie sagen, was da seyn sollte, nicht was da ist.

Die besten Zeugen eines herrschenden Geschmacks sind die öffentlichen Kunstwerke, die Anordnungen der Obrigkeit: und da Hr. Lessing auch vorzüglich auf diese gesehen, so lehrt man ihn ja nichts neues, wenn man sich vernehmen läßt:<sup>b</sup> „Der griechische „Künstler schilderte nichts, als das Schöne —“ „Entgegengesetzte „Zeugnisse der Schriftsteller und Beispiele der Künstler bestimmen „mich, dieser Beobachtung engere Grenzen zu setzen, und sie bloß „auf öffentliche Denkmäler einzuschränken.“ Ich denke, daß das Hrn. L. erste Quelle gewesen, und er sucht ja vielleicht Anordnungen, wo selbst keine sind.<sup>c</sup>

a) Laot. p. 11. [381] not. b. wo Hr. L. die Worte Aristoteles anführt.

b) Hr. Klotz Geschichte der Münzen p. 41. 42.

c) Laot. p. 12. [382] das Gesetz der Thebaner *eis to xeiqov* ist mir noch zweifelhaft.

Um von einem herrschenden Geschmacke zu urtheilen, nehme man ferner nicht Tempelwerke, wo Religion die Hauptabsicht gewesen, oder der Geschmack der Religion nicht geändert werden konnte. Hr. L. macht sich diese Einschränkung selbst,<sup>a</sup> und sie ist, die seinen Satz so mildert, daß, ich gestehe es, er freilich durch ihn so viel oder so wenig bedeuten kann, als er will.

Um endlich vom herrschenden Geschmacke zu urtheilen, nehme 77 man freilich nicht alle Zeiten gleich, sondern die, da der Geschmack schon ausgebildet, da er durch keine Kätozelie verdorben erscheint: im ersten Fall ist noch kein Gesetz gegeben, im zweiten ist eine Zeitlang unter die Bank gebracht; deswegen aber noch immer Landesgesetz. — Und nach diesen Bestimmungen kann L. allerdings vest setzen: „daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz „der bildenden Künste gewesen.“

Allein bei welchen Alten? seit wann? wie lange? welche Unter- welche Nebengesetze? Und woher ist bei den Griechen so vorzüglich, vor allen Nationen, höchstes Gesetz geworden? Andre wichtige Fragen, wo bei der letzten mir W. selbst kaum ein Gnüge thut.

Hr. L. kommt auf zwei Situationen, die hierin einschlagen: „daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen, und was die bildenden Künste auf den Charakter einer Nation wirken können.“<sup>b</sup> <sup>1</sup> Allein, über beides konnte er sich nur im Vorbeigehen erklären. Es muß aus Gründen hergeleitet werden können: wie bei den Griechen Gesetze über die Kunst nicht blos, wie weit es Hr. L. nimmt, erlaubt; sondern nöthig gewesen — wie bei ihnen Kunst und Poesie und Musik weit mehr zum Wesentlichen des Staats gehöret habe, als jetzt — wie der 78 Staat also nicht ohne sie, als seine damaligen Triebfedern, und

---

a) Laot. p. 103. [435].      b) Laot. pag. 12 — 15. [382 — 3].

1) „und was — können“: freies Citat nach p. 14: „Die bildenden Künste insbesondere, außer dem unfehlbaren Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben“ ...

sie nicht ohne Staat haben seyn können — wie also die Wirkung der Nation auf die Kunst, und der Kunst auf die Nation nicht blos Physisch und Psychologisch, sondern auch großen Theils Politisch gewesen — wie bei den Griechen also aus so manchen Ursachen, und nicht blos ihres Nationalcharakters, sondern auch ihrer Erziehung, Lebensart, des Grades ihrer Cultur, ihrer Religion und ihres Staats wegen, die Bildung der Schönheit mehr Eindrücke haben können, und mehr Eindrücke habe annehmen müssen. Ein wichtiges Problem,<sup>a</sup> zu dessen Auflösung mehr, als einige Rätsel der Griechen von der Oberfläche her gehört. Unsern gewöhnlichen Graeculis also, die jetzt nach dem Modegeschmacke von nichts so gern, als von Kunst, von Schönheit der Griechen sprechen, ist ein Gedanke hieran so wenig eingefallen, daß sie alles glauben erklärt zu haben, wenn sie von nichts, als einer gewissen feinen schönen Empfindung der Griechen für die Kunst, und für die Schönheit, schwätzen; von einer Empfindung, die sie gehabt, 79 die Römer nicht gehabt, und die jetzt in unsern Deutschen Neugriechen wieder auflebe. Alle Kloßische Schriften sind von diesem süßen Geschwätz voll:<sup>b</sup> denn freilich aus einer gewissen unnambaren Empfindung, aus einem sechsten Sinne für die Schönheit, kann man alles, was man will, ohne Kopfsbrechen aussinden. — Ein Philosophischer Kopf, wie Lessing, könnte mit solcher qualitas occulta nicht zufrieden seyn: und welcher halbphilosophische Kopf wird sich denn damit lächeln begnügen können?

Doch nicht zu weit vom Laokoon. Wenn bei den Griechen Schönheit das höchste Gesetz der Kunst war: so mußten gewaltsame Stellungen, häßliche Verzerrungen vom Künstler entweder gemieden, oder herabgesetzt werden: und L. gibt davon die besten Exem-

a) Ein Programm des Hrn. Prof. Heine, de caussis fabularum seu mythorum veterum physicis, hat mir mehr Gnüge gethan, als die ganze Philosophie des Baurer; wie überhaupt dieser würdige Kenner der Alten von seinen Griechen das Schwerste gelernt: stille Größe, ruhige Fülle, auch im Vortrage und Ausdrucke.

b) S. Kloß Gesch. der Münzen p. 106. 107.

pel. Indessen hat er Widerspruch gefunden, und einer seiner Widersprecher<sup>a</sup> ist, wenn er jetzt einen Stein findet, der dafür, jetzt einen, der dawider zu seyn scheinet, auch im Wechselseiter bald für, bald gegen den Satz, daß der geneigte Leser endlich nicht weiß, wie ihm ist. Ob sich hier nicht ein fester Faden ziehen ließe?

Zuerst also: der Mythische Cirkel der alten Griechen war ohne Widerspruch der Schönheit gebildet: ihre Götter und Göttinnen waren nicht, wie die Aegyptischen, Allegorische Ungeheuer: 80 noch, wie die Persischen und Indischen, beinahe ohne Bild: noch, wie die Hetrurischen, traurige und unanständige Figuren; sondern an Bildung reizend dem Auge. In der ganzen Natur der Dinge fanden die Griechen keine bessere Vorstellung der Göttlichen Natur, wie eines Inbegriffs der Vollkommenheiten, als die Menschliche Gestalt; und wiederum, welches zu beweisen wäre, keine der Gottesheiten war so charakterisiert, daß sie immer häßlich hätte gebildet werden müssen, um das zu seyn, was sie seyn sollte. Die Götterbegriffe der Griechen waren von Dichtern bestimmt, und diese Dichter waren Dichter der Schönheit.

Die Griechen hatten z. B. einen Jupiter, der freilich nicht immer *μειλιξιος*, der auch oft der Zornige, der Grimmige war: und der Dichter konnte ihn seinem Zwecke gemäß schildern. Wie aber der Künstler? Wer will denn immer gern einen zornigen Jupiter sehen, da sein Zorn doch mit dem Ungewitter übergeht? Was also natürlicher, als daß er zu dem ewigen Anblitze seines Kunststückes den Anblick einer schönen Größe lieber wählte, und ihm nur hohen Ernst in sein Gesicht schuf? — Nun kann es freilich, und insonderheit in der ältern Zeit der Religion, auch Abbildungen des Zorns gegeben haben: allein, was thut dieß? der Hauptbegriff bei Jupiter, selbst wenn er den Donner wirft, bleibt doch — hoher Ernst, schöne Größe; dieß ist seine bleibende Gestalt, 81 jene geht vorüber.

---

a) Klotz Act. litt. conf. mit der Gesch. der Münzen, und diese mit der Schrift über die geschnittenen Steine.

Venus, wenn sie um den Adonis trauret, raset bei Moschus fürchterlich: auch Juno kann königlich zanken, und Apollo tapfer zürnen — allein ist diese Raserei, dieß zänkische Gesicht, dieser Zorn im Antlitzে denn wohl ihre beständige Mine, ihr nothwendiger Charakterzug? Nicht! er ist übergehend, er ist eine vorbeiziehende Wolke: nun soll der Künstler Venus, Apollo, Juno bilden; — will er nicht Unsinne, oder Eigensinn beweisen, so wird er die Mine nehmen, die Venus, Apollo, Juno eigen ist: in der sie sich zeigen würden, wenn sie ihm zur Bildung erschienen, und dieß ist — eine Gestalt der Schönheit.

Doch immer aber gab es ja auch im Mythischen Zirkel der Griechen Figuren, denen die Häßlichkeit ein Charakterzug war: z. B. Medusenköpfe, Bacchanten, Giganten, Silenen, Furien u. s. w. Medusa gehe voraus, denn Pallas trägt sie auf ihrem mächtigen Schilde. Meduse, ist sie eine Gestalt, die nothwendig häßlich gebildet werden muß, von der man nur eine Gestalt wüßte, die im höchsten Grade fürchterliche? Die so viel über die himmlische Bildung der Meduse, als von einem Ich weiß nicht, warum? und 82 einer Paradoxie reden,<sup>a</sup> sollten wissen, daß Medusen diese Bildung eigenthümlich, daß sie eine Reizende gewesen, die Neptum zur Liebe beweget, und darüber von der jungfräulichen Minerve verwandelt worden.<sup>b</sup> Nun sollte sie der Künstler bilden: zwei Gestalten lagen vor ihm und er wählte — die schöne vor ihrer Verwandlung: aber um sie als Meduse zu bezeichnen, flocht er Schlangen in ihre Haare.

Um diese Schlangen zu erklären, weiß ich da keinen andern Rückweg, als mich „auf das besondere Gefühl der Griechen und „Römer für die Schlangen“ zu berufen?<sup>c</sup> ein besonderer Appetit,

a) Kloz Gesch. der Münzen p. 46. 47.

b) Pausanias erzählt ihre Geschichte noch bequemer für die Kunst; v. Corinth. [II] c. 21.

c) Kloz Gesch. der Münz. p. 47. „Es ist wahr, daß unser Gefühl „über diesen Punkt eben so verschieden von dem Gefühl der Griechen und „Römer ist, als von der Empfindung des Kannibalen“ u. s. w.

der — hier aber nichts erklärt. Eine schöne Meduse ohne Schlangen wäre nicht mehr käuntlich, nicht mehr Meduse — ein bloß schönes Gesicht gewesen; so und aus keinem Schlangenappetit mußte also der Künstler diesen Charakterzug brauchen. Und warum sollte ers nicht? Wann er die Schlangen in die Haare versteckt, so können sie zieren; und was an ihnen hervorblückt, ist das was häßliches? Schrecklich, und nicht häßlich; aber dieß Schreckliche gemäßigt, mit einem schönen Antlitz contrastirt, ist angenehm; es erweckt den Begriff des Außerordentlichen, von der Macht der Göttin, ist 83 also hier als Charakterzug nöthig, und zum viel fassenden Eindrucke tauglich: es erhebt die Schönheit. Meduse also dorste nicht nothwendig ein Bild der Häßlichkeit seyn.

Und die Furien eben so wenig. Die Ehrwürdigen: so nannten die Athenienser sie, und so konnten sie die Künstler bilden: „weder an ihren Bildnissen, sagt Pausanias,<sup>a)</sup> noch an den Abbildungen der unterirdischen Götter, die im Areopagus stehen, ist „was fürchterliches wahrzunehmen.“ Und wenn nicht an den Furien; an den eigentlichen Nach- und Plagegöttinnen: wenn nicht an den unterirdischen Göttern; wenn nicht selbst im Areopagus, dem ernsthaftesten Orte zu Athen — wo und an welchen Bildungen hätte denn das Gräuliche der Hauptcharakter seyn müssen?

Ich darf also behaupten, daß alle Mythische Figuren des Zirkels, die als Hauptfiguren, einzeln, ihrem innern und beständigen Charakter gemäß, haben erscheinen sollen, das Widerliche und Gräßliche nie zur nothwendigen Bildung haben dorsten. Selbst bis auf den Schlaf und den Tod<sup>b)</sup> erstreckt sich dieß, die beide als 84 Knaben in den Armen der Nacht ruhend vorgestellt wurden, und

---

a) In Attic. [II] c. 28.

b) Lack. p. 121. [445] Die Lessingische Erklärung des *διεσπαμενος τως ποδας* scheint dem Sprachgebrauche zu widersprechen; und wenn es aufs Muthmaßen ankäme, könnte ich eben so sagen: „sie schliefen mit über einander geschlagenen Füßen“ d. i. des einen Fuß streckte sich über den andern hin, um die Verwandtschaft des Schlafes und Todes anzuzeigen u. s. w.

so gar bis auf die höllischen Götter — schönes Feld von Vorstellungen für den Künstler, dem also seine Religion es wenigstens nicht auflegte, zur Schande des Geschmacks, und zum Ekel der Empfindung arbeiten zu müssen. Da waren keine Bilder des Abscheus, wie in der skandinavischen und andern Nordischen Religionen: keine Fräkenvorstellungen, wie in den Mythologien der heidnischen Mittagländer: kein Knochenmann, der den Tod, kein Ungeheuer, das den Teufel vorstellen sollte, wie nach den Idolen unseres Pöbels; unter allen Völkern der Erde haben die Griechen, was den sinnlichen, den bildsamen Theil der Religion anbetrifft, die beste Mythologie gehabt: selbst die Kolonien ihrer Religion, nicht ausgenommen.

Zweitens: doch aber gab es ja so häufige Vorstellungsarten, Situationen, und Geschichte ihrer Religion, die immer auch für den Künstler widerliche Gestalten liefern mußten, wenn nicht als Haupt- so als Nebenideen: wie nun? Als Nebenideen freilich, und eine Mythologie, die nichts als Gestalten in seliger Ruhe ließerte, wäre für den Dichter gewiß eine tote, einförmige Mythologie gewesen, und hätte keine Griechen an Poesie hervorbringen können. Gnug aber, daß dieß Nebenideen, untergeordnete Begriffe, 85 wandelbare Vorstellungen waren; bei solchen befand sich der Dichter recht wohl und der Künstler auch noch so unbequem nicht.

Ein Jupiter z. B. der die Giganten unter seinem Wagen hat, kann und soll auf sie, als auf Ungeheuer, als auf widrige Gestalten seinen Blitz schleudern; aber diese Gestalten sind ja nicht der Hauptanblick: sie sind mit ihrem Gräßlichen dem Jupiter untergeordnet, und also da, das Majestätische in ihm zu vermehren; nicht also wider das Hauptgesetz der Kunst. Ein schöner Bacchus unter taumelnden Mänaden, und ausgelassenen mit Pausbacken blasenden Bacchanten, unter Silenen und Satyrs, wird um desto herrlicher und schöner erscheinen. Die fürchterliche Meduse auf dem Brustharnische der Pallas wird die männliche<sup>1</sup> Schönheit ihrer Göt-

1) A: nämliche [den gleichen Fehler in I, 221 Z. 13 corrigirt die Nachschrift]

tinn noch mehr erheben: denn hier ist sie nicht Hauptfigur, sondern Zierrath der Kleidung. So Perseus mit seiner Gorgone: Vulcanus, der hinkende, mitten im Saale der Götter: so Cerberus unter den Füßen des majestätischen Pluto — wie manches Papier wäre mit Einwendungen geschont, wenn man bedacht hätte, daß in einer Composition von Figuren auf eine Nebengestalt ja nicht das Hauptgesetz fallen könne, ohne das Ganze zu verderben.

Drittens: was ich von den Griechischen Göttern gesagt, gilt auch von ihren Helden. Weder ihre Heroen, noch Menschliche Helden haben zu ihrem Hauptzuge eine Klosterheiligkeit, eine verzückte 86 Andacht, eine bußfertige Verzerrung, oder eine sich wegwerfende Demuth. Allein also, für sich selbst genommen, läßt der Held hoher Schönheit Platz, insonderheit wenn er als Hauptperson in seiner bleibenden Fassung erschiene. Setzt ihn aber auch in ein Medium der Hinderniß: seine Seele werde von Zorn, von Jammer, von Betrübniß erschüttert: freilich wird er nicht den stoischen Weisen machen; aber die empfindliche Natur seiner Menschheit, wird sie seiner höhern Natur widersprechen dürfen?

Hier stehe die Abschilderung Agamemmons in dem Opfer der Iphigenia. Timanthes verhüllte ihn: warum aber hat er ihn verhüllt? Er hat sich, sagt Plinius,<sup>a</sup> in den traurigen Physiognomien erschöpft, so daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Dies läßt Hr. L. den Plinius sagen,<sup>b</sup> und — — wiederlegt also die von ihm gegebene Ursache mit Recht: denn es ist wahr, „daß mit dem Grade des Affekts sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts verstärken; daß der höchste Grad die allerentschiedensten Züge habe, und nichts sey der Kunst „leichter, als diese auszudrücken.“ Plinius hätte also Unrecht, und der Schriftsteller<sup>c</sup> noch mehr Unrecht, der ohne diese von L. angegebne Ursache zu entkräften, Plinius glaubt, blos weil er 87 idoneus auctor ist. Aber wie wenn Plinius dies nicht gesagt hätte?

---

a) Lib. XXXV. Sect. 15.      b) Laot. p. 18. 19. [385 — 6].

c) Klotz act. litter. Vol. III. p. 291.

Plinius Stelle ist diese: Timanthes cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, & tristitiae omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere. Was sagt nun Plinius? daß Timanth sich an traurigen Physignomien erschöpft, daß er dem Vater keine traurigere hätte geben können? nicht! sondern daß diese noch traurigere seiner nicht würdig gewesen wäre, daß er ihn in derselben nicht würdig hätte zeigen können. Ich will dem Valerius Maximus<sup>a</sup> folgen, wie er Timanth's Gemälde angiebt: Kalchas erscheint betrübt, Ulysses traurig, Ajax stößt eben ein Ach! aus, Menelaus windet die Hände — wie nun Agamemnon? nicht anders als starr, finilos, betäubt, die Züge des Gesichts eisern angeheftet, oder — rasend: denn so äußert sich, dunkt mich, der höchste Affekt. Würde sich da nun Agamemnon würdig zeigen? der Anblick eines Starrsehenden, ist er würdig eines Vaters? kaum! und der die Hände windende Menelaus, der ächzende Ajax, der traurige Ulysses, der betrübte Kalchas würden gerührter scheinen, als der starre Vater selbst. So erscheine dieser rasend? ein unnütz rasender Held, ein finirschender Agamemnon ist ein unwürdiger Anblick. Wenn Menschen sein Kind ertöten: so rette ers: er winde Kalchas das Opfermesser aus der Hand, und mache sich nicht durch sein Geschrei, durch seinen vergeblichen Schmerz unnütz. Wollen aber Götter das Opfer, fordert es das Wohl der Griechen; iſts einmal zugestanden; König, so wisse dich zu fassen: und wenn dein väterlich Herz bricht, so — wende dein Auge weg; verhülle dein Antlitz: so erscheinſt du würdig des Vaters, und des Königes, und des empfindbaren Griechen und des Patriotischen Helden.

Auch würdig der Kunst des Malers? Mit dem vorigen zusammen; ob aber dieser letzte Zweck der Einige und Hauptzweck gewesen? ob die schönen Raisonnemens eintreffen, die Hr. L. dem Timanthes Schuld giebt,<sup>b</sup> „daß er die Grenzen seiner Kunst

a) Valer. Maxim. lib. VIII. Cap. 11.

b) Laok. p. 19. [386; gefürzt]

„gekannt, daß er das Häßliche, das Verzerrende im Gesicht Agamemnons gerne gelindert hätte; da es aber nicht angieng — so habe er ihn verhüllt. Die Verhüllung sei eben ein Opfer, das „der Künstler der Schönheit gebracht habe;“ weiß ich nicht; wenigstens konnte ihm das Opfer nicht schwer werden, denn er brachte es aus fremden Mitteln. Mehr als ein Dichter<sup>a</sup> hatte schon im Schauspiele den Agamemnon verhüllt, und Timanth dorfte also nicht erst mit sich darüber vernünfteln. Er wäre frech gewesen, wenn er, was der Dichter verhüllt hatte, hätte entblößen wollen, zumal es auf seine Kunst so sehr zutraf. Warum ihn aber der Dichter verhüllt? ob etwa einem künftigen Timanthes zu gut? ob etwa eine Figur zu verhüten, die sich nicht malen ließe? ob um der Kunst ein Opfer zu bringen? Der Kunst freilich; aber kaum dem Pinsel des Timanthes, sondern seinem eigenen Schauspiel, und der Grazie desselben! Nicht, als wenn diese bei der Opferung eines Kindes einen stoischen Helden foderte; so unmenschlich ist die Griechische Grazie nicht. Nicht, als wenn sie einen betrübten ächzenden Vater nicht duldet; warum nicht, wenn es damit gethan wäre? Aber hier sollte er den höchsten Ton des väterlichen Schmerzes, und des entsetzlichsten Jammers: ihn sollte ein Held anstimmen, der zugleich König war, der dadurch die Griechen rettete, der ihnen die Opferung versprochen hatte: dieser also sein Wort brechen, sein Volk nicht lieben, dafür auch nicht etwas Saures thun wollen? Er lasse sie opfern, er rase nicht wie ein Klageweib vergebens umher: er wende sein Auge ab, und weine väterliche Thränen: so erscheint er — würdig dem Könige und dem Vater, mithin auch würdig der Theatralischen Grazie. Nur da diese einer andern Person, einer Clytemnestra, einer Hekuba und andern Helden noch wahrscheinlicher manches hätte erlauben können, was sie in dieser Situation, diesem Agamemnon nicht erlaubte: so sieht man, daß auch bei Euripides diese Verhüllung mehr ein Opfer für seinen Helden in dieser Situation, als für den Helden absolut,

---

a) B. E. Euripides in seiner Sphigenia u. s. w.

oder absolut für die Grazie der Schauspielfunkst gewesen; und daß die Grazie einer fremden Kunst hier gewiß ganz beiseite trete.

Indessen, wie es sey: so bleibt Timanthes Gemälde, selbst bis auf den schreienden Ajax desselben,<sup>a</sup> für Hrn. Leßing, und selbst der rasende Ajax, die fürchterliche Medea, der leidende Herkules, der seufzende Laokoon; und immer zehn Beispiele gegen ein gegenseitiges bestätigen seinen Satz, „wie sehr die griechischen Künstler das Häßliche vermieden, und wie sorgfältig auch in den schwersten Fällen Schönheit gesucht.“ Sollte man aber in der neuern Zeit, mit Ausdehnung der Kunst auch über die Grenzen des Schönen, das Wesen derselben haben ändern, und ihr ein neues Obergesetz: „Wahrheit und Ausdruck“ geben wollen?<sup>b</sup> oder sollte diese Uebertragung über die Grenzen des Schönen nicht auch zu 91 unsrer Zeit blos „Eigenschaft des Geschmacks in der und jener Schule“ und also eine Käozelie seyn, an der es den Griechen bei ihrem Pauson und Pyreicus auch nicht fehlte? die Frage wird sich im folgenden mehr ergeben. „Wenn man in einzelnen „Fällen den Maler und Dichter“ (und also auch die Kunst zweier Zeiten) „mit einander vergleichen will, so muß man vor „allen Dingen wohl zusehen, ob sie beide ihre völlige Freiheit „gehabt haben, ob sie ohne allen Zwang<sup>c</sup> auf die höchste Wirkung „ihrer Kunst haben arbeiten können.““ Und wer hat hier in einer freieren Luft geathmet?

## 7.

„Ein äußerlicher Zwang war bei dem<sup>d</sup> alten Künstler öfters „die Religion.“ Bacchus mit Hörnern ist Leßingen<sup>d</sup> hier das erste

a) Hr. L. kann dem Valerius immer glauben: denn auf den schreienden Ajax fällt in dem Gemälde nicht das Hauptaugenmerk: und also auch nicht der Mittelpunkt, die Nerve seines Satzes: der das Gauze der Composition, nicht eine Nebenfigur treffen will.

b) Laok. p. 10. 23. [380. 388].

c) p. 102. [435]. d) Laok. p. 103.

1) L.: äußerlichen Zwang 2) L.: war dem

Beispiel, das ihn auch scheint auf diese so wahre Ausnahme gebracht zu haben. Bacchus mit Hörnern! „In der That, sagt Hr. L., „sind solche natürliche Hörner eine Schändung der menschlichen „Gestalt, und können nur Wesen geziemen, denen man eine Art „von Mittelgestalt zwischen Menschen und Thier ertheilte.“\* Und sorgfältiger kann nicht ein Freund bedacht seyn, seinem Freunde die Hörner von der Stirne wegzuschaffen, als Hr. L. für seinen schönen Bacchus besorgt ist.

Er erklärt sie also zuerst für einen bloßen Stirnschmuck.<sup>a</sup> Und 92 woher ein Stirnschmuck? Aus der Stelle des Dichters —

tibi cum sine cornibus adstas  
    *Virgineum caput est:*

„Er konnte sich also auch ohne Hörner zeigen, sagt Hr. L., und so „waren die Hörner ein Stirnschmuck, den er aussiezen und ablegen „konnte.“ Wie? folgt dieß letzte Also wohl aus der Stelle Ovids, aus einer feierlichen Anruffung desselben? War Bacchus nicht ein Gott? der sich also auch, wie andere Götter, in mehr als einer Gestalt zeigen, der bald in jungfräulicher Schönheit, bald im furchterlichen Schlachtgetünnel furchterlich, bald als ein schöner Jüngling wie den Seeräubern Homers erscheinen konnte? Und hatte Bacchus dieß nicht bloß mit andern Göttern gemein, sondern zu einem ihm eigenen Vorzuge, der Gott von tausend Gestalten (*μυριομορφος*) zu seyn, und also auch die unzählig vielen Beinamen zu haben, die ihm Orpheus, die Epigrammatisten, Nonnus u. a. geben? folgts da wohl aus der Stelle Ovids, daß Bacchus — — dadurch *διμορφος*, *πολυμορφος*, *μυριομορφος* werden könne, wenn er — — seine Hörner ablege, wie ohngefähr eine alte Jungfer ihre falschen Zähne und Brüste? armes Lob! — Einem frommen Christlichen Ehemann mögen seine Hörner einen bloßen Stirnschmuck und eine Krone der Geduld von bewährtem 93 Golde bedeuten: nicht dem Mythologischen Bacchus.

\* ) [Laot. p. 104 = 436].

a) Laot. p. 95. [431; freies Citat].

So mögen es wohl keine Bacchus seyn, die mit hervorspringenden Hörnern dastehen, sondern lieber Faunen:<sup>a</sup> denn „in der „That sind solche natürliche Hörner eine Schändung der menschlichen Gestalt, und können nur Wesen geziemien, denen man eine „Art von Mittelgestalt zwischen Menschen und Thier ertheilt.“ Mit solchen geziemenden Schlüssen! als wenn Bacchus nicht oft gnug diesen und noch ungeziemendere Namen bekäme: als wenn er nicht oft gnug *κεραος*, *δικεραος*, *χρυσοκεραος*, *ταυρωπος*, *ταυρομετωπος*, *ταυροκεραος*, *κερασφορος*, gehörnt, zweigehörnt, Goldgehörnt, Stiergehörnt hieße. Kurz! die Hörner waren in gewissen Deutungen ihm wesentlich, und gehörten mit zu seiner heiligen Allegorie, in der ihn die Griechen mit von andern Völkern, die die Allegorie noch über die Schönheit der Menschlichen Gestalt liebten, bekommen hatten.

Ob aber Bacchus in allen<sup>b</sup> seinen Tempeln nicht anders, als gehörnt, erschienen, ist wieder auf der andern Seite zu weit, und hat für Hrn. L. keinen Vortheil, als nachher<sup>c</sup> seine Errathungskunst zu üben, wo denn alle diese gehörnte Statuen Bacchus geblieben sein mögen, da wir jetzt keine haben? Mir dünkt's gnug, 94 daß der bei den Dichtern vielgestaltige Bacchus auch bei den Künstlern, auch in seinen Tempeln „in mancherlei Gestalt“ gewesen sey: daß nach der ältern allegorisirenden Mythologie dem Bacchus die Hörner sehr bedeutend und oft also auch für den Werkmeister, der der Religion arbeitete, ein Attribut des Bacchus seyn müssten: daß in den bessern Zeiten, da die Griechen selbst vieles von ihrer heiligen Allegorie der Schönheit aufgeopfert, auch die ganz schönen Statuen des Bacchus, insonderheit in seinen Kunstwerken, die besten geworden; und so zerstieben alle Widersprüche von selbst.

Ueberhaupt sollte das mehr auf Kunst und Dichtkunst angewandt werden, was die zu verschiedenen Zeiten verschiedene Religion auf beide gewirkt. In den ältesten Zeiten, da noch die fremden, von außen überbrachten Begriffe galten, waren freilich

a) Laot. p. 104. [435]      b) p. 103.      c) p. 104. [436]

die Vorstellungen der Götter oft unwürdig: und Jupiter selbst schämte sich nicht, mit beiderlei Geschlecht, mit einem Beile, und in Gestalt eines Mistkäfers zu erscheinen. Bald aber entwölkte sich dieß Allegorische Gehirn der Aegypter und Asiaten in der freien Griechischen Lust: die unnützen Geheimnisse und Deutungen in Mythologie, Philosophie, Poesie und Kunst wurden unter den Griechen aus ihren verschloßnen Kammern auf offnen Markt getragen, und Schönheit fieng an, das Hauptgesetz der Poesie und Kunst, nur bei jeder auf eigne Art, zu werden. Homer, der 95 Sohn eines himmlischen Genius, ward der Vater schöner Dichter und schöner Künstler: und glücklich ist das Land, dem in der sinnlichen Poesie und der noch sinnlicheren Kunst, der Geist seiner Zeit in Religion und Sitten und Gelehrsamkeit und Cultur so wenig Zwang auflegt, als Griechenland in seinen schönsten Zeiten. Ich wundre mich, daß Winkelmann in seinen Schriften diese Abstreifung fremder, alter, Allegorischer Begriffe nicht mehr bemerk't, und in ihrer Nutzbarkeit gezeiget hat: es ist ein Hauptknoten in dem Faden der Kunstgeschichte: „wie die Griechen so manche fremde drückende Ideen in die ihnen eigne schöne Natur verwandelt haben!“

Von hieraus gienge der sicherste Weg, um zwischen inne durch Bedeutung und Schönheit, durch Allegorie und Schönheit der Kunst und Poesie unbeschädigt durchzukommen: ich würde aber mit einmal zu tief in den Unterschied der dichtenden und bildenden Kunst tauchen müssen — also zurück zu unsern Prolegomenen.

---

## 8.

Wenn Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Kunst ist: freilich, so muß Laokoon nicht schreien, sondern lieber nur beklagen seufzen: denn wenn schon Sophokles zu seinem Theatralischen Auftritt einen brüllenden Philoktet eben so ungereimt fand, als Lessing 96 den stoischen Philoktet findet: wie viel mehr der Künstler, bei welchem ein Seufzer und ein Schrei des offnen Mundes ewig dauret.

Ohne es nun durch eine Handvoll Vermuthungen ausmachen zu wollen, wer den andern nachgeahmet, ob der Künstler den Dichter, oder der Dichter den Künstler? führe ich nur Eins an, was Hrn. Lessing in dem Augenblitze<sup>a</sup> nicht beigefallen, daß es außer Pisander,<sup>b</sup> der nur als eine Quelle Virgils im Unbestimmten angegeben wird, es Griechen gegeben, wo Virgil den näheren Gegenstand, die Geschichte Laokoons selbst, geschöpft haben könne. Daß unter Sophokles verlohrnen Stücken auch ein Laokoon sey, hat Hr. L. selbst angeführt,<sup>c</sup> und Servius meinet, daß Virgil die Geschichte Laokoons aus dem Griechischen des Euphormio<sup>d</sup> geschöpft — Vermuthungen, die wenigstens weiter bringen können, als der leere Name eines Pisanders, oder ein Quintus Calaber, der es nicht verdiente, von Hrn. Lessing<sup>a</sup> auch nur als ein halber Gewährsmann angeführt zu werden: denn was geht seine ganze Giganten-Erzählung unsren Virgil, oder Laokoon an?

Quintus Calaber ist ein später Schriftsteller, ein übertreibender Dichter, ein seyn wollendes Original — mehr Umstände braucht es nicht, ihm bei dieser Sache den Zutritt eines Zeugen strittig 97 zu machen. Er dichtet bei seinem Laokoon so weit in die Welt hinein, daß die Dichterische Fabel kaum mehr Fabel bleibt: sie wird ein abentheuerliches Riesenmährchen. Warum muß unter dem warnenden Trojaner die Erde erbeben? Wenn Troja durch die List der Minerva fallen soll; was braucht die ganze Macht Jupiters, Neptunus und Pluto? Warum müssen seine unschuldigen Augen verblinden? warum muß er rasen? Etwa um noch blind und verstockt fortzufahren in seinem Rath, und also als ein trockenender Gigante gegen die Götter zu erscheinen? — Etwa weiter durch diesen verstockten Rath noch erst die neue Verbrecherstrafe der Drachen zu verdienen — Was braucht den gutgesinnten Patrioten erst in einen Himmelsstürmer, in einen tollen Verbrecher

a) Laof. p. 50 — 67. [403 — 414] b) p. 51. [404]

c) p. 8. [379] d) p. 52. [405]

1) Heyne: „Euphorion“ [so durchgehends]

umzuschaffen, und nachher gar — Unschuldige für ihn leiden zu lassen? Laokoon selbst geschieht nichts von den Drachen: seine armen unschuldigen Kinder werden ergriffen, und zerfleischt, — abentheuerliche, abscheuliche Scene, ohne Wahl und Zweck, ohne Zusammenordnung und dichtenden Verstand!

Ich bleibe also bei Virgil und dem Künstler. Virgil mag aus Pisander, aus Euphormio, und woher es sey, geschöpft haben: so schöpft er als Dichter, als Epischer Dichter, als Homer der Römer. Er kleidete also auch diese Erzählung in ein Episches Gewand: er goß sie in eine Art von Neuhomerischer Form; und 98 in solcher Gestalt tritt sie uns vor Augen. Wir haben einen Schriftsteller,<sup>a</sup> der sich die Mühe gegeben, Virgil mit den Griechen zu vergleichen, und ihn daher zu erläutern; Schade aber, daß ihm in seiner Vergleichung bloß Worte, Bilder und einzelne Lappen vor Augen sind. Die Manier seiner Poesie aus Homer und andern Griechen zu erklären, ist ihm nicht eingefallen, sonst müßte sich auch in dieser Erzählung von Laokoon der Dichter zeigen, der nach Homer zeichnen wollte. — Vielleicht wird meine Vermuthung, welche Stelle Homers Virgil nachgeahmt, etwas zu unserm Zwecke thun.

Aeneas mitten im Erzählen,<sup>b</sup> kommt auf die Geschichte Laokoons, und siehe! —

hīc aliud maius miseris multoque tremendum  
obiicitur magis atque improvida pectora turbat.

Laocoön — —

Wem fällt nun nicht gleich bei Größnung dieser Schlangenscene der Homerische Nestor<sup>c</sup> ein, der auch eine solche Schlangenscene mit einem ähnlichen *ενθ' εργανη μεγα σημα* eröffnet? Der Vorfall bei beiden ist verschieden; die Manier der Erzählung ist völlig dieselbe. Bei Homer erzählt der gesprächige Alte, wie vor ihrer

a) Virgilius collatione scriptor. graecor. illustratus opera et industria Fulvii Vrsini. Antverp. 1567.

b) Virg. Aeneid. lib. II. 198.

c) Homer. Iliad. B. 308—320.

99 Abfahrt die Griechen rings um eine Quelle den Unsterblichen Opfer  
gebracht, wie darauf nahe an einem Pappelbaum sich ein großes  
Wunderzeichen sehen lassen: ein rothgefleckter gräulicher Drache, den  
Jupiter selbst gesandt, schoss unter dem Fuß des Altars plötzlich  
hervor, schläng sich zum Pappelbaum hinan, wo die Brut, die  
zarte Brut eines Sperlings auf dem Gipfel des Baumes hinter  
Blättern versteckt nistete — acht an der Zahl, und die Mutter der  
Jungen war die neunte. Ohne Erbarmen würgte der Drache die  
winselnden Kleinen; die Mutter aber — zwar flatterte sie flagend  
um ihre geliebte Brut, allein auch sie ward am Flügel von  
ihm umschlungen, ergriffen und mitten in ihrem Geschrei erwürgt  
u. s. w. — Mich dünkt, Virgil habe in der Epischen Einkleidung  
des Laokoon Homer im Gedanken gehabt; nur daß er das Epische  
so verstärkte, daß aus Homers einfacher Erzählung ein völlig aus-  
gemaltes Bild ward, — gegen das ich doch lieber Homers einfache  
Erzählung zurückwünschte.

In Homer sind alle Griechen schon in Erwartung: rings um  
eine Quelle gelagert, mit dem Opfer an die Unsterblichen beschäf-  
tigt, und also in der Fassung, auf ein himmlisches Zeichen zu mer-  
ken, so bald es erschien. Bei Virgil ist alles unstat, zerstreut,  
auf den Griechischen Betrüger horchend, und nicht auf Laokoons  
Opfer; die Schlangen erscheinen, und was für ein Geräusch, was  
100 für ein Plätschern im Meer müssen sie machen, ehe sie bemerkt  
werden. „Zwo Schlangen kommen von der Höhe des Meers herab:  
in ungeheure Ringe geschlungen, (mich schaudert es zu sagen!)  
liegen sie auf der See und streben gemeinschaftlich ans Ufer. Mit-  
ten aus den Fluthen hebt sich ihre Brust empor: über die Was-  
ser ragen ihre Blutrothen Räume: ihr übriger Körper ist mit der  
langen Oberfläche der See gleich, und krümmt seinen unmäßlich  
langen Rücken in Ringen heran. Es entsteht ein Geräusch bei  
schäumender See, und schon sind sie am Ufer: ihre Augen fun-  
keln, ihre Zungen züngeln, zischen“ — welch entsetzlich lange Vor-  
bereitung, so Episch, so Malerisch, daß — ich nicht weiß, wie Ein  
Griechen ihre Ankunft abwartet. Wie vieles wendet Virgil auf den

Nebenzug eines Gemäldes, den Homer mit einem Worte vollendet! und wie ist die ganze Schilderung mit solchen ausgemalten Nebenzügen überladen — beinahe ein untrügliches Wahrzeichen, daß der Dichter nach der Hand eines andern gearbeitet, daß er nicht aus dem Feuer seiner Phantasie geschrieben. Wäre dies, wie würde er sich so lange bei ihrem Heranplätschern, und noch länger bei ihren Ringen und Schlingen aufhalten? Diese sind ihm das Hauptaugenmerk: sie kommen ihm immer von neuem ins Gesicht, und er schaudert nie mehr, als wenn er an diese unermäßliche Windungen, und Umschlingungen und Stellungen denkt. Virgil 101 muß nachgeahmt haben; entweder nun einem Kunstwerke, oder welches mich wahrscheinlicher dünkt, dem Gemälde Homers. Das hat von jeher den Nachahmer verrathen, wenn er mit gar zu künstlicher Hand flecket, und Nebendinge am sorgfältigsten vollendet. Eben daher wage ichs, zu sagen, daß Virgils Schilderung mehr das Ohr füllt, als die Seele. Mit allem Vorplätschern der Schlangen thut sie nichts, als uns zerstreuen und betäuben: mit allen Windungen derselben um Laokoon, die hier so genau angezeigt werden, wird unser Auge vom Laokoon auf die Schlangen gewandt: wir vergessen, auf sein Gesicht zu merken, und auf die Seele, die in demselben spreche: endlich zeiget sich dieselbe — aber durch ein wüstes Geschrei, durch das Brüllen eines verwundeten Stiers, der vom Altar entlaufen:

clamores horrendos ad sidera tollit — —

freilich, „ein erhabener Zug für das Gehör“ wie ich Hrn. L. gern zugebe;<sup>a</sup> aber ein leerer Schall für die Seele. Der Dichter hat sich so sehr in die Windungen seiner Schlangen verschlungen, daß er eins, und zum Unglücke das Hauptstück, vergißt: Laokoon selbst, und seine Angst und den Zustand seiner Seele: Züge, die Homer so gar bei seiner jungen Sperlingsbrut, und bei ihrer armen Mutter nicht vergißt, und uns also ein Bild nicht fürs Auge, und noch minder bloß „erhabne Züge fürs Gehör,“ sondern ein Bild 102

---

a) Laok. p. 30. [392]

in die Seele malet. Ich weiß nicht, wie Hr. L. sich im Lobe Virgils so lange<sup>a</sup> bei den Nebenzügen, „Windungen der Schlangen“ u. s. w. aufhält, die bei dem Maler und Bildhauer, gewiß aber nicht bei dem Dichter, weites Lob verdienen. Ja wenn Virgil zum Vorbilde eines Künstlers gearbeitet hätte! Ist das aber nicht wider den Zweck des ganzen Læsing'schen Werkes?

Und was er gegen Virgil zu nachsehend ist: wird er gegen Petron zu strenge,<sup>b</sup> da sich doch die meisten dieser Vorwürfe sicher auf Virgil gegen Homer, als auf Petron gegen Virgil betrachtet, deuten ließen. Ich weiß Petrons gezwungene Art zu dichten, und gestehe gern zu, daß aus seiner Beschreibung Laokoons kein Funke Poetisches Genies hervorblühe: muß aber darum das Gemälde, das er beschreiben will, muß die ganze Gallerie von Gemälden zu Neapel nur in seiner Einbildungskraft existirt haben? Warum das? Etwa weil ein Romanschreiber kein Historikus seyn darf? seyn darf! freilich nicht; aber auch nicht, daß ers nicht seyn müßte; nicht seyn könnte? zumal die schlechten Romanschreiber. Sie ersezen uns das durch eingeschaltete Geschichte, was ihre Phantasie brüchig läßt: sie liefern uns Halbhistorische Romane, oder Roman-103. hafte Halbgeschichte: der Abt Terrasson, mit dem Diodor von Sizilien bei Hand, seinen Sethos, und andre einen Roman voll Geographie, oder wahrer Geschichte. Sollte sich nun nicht Petron auch zu dieser Klasse bekennen? Sehr wahrscheinlich, und eben von dieser Vermischung der Wahrheit und der Erdichtung, der Geschichte und Phantasie röhrt auch die große Verschiedenheit des Urtheils, welches die Kunstrichter über Petron von jeher gefällt. Seine Einbildungskraft ist spielend, trocken, gezwungen; und die Kinder, die sie hervorbringt, haben den Charakter ihrer Mutter; aber sein Urtheil, die oft eingeschalteten Historischen Züge über den verderbten Zeitgeschmack, sind fein, sind lobwürdig. Mir wirds also sehr glaublich, daß Petron, der mit Gewalt ein Dichter seyn wollte, seine Beschreibung Laokoons, durch die Nachahmung eines wirk-

a) Læst. p. 59—66. [409—13]      b) Læst. p. 54. 55. [406—7]

lichen Gemälde, wohl habe aufstuchen wollen: daß das Gemälde von Laokoon wohl irgend wo anders, als in der Phantasie Petrons existirt habe. Und wenn es existirt hätte? — Nun! so treffen auch Hr. L. kritische Streiche auf Petron diesmal einen Unrechten, und sein Arkanum: den Styl eines Nachahmers zu entdecken, kann ihm diesmal unzuverlässig werden. Hat Petron ein Gemälde geschildert: was eher, als daß sein Auge an Nebenideen hingen blieb, daß er diese Nebenideen auch übertreiben konnte? Ists, daß er im Bilde das Geräusch der Schlangen gleichsam zu hören glaubte: 104 iſts, daß er ein Gemälde der Kinder Laokoons Leidens,<sup>1</sup> und sich zu Tode ängstigend antraf: so waren ihm, dem Verificateur einer Malerischen Schilderung, dem Nachahmer des Gemäldeſ, diese Figuren Augenmerk gnug, um mit dem Pinsel zu wetteifern, um diese Nebenideen der Phantasie, aber Hauptideen des Auges im Gemälde, bestmöglichst zu verschönern. Die Größe der Schlangen wiederum, in deren Schilderung sich Virgil verliebt hat, war nicht sein Hauptaugenmerk: denn sie konnte es nicht im Gemälde seyn, wo man die Größe aus dem Geräusche in den Wellen gleichsam nur schließen mußte. Die ganze Schilderung Petrons ist eine Zusammenhäufung sichtbarer Ideen: warum also nicht die Nachahmung eines wirklichen Gemäldeſ? und alsdenn nicht so sicher ein Beispiel und eine Probe von der Schülerhaften Nachahmung eines andern Dichters, und noch unsicherer eine erste Probe, die auf alle gölte. So ſlavisch sie ist: so bleibt doch gegen sie ein Quintus Calaber noch nicht eben der beſtre<sup>a</sup> Dichter und Kenner der Natur: und so unendlich sie hinter Virgil zurückbleibt, so ist doch auch dieser in seiner Schilderung gewiß nicht ganz Dichter; er ist Nachahmer Homers, und zeigt dies in den so weit verstärkten und verschönerten Nebenzügen, daß das Ganze verschwindet.

Was würde hieraus folgen? Dies, daß wenn Virgil nach 105 Homer gearbeitet, er immer seine Geschichte, er habe sie aus Pisan-

---

a) p. 57. [408]

1) leidend (?)

der, Euphormio, Sophokles geschöpft, nach seiner Art verändert habe, und daß also der Künstler neben ihm aus eben dieser Quelle habe schöpfen, und doch in der Vorstellung von ihm abgehen können, wenn er auch bloß dem Griechischen Buchstaben gefolgt wäre.

Gesetzt also, er hätte den verlohrnen Laokoon des Sophokles vor sich gehabt: welche Idee hätte ihm die Sophokleische Muse geben müssen? Sophokles, ein so weiser Dichter des Theaters, der zuerst auf demselben gleichsam Sittlichkeit und Auftand verfestigte, der hierin vielleicht einzig und allein das rechte Maas traf; Sophokles, der bei seinem Philoktet die Leiden des Körpers so sehr in Leiden der Seele zu verwandeln wußte — wie wird er seinen Laokoon geschildert haben? Mit dem Hauptzuge des gräßlichen Geschreies? Ein vortreffliches Mittel, das Trommelfell des Ohres, aber nicht unser Herz, zu röhren. Gewiß wird er bessere Wege an unser Herz gesucht, und also auch Laokoons Schmerzen und Geschrei mit der Waage des Richterischen Genies zugewogen [haben], mit der er sie dem Philoktet zwiegt. Nun lasset einen weisen Griechischen Künstler von einem weisen Griechischen Dichter diesen Ge-

106 genstand geborgt: lasset ihn die Manier des Theatralischen Gemäldes genutzt, und von<sup>1</sup> Sophokles Laokoon so gelernt haben, als Timanthes vom Euripides die weise Verhüllung Agamemnonis lernte: so dünkt mich, ich sähe die Waage des Ausdrucks eben auf dem Punkt, auf dem sie bei dem Laokoon des Künstlers schwebet. Das Maas des Seufzers ist ihm zugewogen. „Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und Sehnen des Körpers entdecket, und den man ganz allein, ohne das Gesicht und andre Theile zu betrachten, an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte, und in der ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Deffnung des Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und bestimmtes Seufzen,

1) U: vom

„wie es Sadolet beschreibt. Der Schmerz des Körpers und die „Größe der Seele sind durch den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet, und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles Philoktet: sein Elend geht „uns bis an die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann „das Elend ertragen zu können.“ Ich kenne nichts würdigers, als diese Worte, und der Römische Dichter, der Nachahmer Homers, kommt also gar nicht ins Spiel.

Ich sehe, daß ich bisher bloß in kritischen Materien aufgeräumt habe, die Hr. L. seinem Laokoon hat zum Grunde legen wollen, füglich aber auch dem Hauptinhalt seines Buchs unbeschadet, hätte auslassen können. Es ist Zeit, meine Leser aus dem kritischen Schutte hinweg, zu diesem Hauptinhalte selbst näher hinan zu führen, und —

## 9.

Den ersten Unterschied zwischen Poesie und der bildenden Kunst sucht L.<sup>a</sup> in dem Augenblicke zu ertappen, in den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden. Dieser Augenblick also könne nicht fruchtbar gnug gewählt werden: und sei dann nur fruchtbar, wenn er der Einbildungskraft freien Raum läßt. — So weit nun sind schon alle Kunstrichter gekommen, die über die Grenzen der Künste nachdachten; aber der Gebrauch, den Hr. L. macht, gehört ihm. Ist nämlich die Kunst an einen Augenblick gebunden, bleibt dieser Augenblick: so wähle sie nicht das Höchste in einem Affekt: sonst weiß die Einbildungskraft kein Höheres: sie drücke auch nichts Transitorisches aus; denn dies Transitorische wird durch sie verewigt.

Nichts hingegen nöthige den Dichter, sein Gemälde in einen Augenblick zu concentriren. Er nehme jede seiner Handlungen, 108 wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf, und führe sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschafft. Jede dieser Abän-

---

a) p. 24. [388]

derungen, die dem Künstler ein ganzes besondres Stück kostet würde, kostet ihm einen einzigen Zug u. s. w. Das Kennzeichen selbst ist, wie gesagt, längst angegeben; Hr. L. macht aber dies angegebne Kennzeichen praktisch.

Nichts Uebergehendes also wähle die Kunst zum Augenblicke ihres Gegenstandes:<sup>a)</sup> aber was ist denn eigentlich, was in der Natur nicht transitorisch, was in ihr völlig permanent wäre? Wir leben in einer Welt von Erscheinungen, wo eine auf die andre folgt, und ein Augenblick den andern vernichtet; alles in der Welt ist an den Flügel der Zeit gebunden, und Bewegung, Abwechse-  
lung, Wirkung ist die Seele der Natur. Metaphysisch also — doch wir wollen hier nicht Metaphysisch; sinnlich wollen wir reden: und im sinnlichen Verstande, nach der Erscheinung unsrer Augen giebt es da nicht unablässige, dauernde Gegenstände gnug, die also die Kunst nachahmen soll? Allerdings, es giebt solche; und dies sind gewissermaßen alle Körper, und zwar so fern sie Körper sind. Diese, so abwechselnd ihre Zeitsfolgen und Zustände auch seyn mögen; so schnell auch jeder Augenblick ihres Seyns sie ändere: so 109 geht er doch nicht unsren Augen vorüber; für diese kann also der Künstler Erscheinungen liefern: er schildere Körper, er ahme nach die bleibende Natur.

Wenn aber diese bleibende Natur auch zugleich todte Natur wäre? wenn das Intransitorische eines Körpers eben von seiner Unbeseltheit zeugte? Alsdenn, dies bleibende Intransitorische des Gegenstandes zum Augenmerke der Kunst ohne Einschränkung gemacht — was anders, als daß mit diesem Grundsatz der Kunst auch — ihr bester Ausdruck genommen würde? Denke dir, mein Leser, einen Seelenwollen Ausdruck durch einen Körper, welchen du wollest, und er ist vorübergehend. Je mehr er eine Mensch-  
liche Leidenschaft charakterisiert; um so mehr bezeichnet er einen veränderlichen Zustand der Menschlichen Natur, und um so mehr „erhält er durch die Verlängerung der Kunst ein widernatürliches

---

a) p. 25. [389]

„Ansehen, das mit jeder wiederholten Erblickung den Eindruck „schwächet, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstände Ekel oder „Grauen verursacht.“ Die Einbildungskraft habe noch so viel Spielraum, noch so viel Flug: so muß sie doch endlich einmal an eine Grenze stoßen, und unwillig wieder zurück kommen; ja, je schneller sie geht, je prägnanter der gewählte Augenblick sey, um so eher kommt sie zu Ziel. So gut als ich zu einem lachenden La Mettrie sagen kann, wenn ich ihn zum dritten, viertenmal, noch lachend sehe: du bist ein Geck! so gut werde ich auch endlich zu Myrons Ruh sagen können: nun so gehe doch fort, was stehest du? — Und so viel Ursache ich habe, einen schreienden, einen unablässig schreienden Laokoon endlich unleidlich zu finden; so viel Ursache werde ich, nur etwas später, finden, auch den seufzenden Laokoon überdrüssig zu werden, weil er noch immer seufzt. Endlich also auch den stehenden Laokoon, daß er immerhin steht, und sich noch nicht gesetzt hat: endlich auch eine Rose von Huisum, daß sie noch blühet, noch nicht verwelkt ist: endlich also jede Nachahmung der Natur durch Kunst. In der Natur ist Alles übergehend, Leidenschaft der Seele und Empfindung des Körpers: Thätigkeit der Seele und Bewegung des Körpers: jeder Zustand der wandelbaren endlichen Natur. Hat nun die Kunst nur einen Augenblick, in den Alles eingeschlossen werden soll: so wird jeder veränderliche Zustand der Natur durch sie unmöglich verewigt, und so hört mit diesem Grundsatz alle Nachahmung der Natur durch Kunst auf.

Nichts ist gefährlicher, als eine Delikatesse unsres Geschmacks in einen allgemeinen Grundsatz zu bringen, und sie in ein Gesetz zu schlagen: sie giebt alsdenn bei einer guten gewiß zehn mißliche Seiten. Hr. L. wollte den höchsten Grad des Affekts von der Bildung einer Bildsäule ausschließen; gut! Er gab aber davon die Ursache, daß diese Leidenschaft transitorisch<sup>a</sup> wäre; nicht so gut! 111 Er machte endlich aus dieser Ursache einen Grundsatz: die Kunst drücke nichts aus, was sich nicht anders, als transitorisch, denken

läßt: und dies verführt am weitesten. Mit ihm wird die Kunst todt und entseelt gemacht, sie wird in jene faule Ruhe versenkt, die nur den Klosterheiligen der mitlern Zeit gefallen könnte: sie verliert alle Seele ihres Ausdrucks.

Und welches wäre denn die angebliche Ursache einer so grausamen kritischen Arznei? Weil eine transitorische Erscheinung, sie möge angenehm, oder schrecklich seyn, durch die Verlängerung der Kunst ein so widernaturliches Ansehen bekomme, daß mit jeder wiederholten Erblickung<sup>a</sup> — Ich mag nicht weiter! Wiederholte Erblickung! jede wiederholte Erblickung! wer wird auf diese rechnen? Wer wird sich in seiner Jugend ein Vergnügen versagen, weil es endlich mit jedem wiederholtem Genusse schwächer werden müßte? wer mit sich selbst hadern, mit seiner Empfindung zanken, statt sich ungestört dem angenehmen Jetzt zu überlassen, ohne an die Zukunft zu denken? ohne aus dieser sich selbst Schatten hervor zu rufen, die die Freuden von uns scheuchen? Alle sinnliche Freuden sind bloß für den ersten Anblick, und für ihn allein sind auch die Erscheinungen der schönen Kunst. „La Mettrie, der sich

112 „als einen zweiten Demokrit malen lassen, lacht dir nur die ersten male, da du ihn siehest: du betrachtest ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck; aus seinem Lachen wird ein „Grinsen.“ Es kann seyn! aber wenn dieser lachende Demokrit auch nur für den ersten Anblick gebildet seyn wollte? Wie nun? war bei diesem ersten Anblitc schon sein Lachen nicht anders, als verächtlich, und widerlich; ward so gleich dadurch der Philosoph ein respektiver Geck, und seine Demokritiune ein Grinsen: so ißt freilich schlimm für ihn und den Künstler. Das Lachen hätte unterbleiben sollen; aber — nicht seiner permanenten Dauer, sondern seines verächtlichen widerlichen Anblickes willen. War dies aber nicht: dünkt dir nur nach öftersm Besuche der lachende Philosoph ein Geck — delikater Freund! so bilde dir ein, du habest ihn noch nicht gesehen, oder -- meide ihn. Aber uns verwehre

a) p. 25. [389]

darum nicht seinen ersten Anblick: und noch weniger forme ein Gesetz, daß hinfünftig kein Philosoph lachend gemalt werden solle. Warum? weil das Lachen was transitorisches sey. Jeder Zustand in der Welt ist so mehr oder minder transitorisch. Sulzer<sup>a</sup> hat sich mit gesenktem Haupte, mit einem vom Finger unterstützten Kinne, und mit tiefer Philosophischer Mine stechen lassen. Nach Hr. Lessings Grundsätze müßte man ihn im Bilde anreden: Philosoph, wirst du bald deine Ästhetik ausgedacht haben? stirbt dir 113 nicht dein gesenkter Kopf, und dein erhabner Finger? Seufzender Laokoon, wie lange wirst du seufzen? So oft ich dich sehe, ist dir noch die Brust beklammert, der Unterleib eingezogen? ein transitorischer Augenblick, ein Seufzer, ist bei dir widernatürlich verlängert. Der Donnerwerfende Jupiter, und die schreitende Diana, der den Atlas tragende Herkules, und jede Figur in der mindsten Handlung und Bewegung, ja auch nur in jedem Zustande des Körpers ist alsdenn widernatürlich verlängert: denn keine derselben dauret ja ewig. So wird also, wenn die vorstehende Meinung Grundsatz würde, das Wesen der Kunst zerstört.

Es kann also auch nicht als Ursache gelten, warum die Kunst keine Höhe des Affekts ausdrücken müßte: es ist nicht Delikatesse, sondern Ekel des Geschmacks.

Jedes Werk der bildenden Kunst ist, wenn wir uns die Eintheilung Aristoteles gefallen lassen, ein Werk und keine Energie: es ist in allen seinen Theilen auf einmal da: sein Wesen besteht nicht in der Veränderung, in der Folge auf einander, sondern im Coexistiren neben einander. Hat also der Künstler es dem ersten aber ganzen und genauesten Anblicke, der eine vollständige Idee liefern muß, vollkommen gemacht; so hat er seinen Zweck erreicht, die Wirkung bleibt ewig: es ist ein Werk. Es steht auf einmal 114 da, und so werde es auch betrachtet: der erste Anblick sey permanent, erschöpfend, ewig, und blos die Menschliche Schwachheit, die Schlaffheit unsrer Sinne, und das Unangenehme des langen

---

a) Samml. vermischt. Schr. Th. 5.

Anstrengens macht, bei tief zu erforschenden Werken, vielleicht das zweite, vielleicht hundertste Mal des Anblicks nöthig; darum aber sind alle diese Male doch nur Ein Anblick. Was ich gesehen habe, muß ich nicht wieder sehen, und was mir nicht durch das vollständige Eine des Anblicks, sondern nur die Abwechselung,<sup>1</sup> durch die Wiederholung desselben widerlich wird, liegt nicht in der Kunst, sondern in dem Überdruß meines Geschmacks. Kann dieser nun einen Grundsatz der Kunst bilden? Kann er auch nur eine tüchtige Ursache eines andern Satzes abgeben?

So räume ich also bei Hrn. L. diese Ursache, als Ursache, als Gesetz weg, und denke damit gnug zu haben, daß der höchste Affekt dem ersten Anblitke widerlich, und der Einbildungskraft gleichsam zu enge sey, folglich in der Kunst müsse wenigstens als Hauptanblick vermieden werden. Wenn die Wirkung der Kunst ein Werk ist, zu Einem, aber gleichsam ewigen Anschauen gebildet: so muß dieser Eine Anblick auch so viel Schönes für das Auge, und so viel Fruchtbare für die Einbildungskraft enthalten, als er enthalten kann. Daher kommt das Unendliche und Unermäßliche in dieser bildenden Kunst, das sie vor allen andern Künsten des Schönen voraus hat: nämlich ein höchstes Ideal der Schönheit für das Auge, und für die Phantasie die stille Ruhe des Griechischen Ausdrucks: denn beide sind die Mittel, ums in den Armen einer ewigen Entzückung, und in dem Abgrunde eines langen seligen Anblicks zu erhalten.

„Wie kommts, fragt ein Philosoph des Schönen,<sup>a)</sup> daß es nur in der Malerei und Bildhauerkunst eine Idealschönheit, ein aliquid immensum infinitumque giebt, daß sich die Künstler in der Einbildung zum Muster vorstellen, und in der Dichtkunst nicht?“ Ich glaube nicht, daß er sich diese Frage von Seiten der Kunst durch die Bemerkung aufgelöst, „daß in den schönen Künsten das Idealschöne am schwersten zu erreichen sey;“ denn die

a) Litt. Br. Th. 4. p. 285. [Mendelssohn]

1) „die Abwechselung,“ bleibt auch bei Verschiebung von „durch“ sinlos.

Frage bleibt dieselbe: „warum muß denn ein so schweres Ziel „erreicht sein?“ Aus keiner Ursache glaube ich, als weil die Kunst nur Werke liefert, die einen Augenblick vorstellen, und zu einem großen Anblick gebildet sind: die also ihren Augenblick so annehmlich, so schön machen müssen, daß nichts darüber, daß die Seele in Betrachtung desselben versunken, gleichsam ruhe, und das Maas der vorübergehenden Zeit verliere. Die schönen Künste und Wissenschaften dagegen, die durch die Zeit und Abwechselung der Augenblicke wirken, die Energie zum Wesen haben, müssen keinen 116 einzelnen Augenblick ein Höchstes liefern, nie auch unsere Seele in dieß augenblickliche Höchste verschlingen wollen; denn sonst wird eben die Annehmlichkeit gestört, die in der Folge, in der Verbindung und Abwechselung dieser Augenblicke und Handlungen beruhet, und jeden Augenblick nur also als ein Glied der Kette, nicht weiter nutzt. Wird einer dieser Augenblicke, Zustände und Handlungen, eine Insel, ein abgetrenntes Höchstes, so geht das Wesen der energischen Kunst verloren. Ist aber wiederum der eine ewige Augenblick der bildenden Kunst nicht so, daß er auch einen ewigen Anblick gewähren könnte, so ist ihr Wesen auch nicht erreicht. Bei Körpern ist dieser einige ewige Anblick die vollkommene Schönheit; und sofern die Seele durch den Körper wirken soll, ist die hohe Griechische Ruhe. Diese ist zwischen der todteten Unthätigkeit, und zwischen der aufgebrachten übertriebenen Wirkung mitten inne; die Einbildungskraft kann auf beide Seiten weiter hinschweben, und hat also in diesem Anblick der Seele die längste Unterhaltung. Todte Unthätigkeit schneidet den Faden der Gedanken mit einem Schnitte ab; die Figur ist todt, wer will sie erwecken? Das Uebertriebne im Ausdrucke fürzet wieder auf der andern Seite den Flug der Phantasie; denn wer kann sich über das Höchste noch etwas Höheres gedenken? Aber die felige Ruhe des Griechischen Ausdrucks wieget unsre Seele nach beiden Seiten hin: und in 117 ihrem Anblick stellen wir uns zugleich das stille Meer vor, aus dem sich diese sanfte Welle der Bewegung und Leidenschaft erhoben; zugleich auch: Wie wenn die Welle sich mehr hübe? wie wenn aus

diesem hauchenden Zephyr ein reißender Sturm der Leidenschaft würde? wie würden sich alsdenn die Fluthen thürmen, und der Ausdruck auffschwellen! — Welch weites Feld der Gedanken liegt also in dem Anblitze der sanften Ruhe des Griechischen Ausdrucks!

Ich glaube, von zweien Problemen, den Grund in dem Wesen der Kunst gefunden zu haben. Warum ist bei der bildenden Kunst das höchste Gesetz Schönheit? Weil sie neben einander wirkt, ihre Wirkung also in einen Augenblick einschließet, und ihr Werk für einen ewigen Anblick erschaffet. Dieser einzige Anblick liefere also das Höchste, was ewig fest hält in seinen Armen — die Schönheit. — Körperliche Schönheit ist indessen noch nicht befriedigend: durch unser Auge blickt eine Seele, und durch die uns vorgestellte Schönheit blickt also auch eine Seele durch. In welchem Zustande diese? Ohne Zweifel in dem, der meinen Anblick ewig erhalten, der mir das längste Anschauen verschaffen kann. Und welches ist der? Kein Zustand der faulen Ruhe, der giebt mir nichts zu denken: kein Uebertriebnes im Ausdrucke: dieß schneidet meiner Einbildungskraft die Flügel: sondern die sich gleichsam ankündigende Bewegung, die aufgehende Morgenröthe: die uns zu beiden Seiten hinschauen läßt, und also einzig und allein ewigen Anblick gewähret.

Auf die Art generalisiren sich die Begriffe des Unterschiedes von selbst, und wir reden nicht mehr, von Bildhauerei und Poesie, sondern von Künsten überhaupt, die Werke liefern, oder durch eine ununterbrochne<sup>1</sup> Energie wirken. Was von der Poesie gilt, wird, in diesem Betrachte, auch von Musik und Tanz gelten; denn auch diese wirken nicht für einen Anblick, sondern für eine Folge von Augenblicken, deren Verbindung eben die Wirkung der Kunst macht: sie haben also durchaus andre Gesetze. Es heißt also auch nicht, den Römischen Dichter Laokoons erklärt; wenn ich anführe,<sup>a</sup> daß sein clamores horrendos ad sidera tollit kein schiefes schreiendes Maul, und keinen häßlichen Anblick vorweise: denn

a) Laok. p. 30. [392]

1) Α: unterbrochne.

freilich arbeitete er nicht fürs Auge, und noch minder ward dieser Zug seines Gemäldes ewiger Anblick, im Malerischen Verstande. Aber wie? wenn seine ganze Schilderung, die ich als ein Gemälde für meine Seele betrachte, mir keinen andern innern Zustand des Laokoon zeigte, als der in diesem Schreie liegt: bleibt alsdenn nicht auch im Gemälde des Dichters dieser Zug Hauptfigur? Wenn ich mich an den Virgilianischen Laokoon erinnere, erinnere ich mich 119 nicht jedesmal an einen Schreienden? denn auf andre Art hat er bei seinem Schmerze seine Seele nicht gezeigt. Nun ändert sich der Gesichtspunkt. Es muß aus dem Wesen der Poesie, aus dem energischen Zwecke des Dichters erklärt werden, ob dieser Zug von Laokoon, diese einzige Ausßerung seiner Empfindung, in meiner Einbildungskraft Hauptfigur, bleibender Eindruck werden sollte? Nicht genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör sey; (wenn ich einen Zug für das Gehör verstehe) es muß auch dem Dichter daran gelegen seyn, ihn zum Hauptzuge Laokoons in meiner Phantasie zu machen. Ist dies nicht, so hat der Dichter, wenn ich gleich kein schönes Bild verlange, doch auf mich seinen ganzen Eindruck verfehlt —

Es ist nicht mein Zweck, dies bei Virgil zu untersuchen. Ich habe Winkelmann gerechtfertigt, der (vielleicht nur gar historisch) sagen kann: „der Laokoon des Künstlers schreit nicht, wie der Laokoon des Virgils.“ Ich habe die Ursache, die Hr. L. giebt vom Unterschiede beider Künste, geprüft, und auf das Eine des Anblicks zurückgeführt, in dem sich die bildende, und keine andre Kunst zeige. Ich wollte, daß Hr. L. in seinem ganzen Werke diesen Unterschied des Aristoteles zwischen Werk und Energie zum Grunde gelegt hätte: denn alle seine Theilunterschiede, die er angiebt, laufen doch endlich auf diesen Hauptunterschied hinaus.

---

## 10.

Wie kann der Dichter dem Künstler, und der Künstler dem 120 Dichter nachahmen? Ich glaube, daß der Unterschied, den Hr. L.

bei den Gattungen ihrer Nachahmung macht,<sup>a</sup> schon in unsrer Sprache liege, und also auch in der Auseinandersetzung alles gleich durch ein Wort deutlich mache. Ein en nachahmen, heißt, wie ich glaube, den Gegenstand, das Werk des andern nachmachen; einem nachahmen aber, die Art und Weise von dem andern entlehnen, diesen oder einen ähnlichen Gegenstand zu behandeln.

Um in diesen Unterschied einzudringen, sucht H. L.<sup>b</sup> einen Gegner auf, mit dem er streite, und dieß ist Spence. Spence war freilich ein rathender Kopf voll Allusionen und Ähnlichkeiten: ein Wort, ein Zug des Bildes war ihm gnug, Anspielung und Nachahmung zu finden, und ich gestehe gern, daß sich sein Werk selten über ein Verzeichniß von Parallelstellen der Dichter, (zwar leider! mir der Römischen Dichter) und der Künstler (und doch meistens Griechischer Künstler) erhebe. Indessen spielt ihm Hr. L. einen bösen Streich, daß er im Texte nützliche Erläuterungen anführt, die alten Schriftstellen aus der Vergleichung mit Kunstwerken zuwachsen, und in seinen Noten diese nützlichen Erläuterungen fast sämmtlich widerlegt. Sind also nützliche Erläuterungen bei Spence von dieser Art, oder sind dies gar die einzigen: so danke ich für Spence.

Und ich weiß nicht, ob H. L. in Allem, was er gegen diese Erläuterungen sagt, so ungetheilt Recht habe. Juvenal redet von einem Soldatenhelme, wo unter andern Sinnbildern er auch

— nudam effigiem clypeo fulgentis & hasta  
Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti.

und Addison glaubte die Stellung des Dei pendentis nicht besser, als durch Werke, erklären zu können, wo Mars zu der Rhea herunter schwebet, und also über ihr gleichsam hänget. Noch bin ich für die Addisonsche und Spencische Erläuterung nicht eingenommen: was hat aber Hr. L. dagegen?<sup>c</sup> daß „es ein *Hysteron proteron* „von Juvenal sein würde, von der Wölfin und den jungen Kna-

a) p. 78. 79. [420—21]      b) p. 80. [421].

c) p. 83. [423]

„ben zu reden, und dann erst von dem Abentheuer, dem sie ihre „Daseyn zu danken haben.“ Bei einem Dichter, bei einem satyrischen Dichter zu mal, wie viel hat da wohl ein Hysteron proteron auf sich? Doch so mag ich nicht reden: das hieße nicht den Dichter erklären, sondern unsre ihm angepaßte Erklärung retten. Erst zeige man mir, wo das Hysteron proteron stecke! „In den ersten, rauhen Zeiten der Republik zerbrach der Soldat die kostbarsten Becher, die Meisterstücke Griechischer Künstler, um eine Wölfin, 122 einen kleinen Romulus und Remus, einen hangenden Mars auf seinen Helm zu setzen.“ Dieß ist Juvenals Gedanke, und wo das Hysteron proteron in ihm? Der Römische Soldat ist ein sammelnder Name, ein nomen collectivum: und sein Helm steht für alle Römischen Helme; auf einen konnte dieß, auf einen das gesetzt werden; und so gut die Wölfin, und die beiden Kleinen am Felsen, als der hangende Mars, wäre an sich ein Emblem des Römischen Ursprunges, und des rauhen Soldaten, dem das aus solchem Ursprunge entstandene Rom alles war. Alsdenn hätte Juvenal ein Paar Beispiele angeführt, die aus einer Geschichte hergenommen, zu dem Emblem einer Sache neben einander stehen, ja aber unter sich kein Ganzes ausmachen sollen. Wie so aber zu dem Emblem einer Sache? „Man sage, fragt Hr. L.<sup>a)</sup> ob eine „Schäferstunde wohl ein schickliches Emblem auf dem Helme eines Römischen Soldaten gewesen?“ Warum nicht? Es war nicht mehr das Bild einer Schäferstunde allein, sondern das Bild des Göttlichen Ursprunges der Römer, des Ursprunges, auf welchen der Soldat stolz war als ein Römer. Es war nicht die Überraschung der Rhea, sondern die Stunde, die dem Stifter Roms das Leben gab: also so unpassend nicht auf den Helm eines Römers, der seinen Mars auch in dieser pendenten Stellung nicht verabscheute, und auch in ihr so ungerne nicht sein Abkömmling seyn möchte, den sie eben zum Römer machte. — —

Ich habe gesagt, die Bilder Juvenals haben einzeln auf den Hälmen der Soldaten seyn können: warum aber müßte es ein Hystron proteron seyn, wenn sie auch neben einander auf einem Helme gewesen wären? nur in verschiedne Gruppen getheilt, wovon der Dichter ein Paar anführt. Haben mehr Denkbilder des Römischen Ursprungs darauf Raum gefunden: so schneße sie der Künstler, mir und dem Sinne Juvenals nicht zuwider.

Aber schwebt auch Mars, fährt Hr. L. fort,<sup>a</sup> wirklich? und es ist viel, wie weit sein grübelndes Zweifeln geht. Mag auch Spence recht gesehen, recht haben stechen lassen, und — — die Münze auch gehabt haben? „Es ist hart, muß ich Hrn. L. nach-„sagen, es ist hart, in einer solchen Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit „eines Mannes in Zweifel zu ziehen:“ zumal es mehr bekannte Münzen von dieser Art giebt.

Der Zweifel tritt weiter, und wird zur allgemeinen Verneinung.<sup>b</sup> „Ein schwebender Körper ohne eine scheinbare Ursache, „durch welche die Wirkung seiner Schwere verhindert wird, ist 124 „eine Ungereimtheit, von der man in den alten Kunstwerken kein „Exempel findet.“ Nun! so weit hätte man es doch nicht führen dürfen! Mars in dem gegenwärtigen Falle ist ja nichts minder, als ein schwebender Körper, ein ohne scheinbare Ursache schwebender Körper, der ungereimt wäre, der das Auge beleidigte, der die Regeln der Bewegung, der Schwere, des körperlichen Gleichgewichts aufhübe — wo ist dieß alles unser Mars? Es ist ein sich herabsenkender Körper, der eben nach den Regeln der Bewegung und Schwere und des Gleichgewichts die Erde sucht, oder mit Shakespears schönem Ausdruck vom Merkur, der mit seinem Fuße den Hügel küßet. Auf einem Kunstwerke von so wenigem Umfange denkt ja niemand, daß dieser herabschwebende Mars vom Himmel gekommen, daß er sich durch die Luft gestürzt, daß er in ihr ohne Flügel und Leitband gehangen: wie es also sey, daß er noch so glücklich herabkomme — hieran denkt niemand, denn er sieht Mars

a) Laoſ. p. 84. [424]

b) p. 84. 85.

nur so fern, als er die Erde betritt. Es ist das Niedersinken, wie von einem sanften Sprunge, und dazu braucht man kein Gott zu seyn, oder sich einen Gott von ganz andern Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts denken zu müssen: die sanfte Stellung kann jeder dem Mars nachthun, und der Künstler sie ohne Ungereimtheit wählen. — Der ganze Allgemeinsatz ist also hier kaum an seiner Stelle, und in der Weite, die ihm Sr. L. giebt, leidet er Einschränkung. Es muß ein Körper sehr augen- 125 scheinlich nicht schweben, sondern hangen, und zwar in der allweiten Luft hangen, wenn sein Anblick die Wahrscheinlichkeit der Augen beleidigen soll: und wie selten ist dieß auf einer Münze, auf einem geschnittenen Steine, und auch wohl noch selten in Gemälden, und der Wahrscheinlichkeit der Augen wird da immer ohne Lehrsätze der Bewegung abgeholfen. Was sollen doch, wenn man so genau rechnen wollte, die kleinen Flügelchen an den Füßen Merkurs, bei dem gewaltigem Schwunge, in welchem er sich z. E. in einem Farnesischen Gemälde von Caracci zeigt? machen sie denn den Abschwung wahrscheinlicher, als ein Mars, der auf die Erde hinschwebet? Was sollen alsdenn die Homerischen Götterpferde, die zwischen der Erde und dem Sternbesäten Himmel mit einem Sprunge so viel beschreiten, als der Hirt absieht, der vom Gipfel des höchsten Gebirges in den schwarzen Ocean ausschauet — was sollen diese, wenn man ihnen auch ein Paar Flügelchen gäbe, die ihnen überdem Homer nicht giebt, wenn man nach der Mechanik bestimmten wollte? Nun aber lasset Apollo, Diana, Luna, Juno, Minerva, und wer von den Himmelschen mehr Gesellschaft machen wolle, in ihrem Luftwagen sich fortschwingen: zeiget sie uns der Künstler nur in einer Stellung nahe an, oder über der Erde im Absinken: so vergessen wir gern das Ungeheuere der Luft, die wir überdem hier nicht in ihrem Umfange 126 sehen können. Wir brauchen keinen Leitband, der die sich absenkende Figur an ein Gestirn hafte, wir brauchen kein Fahrzeug der Raklogallinier, welches bei Swifts Reise in den Mond auf der ersten Wolke übernachtete — —

Noch minder thut mir die verbesserte Lesart Lessings zu dieser Stelle Gnüge: — — sie ist gesuchter und Metaphysischer,<sup>a</sup> als alle vorige Lesarten; und kurz! sollte in Spenee nicht mehr Borrath zu Erläuterung der Alten seyn, insonderheit wenn ein besserer Kopf die Spencischen Compilationen von Parallelstellen nutzte? Aber freilich bleibe ihm die Grille, daß die Dichter bei jeder kleinen Ähnlichkeit ein Kunstwerk kopiret haben müssen. Hr. L. widerlegt sie in einigen Beispielen,<sup>b</sup> und bei manchen hätte auch aus dem innern Baue der Dichterischen Schilderungen erwiesen werden können, daß sie aus der Phantasie des Dichters, und nicht von der Arbeit des Künstlers, geflossen, weil sie sich sonst dem Dichter anders hätten vorstellen müssen.

## 11.

Es können kritische Betrachtungen nicht leicht nutzbarer seyn, als wenn L. gegen Spenee über den Unterschied disputirt,<sup>c</sup> in welchem dem Künstler und Dichter Götter, geistige und Moraleische 127 Wesen erscheinen: hiegegen<sup>1</sup> wird in und außerhalb der Mauern von Troja, ich meine in Poesie und Kunst,<sup>2</sup> gesündigt.

Götter und geistige Wesen. „Dem<sup>3</sup> Künstler sind sie nichts „als personifirte Abstrakta, die beständig die ähnliche Charakterisierung behalten müssen, wenn sie erkennlich seyn sollen: dem<sup>3</sup> Dichter sind sie handelnde<sup>4</sup> Wesen.“<sup>d</sup> Ich weiß nicht, ob dieser Unterschied so vest, und beiden Künsten so wesentlich wäre, als er hier angegeben wird — und mich dünkt, daß ein Ich weiß nicht von dieser Art, das nichts minder, als den Gebrauch der ganzen Mythologie in allen schönen Künsten und Wissenschaften, betrifft, wohl eine kleine Aufmerksamkeit verdiene.

a) p. 87. [426]      b) p. 90. 91. [427 — 8]

c) p. 113 — 118. [441 — 44]      d) p. 99. 100. [433]

1) A: hingegen      2) A: Dichtkunst [verschrieben].

3) L.: bey dem      4) L.: wirkliche handelnde

Also sind die Götter und geistigen Wesen dem Künstler nichts als personifirte Abstrakte? Freilich so lange eine einzelne Figur nichts als ein fäntliches Bild eines himmlischen Wesens seyn soll, so sind die dasselbe charakterisirenden Kennzeichen das Augenmerk. Nun aber trete diese Figur z. E. bei einem Gemälde in Handlung, gesetzt die Handlung flösse auch nicht aus ihrem Charakter: so bald tritt die Historische Mythologie in die Stelle der Emblematischen: und die Gestalt ist nicht mehr durch das, was sie ist, sondern was sie thut, fäntlich. Hr. L. giebt dies zu;<sup>a)</sup> nur meint er, die Handlungen müssen nicht ihrem Charakter wiedersprechen; und aus dem Beispiele, das er giebt, sehe ich, daß er in Untersuchung die- 128 ses Widerspruchs sehr fein ist. Eine Venus, meint er, die ihrem Sohne die Waffen giebt, könne freilich gebildet werden: denn hier bliebe sie noch eine Göttin der Liebe: ihr könne noch alle Unnuth und Schönheit gegeben werden, die ihr als Göttin der Liebe zu kommen: sie werde vielmehr als solche, durch diese Handlung noch fennbarer; aber eine zürnende, eine verachtende Venus ganz und gar nicht. — Ich bin in der Ausdehnung dieses Unterschiedes nicht Hr. Lessings Meinung.

Götter und geistige Wesen sind dem Künstler freilich personifirte Abstrakte, und Charakterfiguren, so lange er sie allein, blos in einem ihnen gemäßen Anstande, oder höchstens in einer intrasitiven Handlung bilden soll; aber alsdenn sind sie es nur aus Noth, aus Muß, um fäntlich zu seyn. Venus, Juno, Minerva haben diese und keine andre Bildung der Schönheit, nicht als wenn diese immer ein innerer Charakterzug ihres Abstrakten Wesens wäre; gnug, daß sie ein von Dichtern einmal beliebtes und vugesetztes äußerstes Kennzeichen dieser Gottheit ist. Ich verstehe mich nicht gnug auf den Abstrakten Begriff der Liebe, als daß ich wissen könnte, ob jede Kleinigkeit bei der Bildung der Venus, und keiner andern Göttlichen Schönheit, da sey, weil sie nothwendig das Abstraktum der Liebe charakterisire? ob z. E. das *vgor* ihrer

---

a) *Laok.* p. 100. 101. [433]

Augen, und das Lächeln ihrer Wangen, und das Grübchen ihres Kinnes zu diesem Begriffe so unentbehrlich sey, als auf der andern Seite die majestätische Brust der Juno, und die schlanke Taille der Diana, und die unschuldige Mine der Hebe, zu diesem Begriffe eben hinderlich sein müste. Ich habe nie die Mythologie, als ein solch Register allgemeiner Begriffe studirt, und bin allemal in die Enge gerathen, wenn ich gesehen, wie andre sie am liebsten auf solche Art angesehen.

So viel ist einmal gewiß, daß Dichter, und kein anderer, die Mythologie erfunden und bestimmt, und da wette ich, fürwahr nicht als eine Gallerie Abstrakter Ideen, die sie etwa in Figuren zeigten. Wo bleibe ich mit den allerdichterischsten Geschichten Homers, wenn ich mir seine Götter, nach Damns Lehrart, nur als handelnde Abstrakte betrachten wollte? Es sind himmlische Individua, die freilich durch ihre Handlungen sich einen Charakter vertheilen, aber nicht da sind, diese und jene Idee in Figur zu zeigen: ein ausnehmender Unterschied. Venus kann immer die Göttin der Liebe seyn; nicht aber alles, was sie bei Homer thut, geschieht deswegen, um die Idee der Liebe in Figur zu repräsentiren: Vulkan mag seyn, was er will; wenn er den Göttern ihren Nektarbecher umreicht, ist er nichts als — ihr Mundschönke.

Ich schließe also: daß Götter und geistige Wesen „bei dem 130 „Dichter nicht blos handelnde Wesen sind, die über ihren allgemeinen Charakter noch andre Eigenschaften und Affekten haben, welche nach Gelegenheit der Umstände vor jenen vorstechen können,“ wie Hr. L. sagt;<sup>a)</sup> sondern daß diese andre Eigenschaften und Affekten, kurz! eine gewisse eigne Individualität ihr wahres Wesen, und der allgemeine Charakter, der etwa aus dieser Individualität abgezogen, nur ein späterer, unvollkommener Begriff sey, der immer untergeordnet bleiben müste, ja bei Dichtern oft in gar keinen Betracht komme.

Nun schließe ich weiter. Wenn also in der Mythologie und Geisterlehre der ältesten Dichter der Individuelle oder Historisch handelnde Theil vor dem Charakteristisch handelnden das Ueber-

a) p. 99. [432 — 3]

gewicht behält: und eben diese Dichter doch die ursprünglichen Stifter und Väter dieser Mythologie und Geisterlehre gewesen; so sei die bildende Kunst, so fern sie Mythologisch ist, blos ihre Dienerin. Sie entlehnt ihre Geschöpfe und Vorstellungen, so fern sie sie brauchen und ausdrücken kann.

Bei jeder einzelnen Figur also, und mithin meistens bei den Werken der Bildhauer, die einzelne Gestalten bilden, fodert es der Mangel, die Gränzen, nicht aber das Wesen der Kunst, die Personen mehr Charakteristisch, als Individuell, auszudrücken: denn sonst verirren sie sich in die Menge Historischer Personen, und laufen Gefahr, unkännlich zu werden. 131

So bald es aber dem Künstler die Grenzen seiner Kunst verstatten, dem Dichter zu folgen; so gleich nimmt der Dichter, dem eigentlich die Mythologie gehört, sein Recht wieder, und die Anordnung des Kunstwerks wird, dem Ursprunge Mythologischer Ideen gemäß, Dichterisch. Blos um das Unkännliche zu vermeiden, schränkte er sich auf die Abstrakte Idee ein; Noth und Dürftigkeit war sein Gesetz: ist aber dies Gesetz — diese Furcht gehoben; kann er auf andere Art hoffen, kännlich zu werden, als durch die einförmige Charaktervorstellung; verbietet das Wesen seiner Kunst diese andre Art der Kännlichkeit nicht; erreicht er durch dieselbe gar einen Zweck, den er durch die Abstrakte Idee nicht erlangen konnte: so hat er mit dem Dichter einerlei Rechte. Die ganze Mythologie ist eigentlich ein Land Dichterischer Ideen, und auch wenn sie der Künstler bildet, wird er Dichter.

Und bei diesem ganzen Privilegium des Künstlers, worauf kommt sein unumschränkter Gebrauch an? auf das Wort: Handlung. Kann der Künstler z. B. Maler, seinem Werke Handlung geben; kann er mehrere Personen gruppiren, die gemeinschaftlich eine Poetische oder Historische Situation vorstellen, kännlich und schön vorstellen können; o so vergesse er sicher die innere und äußere Charakteristik seiner Götter, die ihm sonst einzeln nothwendig waren. 132 Immerhin lasse er auch seine Handlung dem Abstrakten Charakter sichtlich widersprechen: immerhin male er uns auch eine auf ihren

Kupido zürnende Venus; denn wenn sie auch in diesem Augenblick nicht die Liebe selbst bliebe, so bleibt sie doch, was sie ursprünglich ist, die Göttin der Liebe, die Mutter des Kupido. Kann er Venus und den getöteten Adonis in Malerische Handlung bringen: so rufen wir der Venus mit dem Dichter zu: „was schlafst du, Cytherea, auf purpurnen Decken! Stehe auf, Unglückselige, zeich Trauerkleider an, und schlage an deine Brust, und klage der ganzen Welt: er ist nicht mehr, der schöne Adonis!“ und immerhin wollen wir auch Adonis sehen, wie ihn der Dichter sieht: „Er liegt, der schöne Adonis liegt ausgestreckt auf dem Gebirge. Ein mörderischer Zahn hat seine zarte Hüfte verletzt. Noch einen letzten Seufzer athmet er: schwarzes Blut rinnt über den Leib, der blendender ist, als Schnee. Das Licht seiner Augen verlischt: die Lippen erblassen: Adonis stirbt.“ Stirbt Adonis etwa, als die Idee ehelicher Liebe und Glückseligkeit und Schönheit? trauret Venus, um die Idee der Liebe in Maske zu zeigen? Wird die letztere jedem gesunden Mythologischen Auge deswegen hier fälschlich werden, weil sie das Abstraktum der Liebe macht? Nein, das Süjet 133 des Gemäldes ist Dichterisch, ist Historisch: so auch die Figuren des Künstlers? Gedesmal, daß er sie dazu machen kann: wohl! so vergesse ich die Abstrakte Idee, die er in einer einzigen Figur nur aus Noth vorstellen mußte. Kupido, der die Psyche plaget, und Jupiter, der den Ganymed entführt, Diane, die den Endymion besucht, und Venus, die ihre gerissne Haut beweinet — ich verspreche dem Künstler, in diesem Augenblicke keine personifirten Abstrakta zu suchen, im Jupiter keinen Präsidenten der Götter, in Dianens Gesichte keine jungfräuliche Keuschheit: in Venus kein schmachtendes Liebäugeln, und in Kupido, keinen spielenden Verführer. Alle diese Wesen gehören dem Dichter, und der Künstler läßt sie ihm, wo er sie ihm lassen kann. —

Ich weiß nicht, wie enge dem Künstler der Mythische Cyklus werden müßte, wenn Hr. Lessing ihm alle Historische und Dichterische Situationen untersagte, ihm nur zuließe, in ihm personifirte Abstrakta zu suchen, und jeden kleinen Widerspruch, der in der

Handlung gegen die Abstrakte Idee des Charakters (ein Idol der neuern Mythologisten!) vorläme, verböte. Lebe alsdenn wohl, Handlungsvolle Kunst! du bist in der Mythologie eine Gallerie einförmiger Ideen, Abstrakter Charaktere!

„Wenn der Dichter Abstrakte personifiret: so sind sie durch „den Namen, und durch das, was er sie thun läßt, genugsam „charakterisiert. Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also 134 „seinen personifirten Abstraktis Sinnbilder zugeben, durch welche „sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder hat bei dem Künstler<sup>1</sup> die „Noth erfunden; wozu aber den Künstler die Noth treibet, warum „soll sich das der Dichter aufdringen lassen, der von dieser Noth „nichts weiß? Es sey ihm also Regel, die Bedürfnisse der Male- „rei nicht zu seinem Reichthume zu machen, und seine Wesen mit „Sinnbildern der Kunst auszustaffieren. Er lasse seine Wesen han- „deln, und bediene sich auch poetischer Attribute“ — u. s. w.<sup>2</sup> Wie gerne, wie unermüdet hört man Hr. L. sprechen,<sup>a</sup> wenn er — doch ich will nicht loben. Sollte alles dies nicht auch auf den vorbetrachteten Fall der Kunstcomposition gelten? Der Maler fin- det im Lande des Dichters personifirte Abstrakte, die auch in sei- nem Gemälde, durch das, was er sie thun läßt, genugsam charak- terisiert sind. Dem Künstler einer Figur fehlt dies Mittel: er muß also seinen personifirten Abstraktis Sinnbilder geben, durch welche sie kenntlich werden; aber diese Sinnbilder erfand bei ihm die Noth? Wozu also den Künstler ohne Handlung die Noth trieb, warum sollte sich das der Künstler mit Handlung aufdrin- gen lassen, wenn er von dieser Noth nicht weiß? Es sei ihm also Regel, auch das, was seiner Kunst Bedürfniß ist, im andern Fall<sup>3</sup> nicht zu seinem Reichthume zu machen, seine Wesen nicht mit Sinn- 135 bildern zu überhäufen, sic, wo sic als höhere Individua in Hand-

a) p. 115. 116. [442]

1) L.: Die Sinnbilder dieser Wesen bey dem Künstler hat

2) „Es sey ihm — Attribute,“ freies Citat nach Laok. p. 116. 117. = 442—43. 3) A: Bedürfniß ist im andern Fall,

lung erscheinen, nicht zu Puppen auszustaffieren, und am mindsten es gar zum Hauptsache seiner Kunst zu machen: „mir sind die Personen der Mythologie nichts als personifirte Abstrakta, die beständig die ähnliche Charakterisirung beibehalten müssen, wenn sie erkenntlich seyn sollen.“ Bei diesem Grundsache, was wird aus der Kunst, die Compositionen liefern soll? Eine Maskerade Symbolischer und Allegorischer Puppen!

Es giebt also selbst unter den Künsten, die sich auf Zeichnung gründen, noch immer beträchtliche Unterschiede, die eine oder die andere mehr dem Dichterischen nähern. Die Bildhauerkunst entsteht ihr am weitesten: die Malerei aber, in ihrer Komposition zumal, zumal in der Komposition Dichterischer Geschöpfe, die ursprünglich Wesen der Einbildungskraft und nicht des Anschauens sind, tritt der Poesie weit näher. Sie hat ein Drama ihrer Figuren: sie stellt alle bloß in der Absicht zusammen, um eine Handlung zu repräsentiren: sie lässt also so viel möglich weg, was zur Handlung nicht gehört, oder ihr gar widerspräche. Sollte in jedem Kunstwerke von Composition jede Mythologische Person mit allem dem Zubehör überladen werden, der ihr zukommen mag, aber zu 136 dieser Handlung nicht gehört: sollte sie der Historische und Dichterische Maler nur als personifirte Abstrakta behandeln sollen, die beständig die ähnliche Charakterisirung beibehalten müssen: welch ein verwirrendes und zerstreuendes Geschleppe von Symbolischen Zeichen und charakterisirenden Prädikaten! Soll Venus in einem Gemälde von Composition nie anders, als die Liebe selbst, (und nicht blos als die Göttin der Liebe) erscheinen, und als die Liebe selbst jedesmal charakterisiert werden; und alle Theilnehmende Personen ebenfalls so, jede nach ihrer Art — weg mit dem Ball in Maske. Der Maler war hier in der Komposition eines Dichterischen Sujets Dichter: seine Figuren sollen sich durch Handlung künstlich machen: auf diese Handlung sollen sich die Attribute beziehen, die er ihnen giebt: solche, die zu dieser Vorstellung nicht gehören, so lange nur die Person noch künstlich bleibt, lasse er weg: er opfere dem Mangel, der Nothwendigkeit seiner Kunst so

wenig auf, als er darf, und am allerwenigsten mache er diesen Mangel, dies Gesetz der Noth zu seiner allgemeinen, wesentlichen Regel: bei dem Künstler sind Götter und geistige Wesen personifirte Abstrakte, „die beständig die ähnliche Charakterisirung behalten müssen.“<sup>a</sup> Ich sage umgekehrt: auch bei ihm sollen Götter und geistige Wesen sich durch Handlung charakterisiren, wo sie es können; und blos im Fall, wo sie es nicht können, sich als personifirte Abstrakte, durch die ihnen beigelegte Symbole, fäntlich machen. Im Grunde also einerlei Gesetz, einerlei Freiheit.

## 12.

Von Seiten der Dichtkunst kann es keine nöthigere Lehre geben, als die: <sup>b</sup> der Dichter mache sich die Bedürfnisse der Malerei nicht zu seinem Reichthume: er staffiere die Wesen seiner Einbildungskraft nicht Malerisch aus, lasse sie handeln, und auch die Attribute, womit er sie bezeichnet, müssen handelnd, Poetisch, nicht Malerisch seyn. So dichten die alten Dichter: die neuern malen.

Unter den Römern in ihrer besten Poetischen Zeit ist vor Allen Horaz ein Liebhaber von Moralischen Wesen, von personifirten Abstrakts; diese Personendichtung ist mit ein Hauptstrich seines Genies, und hat seine Oden sehr verschönert. Da eine solche Moralische Person bei ihm gemeinlich schnell, mit wenigen, aber lebendigen Attributen, und recht in die Handlung der Ode auf einmal hineintritt: so lieben wir den angenehmen Sylphen, die schöne Sylphide, die uns so gelegen vorüber rauschet. Wie süß ist sein Bild der lächelnden Venus, die der Scherz und die Amors umflattern:

— Erycina ridens

quam Jocus circumvolat et Cupido —

Welch ein Bild! wenn Furcht und Sorge ihren Herrn auch zu Schiffen verfolgen, auch hinter ihm zu Pferde sitzen, auch des

a) p. 99. [433]

b) p. 116. [442]

Nachts um die Dächer der Reichen flattern: wenn der Tod mit seinem Fuß an die Hütten der Armen, und an die Palläste der Mächtigen mit gleichen Schlägen anpochet: wenn das Glück —

Ich komme jetzt auf die Ode Horazens, die an solchen Personen-Dichtungen die reichste ist, und wo die personifirten Abstrakte den Auslegern manche saure Viertelstunde gemacht haben. Das Glück selbst, die Nothwendigkeit, die Hoffnung, die Treue u. s. w. sind als Moralische Wesen in diese Ode zusammengruppirt, und das Ganze des Gesanges selbst ist einem personifirten Abstrakto gewidmet. — Man erräth es, daß ich von der Ode ans Glück<sup>a</sup> rede. Baxter sucht hier, wie gewöhnlich, in ihr seine lieben Dilogien,<sup>b</sup> und Gessner<sup>c</sup> geht vielleicht auf der andern Seite zu weit, daß er sie für eine Abhandlung über den Artikel Glück erklärt: doch wir wollen ohne vorgefaßte Meinung lesen.

Gleich zu Anfange ruft Horaz nicht eigentlich das Glück, als ein Abstraktum an, um nach Gessners Meinung einen locum darüber durchzuhandeln; sondern die Göttin des Glücks, und zwar 139 zunächst die, so zu Antium verchret wurde. Die ganze Ode tritt also gleich aus dem Lichte eines allgemeinen Begriffes weg; und wird ein Römisches, ein Familienstück der Stadt Anzo: ein Altarstück in dem Tempel dieser Stadtgöttin. Ein Einwohner von Anzo sollte aufleben, um uns diese Ode aus seiner Vaterstadt zu erklären, und wie würde der uns mit manchem ehrlichen locus communis auslachen, den wir dem Glücke überhaupt aus dieser Ode andichten, weil wir nicht die Ehre haben, die Göttin zu kennen, der die Ode als ein Individualstück gewidmet ist.

Welches sind nun die Attribute dieser Göttin? „Sie kann „erniedrigen und erhöhen!“ So gesagt, wäre dies Attribut freilich nichts als locus communis; allein, wie es Horaz sagt, wird es Römischt. Dies Glück in Antium ist eine Römergöttin: sie beschäftigt sich mit den Revolutionen des Staats, die Horaz viel-

a) Lib. I. Od. 35.      b) Horat. ed. Baxt. p. 49.

c) Eclog. Horat. edit. Gessner. p. 71.

leicht eben damals vor sich sahe: sie giebt und stürzet Triumphhe um. So wenig der Afrikanische Jupiter eben der Römische Jupiter, und die Madonna in Loreto völlig die Madonna in Parma ist: so ist nicht so ganz diese Fortuna jedwede andere: sie ist Antium eigen, und Römisch gesinnet.

„Rings um ihr Bild geht der flehende Landmann, und der „Schiffer des Karpathischen Meers mit seiner Bitte.“ Ich weiß nicht, warum Baxter hierüber bis in den Mond reiset, und da 140 sortem fortunae sucht; auch ist mir die Geßnersche Erklärung: daß die Stürme des Meers aus unbekannten Ursachen kommen, nicht vorausgesehen werden können, also dem Glücke zuzuschreiben sind, u. s. w. zu allgemein; und endlich die Kloßische Erläuterung,<sup>a)</sup> daß das Glück auf Münzen mit Kornähren, mit Schiffanfern, und wer weiß womit mehr? gebildet werde, ist für mich und für Horaz noch gelehrter. Vermuthlich hat Horaz, der Einfältige! an Nichts gedacht, als daß Antium, die Wohnung der Fortuna, Landeinwohner habe, und nahe an der See liege: der Tempel des Glücks also von beiderlei Art Leuten Besuch erhalte.

„Dich fürchtet der rauhe Dacier, und die flüchtigen Scythen: „Städte und Völker: und das wilde Latium: die Mütter der Barbarischen Könige, und die bepurpurten Tyrannen.“ Allein genommen wäre nichts leichter zu erläutern, als diese Strophe: sie schilderte nämlich die Göttin des Glücks Römisch gesinnet: vor ihr müssen die Feinde, die Rebellen, die Tyrannen Roms zittern; aber nun der Zusatz:

iniurioso ne pede proruas  
stantem columnam; neu populus frequens  
ad arma cessantes ad arma  
concitet imperiumque frangat.

So sind über nichts so leicht artigere Dinge gesagt worden, als 141 über diese stehende Säule: Baxter<sup>b)</sup> dünftet sie sehr emphatisch

a) Vindic. Horat. p. 152.

b) Baxt. Horat. p. 50.

August zu seyn, ohne zu bedenken, ob auch die Feinde, die rebellischen Vasallen Roms, vor dem Sturze Augusts so bange seyn würden. Geßner verstand, dem locus communis: de Fortuna, den er in dieser Ode fand, gemäß, „jeden Menschen, auf den sich „andere, wie auf eine Säule stützen,“ ohne uns zu sagen, wie sich dieser Allgemeinsatz zwischen Dacier und Scythen, Barbaren und Tyrannen schicke. Meine Wenigkeit findet in dieser stehenden Säule — nun? nichts als eine stehende Säule: eine Säule, die, vielleicht in Anzo, mit dem Namen Roms bezeichnet, vor der Fortuna stand, wie ja sonst dem Glücke, der Ruhe, der Sicherheit solche Säulen pflegen hingestellt zu werden.<sup>a)</sup> Nun fiel Horazen das Bild ihres Unwillens ein: wie? wenn sie ihren Fuß ausstreckte, und die Säule stürzte? So wäre dieser Sturz, ein Sinnbild, dem Poeten ein Lösungszeichen von dem Sturze Roms. Zu Haufen würde das Volk zu Waffen eilen: zu Waffen auch die noch Säumenden rufen, und das Reich, diese ungeheure Weltsäule, zerbrechen. Die ganze Ode läßt mutmaßen, daß manche zur Zeit Horaz sich regende Welle ihm diesen Sturm prophezeiet, oder mit 142 seinem Bilde, daß Fortuna schon damals ihren großen Zeh zu regen schien, um an die Säule zu treffen. — Wie aber fürchten sich davor Dacier und Scythen, Barbaren und Tyrannen — keine Römer, keine Patrioten? Horaz sagt nicht: daß jene sich davor, vor diesem Umsturze fürchten; sondern, daß sie die Göttin des Glücks fürchten und scheuen: sie, die über Rom wache, und die Säule desselben vor sich habe; die aber auch mit einem Fußstoße dasselbe stürzen könne: diese Allmächtige fürchten und scheuen Scythen und Barbaren, (denn was könnten ihr diese für ein anderes Opfer bringen, als Furcht?) und warten auf den Augenblick ihres Entschlusses, der damals sich schien zu nähern.

Bisher ist die Ode ein Römisches National- und ein Antiatisches Familienstück gewesen; sie fängt an, symbolischer zu werden:

a) Addisons Dialog. upon the Usefullness of ancient Medals, p. 47.

— te semper anteit serva (saeva) Necessitas  
Clavos trabales et cuneos manu  
Gestans ahena; nec severus  
Vncus abest, liquidumqne plumbum.

Seit dem es Kunstrichter von Geschmacke giebt, ist mehr als einer mit diesem Bilde Horaz nicht zufrieden gewesen. Sanadon zuerst unterstand sich, zu sagen, daß dies Gemälde in seinem Detail genommen, schöner auf der Leinwand, als in einer Heroischen Ode, wäre. Ich weiß nicht, ob Sanadons Gefühl hierin nicht fein und richtig bleibe, ob ich gleich den Spott über ihn gelesen:<sup>a</sup> 143 quod haec imago non placuit bono Sanadonio, sui ingenii homo est, delicatus mehercle! et venustulus. Ich weiß nicht, ob dieser sui ingenii homo, delicatus mehercle et venustulus mit der mächtigen Widerlegung zufrieden seyn könnte: neque enim intellectus videtur, quam divina sint: *ahena manus, severus uncus.* Ich, der nicht fein gnug ist, daß Göttliche in einem ahena manus, in einem severus uncus zu erblicken, fühle mit Sanadon gleich, und glaube, daß jeder, der die Ode in einem Strome fortliest, bei diesem Bilde es fühlen werde, daß er festgehalten wird, daß er vor einer bemalten Leinwand stehen bleibe: und das will niemand in der Ode.

Mögen also alle diese Werkzeuge attirail patibulaire, oder Bevestigungsgerüte, oder Symbole der höchsten Macht Fortunens seyn: die eherne Hand und der severus uncus mögen Hrn. Kloß so Göttlich scheinen, als sie wollen: die Stelle bleibt eine der frostigsten im Horaz.

Ob aber deswegen, weil „diese Attribute für das Auge und „nicht für das Gehör gemacht sind, und alle Begriffe, die wir „durch das Auge erhalten sollten, wenn man sie uns durch das „Gehör beibringen will, eine größere Anstrengung erfordern, und „einer geringern Klarheit fähig sind.“<sup>b</sup> Hr. L. thut mir mit diesem Grunde, wenigstens so wie er ihn ausdrückt, so wenig ein

a) Kloß. Vindic. Horat. p. 154.

b) Laof. p. 118. [444].

Gnügen, als Sanadon oder Kloß: denn wäre ein Begriff, den man ursprünglich durch das Auge erhält, deswegen nicht für das Gehör, weil sich mit dem Ohre nicht sehen läßt; so verlöre die Poesie ihren ganzen Anteil an sinnlichen Gegenständen des Auges: und was bleibt ihr da übrig? Nicht also, weil die Attribute: Nägel, Klammern, Blei, sich sehen und nicht hören lassen, nicht deswegen machen sie die Stelle frostig: denn wer wird nicht gleich, wenn er unicus, plumbum, clavos höret, nicht sogleich mit seiner Einbildungskraft uncum, plumbum, clavos sehen? wem<sup>1</sup> wird Anstrengung nöthig sein, sich diese Dinge, wenn er sie durch das Gehör empfängt, so klar zu denken, als wenn er sie sähe? Wegen der Attribute selbst also kann wohl die Stelle Horaz nicht frostig werden; aber wohl wegen der Composition dieser Attribute zu einem Bilde. Die Necessitas geht vor der Fortuna voraus — wohl! und wir erwarten, wozu sie gehen, was sie ausrichten wolle? Sie trägt Keule und Nagel — wohl! wozu trägt sie sie? — Es fehlt ihr auch nicht Klammer und fließend Blei — hier wird der Poetische Leser ungeduldig — was brauche ich alles das zu wissen, was ihr fehlt, oder nicht fehlt? was sie hat oder nicht hat? ich höre ja nicht, was sie damit will, oder soll? ich stehe 145 vor einem todten Gemälde. Was sie damit soll? antwortet Hr. Kloß:<sup>a</sup> „sie soll damit die Macht des Glücks anzeigen, die Göttin anzeigen, der nichts widersteht, der alles weichen muß, die Göttin von unwandelbarem Willen. Wie schön alles passt! „Das Gemälde muß allen gefallen, die Poetischen Geist haben.“ Hätte Hr. Kl. gesagt, die Malerischen Geist haben, so recht! — aber die Poetischen Geist haben? ich wüßte nicht, was in der Wirkung des Gemäldes Poetisches wäre. Der Dichter hat einen andern Pinsel, die Göttin zu charakterisiren, der nichts widersteht, der alles weichen muß, die von unwandelbarem Willen ist, als daß er ihr ein Stück Blei, und Eisen in die Hand gebe, und sie

a) Vindie. Horat. p. 154. 155.

1) A: wenn

damit traben lasse: die mindeste Handlung, ja das bloße Wort: sie ist die Göttin, der nichts widersteht, der alles weichen muß, ist besser, als eine mit Mordgewehren wandelnde Figur. Kurz: nicht die Beschaffenheit der Attribute selbst, daß sie fürs Auge sind, auch nicht eben die Gehäuftheit der Attribute, ist der Fehler des Bildes, sondern die Komposition derselben zu einer bloßen Symbole: zu einer Symbole, die nichts thut, die mit ihrem Prosaischen nec abest, blos da steht, damit ihr nichts an ihrem Umgehänge fehle, damit sie als eine völlige Symbole in einem Gemälde paradiere — dies beleidigt den Leser, insonderheit in einer 146 Horazischen Ode. Er rufft ihr gleichsam zu, an der Handlung der Ode mit Theil zu nehmen, oder sich weg zu machen, auf eine Leinwand, an eine Wand, in ein Gemälde der Fortuna.

Und wie kam Horaz zu der todten Figur? Wahrscheinlich, daß er sie von einem solchen Gemälde kopirte, daß er sie mit den Zügen kopirte, mit denen sie vielleicht im Tempel zu Antium anzutreffen war. Was also in einer Ode Horaz auf den locus communis des Glücks ein befremdender Fehler seyn würde, das findet in einer Ode auf die Fortune von Anzo wenigstens eine entschuldigende Deutung. Es verewigte ein Gemälde, ein schönes Symbolisches Gemälde, das ein Schatz des Tempels seyn konnte, in welchen diese Ode, als ein Schatz, auch hingehörte. Man kritisire Horazen nicht als Dichter, sondern hier als Dichter für Anzo.

Ich glaube hiemit auch den folgenden Moralischen Wesen Licht und Deutung gegeben zu haben, die man so sehr verkannt hat:

Te Spes & albo rara Fides colit

Velata panno —

Spence hat Unrecht, daß er in dieser Stelle eine dünngefleidete Figur findet:<sup>a</sup> allein er hat Recht, daß es eine Malerische Figur sey, wie aus dem Zusätze weiß gefleidet erhellet, und die Ursache<sup>1</sup>

a) Dialog. X.

1) Es fehlt wahrscheinlich: „weßhals“

147 weiß gekleidet darf ich nicht erst mit dem Scholasten, in der alten Gewohnheit suchen, daß die Priester der Treue ihr Opfer mit weißverhülltem Haupte brachten; ich habe sie näher: welche Kleidung käme in einem Gemälde der Treue zu, als die Kleidung der Unschuld? Ist aber die Figur aus einem Gemälde: wie unmöglich zerbricht sich Bentley den Kopf darüber, daß Hoffnung und Treue dem Glücke als Begleiterinnen beigegeben werden? Wenn dieß Gemälde des Glücks in Anzo war: wie reich und schön wäre die Vorstellung desselben!

Nun fängt Horaz an, über diese reiche Deutung zu Allegorien: Hoffnung und Treue sind dem Glücke zu Begleiterinnen gegeben — zu Begleiterinnen? „so werden sie dasselbe auch immer „begleiten! auch wenn es sein Kleid ändern, auch wenn es die „Palläste der Großen feindlich verlassen sollte. Das ist nur der „treulose Pöbel, das ist nur eine meineidige Hure, die alsdenn zurück tritt: nur hinterlistige Freunde zerstieben, wenn die Wein- „becher leer sind: so sind nicht Hoffnung und Treue.“ Ich sehe hier so wenig Widerspruch,<sup>a)</sup> als bei einer erbaulichen Allegorischen Deutung, und zwar einer Figur, die ihrem Namen nach doppelsinnig ist, nur immer seyn kann.

148 Und mit dieser Deutung eben bahnet sich Horaz den Weg, seinen August, und den damaligen Zustand des Römischen Reichs der Glücksgöttin zu empfehlen — eine Materie, die seine Ode schließet. Ich finde also nichts minder, als ein Abstraktum, das Glück, in ihr abgehandelt: wie man etwa, wenn man sich die Überschrift aus einem Wörterbuche erklärt, meinen könnte; es ist die Glücksgöttin in Anzo, eine Römischgesinnte Glücksgöttin, die auch nach den damaligen Umständen sich Romis annehmen soll. Aus Antium also, aus Rom, und aus der damaligen Zeit müssen auch die personifirten Ideen dieser Ode Licht nehmen; oder man schielet. Auch Mr. Kloß scheint mit seinen Erläuterungen aus

---

a) Den größten hat Bentley gefunden. S. seinen Horaz über diese Ode.

Steinen und Münzen<sup>a</sup> wohl nicht den Endzweck gehabt zu haben, sich selbst von dem Poetischen Baue dieser Horazischen Ode Rechenschaft zu geben: wie es doch bei ihr vorzüglich anginge. Wenn überhaupt der Gebrauch personirter Geschöpfe aus einem Lyrischen Dichter erklär werden sollte; so ist der Erste dazu — Horaz, Er, der diese schönen Gespenster ungemein liebt, und in Einführung derselben sehr charakteristisch ist; ein Kenner Horaz zeige uns diese Seite!

Aber auch der Epische Dichter hat personirte Ideen nöthig, die man gemeinlich Maschinen zu nennen gewohnt ist — wie soll er sie erschaffen? Als symbolische Wesen des Künstlers, als 149 Allegorien, oder als handelnde Subjekte? Wenn ein Dichter es nöthig hat, sich vom Künstler zu unterscheiden, so ist's der Dichter der Epopee, insonderheit in seinen Maschinen — ich wollte, daß Hr. L. darauf gekommen wäre!

Ich weiß, daß manche sich Leidenschaften, Tugenden und Laster und ein ganzes Heer Moralischer Personen zu Maschinen personifirt haben: allein, ich weiß auch, wie frostig, wie überflüssig diese Maschinen oft ganze Gedichte herunter erschienen sind, blos weil sie als personirte Abstrakta erschienen, weil ihnen Individualität fehlte. Ein wirkliches Abstraktum in Person zu malen, ihm äußere Gestalt zu geben, um es Dichterisch bekannt zu machen, geht ohne Symbole nicht an; denn im Innern, im Wesen eines Abstrakten Begriffes liegen nicht Farben und Gestalten. Der Dichter läuft also Gefahr, daß, wenn er uns eine lange Seite herab, die Unschuld, den Neid, die Naturlehre u. s. w. symbolisch gemalt hat, wir hinterher fragen: wie sah das Ding aus? Alle einzelne charakterisirende Züge sind vergessen: wie kann ich sie zusammen nehmen, daß ein ganzes Bild vor mir stehe? Er hat die Arbeit der Danaiden gehabt, immer neue Züge zu schöpfen, die aber augenblicklich wieder wegschlüpfen, und jetzt stehe ich, und habe in meinem löcherichten Siebe — nichts.

---

a) Vindic. Horat,

150 Nun soll diese Abstrakte Person als Maschine handeln; natürlich nicht anders, als aus ihrem Wesen, wie die Unschuld, der Neid, der Zorn handeln muß. So sehe ich ja jeden ihrer Tritte voraus: jede ihrer Reden verrathe<sup>1</sup> ich schon aus ihrem Namen; nur diesen brauche ich, nur die Idee selbst, und das Uebrige wird Poetische Einkleidung, ein Redezierrath. Das ganze Wesen ist aus einem Begriffe geschaffen, und in ein Wort eingehüllt: kann es mich also rühren? Epische Bewunderung in mir erregen? mir einen ungewohnten großen Anblick gewähren? Eine solche Schöpfung durch ein Wort, das jeder nachsagen, das jeder voraus ausdenken kann, ist — Spielwerk.

Nein! Homers Maschinen sind keine Abstrakten Begriffe: es sind Subjekte, die aus sich handeln, vollstimmige Individua. Nicht kann ich es aus einer willkürlichen Idee errathen, wie hier und da Jupiter und Juno, und Minerva handeln werden, weil sie Einkleidungen dieser Idee sind. Alle seine Götter sind erdichtete Personen; aber Personen, mit vollständig bestimmter Denkart, mit Schwachheiten und Stärke, mit Fehlern und Tugenden, mit allem, was zu einem daseyenden Wesen gehört. Sie zeigen nicht blos Gedanken, Worte, Handlungen; sondern ich sehe auch aus der Art, aus dem Zusammenhange dieser Gedanken, Worte, Handlungen, 151 daß sie aus dem Innersten eines Individuumis fließen: der Poet bezaubert mich, daß, so lange ich lese, ich ein solches Wesen glaube. Ihr Herren Allegoristen, ihr Namenschöpfer von Maschinen, ihr Ideenbildhauer der Epischen Dichtkunst — das thut ihr nicht! ihr malet, ihr schildert; und so lese ich euch auch, als Maler, als Schilderer; nicht als Dichter, nicht als zweite Prometheus, nicht als Schöpfer unsterblicher Götter und sterblicher Menschen.

Auch die kleinen Wesen der Einbildung, welche die Bahn des Homerischen Gedichts gleichsam nur einmal querüber durchgehen, Furcht, Schrecken, und die unersättlich wütende Zwietracht erscheinen

---

1) errathe (?)

bei ihm<sup>a</sup> persönlicher, als Allegorien erscheinen: die letzte z. G. als die Schwester und Gesellin Mars, des Menschenwürgers, mit ihm in Gesellschaft, mitten im Schlachtgetümmel. Dieß alles dämpft das Allegorische in der hohen Idee, „daß sie, anfangs klein, sich erhebe, und, indem sie auf dem Boden der Erde einhergeht, ihr Haupt in den Wolken habe,“ wir sehen immer doch mehr eine Person, als einen Begriff, unter einer Person vorgestellt.

Für personifirte Abstrakta, für Allegorische Maschinen, als solche betrachtet, hat Homer keinen Platz; nur den Reden seiner Helden<sup>b</sup> läßt ers, die Gebete u. s. w. zu Allegorisiren, die also 152 aus ihrem Munde, nicht aber eigentlich aus seiner Schöpferhand kamen, die also gesprochen und gedacht, nicht aber Dichterisch gebildet, gleichsam im Gedichte gesehen werden sollten. Aber auch selbst da sucht er sie, wo er kann, in das Licht eines bestehenden Wesens zu kleiden; er läßt sie in die Genealogie der Götter; er giebt ihnen einen historischen Zug zu: er malt das Allegorische nicht aus mit Prädikaten, sondern läßt es kaum durch den Namen, durch die historischen Züge, durch die Dichterischen Attribute durchblitzen. So wenig iſt bei Homer Hauptzweck zu Allegorisiren, und am mindesten zu Allegorisiren für Künstler. — —

Hier Winkelmanns Werk von der Allegorie: ich bleibe aber bei zween andern Gefährten auf dem Wege: wie der Künstler den Dichter, insonderheit der griechische Künstler Homer nachahmen könne? Diese Gefährten sind Caylus und Leßing.

---

### 13.

Und dünke mich jetzt im besten Theile<sup>c</sup> des Leßingschen Werks, wo es die Vorschriften des Grafen einschränkt, wo es die Art der

---

a) Iliad. *A.* v. 440—42. Iliad. *I.* v. 2.

b) Z. G. Agamemnons Rede von der Göttin Ate *T.* 78. &c. [91].  
Phönix Rede von den Gebeten Iliad. *I.* v. 498. [502].

c) p. 119—149. [444—462].

153 Vorstellung Homers, und eines Künstlers unterscheidet, wo es ein Muster von praktischem Scharfsinne ist. Mit Verwunderung also muß jeder Leser, der Lessingen versteht, die verwirrenden Widersprüche<sup>a</sup> gelesen haben, die — — doch hierüber darf ich die Vertheidigung des Verfassers selbst<sup>b</sup> als bekannt voraus setzen.

Ich gehe also ins Detail. „Homer bearbeitet sichtbare und „unsichtbare Wesen; diesen Unterschied kann die Malerei nicht angeben, bei ihr ist alles sichtbar; und auf einerlei Art sichtbar.“<sup>c</sup>

„Das Mittel also, dessen sich die Malerei bedient, uns zu „verstehen zu geben, daß in ihren Kompositionen dieses oder jenes „als unsichtbar betrachtet werden müsse, ist eine dünne Wolke.<sup>d</sup>

„Diese Wolke scheint aus Homer selbst entlehnt zu seyn.<sup>e</sup>

„Wer sieht aber nicht, daß bei dem Dichter das Einhüllen in „Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetische Redensart, „für unsichtbar machen, seyn soll? Es hat mich daher jederzeit „befremdet, diesen poetischen Ausdruck realisiert, und eine wirkliche Wolke in dem Gemälde angebracht zu finden.“<sup>f</sup>

154 Mit dem Unterschiede, den Hr. L. angiebt, bin ich zufrieden; nur der Grund des Unterschiedes, den er angiebt, ist nicht der meine.

Wozu soll die Wolke bei dem Dichter und Maler? zur Verhüllung. Wo sie also nicht verhüllen kann, da ist sie nicht Wolke mehr, da bleibe sie weg. So bei dem Maler. Sie soll verhüllen, und verhüllt nicht: sie läßt den verhüllten Helden noch sichtbar: er steht hinter einer spanischen Wand, und rufft uns zu: „ich bin unsichtbar, ich soll nicht gesehen werden: ich bin nicht zu „Hause.“ Diese Ursache, dünkt mich, ist die wahre.

Aber die, daß die Wolke aus einem Dichter entlehnt, bei ihm nichts als eine poetische Redensart, bei dem Künstler hingegen

a) Kloß geschnittene Steine hin und wieder.

b) Hamb. [neue] Zeitung. 1768 No. 97. [VIII, 2 fgg. L.].

c) Laof. p. 130. [450] d) p. 137. [454]

e) p. 137. f) p. 137. 138. [455].

eine wirkliche Wolke, und also ein Poetischer Ausdruck auf eine befremdende Weise realisiert sey; die Ursache scheint minder Stich zu halten.

Homers Nebel ist ein Poetischer Nebel; ist er aber damit eine Poetische Redensart, ein künstlicher Ausdruck, statt „unsichtbar werden?“<sup>a)</sup> Wenn Achilles nach dem in die Wolke verborgnen und schnell entrückten Hektor noch dreimal mit der Lanze zu stößt: soll dieß „in der Sprache des Dichters weiter nichts heißen, „als daß Achilles so wütend gewesen, daß er noch dreimal gestoßen, ehe er bemerkte, daß er keinen Feind<sup>1</sup> vor sich habe?“ Ich darf sagen, daß ich bei Homer „eine solche Phrasessprache des Dichters“ nicht kenne, und nicht kennen mag. Homer, ein Feind aller künstlichen Figuren der Einkleidung, die nichts als solche, nichts als Poetischer Zierrath, seyn sollen, (nach Hrn. Lessings Erklärung, was ist diese Wolke, diese Poetische Redensart anders, als eine solche Wortblume?) Homer wird auf solchem Wege einer der nüchternen Dichter unsrer Zeiten, die Prosaisch denken, und Poetisch sprechen, deren gradus ad Parnassum die Zauberkammer ist, ihre Gedanken der Prose in eine Sprache des Dichters, in Poetische Redarten zu verwandeln. Bei solchen mag alsdenn eine prosaisirende Schulexposition Statt finden: „er ward mit einer Wolke bedeckt, das ist: er ward aus den Augen des Feindes weggebracht: Achill stieß dreimal nach dem dicken Nebel: das ist: er war so wütend, daß er noch nicht merkte, sein Feind sey weg.“ Was käme aber heraus, wenn man so bei Homer läse, und auch seine Götter, ihren Himmel, ihre Geräthe u. s. w. durch ein solches, das ist: prosaisirte, und alles zu Poetischen Phrasibus mache.

Nein! Homer weiß von Redarten nichts, die nichts als solche wären. Der Nebel, in den die Götter hüllen, ist bei ihm wirklicher Nebel, eine verhüllende Wolke, die mit zum Wunderbaren

---

a) p. 137.

1) L.: seinen Feind nicht mehr

156 seiner Fiktion, mit zum Epischen *μυθο* seiner Götter gehört. So lange er mich in dieser Poetischen Welt, in welcher Götter und Helden kämpfen, wie bezaubert, vest hält: so lange mich seine Minerva durch diese wunderbaren und schrecklichen Auftritte führt, und mir die Augen erhöht hat, nicht blos streitende Menschen, sondern auch kämpfende und verwundete Götter zu erblicken; so lange sehe ich auch diesen Nebel eben so gläubig, als den Gott selbst, der die Wolke um seinen Liebling webt. Beide, der Gott und seine Wolke, haben ein gleich Poetisches Wesen; wenn ich das eine prosaifire, muß auch hinter den andern ein Grammatisches das ist kommen, und dann verliere ich die ganze Mythische Schöpfung in Homer. Ich bin nicht mehr in dem Epischen Treffen eines Dichters; sondern in einer Historischen Feldschlacht: ich lese nach der Taktik: ich sehe nach dem gewöhnlichen Augenmaße.

Hr. L. scheint darnach geschen zu haben; wenigstens überredet er uns, darnach sehen zu können.<sup>a)</sup> „Reinen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht, und das ganze Kunststück, womit die Götter unsichtbar machten, bestand auch nicht in dem Nebel — sondern in der schnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuseigen, daß die Entrückung so schnell geschehen, daß kein menschliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen können, hüllt ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anstatt des entrückten Körpers einen Nebel gesehen, sondern weil wir das, was in einem Nebel ist, unsichtbar denken.“ Welche Unterscheidungen! welche Amphibolien! „Reinen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht.“ Ja! der Poetische Held sahe ihn, und dreimal stieß er noch mit seinem Spieße nach dem Nebel. „Das Kunststück, womit die Götter unsichtbar machten, bestand in der schnellen Entrückung!“ Wunderbar! wo ich mir schon wirksame Götter, eine wunderbare Entrückung denken kann, und denke; bin ich da nicht ein Scrupler, am Nebel abdingen zu wollen? „Nur weil die Entrückung schnell vorgieng, hüllt ihn der Dichter ein; nicht, weil man einen Nebel

a) p. 138. 139. [455 — 6].

„geschen, sondern, weil wir das, was in einem Nebel ist, unsichtbar denken.“ So! und deswegen stößt Achilles dreimal nach dem Nebel, nicht, weil er einen Nebel sahe, sondern, weil er das, was in einem Nebel ist, sich als unsichtbar dachte! O der Homerische Don-Quixote! o der Cervantische Homer!

„Neptun verfinstert die Augen Achilles; in der That aber sind des Achilles Augen nicht verfinstert, sondern — —“ Was man uns doch sagen will! Neptun gießt dem Achilles Dunkel um die Augen, er rückt Aeneas fort: er hat ihn in Sicherheit gebracht, ihn ermahnt, nicht wider Achilles zu streiten, ihn verlassen — nun muß er erst zurück kommen, um dem Achilles den Nebel von 158 seinen Augen zu nehmen,<sup>a)</sup> und Achilles — hat keinen Nebel vor Augen gehabt! es ist nur so so gesagt, daß seine Augen verdunkelt worden? — — Achilles bekommt das Licht seiner Augen wieder, er erseufzet, er stützt über das Wunder: er sieht den Spieß auf der Erde, den Mann hinweg! er erstaunt, er spricht mit sich, mit seiner großen Seele, mutmaßet auf die Götter — — „Wie? wird ein Homerischer Orthodox sagen, ist es nicht ein sträflicher Unglaube, an dem Nebel der Götter zu zweifeln, wenn man ein so augenscheinliches Wunder der Verblendung, eine so feierliche Scene sieht! Wer Homerische Götter glaubt, muß auch die Wolke [in] ihrer Hand glauben!“ — —

Die Volkendogmatik der Griechischen Götter muß Hrn. Lessing anders bekannt seyn, als mir: denn er fährt fort, Dinge zu behaupten, die wider alle schöne Sichtbarkeit Homerischer Erscheinungen laufen. „Unsichtbar seyn, sagt er, ist der natürliche Zustand der Götter Homers; es bedarf keiner Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstralen, daß sie nicht gesehen werden; sondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des sterblichen Gesichts, wenn sie gesehen werden sollen. Zwar läßt Homer auch Gottheiten sich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdenn, wenn sie von andern Gottheiten nicht wollen gese-

---

a) Iliad. Y. v. 341. 342. &c.

159 hen werden.”<sup>a</sup> Folgendes wird zeigen, daß Hr. L. in seiner Wolkentheorie der Griechischen Götter — — ein Rechter sey.

„Unsichtbar seyn, ist der natürliche Zustand der Götter;“ wie kommt es denn, wenn ich fragen darf, daß Götter wider Willen können gesehen werden? daß man sie unvermuthet überraschen darf, wenn sie nicht gesehen seyn wollen? Es war ein Glaubensartikel bei den Griechen, daß nichts gefährlicher sey, als ein solcher überraschender Anblick,<sup>b</sup> und mancher unglücklicher Unschuldige hatte darüber ein Opfer werden müssen. Pallas, die Keuscheite der Göttinnen, die vor Keuscheit sich selbst kaum nackt zu sehen wagte, die wohl am mindesten unter allen Göttinnen jene falsche Jungferncheu besaß, sich zu verstecken, und doch wollen gesehen zu werden, diese jungfräuliche Pallas wählet sich den sichersten, den geheimsten Ort, um ihre Gorgone abzulegen: sie badet sich, und ein eben so ehrlicher Tiresias überrascht sie, sieht sie wider seinen Willen, erblendet. Indessen um den Unschuldigen einiger Maassen schadlos zu halten, giebt Pallas — ihm nicht das Gesicht wieder; denn dieß ließ ihre Jungfräulichkeit nicht zu; sondern die Gabe der Weissagung. Wie hätte Pallas wider ihren und Tiresias Willen überrascht werden können, wenn „unsichtbar seyn, der natürliche Zustand der Götter wäre?“

160 Wie der Pallas: so gieng es auch der badenden keuschen Diana. Kalydon sah sie, ebenfalls wider seinen und der Göttin Willen, und ward zu Steine. So gieng es selbst dem Jupiter, da er in seinem liebsten Vergnügen einmal seine Wolke vergessen hatte. Er ward, da er bei der Rhea schlief, von Haliafmon, wider Willen seiner, und seiner geliebten Beischläferin, und seines Überraschers, in seiner Schäferstunde gestört — wie das? wenn „unsichtbar seyn, der natürliche Zustand der Götter wäre.“

Ich will solche gestörte Schäferstunden der Götter und Götterinnen nicht aufzählen. Meine Muse ist diesmal nicht so, wie die Schwester des Amors, die

a) Laot. p. 140. 141. [456—7]

b) Callimach. hymn. in Pallad. Dianam &c.

— — wie die Mädchen alle thun,  
Verliebte gern beschleicht. —

Ich führe, statt aller, das Epigramm aus der Anthologie<sup>a</sup> an, in seinem einfältigen Scherze, in seiner naiven Schalkheit: „Werde „ja niemand in meinen Wässern eine der Najaden, oder die Venus „mit ihren Gratien nacht gewahr: selbst wenn es ohne Vorsatz „seyn sollte; denn immer ist nach Homers Aussprüche der offenkundige „Anblick der Götter gefährlich, und wer darf Homer widersprechen?“ Um die verborgne Schalkheit einzusehen, die in diesem Epigramm liegt, merke man sich den Doppelsinn, der in dem 161 Worte „offenbarer Anblick“ liegt; der Epigrammatist meint nacht; Homer meint „ohne fremde Einkleidung, wie die Götter „sind.“ Die Stelle Homers bestätigt also unsere Meinung: und scheint gar ein Axiom in der Griechischen Mythologie geworden zu seyn.

Juno nämlich, die dem Achilles zu Hülfe will, macht den Lehrspruch:<sup>b</sup> daß, wenn Achilles einen Gott gegen sich sehen würde: so müßte er erschrecken: denn „fürchterlich ist der Anblick der Götter, wenn sie offenbar, (wenn sie ohne Menschliche Einhüllung) erscheinen. Wie ist unsichtbar seyn also ihr natürlicher Zustand?

Nach diesem Axiom scheint Homer in seiner ganzen Götterdichtung zu verfahren. Sind die Götter unter sich, so sind sie auch unter sich sichtbar; sollen sie aber unter Menschen wirken — unerkannt oder erkannt, darnach richtet sich das Schema ihrer Erscheinung. Phöbus Apollo<sup>c</sup> steigt vom Himmel herab in seiner ganzen Göttlichen Gestalt: Röcher und Bogen ruhen auf seiner Schulter: auf seiner Schulter klingen die Pfeile, bei seinem zornigen Gange. Nun hatte er sich schon von den Höhen des Himmels herabgelassen, und gieng der Nacht gleich: bis er sich weit von den Schiffen niedersezen, und seine Pestbringenden Pfeile aus- 162

a) Anthol. L. IV. c. 19. epigr. 33.

b) Iliad. Y. v. 131. Χαλεποὶ δὲ θεοὶ φαίνεσθαι ἐναργεῖς.

c) Iliad. A. v. 47. (νυκτὶ ξοικώς)

lassen konnte. Warum muß er sich der Nacht gleich, das ist: mit Dunkel bedeckt, bei den Griechen vorbei schleichen, und nur seine Gestalt annehmen, da er fern vom Anblieke der Schiffe und Menschen ist? — Wenn die Homerischen Götter schon an sich Menschlichen Augen unsichtbar sind, wenn es keiner Abschneidung der Lichtstralen bedarf, um nicht; sondern einer Erhöhung des Gesichts, um gesehen zu werden? Will ich nicht wieder zur heiligen Allegorie fliehen, so ist die Wolke vergebens.

Und wie oft hätte sie alsdenn Homer vergebens! In einem Nebel<sup>a</sup> steigt Thetis aus dem Meere hervor, bis sie vor ihrem Sohn hinsaß, und sich ihm in Gestalt zu erkennen gab. In einer Wolke steigt sie zum Jupiter hinauf: eine dichte Wolke warf Jupiter<sup>b</sup> um sich, da er auf Ida saß, die Schlacht übersehen, und nicht gesehen seyn wollte. Eine Wolke ist bei Homer mehr als einmal die Kleidung der Götter, wenn sie in einer Situation, die nicht auf andre würkt, in einer intransitiven Stellung erscheinen. Ihr Körper ist zwar nur, wie ein Körper, der Lebenssaft ihrer Adern ist nur gleichsam wie Blut,<sup>c</sup> d. i. nicht so grob und irdisch, als ein Menschlicher Körper; doch aber immer Blut, das 163 zu vergießen, ein Körper, der zu verwunden, wie weit mehr zu sehn ist. So wird Venus von Diomedes verwundet, ob er sie gleich als Göttin erkennet:<sup>d</sup> und um sie zu trösten, erzählt ihre Mutter Dione,<sup>e</sup> was schon von jeher die Himmlichen von den Sterblichen haben erleiden müssen, wie Mars von zween seiner tapferen Feinde gebunden, ins Gefängniß geworfen, dreizehen Monate lang gefangen gehalten, und mit genauer Noth vom Merkur heimlich gerettet sey: wie Juno verwundet, Pluto verwundet — — was darf<sup>s</sup>, die Mythologischen Geschichte her zu erzählen, die alle wenigstens so viel zeigen, daß nach der Homerischen Göttertheorie der Satz zu hoch klinge: „Unsichtbar seyn, ist der Zustand

a) Iliad. A. v. 359. (ἡῦτ' ὀμίχλη)      b) Iliad. Θ. v. 50.

c) Iliad. E. v. 340—342.      d) Ibid. v. 330. 331.

e) Ibid. v. 381.

„der Götter: einer Erhöhung des Gesichts bedarf, um nur von „Menschen gesehen zu werden, nicht aber einer Abbrechung der „Lichtstralen, um nicht gesehen zu seyn.“ Brauchts dieses nicht einmal, wie unmöglich, daß ein Gott wider Willen erkannt, gebunden, verwundet werde? Wenn er den Menschlichen Augen seiner Natur nach nicht bloß entgeht, sondern dieselben durch ein Wunder erst erhöhet werden sollen, wie sinnlos alsdenn, seiner Natur nach, verwundbar, für den Helden überwindlich zu seyn? Man wird mir antworten: um einen Gott, um eine Göttin zu erkennen, müßten dem Diomedes erst von einer andern Göttin die Augen eröffnet werden; allein hier rede ich nur von dem Verwundbar seyn durch seine Natur,<sup>a</sup> und schließe gerade hin: ein verwundbarer Körper muß auch ein durch seine Natur nicht unsichtbarer Körper seyn: wenn unser Auge ihn der Natur desselben nach nicht treffen könnte; wie könnte nach der Natur des Götterleibes meine Hand ihn treffen?

Warum aber Minerva dem Diomedes erst den Nebel von den Augen nehmen mußte, um Götter und Menschen in der Schlacht zu unterscheiden?<sup>b</sup> Ich kann gerade weg sagen: weil er Poetisch einen Nebel vor den Augen hatte; allein ich will Homer Prosaisch erklären. Wenn die Homerischen Götter unmittelbar auf Menschen, und mit Menschen wirken; z. B. streiten, kämpfen, Pferde lenken, kurz, Menschliche Thaten thun wollen: so nehmen sie durchgängig bei Homer auch bloß Menschliche Gestalten an: es heißt alsdenn jedesmal bei Homer: „er gleichte sich diesem, oder jenem Helden.“<sup>c</sup> Und freilich in dieser Gleichung war der Gott nicht zu erkennen: denn er war Menschlich eingekleidet: nur aus den übermenschlichen

a) Auch Götter gegen Götter sind verwundbar, und Jupiter läßt der Juno und Minerva drohen, daß, wenn sie nicht zurückwichen, er sie auf zehn Jahre lang unheilbar verwunden wolle. Θ 404. 415.

b) Iliad. E. v. 116 — 130.

c) Neptun. (Iliad. N. 45.) εἰσάμενος Κάλχαντι — Minerva (Iliad. X. 227.) Αηγρόβωρ εἰκνία — (Iliad. A. 86. 87.) Η δὲ ἀνδρὶ ινέλη Λαοδόκω &c.

165 Thaten, aus völlig wunderbaren Begebenheiten schlossen die Helden, daß hie oder da ein Gott seine Hand mit im Spiele haben müsse. Sie fürchteten sich also, einem so verkleideten Gotte zu begegnen, weil es bei ihnen eine Maxime geworden: „keiner lebt lange, „der einem Gotte widersteht, oder schadet.“ Mit Griechischer Christlichkeit fragt ein Held den andern, so offen zu seyn, und zu sagen: ob er ein Gott, oder ein Sterblicher sey? danit er wisse, mit wem er zu thun habe. Und mit Himmelscher Offenherzigkeit entdeckt sich der Gott, wenn er ins Gedränge geräth, daß man ihm aus dem Wege weichen sollte. — — Kurzum! weil das ganze Homerische Treffen voll verkleidet wandelnder Götter ist, weil der Dichter diese Hypothese wissenschaftlich [bei] allen Helden und Streitern voraus setzt: freilich so gehört eine Minerva dazu, um diese eingekörperten Wesen vor andern Menschen kennbar zu machen. Aber nicht also, daß sie das Gesicht Diomedes erhöhen dorste, um Unsterbliche zu sehen: denn die Unsterblichen glichen hier Menschen; sondern, um ihm diese und jene mordende Figur kennbar zu machen, daß sie etwas mehr sey, als wofür er sie ansehe, daß sie kein Mensch, sondern ein wandelnder Gott sey,<sup>a</sup> u. s. f. kurz! hier erscheinen die Götter in einem hindernden Behikulum gleichsam, und in diesem Behikulum sollen sie kennbar, nicht sichtbar werden.

Nun aber falle das Behikulum weg, lasset sie blos Götter seyn: die Wunde, der Schmerz bleibt ihnen, er ist nicht mit der Gestalt weggefassen, in der sie sich Menschlich verkörpert. Mars schreit auf — verläßt die Schlacht, und geht Himmelauf: die Gestalt des Acamas ist also weg, und sehet da! die Wolkenhülle ist um ihn: mit Wolken gehet er zum Himmel.<sup>b</sup> Und noch in seiner Himmelschen Gestalt fühlt er den Schmerz, den ihm ein Mensch zufügen konnte? ist die Wunde nicht der Gestalt Acamas geblieben? sie gehört Mars: der Himmelsche Arzt muß sie heilen; sein Göttlicher Körper war seiner Natur nach also verwundbar, wie

a) Iliad. E. 127 — 130.

b) Iliad. E. 867.

also eben seiner Natur nach nicht sichtbar? oder gar nicht anders als unsichtbar?

Nein! mein Homer ist viel zu sinnlich, als daß er sein ganzes Gedicht durch von so geistigen Göttern, und von so feinen Allegorien, was die Wolke hie und da bedeutet? wissen sollte. Einem Persischen Epopoisten würde eine solche innere Unsichtbarkeit der Götter gefallen haben; allein ein Griechisches Auge will in der Epopee auch an Gottheiten schöne Körper und Himmliche Gestalten erblicken: es will sie schon ihrer Natur nach in dieser schönen Sichtbarkeit sehen, und nicht erst durch ein Wunder, oder durch 167 die außerordentliche Gnade des Dichters, eine Erleuchtung, eine Erhöhung des sterblichen Gesichts nöthig haben, sie anzuschauen. Für solch ein Auge sind die Griechischen Götter geschaffen. Hat aber der Dichter es nöthig, sie nicht sehen zu lassen: so kleide er sie in eine Wolke; er werfe Nebel vor unsere Augen. Eine solche Wolke, in der sie erschienen, hat außerdem ja so manche hohe Nebenbegriffe: den Begriff des Himmlichen und Erhabenen, der einem Himmlichen Wesen zukommt: ist sie glänzend, so der prächtigste Thron eines überirdischen Regenten; dunkel, so das Gewand des Zornigen und Fürchterlichen; schön düftend, so die Verkünderin einer lieblichen angenehmen Gottheit — alle diese Nebenideen liegen schon in unserm sinnlichen Verstande: sie haben den Dichtern aller Zeiten die vortrefflichsten Bilder geschaffen: und Homer sollte diesen edlen Gebrauch der Wolke unterlassen, nicht eingesehen haben? Er allein hätte damit uns blos ein *Hokus pokus* einer Poetischen Redensart machen wollen, um hier eine Entrückung, dort eine innere Unsichtbarkeit, doch nicht so gerade heraus zu sagen — ich sage nochmals, so kenne ich Homer nicht.

Freilich in den späteren Zeiten, da man die Homerische Mythologie quintessenzirte, und aus ihr ein paar Tropfen Metaphysischen Geist abzog: da wußte man nicht gnug von der innern Unsichtbarkeit der Götter, von ihren mystischen Erscheinungen, von dem Ueber- 168 irdischen ihrer Epiphanien u. s. w. zu vernünfteln; allein solche Theophanien, solche feine Metaphysik über die Natur der Götter,

gehört in den Kreis der spätern Platonisten und Pythagoräer, und in das heilige Murmeln ihrer Geheimnisse. Ich denke doch aber, daß wir hier nicht über Zamblichus, sondern Homer, reden.

— Kurz! ich bin mit der Ursache zufrieden, daß, wenn der Maler mit seiner Wolke nicht unsichtbar machen kann, er auch dem Dichter die Wolke nicht nachhaffen darf: und was braucht da weitere Allegorien und Deutungen über den Dichter, unter denen der Dichter verloren geht? Nach meinem Gefühle gebührt den Griechischen Göttern die schönste Sichtbarkeit und Jugend als ein Prädikat ihres Wesens: und ohne solche sich einen Apollo, einen Bacchus, einen Jupiter denken zu sollen, sich die Unsichtbarkeit als den natürlichen Zustand der Götter vorstellen zu müssen — das kann keine Griechische Seele: kein Griechischer Dichter und Künstler, ja selbst kein weiser Epikur. Mit dem Begriffe schöner Sichtbarkeit geht das Wesen der Götter, das Leben ihrer Geschichte und Thaten, die so genau bestimmten Stufen ihrer Idealgestalten, das Anziehliche ihres Umganges mit Menschenkindern: das ganze Kraftvolle der Mythologie verloren. Ich sehe nicht mehr die schönen 169 sinnlichen Griechischen Götter: ich sehe sichtbar seyn wollende Phantome! Mit einer solchen Hypothese ist meine beste Mythologische und Poetische, und Kunstentzündung getötet! Ich mag die letzte Neuigkeit nicht: ich bleibe bei der alten Griechischen Rechtsgläubigkeit.

#### 14.

„Auch die Größe der Homerischen Götter kann der Maler „nicht nachahmen!“<sup>1</sup> und was Hr. L. darüber sagt,<sup>a</sup> läuft auf die drei Ursachen hinaus: daß in der Malerei weniger das Wunderbare der Poetischen Einbildung, sondern mehr die Gewohnheit

a) Laok. p. 131 — 136 [451 — 54].

1) L.: Unmöglich kann der Maler dem Götter (Mars) diese außerdentliche Größe geben.

zu sehen, die anschauliche Wahrheit des Auges herrsche: zweitens, daß, da die Malerei innerhalb einem Raume arbeitet, auch mehr die Proportion und Disproportion in Betracht komme, als bei dem Dichter, dessen Einbildungskraft in allen Welten des Möglichen und Wirklichen, nicht bloß also zwischen Himmel und Erde, und am wenigsten zwischen vier engen Seiten wirkt. — Drittens, daß, wo die Größe durch Kraft, Stärke, Schnelligkeit vom Dichter ausgedrückt werden konnte, der Maler in diesem Ausdrucke ihm ganz nachbleibe, da er, der für den Raum arbeitet, nicht eben Kraft, und der, der für Einen<sup>1</sup> Anblick arbeitet, nicht eben Schnelligkeit der Bewegung zum Mittelpunkte seiner Wirksamkeit machen kann. — Es könnte diesen Ursachen ein sehr Philosophischer Mantel umgeworfen werden, wenn er des Macherlohns werth wäre.

Ich bleibe gar zu gerne bei Homer, insonderheit wenn Hr. L. den Ausleger desselben macht. — „Größe, Stärke, Schnelligkeit,“ sagt Hr. L. — „Homer hat davon noch immer einen höhern wunderbarern Grad für seine Götter in Vor Rath, als er seinen vorzüglichsten Helden beilegt. In Ansehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand diese Assertion in Abrede seyn; nur dürfte er sich vielleicht der Tempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellet, daß der Dichter seinen Göttern auch eine körperliche Größe gegeben, die alle natürliche Maße weit übersteigt. Selbst Ausleger des Homers, alte sowohl als neue, scheinen sich nicht allezeit dieser wunderbaren Statur seiner Götter genugsam erinnert zu haben; welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, die sie über den großen Helm der Minerva geben zu müssen glauben.“<sup>a</sup>

Hr. L. hat die Clarkisch-Ernestische Ausgabe des Homers hiebei angezogen, und so sind leicht die Ausleger des Homers, alte sowohl als neue, genugsam zu erkennen, die sich der wunderbaren Statur der Götter Homers nicht genug erinnert; sie sind<sup>b</sup>

a) Laot. 135. [453—4]

b) E. 744. ed. Clark-Ernest.

1) ü: seinen

171 Eustathius, Clarke, der durch seine Anführung Eustathius genehmigt, und Ernesti, welcher letztere die Homerische Beschreibung des Helms der Minerva mehr auf die Bestigkeit, als Größe desselben will gezogen wissen. Wie nun? ist die alle natürliche Maße weit übersteigende körperliche Größe ein Charakter der Homerischen Götter? ein eben so offensbarer, künstlicher und nothwendiger Charakterzug, als Schnelligkeit und Stärke? und denn noch zum Überfluß haben die alten Meister der Bildhauerei, wie Hr. L. überzeugt ist, das Kolossalische, das sie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnet?

So viel ist leicht zu denken, daß, wenn der Dichter seinen Göttern eine mehr als Helden- und Riesenstärke giebt, er diese Stärke auch nicht in einen Pygmäenkörper werde eingeschlossen haben: etwas, das wider alle Poetische und Menschliche Wahrscheinlichkeit liefe. Es wäre dem Anschaulichen des Dichters völlig entgegen, Menschenähnliche Götter mit unermäßlicher Stärke würken, und unter dem gewöhnlichen Grade von Menschengestalt sehen zu lassen. In mystischen Geheimnissen wären solche Götter willkommen, weil man um so mehr seine Geschicklichkeit zeigen kann, Knoten aufzulösen, je mehr Knoten und Widersprüche man geschlungen: aber im Felde der offensbaren Poesie sind solche Wesen Mikromegas.

Daß also die Statur des Körpers der geäußerten Stärke nicht 172 durchaus, und schon dem sinnlichen Anblitte nach widerspreche! Nun aber weiter: wo kein übermenschlicher Grad der Stärke geäußert wird: da ist auch keine übermenschliche Größe nöthig, wären es auch Götter oder Göttinnen. Ja, wo es gegentheils zum Charakter dieser und jener Gottheit gehört, diese übermenschliche Stärke nicht zu besitzen; da wäre die Hypergigantische Statur in dem Anschaulichen der Dichtkunst ein unleidlicher Widerspruch. Ich denke, meine Folgerungen sind wahrscheinlich, und sie sollen gewiß werden. Homer sei Zeuge: sein Jupiter, sein Neptun, seine Minerve mögen so groß seyn, als sie wollen; eine Juno von königlicher Schönheit schon nicht völlig so. Sie mag so viel Großes in

ihrem Anblicke haben, daß er sie Kuhäugicht<sup>a</sup> nenne; so viel Erhabenes in ihrem Gliederbaue, als dem Weibe gebührt, daß in Jupiters Armen ruhet: sie mag, wenn sie sich zornig auf ihrem himmlischen Throne reget, den großen Olymp erschüttern<sup>b</sup> — Ideen von ihrer Hoheit und Größe! Nur daß diese im eigentlichen Verstande mir nicht zuerst durch die körperliche Statur vorgestellt werde: daß sich nicht auf diese, als auf den Hauptanblick, mein Auge heften dürfe: sonst verliere ich die Königin der Götter, die herrlichste der Göttinnen aus den Augen: ich sehe ein Riesenweib. Wo hat sie alsdenn, die Langstreckige? wo hat sie alsdenn im Himmel Raum? wie groß muß ihr himmlisches Brautgemach<sup>c</sup> seyn, daß 173 ihr Vulkan erbauet? wie groß der Schlüssel und das Schloß zu diesem Gemache,<sup>d</sup> das kein Gott eröfnen kann, als sie? wie viel Centner Ambrosia wird sie branchen, um ihren Körper<sup>e</sup> zu säubern? wie viel Tonnen Öl, um ihn zu salben? wie groß wird ihr Ramm, ihr Gürtel, ihr Schmuck seyn? wo wird sie mit Jupiter auf dem Berge Ida in ihrer süßen Umarmung<sup>f</sup> Raum haben? wie, wenn er sie in seine Arme faßt, an seine königliche Brust drückt, wie wird Ida und die Erde beben? — — Ich mag nicht weiter, gnug! alles Süße und Große in dem Gemälde Homers von ihrer Ankleidung, Auszierung, und Umarmung,<sup>g</sup> verschwindet mit der unermäßlichen Gestalt. So bald auch nur mit einem Einigen känntlichen Zuge die Gigantische Statur zum Hauptaugenmerke würde: so schwinden die Gränzen der Schönheit, oder wenn man lieber will, der höchsten Vollkommenheit im weiblichen Gliederbaue. Mein Auge erliegt, wenn es ins Ungeheure soll, und die Bewunderung, die ich jetzt fühle, verwandelt sich in eine Art von grauenvollem Selbstgefühle, und Schauder und Ekel. Hat

a) *Βοωπις ποτνια Ἡρη.*      b) Iliad. §. 198. 199.

c) Iliad. §. 163. etc.      d) §. 168.

e) *Αυβροσιη μεν πρωτον ἀπο χροος ἴμεροεντος*  
*Αυματα παντα καθηρεν, ἀλειψατο δε λιπ' ἐλαιφ.*

Iliad. §. 171. 172.

f) §. 346. etc.      g) §. v. 153. etc.

174 Homer nicht also gut gethan, daß er „seiner Göttin nicht so offen-  
„bar eine körperliche Größe gab, die alle natürliche Maße weit  
„übersteige.“

Bei seiner Venus wäre diese noch von üblerer Wirkung. Wenn sie ihm die das süße Lachen liebende Göttin<sup>a</sup> ist: wo bleibt das süße Lachen im Riesengesichte eines Weibes? Der Mund möge sich auch nur zum Lächeln verziehen wollen: die Lippen sich auch nur von fern dazu regen; der sich verziehende Mund dünt mich Verzerrung, das sich meldende Lachen wird Grimasse, und das ausbrechende Lachen ungeheures Gelächter. Und wie ungereimt dünt mich alsdenn diese Riesengestalt, wenn sie über eine Rißung ihrer Haut am Finger schreit, flaget, weinet, und den ganzen Himmel erreget!

Kurz! wo Größe und Stärke nicht das Hauptstück im Charakter einer Gottheit ausmacht, da ist die übermenschliche Natur auch nicht ein nothwendiges Augenmerk. Wo der Charakter der Gottheit damit aber gar nicht bestehen kann, z. B. die höchste Vollkommenheit eines weiblichen Gliederbaues in der Juno, und die liebreizendste Schönheit in der Tochter Dionens: da bleibe sie unsern Augen weg. Diese können, als Menschliche Augen, das Ideal der hohen sowohl als der lieblichen Schönheit eines Menschlich scheinenden Körpers, nicht anders, als mit natürlichem Maße bestimmen:  
175 zwar mit dem Unterschiede, daß in der Malerei dieß Maß in den Gränzen der Kunst bleibt, in der Poesie aber sich zu der Stufe erheben kann, die für die Phantasie des Menschen die höchste ist; daß aber auch dies Höchste für die Phantasie überschaulich, in seinem natürlichen Maße bleibe. Geht dies Anschauliche Ganze verloren, übersteigt die Statur der Juno und Venus, auch nur in einer Linie, die Größe, in welcher ich mir körperliche Vollkommenheit und Schönheit gedenke: so hat der Dichter seinen Eindruck verfehlt. Nach einmal angenommenem Charakter, läßt sich nicht,

---

a) φιλομυειδης Αφροδιτη.

wie er will, den Göttern eine Größe geben, die alle natürliche Maße übersteigt; in dem natürlichen Maße, da sich körperliche Schönheit für meine Phantasie hält, muß sich auch seine Größe der Venus und Juno halten — —

Nun selbst die Gottheiten, deren Charakter und Individualität einmal eine Neußerung vorzüglicher Stärke will: Minerva, der gewaltige Erdumfasser Neptun, und denn der mächtigste aller Götter, Jupiter: Und ich wiederhole aufs neue: daß bei ihnen die körperliche Größe ihren Wirkungen nur nicht widerspreche: nicht aber, daß von Größe auf Stärke bei Homer der Schluß gemacht werden dürfe!

Homer gab uns keinen Einzigen der Götter gemahet: so auch nicht ihre, „alles natürliche Maß übersteigende Größe:“ er zeigt 176 uns ihre Natur in Wirkung, in Bewegung.

Der große Jupiter! aber ist er bei Homer deswegen groß, weil er, wie jener Engel des Korans, von einer seiner Augenbranen bis zur andern sieben Tagereisen hätte? Das würde uns Jupiter der Ungeheure, nicht aber der Große dünken: Homer weiß also bessern Weg. Er winkt mit seinen schwärzlichen Augenbranen der Thetis sein höchstes Zeichen zu: das Ambrosische Haar auf dem unsterblichen Haupte des Königs wallet, und der große Olympus bebt<sup>a</sup> — das ist der große Jupiter! Nicht wie lang, sondern wie machtvoll seine Augenbrane und sein Haar sey: nicht wie geräumig, sondern wie gebietend das Haupt des unsterblichen Königs: das ist das Augenmerk des Dichters. Das ist Jupiter, der Mächtige! Zeus, der Städteverwüster.

Einmal<sup>b</sup> will dieser Jupiter seine überwiegende Macht vor allen Göttern recht ausdrücken: er misst sich also mit ihnen — aber an körperlicher Größe? an Länge der Arme? an Stärke der Sehnen? unwürdiger, ungeheurer Anblick! Jupiter hat einen bessern Vorschlag an seine Götter und Göttinnen. Alle sollten sich an die Himmelherab hangende goldene Kette hängen, und mit allen

a) Iliad. *A.* 528.

b) Iliad. *O.* 17 — 27.

Kräften ziehen: den Jupiter würden sie damit nicht vom Himmel zur Erde reißen können; „ich aber,“ fährt er fort, „wenn ich ziehen wollte, mit Erde und Meer würde ich sie aufziehen, alsdenn die Kette um den Gipfel des Olympus schlingen: da hingen sie Alle in der Höhe. So weit mächtiger bin ich, als Götter und Menschen.“ Es kann kein erhabener und einfältiger Bild gefunden werden, als dies von der Uebermacht des höchsten Gottes; allein ein Bild von der Uebergröze dieses Gottes über Götter und Menschen findet sich nicht.

So wird die Größe Neptunus durch seine Schritte<sup>a</sup> mehr errathen und angedeutet, als geschildert: denn eine Ausmessung seiner ganzen Gestalt, nach Maasgabe dieser Schritte, wäre ungeheuer und nicht Homerisch. Vielmehr hat der weise Dichter auch hier in Neußerung der Größe durch die Stärke, und der Stärke durch Bewegung eine Leiter gesetzt, um nach der Stufse seiner Götter auch ihnen die Würde zuzuwiegen, die die größte Kraft mit der größten Sparsamkeit des Ausdrucks äußert. So wie der Höchste der Götter seine Größe durch einen Wink: so zeigt der Nächste nach ihm an Höhe, Neptun, die seinige eine Stufse tiefer — schreitend.<sup>b</sup> Die Größe Minervens wird wieder durch ihre Stärke gemessen, da sie einen ungeheuren Stein<sup>c</sup> ergreift, und den langstreckigen Mars zu Boden wirft. Vielleicht aber legt Hr. L. mehr Gewicht in diesen Stein, als Homer in ihn legen wollte. „Er war ein schwarzer, rauher, großer Stein, der zum Grenzstein dahingewälzt war von Männern voriger Zeiten.“ Ob nun mit diesem Homer den Maasstab machen wollen: daß ein Held seiner Zeit gleich zween Männern, und ein Held alter Zeit gleich zween Helden, und dieser Stein also gleich so viel vierfach zusammen-

a) Welch ein Bild giebt der auf Ida die Waage des Schicksals haltende Jupiter! Die Schale der Griechen sinkt zur Erde: die Schale der Trojaner steigt zum Himmel — wie stark ist der wägende Arm des Gottes! O. 69 — 75. Solche Bilder liefert Homer, und keine Maassstäbe!

b) Iliad. N. 10 — 45.

c) Iliad. Φ. 403.

gesetzten Mannskräften berechnet werden müsse, als Männer ihn gelegt hatten, weiß ich so genau nicht. Homer kann vielleicht blos sagen: es war ein uralter Grenzstein. —

Auch die Größe des Helms der Minerva<sup>a</sup> ist mir noch strittig; ob sie nach Maas oder Gewichte zu berechnen sey. „Um ihre Schultern legt Pallas die fürchterliche Aegis: die ringsum von „Furcht umgeben, in der die Zwietracht, und die Stärke, und „die wilde Mordlust: in der auch das Haupt der Gorgone, des „abscheulichen Ungeheuers eingegraben war, fürchterlich, gräulich, „das Schreckbild des donnernden Zeus — aufs Haupt setzte sie „den goldenen Helm — —

*έχατον πολεων προλεεσσο' ἀραριαν.*

Was ist nun das letzte, der den Fußvölkern aus hundert Städten genug war? Es sey, wie Ernesti will, der Anfall einer Armee aus hundert Städten, geschweige denn aus einer, aus halten könnte. Oder wie der Scholiaist will, der die Bilder von Fußvölkern aus hundert Städten auf sich hätte eingegraben haben können: alsdenn stimmt diese Erklärung in den Zusammenhang der Beschreibung von der fürchterlichen Aegis. Oder wie andre wollen, der Helm, den die Fußvölker aus hundert Städten zu heben, zu tragen kaum hinreichten: diese Erklärung dünkt mir nach dem Tone Homers die beste; denn sie giebt das stärkste Bild von der inneren Macht der Göttin, die sich hier in dem Tragen eines Helms, auf eine stille erhabne Weise äußert. — Es sey indessen welche von diesen Erklärungen es wolle: keine ist erdacht, um die Stelle zu lindern, sondern nur den Sinn Homers zu erklären, und nach allen dünkt mir doch die, obgleich uralte, die Hr. L. annimmt: „der Helm, unter welchem sich so viel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu stellen vermögen, verbergen können,“ diese dünkt mir unter allen die letzte. Wo ist je ein Helm dazu gewesen, um zu sehen, wie viel Streiter unter ihm Raum haben?

a) Iliad. E. 737. [743. 44.]

b) Laot. p. 135. [454].

wie müssen die Helden stehen, wenn sie mit dem Helm, wie mit 180 einem Scheffel sollen gemessen werden? wie wäre also Homer auf dieß kindische oder Romantische Bild gekommen, die Streiter von hundert Städten, sich in einem allgemeinen Blindfußspiele hierunter verkriechen zu lassen? u. s. w. Kurzum! Homer giebt doch kein Maas der Minerve an ihrer Statur des Körpers geradehin; sondern läßt uns den Schluß von ihrem Helm auf ihre Größe, oder, wenn die mir schicklichste Erklärung gölte, vielmehr auf ihre innere Stärke, „sie setzte den Helm aufs Haupt, der den Kräften eines „Fußvolks aus hundert Städten zu schaffen geben könnte,“ welch ein stilles Bild ihrer Göttlichen Stärke!

Mars, der Menschenwürger, in allem roh und ungeheuer, in seinem Anfalle und in seinem Geschrei — warum sollte ers nicht auch in seinem Hinsturze seyn? Und da erlaubt sich Homer das Bild, daß er, so wie er zehn tausend Menschen gleich aufschreien, auch im Falle sieben Hufen Landes<sup>a)</sup> bedecken kann: ein Gigantischer Kerl! aber das ist auch Mars! Würde Homer jeden andern Gott ihm nachschreien, und im Falle nachstrecken lassen? Wie würde wohl der hohen Juno, oder der lieblichen Venus eine so seltene Stellung lassen? — Zudem mißt Homer seinen Kolosfus, da er liegt: aufrecht wagte ers nicht, uns den ungeheuren Aufblick abzuzwingen. Zudem ifts blos im Kampfe der Götter mit 181 Göttern, wo Homer alle Kräfte zusammen nimmt, einen Gigantenkampf, der sich von einem Menschlichen Gefchte unterschiede, zu schildern. In Schlachtordnung mit Menschen zusammengestellt, Führer Menschlicher Heere, ist die übermenschliche Statur „die alle „natürliche Maße weit übersteiget,“ ganz verschwunden. Mars und Minerve, da sie ein Heer auf dem Schilde anführen, können sich durch goldene Kleider, durch Schönheit, durch eine ansehnliche und auszeichnende Statur in ihrer Rüstung unterscheiden; denn sie sollen ja Götter auf dem Schilde vorstellen — sie können in dieser ansehnlichen Gestalt vorragen, und die Menschenwölker etwas

---

a) Iliad. Φ. 407.

niedriger<sup>a</sup> seyn; aber an einen sieben Hufen langen Mars ist ja hier nicht zu gedenken, und ich weiß nicht, wie Hr. L. eine Stelle für sich anführt,<sup>b</sup> die nur sehr wenig von seiner Assertion beweiset. Homer lindert die Größe der unter Menschen wandelnden Götter hier so, als sie Clarke und Ernesti am vorigen Orte nicht lindern wollten, und überhaupt gehört die Vorstellung auf dem Schilde hier nicht zur Sache.

Es ist Zeit, daß ich ein Ende mache. Größe, Stärke, Schnelligkeit sind bei Homer nicht gleich wichtige Prädikate, um seine Götter von seinen vorzüglichsten Helden zu unterscheiden.<sup>c</sup> Selbst von Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einziges mal flüchtig durchlaufen, diese Assertion zugeben. Diomedes überwältigt die unkriegerische Venus, und Diomedes war doch nicht einmal Achilles. Er überwältigt Mars, und hier mag Dione für mich das Wort führen.<sup>d</sup>

Der Individualcharakter der Homerischen Götter und Götterinnen ist also das Hauptaugenmerk, nach welchem sich auch ihre Größe und Stärke richtet. Hier kommt kein Allgemeinsatz in Betrachtung: Charakter ist hier über Gottheit.

Es gibt also bei ihm Götterinnen, die an Stärke unter den Helden bleiben: Götterinnen also auch, die an Größe den Menschen gleich seyn müssen: Götter, die eben nicht größer sein dürfen. Für das erste zeuge Venus: für das zweite Juno, Venus, und vielleicht alle Götterinnen: für das dritte Apollo.

Ferner: Größe ist niemals Hauptzweck des Dichters, um aus ihr Stärke zu folgern; sondern nur immer da, um dem Bilde der Macht und Hoheit nicht zu widersprechen.

Kann diese also durch andre Merkmale erkannt werden, um so gefälliger dem Dichter: und welches ist ein besseres Kennzeichen von Hoheit, als Macht in der Wirkung, Schnelligkeit in der Bewegung?

a) Iliad. Σ. 516—19.

c) Laot. p. 135. [453].

b) Laot. p. 136. [454]

d) Iliad. E. 381. etc.

Aus dieser also läßt Homer auf jene schließen: nicht aber umgekehrt. Aus dem Winke Zeus, aus dem Schritt Neptuns, aus dem Wurfe der Minerva auf ihre Größe, nicht aber im Gegentheil.

So wie Er gerne in seiner Schöpfung zwischen Himmel und Erde bleibt:<sup>a</sup> so überspannet er auch nie gern die Phantasie in dem Maafze der Größe. Wo ein Zug hierüber nöthig war, ward er eingestreut, und gelindert.

Insonderheit unter Menschen gelindert: denn zu einem Göttertreffen,<sup>b</sup> und einem Götterhimmel, ist schon eine kleine Ueberspannung zum Wunderbaren *μωρον* seiner Götter nothwendig. Wer kann etwas schildern, daß er nie gesehen, daß er blos durch Menschenerhöhung trifft?

Und auch hier ifts für mich kein Axiom, „daß der Dichter „seinen Göttern eine Größe gegeben, die alle natürliche Maafze „weit übersteiget.“ Denn Homer hat bei dem Unendlichen selbst lauter natürliche Maafze, und auch deßwegen unter tausend andern Ursachen ist er mein Dichter.

Ob endlich die Bildhauer das Kolossalische, daß sie ihren Götterstatuen öfters ertheilten, aus Homer entlehnt?<sup>c</sup> — Diese Frage dünkt mich so, als jene Indianische: worauf ruht die Erde? auf einem Elephanten! und worauf der Elephant? — Von wem nämlich mag denn Homer das Kolossalische entlehnt haben, daß er, hie und da, diesem und jenem Gotte giebt? Mich dünkt, man könne in Aegypten den Ursprung von diesen und mehreren Homerischen Ideen finden, insonderheit an Orten, wo daß Alte der Göttererzählung, wo die Tradition von Mythologischen Anekdoten herrschet, die statt des Schönen, nach welchem er sonst seine Götter schaffet, ins wüste Größe gehen. Ich habe Lust, über ein Paar Proben dieser Behauptung einige fliegende Schriftchen<sup>d</sup> zu lesen, die zu gut scheinen, um unter Schriften ihrer Art zu ver-

a) Iliad. Θ. 13—16.

b) Iliad. Φ. 385 — [408].

c) Laot. p. 136. [454]

d) Harles de Jove Homeri &c.

fliegen, insonderheit, da mir da Aufgabe im Ganzen betrachtet: „was hat Homer von den Aegyptern entlehnet? wie hat er die „alten Sagen voriger Zeiten in das Schöne seiner Kunst verändert?“ groß und noch ungenutzt vorkommt.

---

### 15.

Einige Bilder, die Hr. L. aus Homer anführt,<sup>a)</sup> sind nicht übersetzt, nur indirekte, und nach einzelnen Zügen vorgestellt — sie enthalten aber noch in dieser Vorstellung so viel Leben, daß ich an der Uebersetzung Homers, durch einen Originalgeist, in unsere Sprache nicht verzweifle. Ich lese Gott Lob! meinen Homer in seiner Sprache: noch immer aber würde ich ihn mit Entzücken in der meinigen haben lesen wollen, wenn ein Meinhard davon auch nur einen Versuch geliefert hätte. Dieser würdige Mann besaß so viel Gabe des Ausdrucks, die Poesie einer fremden 185 Sprache in die unsere zu prosaisiren, oder wenn man lieber will, die Prose unsrer Sprache so geschickt zum einfältigen Adel der Poesie eines fremden Ausdrucks zu erheben, daß ihn die Muse unsres Vaterlandes bestimmt zu haben schien, der Mund fremder Nationen unter uns zu werden. Dies ist, wie ich glaube, der Hauptzug seiner Verdienste; und wie hätte er diese durch eine Uebersetzung Homers nicht gesteigert! Griechen muß ich überdem schon werden, wenn ich Homer lese, ich lese ihn, wo ich wolle: warum denn nicht in meiner Muttersprache? Insgheim muß ich ihn doch in dieser schon jezo lesen: insgeheim übersetzt ihn sich die Seele des Lesers, wo sie kann, selbst wenn sie ihn Griechisch hört: und ich sinnlicher Leser! ich kann mir ohne diese geheime Gedankenübersetzung sogar kein wahrhaftig nutzbares und lebendiges Lesen Homers denken. Nur denn erst lese ich, als hörte ich ihn, wenn ich mir ihn übersetze: er singet mir Griechisch vor, und eben so schnell, so

---

a) Laat. p. 143. 150. [458. 462].

Harmonisch, so edel suchen ihm meine Deutschen Gedanken nachzusliegen: alsdenn und alsdenn nur vermag ich mir und andern von Homer lebendige bestimmte Rechenschaft zu geben, und ihn mit ganzer Seele zu fühlen. In jedem andern Falle, glaube ich, lässt man ihn als Commentator, als Scholiaſt, als Schulgelehrter, oder Sprachlehrling, und dies Lesen ist unbestimmt oder todt. Ein anderes ist, sagt Winkelmann, Homer verstehen, ein anderes, sich denselben erklären können; und dies geschieht in meiner Seele nicht anders, als durch eine geheime Uebersetzung, durch eine schnelle Uuwandlung in meine Denkart und Sprache.

Ueberdem ist diese, in Betracht die Uebersetzerin Homers zu werden, weit über die Franzöſiſche und Englische hinaus; sie allein kann vielleicht einen Mittelweg zwischen Umschreibung und Schulversion, wie die meisten Lateinischen sind, finden: und dieser Mittelweg heiße mit einem Altdeutschen Worte, dessen starker Gebrauch uns durch so manche schlechte Ausübung verächtlich und lächerlich geworden: Verdeutschung. Freilich werde ich meinen Homer, auch wenn Meinhard ihn übersetzt hätte, in seiner Urſchrift immer fort studiren; nur würde ich mich auch nicht schämen, die Uebersetzung neben an liegen zu haben, bei jedem starken Bilde, das ich in meiner Muttersprache ganz fühlen will, in sie hinein zu blicken, mit ihr zu wetteifern, — so lese ich Homer.

Bedürfniß iſt also nicht, wenn ich mir einen Meinhardſchen Homer wünsche: es iſt Patriotismus, Gefühl für seine wahre Lesemethode, Gefühl für meine Muttersprache gegen so manche füßlateinische Uebersetzung von Hektor und Andromache z. E. 187 u. s. w.<sup>a</sup> betrachtet: Gefühl endlich gegen die unwichtigen Gründe,<sup>b</sup> womit man ein Genie, das zu interpretiren da iſt, vom Homer abschrecken, und hinwegsegnen will. Wie? wenn Pope auch so gedacht hätte: wo wäre der Englische Homer geblieben? und wird

a) Klotz. epist. Homeric. var. loc.

b) Niedels Leben Meinhard's p. 60. 61.

wohl ein vernünftiger Engländer, der Homer Griechisch lesen kann, ihn nicht lesen wollen — weil ihn Pope Englisch geliefert? — —

Wenn dies gute Wort über Homer hier nicht völlig an seiner Stelle steht: so hätte es doch irgendwo anders eine Stelle verdient, und ich fahre fort. „Es ist unmöglich, sagt Hr. L.<sup>a</sup> die musikalische Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, „in eine andre Sprache überzutragen,“ und an einem andern Orte,<sup>b</sup> wo er die fortschreitende Manier Homers vortrefflich entwickelt, entgeht ihm auch nicht der Vortheil, den ihm seine Sprache gewährte, „die ihm nicht allein alle mögliche Freiheit in Häufung „und Zusammensetzung der Beiwörter läßt, sondern auch für diese „gehäuften Beiwörter eine so glückliche Ordnung hat, daß der „nachtheiligen Suspension ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. „An einer oder mehrern dieser Bequemlichkeiten fehlt es den neuern „Sprachen durchgängig. Auch unsre Sprache hat sie nicht, oder „welches einerlei ist, sie kann sie nur selten ohne Zweideutigkeit „nutzen.“<sup>1</sup> Mir haben diese Bemerkungen einen alten Gedanken 188 wieder in die Seele gebracht, den ich bei Homer immer empfunden, und zu dem diese einige Züge mit enthalten.

Homer sang, ehe Schriftstellerische Prose da war: er weiß also von keinen geschlossenen Perioden. Nicht, als ob in ihm kein einiges Punkt wäre; die hat er, mein Leser: und hat er nicht gnug, so flecke ihm noch mehrere zu. Ich rede von keinen Unterscheidungszeichen, in welche unsre Sprachlehrer das Wesentliche des Perioden setzen, sondern von der Zusammenordnung vieler einzelnen Züge, zu einem ganzen Gemälde, das daher anfängt, wo uns die Sache in die Augen fiel, Zug vor Zug uns weiter führt, aber diese Züge verschränkt, so umkehret, daß der Sinn des Ganzen aufgehalten, daß er nicht eher vollendet ist, bis wir zu

---

a) Laok. 143. [458]

b) Laok. p. 181. [479].

1) L.: Diesen Vortheil hat unsre Sprache nicht. Oder soll ich sagen, sie hat ihn, und kann ihn nur selten ohne Zweideutigkeit nutzen? Beydes ist eins.

Ende sind. Und dies Kunststück des Prosaischen Perioden, behauptet ich, hat Homer nicht. Bei ihm fällt gleichsam Zug nach Zug aus einander; er schreitet mit jedem Beiwoorte weiter: von keiner Verschränkung, von einer<sup>1</sup> künstlichen Suspension des Sinnes weiß er nichts. „Der Grieche verbindet das Subjekt gleich mit dem Prä-dikate,<sup>2</sup> und lässt die andern nachfolgen; er sagt „runde Räder, „cherne, achtspiechichte.“<sup>a</sup> So wissen wir mit eins, wovon er „redet, und werden der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, 189 „erst mit dem Dinge, und dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt. „Diesen Vortheil hat unsre Sprache nicht.“ Keine neuere Sprache hat ihn, die zur Prose ursprünglich gebildet worden.

Und wenn in diesem Fortschreitenden eben Homers Manier bestehet: und seine Sprache (er pflanzte sie auf seine Dichter fort) und nur seine Sprache dies Fortschreitende zur Manier, zum Ge-sätze ihrer Zusammenordnung macht: wie in einer Uebersetzung;<sup>3</sup> so wird Homer in einer Uebersetzung nach dieser neuen Construktions-manier, die einmal ein Gesetz unsrer Sprachen geworden, seine Manier, das Wesen seiner Poesie, das mit jedem Zuge Fort-schreitende verlieren: er wird prosaifirt werden. Prosaifirt, nicht in den Farben, in den Figuren seiner Bilder: sondern in der Art ihrer Stellung, in Composition und Manier, und da denke ich, hat er mehr verloren, als durch jedes Andere! Ein solcher Ver-lust geht die Art des Ausdrucks in seinem ganzen Werke durch, er ist der größte, denn er hindert den Gang seiner Muse.

Ich nehme sein Bild vom herabsteigenden Apollo, und sage: So weit das Leben über das Gemälde geht, so weit ist hier der Dichter über den Prosaisten einer neuern Sprache: Apollo steigt von den Höhen des Olympus: ergrimmt: Bogen und Röcher auf

a) Laok. 182. [479. 80].

1) keiner (?) 2) L.: ersten Prädicate

3) „wie in einer Uebersetzung;“ stehen geblieben aus einer älteren Fassung, die so gelautet hat: „Und wenn in .... Zusammenordnung macht: wie in einer Uebersetzung?“

der Schulter. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. 190  
Mit jedem Schritte erklingen die Pfeile um die Schulter des Zornigen. Er geht einher, gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über, und schnellet — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen. „Es ist unmöglich,“ sagt Hr. L., dessen Worte ich mich meistens bedient, „die „musikalische“ Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören „lassen, in eine andere Sprache mit überzutragen.“ Und eben so unmöglich, fahre ich fort, ist dem Fortschreitenden des Bildes, das mit jedem Zuge weiter tritt, in einer neuern Sprache Fuß vor Fuß nachzufolgen. Mit jedem neuen Worte ist ein Gemälde.

Nun lasst uns Homer in einer neuern Sprache hören: es sey in Pope selbst, der gewiß das Maß seiner Sprache so verstand, als kein Dichter vielleicht vor und nach ihm. Umwerfen muß er die Worte, er muß umschreiben.<sup>a</sup> Ein Wort bei Homer wird ihm ein abgetrenntes Comma, ein fortlaufender Zug steht in ihm einzeln da, wie eine Erklärung. Hier nimmt er einen Umstand vor-aus, dort erklärt er ihn: warum er sey? kurz, die fortschreitende Manier Homers ist weg. Homers Bild ist eine ausgemalte Schil- 191 derei, ein Historisches Gemälde, stillstehend, nur mit Poetischen Farben. Die Poesie Homers, auch in Pope's Sprache, ist Poetische, schöngereimte Prose.

Um die Schwierigkeit einer Homerischen Uebersetzung zu zeigen: führe ich noch eine Eigenheit in Homer an, die ich seiner Sprachmanier abgemerkt, und von unsrer Sprachen noch weiter abgehet. Sie ist ein gewisses Wiederkommen auf einen Hauptzug, der schon da war, und jetzt das Band seyn soll, um das Bild weiter zu führen, und die aus einander fallenden Züge zu einem Ganzen zu verknüpfen. Exempel mögen auch<sup>1</sup> erklären.

---

a) The Iliad. translat. by Pope: Book. 1. v. 61 — 72.

1) Wahrscheinlich fehlt: dies

Der zornige Apollo steigt vom Olympus: ergrimmt: Köcher und Bogen auf der Schulter — ist das Bild aus? Nein! es rollt fort, aber um die schon gelieferten Züge uns im Auge zu erhalten, scheint es die folgenden blos aus den vorigen zu entwickeln. Köcher und Bogen auf der Schulter? Ja! die Pfeile erklangen auf der Schulter. Ergrimmt stieg Apollo nieder? Ja! sie erklangen auf der Schulter des Zornigen! Er stieg nieder — er gieng? sie klangen also mit jedem Tritte des Ganges. Nun ist Homer da, wo er ausgieng: er schritt fort, indem er zurücktrat: er hat jeden vergangnen Zug erneuert: noch haben wir das Ganze vor Augen. Auf eben die Art rollt er sein Bild weiter. Der 192 letzte Zug erinnerte uns an die Tritte des Schreitenden, und wird weiter geführt: der Schreitende gieng der Nacht gleich. Weßwegen Apollo Nacht um sich geworfen? hat der Dichter nicht Zeit zu sagen, er lässt es errathen, es war ein fremder Zug in seinem Gemälde hier, an die zu denken, die er jetzt, mit Nacht umdeckt, vorbei strich: er störet sich nicht im Bilde des gehenden Gottes. Nun ist der Gehende die Schiffe vorbei, weit vorbei, er sitzt, er schnellet einen Pfeil — trifft er, so ist das Bild zu Ende; aber noch muß es nicht zu Ende seyn. Das Bild des klingenden Bogens wäre alsdenn verloren: es wird erst wieder erweckt — fürchterlich also erklingt der silberne Bogen; nun faßt der Pfeil, der erste, der andre, Thiere, Hunde, Menschen, Scheiterhaufen flammen: so flogen die Pfeile des Gottes neun Tage durch das Heer — — Jetzt ist das Gemälde zu Ende: der Gott, Bogen, Pfeil, die Wirkung derselben, alles ist vor Augen: kein Zug verloren; keine Farbe mit einem vorbeifliegenden Worte weggestorben: er weckte jede zu rechter Zeit wiederholend wieder auf: das Bild rollt zirkelnd weiter.

So machen es nicht unsre Poetischen Schilderer: sie malen mit jedem Worte, und mit jedem Worte ist auch die Farbe weg: der Zug verschwunden, am Ende haben wir nur eben das Letzte: nichts mehr. So aber nicht der Erste der Dichter:<sup>1</sup> er webt wie-

1) Α: der Erste, der Dichter:

derholende Züge ein, die zum zweitenmal das Bild tiefer einprägen, eindrücken, und einen Stachel in der Seele zurück lassen, wie Eupolis, der Komödienschreiber, von dem größten Redner Griechenlandes, dem Pericles, sagte. Die Manier der Komposition seiner Bilder gleicht der Sprechart des Ulysses, dessen Worte wie die Schneeflocken flogen, das ist, wie Plinius sagt, crebre, assidue, large. Er lässt keinen Stein unbewegt, um zum Ziele zu treffen, und seine Pfeile sind, wie die des Philoktets wieder kommand.

Menelaus wird den Räuber seiner Ehre und seiner Gattin vor dem Heere ansichtig, und „freuet sich wie ein Löwe, der auf einen „großen Raub fällt.“ Nun wäre das Bild zu Ende, aber für Homer ist's noch nicht tief gnug in der Seele. Was ist das: der auf einen großen Körper fällt? Homer fährt wiederholend fort: wenn er einen hörnichten Hirsch, oder eine wilde Ziege gefunden. Nun wäre uns wieder das Bild seiner Freude zu weit vom Auge entfernt: es rollt also weiter: hungrig war er: gierig verschlingt er's! Und um den letzten Stachel in der Seele zu lassen, von seinem gierigen Schlingen, von seiner erhaschenden Freude; so erwacht Homer hinter ihm eine laute kommende Jagd: schnelle Hunde, blühende junge Jäger verfolgen ihn. Nun ist das Bild ganz; ich sehe den gierigen Löwen, den Raub, sein Erhaschen, und, was der Raub sey, seine Freude, und seine die Gefahr vergessende Gierigkeit. So freute sich Menelaus u. s. w.<sup>a</sup> 194 Sein Gemälde ist ein Kreisbild, wo ein Zug in den andern fällt, wo das Vorige zurück fahrt, um das Folgende zu entwickeln.

Ich müßte alle Bilder, alle Gleichnisse Homers abschreiben, wenn ich alle Beispiele geben wollte; denn sie sind alle nach einer Manier. Nicht immer strömen neue Züge herzu: die Vorigen kommen wieder, malen weiter: der Tanz der Figuren fahrt in sich zurück, und bricht plötzlich ab. Handlung und Empfindung, Zustand und Bewegung wechseln: und gemeinlich nimmt sich das

a) Iliad. T. 21.

Wort, das die Handlung wieder erneuern, das ein Band voriger Züge seyn soll, auch dadurch aus, daß es einen Vers anfängt, und also die Rede auf sich stützt. Jedes Bild Homers ist eine Musikalische Malerei: der gegebene Ton zittert noch eine Weile in unserm Ohre: will er ersterben; so tönt dieselbe Saite, der vorige Ton kommt verstärkt wieder; alle vereinigen sich zum Vollstimmenigen des Bildes. So überwindet Homer das Hinderniß seiner Kunst, daß ihre Wirkung gleichsam jeden Augenblick verschwindet; so macht er jeden Zug seines Bildes daurend.

Ich habe ein Paar Proben, von der feinen Kunst Homers in seiner Bilderecomposition, von Seiten der Sprache gegeben, um zu zeigen, daß ich zu einer Uebersetzung vielleicht Schwierigkeiten 195 finde, von denen manche nichts wissen, die recht viel von Homers Uebersetzung sprechen können; indessen bringen mich auch diese Schwierigkeiten noch nicht zur Verzweiflung. Auch hier wird das Genie Rath finden: es wird zerstücken, und wiederholen — sterben lassen, und wieder vors Auge bringen, und dem Homer wenigstens nachheifern. — Ich wollte, daß Hr. L. sich über dies Wiederkommende in Homers Bildern erläutern möchte. Homer schildert nicht; wo er aber muß, da braucht er das angezeigte Kunststück, um mittelst jeden Augenblick schwindender, aber wiederkommender Töne das Ganze eines Eindrucks zu liefern. — — Aus der Tonkunst könnte diese Energie seiner Manier am besten erläutert werden.

---

## 16.

Ueberhaupt muß man nicht denken, daß ein Philosoph, der den Unterschied zwischen Poesie und einer schönen Kunst zu entwickeln unternimmt, damit das ganze Wesen der Dichtkunst vollständig erklären wolle. Hr. L. zeigt, was die Dichtkunst gegen Malerei gehalten nicht sey; um aber zu sehen, was sie denn an sich in ihrem ganzen Wesen völlig sey, müßte sie mit allen schwerlichen Künsten und Wissenschaften z. G. Musik, Tanzkunst und Redekunst verglichen, und Philosophisch unterschieden werden.

„Malerei wirkt im Raume; Poesie durch Zeitfolge. Jene 196  
„durch Figuren und Farben; diese durch artikulirte Töne. Jene  
„hat also Körper, diese Handlungen zu eigentlichen Gegenständen.“  
So weit ist Mr. Lessing in seiner Entwicklung gekommen. Nun  
nehme ein Philosophischer Tonkünstler sein Werk auf: wie fern  
haben Poesie und Tonkunst gemeine Regeln, da sie beide durch  
die Zeitfolge wirken? Wie geht jene ab, da sie Handlung sin-  
get? Der Redekünstler fahre fort: jede Rede kann Handlung  
schildern: wie denn die Poesie? wie in ihren verschiedenen Gattun-  
gen und Arten? — Endlich diese Theorien zusammen: so hat  
man das Wesen der Poesie.

Auch bei der jetzigen einen Seite der Vergleichung iſt's indef-  
ſen, als ob mir an dem Wesen der Poesie immer etwas zur Berech-  
nung fehle. — — Ich nehme Lessingen da das Wort auf, wo  
er die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten verspricht.<sup>a)</sup>

Er schließet so. „Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu  
„ihren Nachahmungen ganz andre Mittel, oder Zeichen gebraucht,  
„als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem  
„Raume, diese aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig  
„die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben  
„müssen: so können neben einander geordnete Zeichen auch nur 197  
„Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einan-  
„der existiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Ge-  
„genstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf  
„einander folgen.“

„Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben  
„einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren  
„sichtbaren Eigenschaften, die eigentlichen Gegenstände der Malerei.“

„Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf ein-  
„ander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Hand-  
„lungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.“

---

a) Laok. p. 153. [463]

Vielleicht würde die ganze Schlußkette untrüglich seyn, wenn sie von einem vesten Punkte anfinge: nun aber laßt uns zu ihm hinan. „Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andre Mittel oder Zeichen gebraucht, als die Poesie;“ allerdings wahr!

„Jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese „aber artikulirte Töne in der Zeit.“ Schon nicht so bestimmt! denn der Poesie sind die artikulirten Töne nicht das, was Farben und Figuren der Malerei sind!

„Wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu „dem Bezeichneten haben müssen.“ Eben damit fällt alle Vergleichung weg. Die artikulirten Töne haben in der Poesie nicht eben 198 dasselbe Verhältniß zu ihrem Bezeichneten, was in der Malerei Figuren und Farben zu dem Jhrigen haben. Können also zwei so verschiedene Dinge ein Drittes, einen ersten Grundsatz zum Unterschiede, zum Wesen beider Künste geben?

Die Zeichen der Malerei sind natürlich: die Verbindung der Zeichen mit der bezeichneten Sache ist in den Eigenschaften des Bezeichneten selbst gegründet. Die Zeichen der Poesie sind willkürlich: die artikulirten Töne haben mit der Sache nichts gemein, die sie ausdrücken sollen; sondern sind nur durch eine allgemeine Convention für Zeichen angenommen. Ihre Natur ist also sich völlig ungleich, und das Tertium comparationis schwindet.

Malerei wirkt ganz im Raume, neben einander, durch Zeichen, die die Sache natürlich zeigen. Poesie aber nicht so durch die Succession, wie jene durch den Raum. Auf der Folge ihrer artikulirten Töne beruhet das nicht, was in der Malerei auf dem Nebeneinanderseyn der Theile beruhete. Das Successive ihrer Zeichen ist nichts als conditio, sine qua non, und also blos einige Einschränkung: das Coexistiren der Zeichen in der Malerei aber ist Natur der Kunst, und der Grund der Malerischen Schönheit. Poesie, wenn sie freilich durch aufeinander folgende Töne, das ist, Worte wirkt: so ist doch das Aufeinanderfolgen der Töne, die 199 Succession der Worte nicht der Mittelpunkt ihrer Wirkung.

Um diesen Unterschied deutlicher zu machen: muß eine Vergleichung zwischen zweien durch natürliche Mittel wirkenden Künsten gemacht werden, zwischen Malerei und Tonkunst. Hier kann ich sagen: Malerei wirkt ganz durch den Raum, so wie Musik durch die Zeitfolge. Was bei jener das Nebeneinanderseyn der Farben und Figuren ist, der Grund der Schönheit, das ist bei dieser das Aufeinanderfolgen der Töne, der Grund des Wohlklanges. Wie bei jener auf dem Anblitte des Coexistirenden das Wohlgefallen, die Wirkung der Kunst beruhet; so ist in dieser das Successive, die Verknüpfung und Abwechselung der Töne das Mittel der Musikalischen Wirkung. Wie also, kann ich fortfahren, jene, die Malerei, blos durch ein Blendwerk, den Begriff der Zeitfolge in uns erwecken kann: so mache sie dies Nebenwerk nie zu ihrer Hauptache, nämlich: als Malerei durch Farben, und doch in der Zeitfolge zu wirken: sonst geht das Wesen und alle Wirkung der Kunst verloren. Hierüber ist das Farbenklavier Zeuge. Und also im Gegenthale die Musik, die ganz durch Zeitfolge wirkt, mache es nie zum Hauptzwecke, Gegenstände des Raums Musikalisch zu schildern, wie unerfahrene Stümper thun. Jene verliere sich nie aus dem Coexistenten, diese nie aus der Succession: denn 200 beide sind die natürlichen Mittel ihrer Wirkung.

Bei der Poesie aber ist der Auftritt geändert. Hier ist das Natürliche in den Zeichen, z. B. Buchstaben, Klang, Tonfolge, zur Wirkung der Poesie wenig oder nichts: der Sinn, der durch eine willkürliche Uebereinstimmung in den Worten liegt, die Seele, die den artikulirten Tönen einwohnet, ist alles. Die Succession der Töne kann der Poesie nicht so wesentlich berechnet werden, als der Malerei das Coexistiren der Farben; denn „die Zeichen haben gar nicht einerlei Verhältniß zu der bezeichneten Sache.“<sup>a 1</sup>

---

a) Laot. p. 153. [463]

1) L.: wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen:

Der Grund ist wankend: wie wird das Gebäude seyn? Ehe wir dieses sehen, lasset uns jenen erst auf andre Art sichern. Malerei wirkt im Raume, und durch eine künstliche Vorstellung des Raums. Musik, und alle energische Künste wirken nicht blos in, sondern auch durch die Zeitfolge, durch einen künstlichen Zeitwechsel der Töne. Ließe sich nicht das Wesen der Poesie auch auf einen solchen Hauptbegrif bringen, da sie durch willkürliche Zeichen, durch den Sinn der Worte auf die Seele wirkt? Wir wollen das Mittel dieser Wirkung Kraft nennen: und so, wie in der Metaphysik Raum, Zeit und Kraft drei Grundbegriffe sind, 201 wie die Mathematischen Wissenschaften sich alle auf einen dieser Begriffe zurückführen lassen; so wollen wir auch in der Theorie der schönen Wissenschaften und Künste sagen: die Künste, die Werke liefern, wirken im Raume; die Künste, die durch Energie wirken, in der Zeitfolge; die schönen Wissenschaften, oder vielmehr die einzige schöne Wissenschaft, die Poesie, wirkt durch Kraft. — Durch Kraft, die einmal den Worten bewohnt, durch Kraft, die zwar durch das Ohr geht, aber unmittelbar auf die Seele wirkt. Diese Kraft ist das Wesen der Poesie, nicht aber das Coexistente, oder die Succession.

Nun wird die Frage: welche Gegenstände kann diese Poetische Kraft besser an die Seele bringen, Gegenstände des Raums, coexistirende Gegenstände, oder Gegenstände der Zeitsuccessionen? Und um wieder sinnlich zu reden: in welchem Medium wirkt die Poetische Kraft freier, im Raume, oder in der Zeit? —

Sie wirkt im Raume: dadurch, daß sie ihre ganze Rede sinnlich macht. Bei keinem Zeichen muß das Zeichen selbst, sondern der Sinn des Zeichens empfunden werden; die Seele muß nicht das Behikulum der Kraft, die<sup>1</sup> Worte, sondern die Kraft selbst, den Sinn, empfinden. Erste Art der anschauenden Erkenntniß. Sie bringt aber auch jeden Gegenstand gleichsam sichtlich<sup>2</sup> vor die Seele, d. i. sie nimmt so viel Merkmale zusammen,

1) A: der

2) A: sinnlich

um mit Einmal den Eindruck zu machen, der Phantasie ihn vor 202 Augen zu führen, sie mit dem Anblicke zu täuschen: zweite Art der anschauenden Rännniß, und das Wesen der Poesie. Jene Art kann jeder lebhaften Rede, die nicht Wortflauberei oder Philosophie ist: diese Art der Poesie allein zukommen und macht ihr Wesen, daß sinnlich Vollkommene in der Rede. Man kann also sagen, daß das erste Wesentliche der Poesie wirklich eine Art von Malerei, sinnliche Vorstellung sey.

Sie wirkt in der Zeit: denn sie ist Rede. Nicht blos erstlich, so fern die Rede natürlicher Ausdruck ist, z. B. der Leidenschaften, der Bewegungen: denn dies ist der Rand der Poesie; sondern vorzüglich, indem sie durch die Schnelligkeit, durch das Gehen und Kommen ihrer Vorstellungen, auf die Seele wirkt, und in der Abwechselung theils, theils in dem Ganzen, daß sie durch die Zeitfolge erbauet, energisch wirkt. Das erste hat sie auch mit einer andern Gattung der Rede gemein; das letzte aber, daß sie einer Abwechselung, und gleichsam Melodie der Vorstellungen, und Eines Ganzen fähig sey, dessen Theile sich nach und nach äußern, dessen Vollkommenheit also energesiret — dies macht sie zu einer Musik der Seele, wie sie die Griechen nannten: und diese zweite Succession hat Hr. Lessing nie berühret.

Reines von beiden, allein genommen, ist ihr ganzes Wesen 203 Nicht die Energie, das Musikalische in ihr; denn dies kann nicht Statt finden, wenn nicht das Sinnliche ihrer Vorstellungen, das sie der Seele vormaleit, vorausgesetzt wird. Nicht aber das Malerische in ihr; denn sie wirkt energisch, eben in dem Nacheinander bauet sie den Begriff vom sinnlich vollkommenen Ganzen in die Seele: nur beides zusammen genommen, kann ich sagen, daß Wesen der Poesie ist Kraft, die aus dem Raum, (Gegenstände, die sie sinnlich macht) in der Zeit (durch eine Folge vieler Theile zu Einem Poetischen Ganzen) wirkt: kurz also sinnlich vollkommenen Rede.

Nach diesen Voraussetzungen wollen wir zu Hrn. Lessing zurück. Bei ihm ist der vornehmste Gegenstand der Poesie Hand-

lungen; nur aber Er kann aus seinem Begriffe der Succession diesen Begrif ausfinden; ich gestehe es gerne, ich nicht.

„Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, sind Handlungen.“<sup>a)</sup> Wie? ich lasse so viel ich will auf einander folgen, jedes soll ein Körper, ein todter Anblick seyn; vermöge der Succession ist keines noch Handlung. Ich sehe die Zeit fliehen, jeden Augenblick den andern jagen — sehe ich damit Handlung? Verschiedene Auftritte der Natur kommen mir vor Augen: einzeln: todte: einander nachfolgend: sehe ich Handlung? Nie wird P. Kastells Farbenklavier mit seinem successiven Vorspielen der Farben, und wenn es auch Wellen- und Schlangenlinien wären, Handlungen liefern: nie wird eine Melodische Kette von Tönen, eine Kette von Handlungen heißen. Ich läugne es also, daß Gegenstände, die auf einander oder deren Theile auf einander folgen, deswegen überhaupt Handlungen heißen: und eben so läugne ich, daß weil die Dichtkunst Successionen liefre, sie deswegen Handlungen zum Gegenstande habe.

Der Begriff des Successiven ist zu einer Handlung nur die halbe Idee: es muß ein Successives durch Kraft seyn: so wird Handlung. Ich denke mir ein in der Zeitfolge wirkendes Wesen, ich denke mir Veränderungen, die durch die Kraft einer Substanz auf einander folgen: so wird Handlung. Und sind Handlungen der Gegenstand der Dichtkunst, so wette ich, wird dieser Gegenstand nie aus dem trocknen Begrif der Succession bestimmt werden können: Kraft ist der Mittelpunkt ihrer Sphäre.

Und dies ist die Kraft, die dem Innern der Worte anklebt, die Zauberkraft, die auf meine Seele durch die Phantasie und Erinnerung wirkt: sie ist das Wesen der Poesie. — Der Leser sieht, daß wir sind, wo wir waren, daß nämlich die Poesie durch willkürliche Zeichen wirke; daß in diesem Willkürlichen, in dem Sinne der Worte ganz und gar die Kraft der Poesie liege; nicht

---

a) Saat. p. 154. [464]

aber in der Folge der Töne und Worte, in den Lauten, sofern sie natürliche Laute sind. —

Hr. L. indessen schließt aus dieser Folge von Tönen und Wörtern alles; nur sehr spät fällt es ihm ein,<sup>a)</sup> daß die Zeichen der Poesie willkürlich wären: allein auch denn ponderirt er nicht, was der Einwurf: Poesie wirkt durch willkürliche Zeichen, sagen wolle.

Denn wie löset er diesen Einwurf? „Dadurch, daß mit der „Schilderung körperlicher Gegenstände die Täuschung, das Haupt- „werk der Poesie, verloren gehe, daß also zwar Rede an sich, „aber nicht die sinnlich vollkommenste Rede, die Poesie, Körper „schildern könne.“\* Die Sache scheint jetzt an bessern Orte. Eben weil die Poesie nicht Malerisch genug seyn kann, bei Schilderung körperlicher Gegenstände: so muß sie sie nicht schildern. Nicht, damit sie nicht Malerei sey, nicht weil sie in successiven Tönen schildert: nicht weil der Raum das Gebiet des Malers, und blos Zeitfolge das Gebiet des Dichters sey — ich sehe bei allem keine Ursache. Das Successive in den Tönen ist, wie gesagt, dem Poeten wenig: er wirkt nicht durch sie, als natürliche Zeichen. Aber wenn ihn seine Kraft verläßt, wenn er mit seinen Vorstellungen unabhängig von seinen Tönen die Seele nicht täuschen kann: ja, 206 dann geht der Poet verloren, dann bleibt nichts als ein Wortmaler, als ein symbolischer Namenerklärer. Aber daß sie hier noch nicht am besten Orte sey, mag — sein eignes Beispiel zeugen.<sup>b)</sup> Wenn es Hallers Endzweck ist, uns in seinen Alpen, den Enzian, und seinen blauen Bruder, und die ihm ähnlichen oder unähnlichen Kräuter Versmähtig kennenzulehren; allerdings verliert er alsdenn den Zweck des Dichters, mich zu täuschen, und ich, als Leser, meinen Zweck, mich täuschen zu lassen: Dies ist alsdenn der Grund, und kein andrer. Aber wenn ich nun von Hallers Gedichte zu einem Botanischen Lehrbuche gehe: wie werde

a) p. 165. [470]. \*) [p. 166. 171. 172 = 471. 473—4. Freies Citat.]

b) p. 168. [472]

ich da den Enzian und seine Brüder kennen lernen? Wie anders, als wider durch successive Töne, durch Rede? Der Botanist wird mich von einem Theile zum andern führen: er wird mir die Verbindung dieser Theile klar machen: er wird das Kraut meiner Einbildungskraft theilweise und im Ganzen vorzählen suchen, was freilich das Auge mit Einmal übersiehet: er wird alles thun, was bei Hrn. L. der Dichter nicht thun soll. Wird er mir verständlich werden? Darum ist nicht die Frage, wenn ich seine Worte verstehe: er muß mir klar werden, er muß mich auf gewisse Art täuschen. Kann er dies nicht: sehe ich die Sache blos im 207 Einzelnen, deutlich, nicht aber im Ganzen, anschauend, ein: so werde ich alsdenn alle Regeln, die Hr. Lessing dem Dichter giebt, auch dem Verfasser eines Botanischen Lehrbuchs geben können. Ich werde zu ihm sehr ernsthaft sagen:<sup>a)</sup> „Wie gelangen wir zu der „deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume, eines Krauts?“<sup>1)</sup> „Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Ver- „bindung dieser Theile, und endlich das Ganze. Unsre Sinne „verrichten diese verschiedenen Operationen mit einer so erstaun- „lichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einzige<sup>2)</sup> zu seyn bedün- „ken, und diese Schnelligkeit ist unumgänglich nothwendig — „Gesetz nun also auch, der schriftliche Kräuterlehrer<sup>3)</sup> führe uns „in der schönsten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zu „dem andern; gesetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Theile „auch noch so klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? „Was das Auge mit Einmal übersiehet, zählt er uns merklich „langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei „dem letzten Zuge den ersten schon<sup>4)</sup> vergessen haben. Jedennoch „sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge „bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig: es kann sie „abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen sind

a) p. 166. 167. [471. 2]

1) „eines Krauts“ von Herder eingeschoben. 2) L.: einzige

3) L.: der Dichter 4) L.: schon wiederum

„die vernommenen Theile verloren, wenn sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück: welche 208 Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwani- gen Begriffe des Ganzen zu gelangen! — Solche Beschreibungen<sup>1</sup> mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat, sehr schön dagegen recitiren lassen; nur für<sup>2</sup> sich allein sagen sie wenig oder nichts. —

So spricht Hr. L. zum Dichter, und warum soll ich nicht eben so zum Kräuterlehrer sprechen, der mich blos durch Worte lehren will? Ich sehe keine Veränderung des Falles, eben denselben Gegenstand, einen Körper, eben dasselbe Mittel, ihn zu schildern, Rede, eben dieselbe Hinderung in diesem Mittel, das Successive der Rede, Worte. Folglich muß die Lection sich so gut auf ihn, als auf jeden Wortschilderer passen.

Folglich muß die Ursache: „Succession verhindert Körper zu schildern,” da sie auf jede Rede trifft, da jede Rede in solchem Falle nicht das Definitum, als ein Wort, verständlich, sondern als eine Sache, anschauend machen will — eigentlich außer dem Gebiete der Poesie liegen.

Folglich auch in denselben kein eigentliches, wenigstens kein höchstes Gesetz geben können, sondern nur ein Nebenbegriff bleiben, 209 aus dem Wenig oder Nichts gefolgert werden kann. — Meine ganze Schlüßfette fängt von dem doppelten Grunde an: daß das Successive in den Tönen der Poesie kein Haupt = kein natürliches Mittel ihrer Wirkung sey; sondern die Kraft, die diesen Tönen willkührlich anhängt, und nach andern Gesetzen, als der Succession der Töne, auf die Seele wirkt. Zweitens: daß das Successive der Töne ja nicht der Poesie allein, vielmehr jeder Rede zukommt, und also wenig in ihrem innern Wesen bestim-

---

1) L. [171 = 473]: „diese Zeilen“ [Hallers]

2) L.: vor

men oder unterscheiden könne. Wenn nun Hr. L. Succession in seinem Buche zum Hauptgrunde des Unterschiedes zwischen Poesie und Malerei macht; ist da wohl die richtigste Gränzcheidung zu erwarten? —

17.

Um auf einen fruchtbarern Weg zu kommen, als dieser trockne Nebenbegrif gewähret, macht Hr. L. einen Sprung, den ich ihm nicht nachthue. „Die Poesie schildert durch successive Töne; folglich schildert sie auch Successionen,“ folglich hat sie auch Successionen, und eigentlich nichts als Successionen zum Gegenstande. „Successionen sind Handlungen: folglich“ — und folglich hat 210 Hr. L. was er will; aber woher kann ers haben? Den Begrif der Handlung fand er in der Succession; und daß sie nur fortschreitende Gegenstände schildere, schloß er, weil sie in successiven Tönen schildert — wo bleibt hier die Kette? Gesezt, daß das Aufeinanderfolgen der Töne in der Dichtkunst das wäre, was das Nebeneinanderseyn der Farben in der Malerei: welche Proportion ist in dem Successiven der Töne, und in dem Successiven der Gegenstände, die sie schildert: Wie weit halten diese einen Schritt? Wie kann man auch nur an Vergleichung denken? Und wie weit weniger Eins aus dem andern zu schließen? — Und wenn sie auch denn Successionen schilderte, warum müssen diese Successionen Handlungen sein? u. s. w. Die Gränzcheidung nach solch einem Risse kann kaum richtig seyn.

Raum richtig von Seiten der Malerei, „ihr Wesen sei, Körper zu schildern,“ wenigstens bin ich mir fortschreitenderer Handlungen der Malerei bewußt, als wovon Hr. L. ein Beispiel giebt:<sup>b</sup> nämlich eine Drapperie, die in ihrem Wurfe zwei Augenblicke ver einige.

a) p. 153. 154. [463 — 4. freies Citat].

b) p. 178. 179. [477 — 8]

Noch minder aber von Seiten der Dichtkunst, wo aus dem Successiven der Töne wenig oder nichts folgt. Nicht: daß sie keine Körper schildern solle; denn können keine successiven Töne Begriffe von coexistirenden Dingen erwecken; so sehe ich nicht, wie irgend 211 die Rede, die blos hörbare Rede anschauende Erfährtuung wirken könnte: denn Bilder würde ich sagen, sind nicht hörbar. So sehe ich nicht, wie irgend die Rede zusammenhangende Bilderbegriffe erwecken könne; denn die successiven Töne hängen nicht zusammen. So sehe ich endlich auch nicht, wie in der Seele aus vielen Theilbegriffen ein Ganzes, z. B. der Ode, des Beweises, des Trauerspiels entstehen könnte; denn die ganze Succession der Töne macht kein solches Ganzes: „für das Ohr sind die vernommenen Theile jedesmal verloren.“ Es läßt sich also hieraus Alles oder Nichts folgern.

Noch weniger folgt hieraus, „die Untauglichkeit der ganzen descriptive Poetry,<sup>a</sup> das Unpoetische aller malenden Poesie.“

Noch weniger hieraus, daß das Wesen der Dichtkunst Fortschreitung sey;<sup>b</sup> daß die Dichtkunst nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen müsse: daß Einheit der Malerischen Beiwörter ihr Regel sey<sup>c</sup> —

Ja nicht einmal, daß sich „nur aus diesen Grundsätzen die „große Manier Homers bestimmen und erklären ließe.“ Ich läugne Hrn. L. viel, und in seinem Grunde Alles, aber darum läugne ich nicht alle Sachen, die mir Er auf diesen Grund bauet. — Darf ich von Homer anfangen? —

„Homer malet nichts, als fortschreitende Handlungen: alle 212 „Körper, alle einzelne Dinge malet er nur durch ihren Anteil „an den Handlungen, gemeinlich nur mit Einem Zuge. Zwingen ihn ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen „körperlichen Gegenstand länger zu heften: so weiß er<sup>1</sup> durch

a) p. 174. 175. [475]

b) p. 154. 155. [464]

c) p. 155.

1) L: so weiß er .... diesen einzeln Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen ....

„unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in einer Folge „von Augenblicken, in deren jedem er anders erscheint“<sup>a</sup> — Schön! vortrefflich! die wahre Manier Homers! — Nur ob Homer diese Manier gewählt, weil er mit successiven Tönen schildern wollte,<sup>b</sup> weil er körperliche Gegenstände anders zu schildern verzweifelte, weil er besorgen mußte, daß, wenn er uns in der schönsten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zum andern<sup>1</sup> führte, daß, wenn er uns auch die Verbindung dieser Theile noch so klar zu machen wüßte;<sup>c</sup> dem Auge zwar die betrachteten Theile in der Natur beständig gegenwärtig blieben, für das Ohr hingegen die vernommenen Theile, folglich die Mühe des Dichters, verloren wäre — ob deswegen Homer seine Gegenstände in eine Folge von Augenblicken gesetzt, ist mir nie bei Homer beigefallen.

Wenn seine Hebe z. B. uns den Wagen der Juno Stück vor Stück zusammen setzt,<sup>d</sup> entkommt da der Dichter dem Versuche, 213 ein Coexistentes nicht mit Folgetönen zu schildern? Ich sehe Räder, Achsen, Sitz, Deichsel, Riemen, Stränge, nicht wie es beisammen ist, sondern erst langsam zusammenkommt. Erst werden mir die Räder, nicht blos die Räder, sondern die Theile derselben, die ehernen Speichen und die goldenen Felgen, und die Schienen von Erzt, und die silberne Nabe u. s. w. langsam vorgezählt, denn erst Achsen, denn erst der Sitz, alles in seinen Theilen; und ehe das letzte Stück dran ist, habe ich sicherlich das Erste vergessen. Der Wagen steht zusammen: und Trotz der Phantasie, die sich jetzt das Bild des Wagens mit einem Blicke und doch in allen seinen Theilen z. B. die ehernen Speichen und die goldenen Felgen, und die Schienen von Erzt u. s. w. auf einmal anschauend denken könne! Ich sehe also kaum, was Homer gethan hätte, um gleichsam die Wirkung successiver Töne zu schwächen, um durch unzählige Kunstgriffe uns das Coexistente gegenwärtig zu machen? Liegt

---

a) p. 155. [157 = 465]      b) p. 153. [463]      c) p. 167. [471]  
d) Iliad. E. v. 722—731.

1) „zum andern“ von Heyne ergänzt.

es hier einmal am klaren Begriffe des Coexistiven in allen seinen Theilen, „welche größere Mühe, welche schärfere Anstrengung kostet „es, diese langsamten Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuren, sie nur mit einer mäßigen Geschwindigkeit auf „einmal zu überdenken, um zu einem etwanigen Begriffe des „Ganzen zu gelangen.“ Arbeitete der Dichter auf diesen Begrif des Ganzen, da er uns seine Theile zerlegte, um ihn nachher in allen diesen Theilen zusammengesetzt darzustellen; so sage ich, hat 214 er eben so vergebens gearbeitet, als Brokes, wenn er uns Kräuter malet. Das Zusammensetzen, die Handlung der Hebe kommt gar nicht in Rechnung; das Nacheinander zusammensetzen, was mit Einmal gezeigt, gedacht werden sollte, ist Augenmerk: dies ist bei beiden gleich, ja bei Homer durch das Zusammensetzen noch langsamer. „Doch nicht blos da, wo Homer mit seinen Beschreibungen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm „um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art „von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem „Gemälde eben so natürlich auf einander folgen, und mit dem „Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Der „Bogen des Pandarus z. E.“<sup>a</sup> — aber wie kann Hr. L. hier in Homers Beschreibung eine Parallelie der Folge in den Tönen, mit dem Coexistiren der Theile, und der Theile des Objekts mit den Theilen der Rede finden? Wenn Homer uns den Bogen des Pandarus malen will, und uns erst auf die Jagd des Steinbocks führet, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden: und uns erst den Felsen zeigt, wo ihn Pandarus erlegt, und nun erst die Hörner des Steinbocks Längelang ausmisst; nun erst sie in Arbeit giebt, 215 nun erst uns jeder Arbeit des Künstlers zuschauen lässt — wer kann sagen, Homer habe das Successive seiner Beschreibung der Natur des Coexistenten gleichsam näher bringen, und die Theile des Bogens mit dem Flusse der Rede Schritt halten lassen! Statt,

---

a) Laot. p. 163. 164. [469]

daß sie durch diese Homerische Manier näher zusammen kommen sollten; sehe ich sie sich weiter hinaus zerstreuen; unter vielen andren fremden Zügen: (Jagd, Steinbock, Ort des Erhaschens, Ort der Verwundung, Lager des gefällten Steinbocks, Werkstätte des Künstlers) liegen sie versteckt: und hätte Homer mit seiner Geschichte des Bogens darauf gezweckt, um mir nachher mit Einmal alle Theile des Bogens anschaulich zu geben: so hätte er eben den schlechtesten Weg genommen. Meine Phantasie wenigstens hat sich der Geschichte überlassen, dem<sup>1</sup> Pandarus einen Bogen zu zimmern, aber ihn sich nachher in allen seinen Theilen auf Einmal zu denken, die fremden Züge in der Geschichte erst wegzulassen — welche Mühe! welche Absonderung! „Homer malet den Schild Achilles in „mehr als hundert prächtigen Versen, nach seiner Materie, nach „seiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheure Fläche „dieselben füllten, so umständlich, so genau, daß es neuern Künstlern nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken übereinstimmende „Zeichnung darnach zu machen. Er malet dies Schild nicht als 216 „ein fertiges vollendetes, sondern als ein werden des Schild. Er „hat also auch hier sich des beschriebenen<sup>2</sup> Kunstgriffes bedient, „das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consekutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen.“<sup>a</sup> Eine Bemerkung! richtiger Gegensatz mit Virgilien! Ob aber Homer dies Werden des Schildes ergriffen, um gleichsam mit dem Consekutiven ein Coexistirendes zu liefern? ob er „die mehrern Züge „für die verschiedenen Theile und Eigenschaften im Raume in einer „gedrängten Kürze schnell auf einander folgen lasse, damit<sup>3</sup> wir „sie alle auf einmal zu hören glauben sollen?“\* ob es mit dem Werden des Schildes sein Zweck gewesen, den Raum in die

a) Laot. p. 183. 184. [480]

\*) [p. 181 = 479]

1) Α: den 2) Λ.: gepräfeten

3) Λ.: folgen in einer solchen gedrängten Kürze, daß wir . . . glauben.

Zeitsfolge zu verwandeln, und uns durch diese den Anblick Eines Ganzen zu geben, den wir nur durch jenen fassen konnten? <sup>a</sup> — Sollen diese Fragen ihr Ja bekommen: so bekenne ich die Schwäche meines Gedächtnisses, diesen Zweck an mir nicht erreichen zu können. Mögen zehn oder noch weniger Gemälde auf dem Schilde seyn: möge ich sie auch werdend gesehen haben; ich erstaune über das Werk, aber nicht mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, dem jetzt der ganze Schild vor Augen, bei dem das Consekutive in ein Coexistirendes verwandelt wäre. Nur in dem Haupte des 217 Göttlichen Künstlers kann der Schild mit allen seinen Figuren ein Malerisches Ganzes gebildet haben; ich muß aufs neue das Schild herum, wenn ich die mit jedem successiven Wortzuge verlohrne Figur wieder sehen soll, und doch wo sind sie, wenn ich sie zu einem ganzen Schilde ordnen soll? Das Werdensehen hat hiezu nichts gethan, und kann hiezu nichts thun, es sei denn, um mich noch weiter zu zerstreuen; das Nacheinander werden ist und bleibt der Knoten.

Homers Sprache sei so vortrefflich, als sie seyn kann, — jedes Wort liefre ein Bild — ohne alle Suspension der Beziehungen — so schnell forschreitend, als Diane in ihrem Gange; <sup>b</sup> soll dies schnelle Fortschreitende da seyn, um gleichsam das Hinderniß des Raums zu mindern, zu vernichten, um dadurch den täuschenden Anblick eines räumlichen Gegenstandes, eines Körpers im Raume zu erwecken — dies kann keine Rede. Dazu wohl kaum wird Homer seiner schreitenden Manier so treu geblieben seyn: dazu eben nicht für jedes Ding nur Einen Zug gehabt; dazu am wenigsten das Consekutive Werden gewählt haben: „um die Theile seines Gegenstandes mit dem Flusse der Rede einerley Schritt „halten zu lassen.“ Dies kann keine Rede: noch minder will es die Rede des Dichters: am mindsten wollte es der Erste der Dichter. Seine ganze Manier zeigt, daß er nicht forschreite; um 218

a) p. 166. [471]

b) Laot. p. 180. 181. [478—9]

uns es sei, wovon es sei, ein Bild des Ganzen durch Succession zu geben, sondern er schreitet durch die Theile, weil ihm an dem Bilde des Ganzen ganz und gar nicht lag.

Ich wollte um alles nicht, Hrn. L. einen falschen Sinn angedichtet zu haben: in der Sache selbst mit ihm eins, machen mich nur in dem Grunde der Sache seine Schlüsse und Verbindungen verlegen. Dünkt jemand dieser Unterschied unbedeutlich — so liegt mir nichts daran; andern wird er beträchtlich scheinen.

Homer ist immer forschreitend in Handlungen, weil er damit forschreiten muß, weil alle diese Theilhandlungen Stücke seiner ganzen Handlung sind, weil er ein Epischer Dichter ist. Ich brauche also den Wagen der Juno, und den Zepter des Agamemnon, und den Bogen des Pandarus nicht weiter kennen zu lernen, als sie in die Handlung mit eingeflochten, mitwirken sollen auf meine Seele. Darum also höre ich die Geschichte des Bogens, nicht damit mir diese statt Gemälde sey; sondern um einen Begrif von seiner Stärke, von der Macht seiner Arme, mit hin von der Kraft seiner Sehne, seines Pfeils, seines Schusses zum Voraus in mich zu pflanzen. Wenn nun Pandarus den Bogen vornimmt, die Sehne anlegt, den Pfeil ansetzt — abdrückt! — 219 wehe dem Menelaus, den der Pfeil eines solchen Bogens trifft, wir kennen seine Stärke. Hr. L. kann also nicht sagen, es sey Homer mit seiner Geschichte des Bogens, um sein Bild, und blos um sein Bild zu thun gewesen. Um nichts minder, als hierum: die Stärke, die Kraft des Bogens war seine Sache: sie, und nicht die Gestalt des Bogens, gehört zum Gedichte: sie, und keine andre Eigenschaft, soll hier energisch mitwirken, daß wir, wenn nachher Pandarus abdrückt, wenn nachher die Senne schwirrt, der Pfeil trifft — um so mehr den Pfeil empfinden. Dieser Energie zufolge, die in einem<sup>1</sup> Gedichte das Hauptwerk ist, erlaubt sich Homer, aus der Schlacht auf die Jagd zu spazieren, und die Geschichte des Bogens zu dichten: denn ich sehe keine andre Art, diesen Begrif

---

1) seinem (?)

in aller Stärke,<sup>1</sup> als durch Geschichte. Durch ein Bild können wir eigentlich nur Gestalt lernen: aus der Gestalt müssen wir Größe, aus dieser Stärke erst schließen; durch eine Geschichte lernen wir diese unmittelbar — und wenn es dem energischen Künstler, dem Dichter, blos um diese Stärke zu thun ist, was soll er sich andre Arbeiten aufbürden? Der Maler male Bild, Gestalt; er aber wirke Stärke, Energie. — Die wirkt auch Homer von Anfange zu Ende der Beschreibung; nur freilich nicht, wenn ich ihn in der Umkleidung lese, die hr. L. mit dem Schusse Pandarus macht; aus ihr ist blos ein successives, nicht aber (der Hauptzweck des 220 Dichters!) ein energisches Bild zu hören: wobei wir nicht durch successive Töne malerisch, sondern in jedem Tone energisch getäuscht werden, daß wir zusammen fahren sollen, wenn endlich ein solcher Bogen trifft.

Ein gleiches gilt vom Zepter Agamemmons: ich betrachte die Geschichte desselben gar nicht „als einen Kunstgriff, uns bei einem „einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige „Beschreibung seiner Theile einzulassen.“<sup>a</sup> Sein Zepter ist ein uraltes, Königliches, Göttliches Zepter! Der Begrif soll wirken; um alle andre Kunstgriffe und Allegorien bleibe ich unbekümmert.

Der Wagen der Juno wird beschrieben:<sup>b</sup> warum? natürlich, weil ich ohne den Dichter, diesen Wagen nicht gesehen, weil ich ihn erst kennen lernen muß, um einen himmlischen Wagen zu kennen. Warum wird er zusammengesetzt? Natürlich, weil wir einen himmlischen Wagen nie so gut kennen lernen, als wenn er erst in seinen Theilen da liegt, und zusammen gesetzt wird. Um also die Vorstellichkeit dieses Götterwagens, um den innern Werth aller seiner Theile, um seinen künstlichen Bau zu schildern, wird er zusammen gesetzt, nicht aber, um diese Theile successiv zu sammeln, da man sie coexistenter nicht sehen kann. Das Zusammensetzen ist hier kein 221

a) Laot. p. 159 — 63. [467 — 9]

b) Iliad. E. v. 722 — 731.

1) Ausgefallen ist etwa: „vorzustellen“

Kunstgrif, kein quid pro quo, um uns so das Ganze zu geben: den ganzen Anblick zu sammeln, ist kein Zweck des Dichters; im Zusammensezen selbst liegt die Energie der Rede; nichts mehr. Bei jedem Theile sollen wir ausrufen: prächtig! Göttlich! Königlich! — ist dies: ist dieser Begrif sinnlich vollkommen in der Seele; das Ganze mit seinen Theilen war nicht mein Bild: das mag ein Kutschter lernen. — Der Wagen ist zusammen: die Energie also vollendet: ich rufe nochmals aus: prächtig! Göttlich! Königlich! und lasse Juno und Minerva kutschieren.

Der Schild Achilles<sup>a</sup> wird unter der Hand Vulcans: warum wird er? Natürlich, weil er werden soll! Achilles hat Waffen nöthig: Thetis flehet Vulkan darum an: er versprichts, steht auf, arbeitet — warum soll er nicht arbeiten? Im ganzen Homerischen Gedichte sind Götter wirksam: ihre Auftritte wechseln mit den Auftritten der Menschen ab: nun ist Nacht: die Handlung steht: Vulkan haben wir so lange nicht gesehen: seit dem er als hinkender Mundschenke der Götter erschien: Achilles hat seine Waffen mit Patroklus verloren; nun gehe Thetis zum Vulkan, nun kann Vulkan schmieden: der Schild ist werbend. — Die ganze Scene gehört zur Handlung des Gedichts, zum Gange der Epopee, und 222 ist keine Figur, die aus seinem Poem vorrufe, keine Besonderheit der Homerischen Manier. Im Werden, in der Schöpfung des Schildes liegt ja hier alle Kraft der Energie, der ganze Zweck des Dichters. Bei jeder Figur, die Vulkan aufgräbt, bewundere ich den schaffenden Gott, bei jeder Beschreibung der Maasse und der Fläche erkenne ich die Macht des Schildes, das dem Achilles wird, auf welches der in das Interesse der Handlung verflogne Leser so sehnlich, als Thetis, wartet. —

Kurz: ich kenne keine Successionen in Homer, die als Kunstgriffe, als Kunstgriffe der Noth, eines Bildes, einer Schilderung wegen, da seyn sollten: sie sind das Wesen seines Gedichts, sie sind der Körper der Epischen Handlung. In jedem Zuge ihres Wer-

---

a) Iliad. Σ. 478 &c.

dens muß Energie, der Zweck Homers liegen: mit jeder andern Hypothese von Kunstgriffen, von Einkleidungen, um das Coexistente der Schilderung zu vermeiden, komme ich aus dem Tone Homers. Ich weiß, daß dieser Vorwurf groß sey, daß kein größeres Hinderniß der Kraft eines Dichters gelegt werden könne, als nicht in seinem Tone zu lesen; allein deswegen nehme ich meinen Vorwurf nicht zurück. Wer in dem Zusammensezzen des Wagens der Juno, und in der Geschichte des Bogens und des Zepters, und in dem Werden des Schildes, nichts als einen Kunstgrif bemerken will, um einem körperlichen Bilde zu entkommen: der weiß nicht, was 223 Handlung des Gedichts sey, an dem hat Homer seine Energie verfehlet. Wenn Homer ein körperliches Bild braucht, so schildert ers, wenn es auch ein Thersites seyn sollte; er weiß von keinen Kunstgriffen, von keiner Poetischen List und Gefährde: Fortschreitung ist die Seele seines Epos.

---

## 18.

Nun aber ist Homer auch nicht der einzige Dichter: es gab bald nach ihm einen Tyrtäus, Anakreon, Pindarus, Aeschylus u. s. w. Sein *επος*, seine fortgehende Erzählung, verwandelte sich mehr und mehr in ein *μελος*, in ein Gesangartiges, und drauf in ein *ειδος*, in ein Gemälde; Gattungen, die noch aber immer Poesie blieben. Ein Sänger, (*μελοποιος*) und ein Lyrischer Maler (*ειδοποιος*) Anakreon und Pindar, stehe also gegen den Geschichtsdichter (*εποποιος*) Homer.

Homer dichtet erzählend: „es geschah! es ward!“ bei ihm kann also alles Handlung seyn, und muß zur Handlung eilen. Hierhin strebt die Energie seiner Muse: wunderbare, rührende Begebenheiten sind seine Welt: er hat das Schöpfungswort: „es ward!“ Anakreon schwebt zwischen Gesang und Erzählung: seine Erzählung wird ein Liedchen, sein Liedchen ein *επος* des Liebesgottes. Er kann also seine Wendung: „es war!“ oder

224 „ich will!“ oder „du sollst!“ haben — gnug, wenn sein *μελος* von Lust und Freude schallet: eine frohe Empfindung ist die Energie, die Muse jedes seiner Gesänge.

Pindar hat ein großes Lyrisches Gemälde, ein Labyrinthisches Odengebäude im Sinne, das eben durch anscheinende Ausschweifungen, durch Nebenfiguren in mancherlei Licht ein Energisches Ganzes werden: wo kein Theil für sich, wo jeder auf das Ganze geordnet, erscheinen soll: ein *ειδος*: ein Poetisches Gemälde, bei dem überall schon der Künstler, nicht die Kunst, sichtbar ist. „Ich singe!“

Wo mag nun Vergleichung Statt finden? Das Idealganze Homers, Anakreons, Pindars, wie verschieden! wie ungleich das Werk, worauf sie arbeiten! Der eine will nichts, als dichten: er erzählt: er bezaubert; das Ganze der Begebenheit ist sein Werk: er ist ein Dichter voriger Zeiten. Der andre will nicht sprechen; aus ihm singet die Freude; der Ausdruck einer lieblichen Empfindung ist sein Ganzes. Der dritte spricht selbst, damit man ihn höre: das Ganze seiner Ode ist ein Gebäude mit Symmetrie und hoher Kunst. — Kann jeder seinen Zweck auf seine Art erreichen: mir sein Ganzes vollkommen darstellen; mich in dieser Anschauung täuschen — was will ich mehr?

Es ist eine längst angenommene, und an sich unschuldige 225 Hypothese, das Ganze jeder Gedichtart, als eine Art von Gemälde, von Gebäude, von Kunstwerke zu betrachten, wo alle Theile zu ihrem Hauptzwecke, dem Ganzen mitwirken sollen. Bei allen ist der Hauptzweck Poetische Täuschung; bei allen aber auf verschiedene Art. Die hohe wunderbare Illusion, zu der mich die Epopoe bezaubert, ist nicht die kleine süße Empfindung, mit der mich das Anakreontische Lied beseelen will; noch der Tragische Affekt, in den mich ein Trauerspiel versetzt — indessen arbeitet jedes auf seine Täuschung, nach seiner Art, mit seinen Mitteln, etwas im vollkommensten Grade anschauend vorzustellen; es sey nun dies Etwas Epische Handlung, oder Tragische Handlung, oder eine einige Anakreontische Empfindung, oder ein vollendetes Ganze Pindarischer

Bilder, oder — alles muß indessen innerhalb seiner Gränzen, aus seinen Mitteln und seinem Zwecke heurtheilt werden.

Keine Bindarische Ode also als eine Epopee, der das Fortschreitende fehle: kein Lied als ein Bild, dem der Umriß mangle: kein Lehrgedicht als eine Fabel, und kein Fabelgedicht, als beschreibende Poesie. Sobald wir nicht um ein Wort „Poesie, Poem“ streiten wollen; so hat jede eingeführte Gedichtart ihr eignes Ideal — eine ein höheres, schwereres, größeres, als eine andre; jede aber ihr eigenes. Aus einer muß ich nicht auf die andre, oder gar auf 226 die ganze Dichtkunst Geseze bringen.

Wenn also „Homer nichts als fortschreitende Handlungen „malet, und für jeden Körper, für jedes einzelnes Ding nur einen „Zug hätte, so fern es an der Handlung Theil nimmt:“<sup>a</sup> so mag damit seinem Epischen Ideal eine Gnüge geschehen. Vielleicht aber, daß ein Ossian, ein Milton, ein Klopstock schon ein anderes Ideal hätten, wo sie nicht mit jedem Zuge fortschreiten, wo sich ihre Muse einen andern Gang wähle? Vielleicht also, daß dies Fortschreitende blos Homers Epische Manier, nicht einmal die Manier seiner Dichtart überhaupt sey? — Der Kunstrichter soll hier ein furchtsames Vielleicht sagen; das Genie entscheidet mit der starken Stimme des Beispiels.

Noch minder darf ich, wenn mich die Praxis Homers auf die Bemerkung führet: „Homer schildert nichts als fortschreitende „Handlungen,“ sogleich den Hauptsaß drauf schlagen: „die Poesie schildert nichts, als fortschreitende Handlungen — folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.“ Wenn ichs bei Homer bemerke, daß „er alle einzelne Dinge nur durch ihren „Anteil an diesen Handlungen, gemeinlich nur mit einem Zuge, „male,“<sup>b</sup> so darf nicht gleich der Stempel drauf: „folglich schildert 227

---

a) Laok. p. 155. [465]

b) Alle Körper, die in Homers Gedichte mitwirken sollen, werden mit so viel Zügen geschildert, als mitwirken sollen. Auf einen schränkt sich Homer selten ein; wenn es auch nur ein Stein, Geräth, Bogen, u. s. w.

auch die Poesie nur Körper andeutungsweise durch Handlungen; folglich kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen," und was daraus mehr folgen soll, an Regeln von der Einheit der Malerischen Beiwörter, von der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände — — u. s. w. Daß diese Grundsätze nicht aus einer Haupteigenschaft der Poesie fließen, z. B. aus dem Successiven ihrer Töne, woraus sie Hr. L. hergeleitet, ist bewiesen. Daß sie auch, und wenn sie alle in Homers Praxis so Statt fänden, wie Hr. L. glaubt, doch auch nicht aus dem Successiven der Poesie überhaupt, sondern aus seinem nähern Epischen Zwecke fließen, ist auch gezeigt. Warum soll nun dieser Epische Ton Homers der ganzen Dichtkunst, Ton, und Grundsatz und Gesetz so gar ohne Einschließung geben, als er sich bei Hrn. L. meldet?

Ich zittre vor dem Blutbade, das<sup>1</sup> die Sätze: „Handlungen 228 „sind die eigentlichen Gegenstände der Poesie: Poesie schildert Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen: jede Sache „nur mit einem Zuge<sup>2</sup> u. s. w.“<sup>a</sup> unter alten und neuen Poeten anrichten müssen. Hr. L. hätte nicht bekennen dürfen, daß ihn die Praxis Homers darauf gebracht; man sieht es einem jeden beinahe an, und kaum — kaum bleibt der einzige Homer alsdenn Dichter. Von Tyrtäus bis Gleim, und von Gleim wieder nach Anakreon zurück: von Osian zu Milton, und von Klopstock zu Virgil, wird aufgeräumt — erschreckliche Lüüte. Der Dogmatischen, der malenden, der Idyllendichter nicht zu gedenken.

---

wäre — er nimmt sich immer Zeit, so viel Eigenschaften seines Körpers anzuführen, als hier Episch energisiren sollen. Schildert er eine Sache nur mit einem Zuge: so ist dieser meistens allgemein, und für diesen Ort unbedeutend: es sind die gewöhnlichen Beinamen, die er zu jeder Sache hat, die ihm oft wieder kommt.

a) Laof. p. 154. 55. [464]

1) A: den

2) L.: Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen.

Hr. L. hat sich gegen einige derselben erklärt, und aus seinen Grundsätzen sich noch gegen mehrere erklären müssen. „Die ausführlichen Gemälde körperlicher Gegenstände sind ohne den oben erwähnten Kunstgriff Homers, das Coexistirende derselben in ein „wirkliches Successives zu verwandeln“ (es ist oben erwähnt, daß Homer von solchem Kunstgriffe nichts weiß, und ein Kunstgrif, was könnte der zu einem so großen Zwecke als Kunstgrif wohl thun?) — „sind jederzeit von den feinsten Richtern für ein frostiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig, oder gar kein Genie gehörت.“<sup>a</sup> Von diesen feinsten Richtern werden angeführt: Horaz, Pope, Kleist, Marmontel; mich dünkt aber, daß sie für Hrn. L. nicht so ins Unbestimmte hin beweisen. Horaz am angeführten 229 Orte,<sup>b</sup> schilt nicht die für Poetische Stümper, die einen Hayn, Altar, Bach, Strom u. s. w. malen, sondern am unrechten Orte malen:

Inceptis gravibus plerumque & magna professis  
Purpureus, late qui splendeat, unus & alter  
Assuitur pannus, cum lucus & ara Dianæ &c.  
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur areus.  
Sed nunc non erat his locus. — —

Pope erklärte ein blos malendes Gedicht für ein Gastgebot auf lauter Brühen; damit aber hat er ja nicht „jedes ausführliche Gemälde körperlicher Gegenstände,“ das nur ohne den Homerischen Kunstgrif erschiene, für ein frostiges Spielwerk ohne Genie erklärt. Der Hr. v. Kleist, dünkt mich, wollte in seinen Früling eine Art von Fabel legen (ein Plan ist sofern schon drinn, daß sein Gedicht nicht eine Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung blos auf gerathen wohl, bald hic, bald da, gerissen, sondern, nach der Angabe einer kritischen Schrift, ein Spaziergang ist, der die Gegenstände in der natürlichen Ordnung schildert, in der sie sich seinen Augen dargeboten) er wollte, sage ich, eine Fabel hinein legen; ja nicht aber jede ausführliche

a) p. 173. 74. [474—5]

b) De arte poetica v. 14.

230 Schilderung körperlicher Gegenstände, als ein frostiges Spielwerk, hinaus werfen. Und Marmontel endlich will zwar aus der Idylle mehr Moral, und weniger Physische Bilder haben; ob aber dadurch die Idylle eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen, und wenn dies, eben dadurch auch „eine fortschreitende Folge von Handlungen werde, wo Körper nur mit einem „Zuge geschildert werden sollen,“ weiß ich nicht, und nach Hrn. L. ist sie im andern Falle nicht Poesie.

Handlung, Leidenschaft, Empfindung! — auch ich liebe sie in Gedichten über alles: auch ich hasse nichts so sehr, als todte stillstehende Schilderungssucht, insonderheit, wenn sie Seiten, Blätter, Gedichte einnimmt; aber nicht mit dem tödtlichen Hass, um jedes einzelne ausführliche Gemälde, wenn es auch coexistent geschildert würde, zu verbannen, nicht mit dem tödtlichen Hass, um jeden Körper nur mit einem Beiworte an der Handlung Theil nehmen zu lassen, und denn auch nicht aus dem nämlichen Grunde, weil die Poesie in successiven Tönen schildert, oder weil Homer dies und jenes macht, und nicht macht — — um deßwillen nicht.

Wenn ich Eins von Homer lerne, so ist's, daß Poesie energetisch wirke: nie in der Absicht, um bei dem letzten Zuge ein Werk, Bild, Gemälde (obwohl successive) zu liefern, sondern, daß schon 231 während der Energie die ganze Kraft empfunden, und<sup>1</sup> werden müsse. Ich lerne von Homer, daß die Wirkung der Poesie nie aufs Ohr, durch Töne, nicht aufs Gedächtniß, wie lange ich einen Zug aus der Succession behalte, sondern auf meine Phantasie wirke; von hieraus also, sonst nirgendsher, berechnet werden müsse. So stelle ich sie gegen die Malerei, und beklage, daß Hr. L. diesen Mittelpunkt des Wesens der Poesie „Wirkung auf unsre Seele, Energie,“ nicht zum Augenmerke genommen.

---

1) Ausgefallen ist ein in der Bedeutung mit „empfunden“ verwandtes Particípium.

## 19.

Malerei wirkt nicht aus dem Raume allein, d. i. Körper: sondern auch im Raume, durch Eigenschaften desselben, die sie zu ihrem Zwecke anrichtet. Nicht blos also, daß kein Gegenstand der Malerei ohne Sichtbarkeit und Gestalt Statt finde; sondern Sichtbarkeit und Gestalt sind auch die Eigenschaften der Körper: durch die sie wirkt. Poesie aber, wenn sie nicht durch den Raum wirkt, d. i. coexistent, durch Farben und Figuren; so folgt noch nicht, daß sie nicht aus dem Raume wirken, d. i. Körper von Seiten der Sichtbarkeit und Gestalt schildern könne. Aus dem Mittel ihrer Wirkung folgt dies nicht: denn sie wirkt durch den Geist, und nicht durch den successiven Ton der Worte.

Malerei wirkt durch Farben und Figuren fürs Auge: Poesie, durch den Sinn der Worte auf die untern Seelenkräfte, vorzüglich 232 die Phantasie. Da nun die Handlung der Phantasie immer ein Anschauen genannt werden mag; so kann auch die Poesie, so fern sie derselben einen Begrif, ein Bild anschauend macht, füglich eine Malerin für die Phantasie genannt werden: und jedes Ganze Eines Gedichts, ist das Ganze Eines Kunstwerks.

Nur da die Malerei ein Werk hervorbringt, das während der Arbeit noch Nichts, nach der Vollendung Alles ist, und zwar in dem Ganzen des Anblicks Alles: so ist die Poesie Energisch, das ist, während ihrer Arbeit muß die Seele schon alles empfinden; nicht wenn die Energie geendigt ist, erst zu empfinden anfangen, und erst durch Recapitulation der Successionen empfinden wollen. Habe ich also eine ganze Schilderung der Schönheit hindurch nichts empfunden: so wird mir der letzte Anblick nichts gewähren. —

Malerei will das Auge täuschen: Poesie aber die Phantasie — nur wieder nicht werkmäßig, daß ich in der Beschreibung das Ding erkenne; sondern bei jeder Vorstellung es zu dem Zwecke sehe, zu dem es mir der Dichter vorführet. Die Art der Täuschung ist also bei jeder Gedichtart verschieden, bei allen Gemälden nur zwiefach: entweder täuschende Schönheit, oder täuschende Wahrheit.

Aus diesem Zwecke muß also das Werk der Kunst und die Energie des Dichters geschäzt werden.

233 Der Künstler also wirkt durch Gestalten für das Ganze Eines Anblicks, bis zur Täuschung des Auges; der Dichter durch die geistige Kraft der Worte während der Succession, bis zur vollkommensten Täuschung auf die Seele. Wer also Farbe und Wort, Zeitfolge und Augenblick, Gestalt und Kraft mit einander vergleichen kann, vergleiche. —

Manches zu dieser Aufgabe hat ein scharfsinniger Engländer<sup>a</sup> vorgezeichnet, der im Geschmacke des Shaftesbury ein Gespräch über die Kunst, und ein andres über die Tonkunst, Malerei und Dichtkunst gegeben. — Schade nur! daß er im letzten, statt blos den Unterschied zwischen diesen dreien Künsten zu entwickeln, auf die leere Grille geräth, den Vorzug zu bestimmen, den eine vor der andern habe. Zwischen völlig ungleichartigen Dingen läuft eine bloße Rangordnung auf einen so schülerhaften Wettstreit hinaus, als vor einigen Jahren die Malerei, Musik, Poesie und Schauspielkunst, unter der Aufsicht eines Magisters der Weltweisheit, förmlich und feierlich haben eingehen müssen.<sup>b</sup>

234 Lasset uns sehen, was Harris für Seiten des Unterschiedes findet. Zuerst macht er die sehr deutliche Eintheilung zwischen Künsten, die ein Werk liefern, und Künsten, die durch Energie wirken. Jene sind, deren Wirkung coexistirende Theile hat, wie eine Bildsäule, ein Gemälde: diese, die successive wirken, z. G. Tanz, Musik. Der Mittelpunkt des Lessingschen Werkes, in welchen alle Stralen fallen, ist also schon von Aristoteles angegeben. Wenn die Wirkung einer Kunst Energie ist: so kann die Vollkommenheit solcher Kunst nur während der Dauer wahrgenommen werden;

a) J. Harris Gespräche über die Kunst: über die Musik, Malerei und Poesie: über die Glückseligkeit.

b) Wettstreit der Malerei, Musik, Poesie und Schauspielkunst: Reden — gehalten unter der Aufsicht Wolfgang Ludwig Gräfenhans, der Weltweisheit Magisters. Bayreuth 1746.

ist sie ein Werk: so ist die Vollkommenheit nicht während der Energie, sondern erst nachher, sichtbar.

Malerei, Musik und Dichtkunst sind alle mimisch, nachahmend; verschieden aber durch die Mittel der Nachahmung; die Malerei mimisiret durch Figur und Farbe; die Tonkunst durch Bewegung und Töne — Malerei und Tonkunst durch natürliche; die Poesie durch ein künstliches und willkürliche Mittel. — Diesen Unterschied hat der Verf. der Philosophischen Schriften aufs gründlichste aus einander gesetzt.

Jede Kunst hat ihre Gegenstände. Die Malerei Dinge und Begebenheiten, die sich durch Figur und Farbe ausdrücken lassen: Körper: Kräfte der Seele, die sich im Körper äußern: Handlungen und Begebenheiten, deren Vollständigkeit auf einer kurzen und augenscheinlichen Folge von Veränderungen beruht: Handlungen, deren Veränderungen alle die ganze Dauer der Folge 235 hindurch sich stets gleichförmig sind: Handlungen, die in Einen Zeitpunkt zusammenlaufen: viel mehr bekannte als unbekannte Handlungen — Man sieht, daß von dieser Seite betrachtet, Lessings Laokoon nicht vollendet sey, da er überhaupt mehr für den Dichter, als Maler, geschrieben. —

Gegenstände der Tonkunst: Dinge und Vorfallenheiten, die vorzüglich durch Bewegung und Töne ausgedrückt werden können: diese sind allerlei Bewegungen, Töne, Stimmen, Leidenschaften durch Töne u. s. w.

Gegenstände der Poesie sind die Objekte beider vorigen Künste. Zuerst, so fern sie durch natürliche Mittel nachgeahmet werden. Hier war leicht zu erachten, daß die Poesie der Malerei nachbleiben müsse: denn alles lief dahin aus, daß Worte keine Farben, und der Mund kein Pinsel sey. Auch das ist mir befremdend, wie hier die Poesie der Tonkunst an natürlichen Tönen gleichkommen könne: Kurz! die Vergleichung ist übel gerathen. Durch bedeutende Worte, als durch willkürliche verabredete Zeichen, und dies sollte eigentlich der Punkt der Lessingschen Vergleichung seyn.

In den eigentlichen Gegenständen der Malerei (d. i. die durch Farben, Figuren, und Stellungen charakterisiert sind — deren vollständige Einsicht nicht von einer Folge der Begebenheiten abhängt 236 — wenigstens von einer kurzen und in die Augen fallenden Folge — wo alle mannichfaltige Nebenumstände in einen untheilbaren Zeitpunkt zusammenlaufen) in allen diesen Gegenständen bleibt der Dichter dem Maler nach: denn er stlich jener ahmt durch willkürliche Zeichen, dieser durch die Natur nach: dieser zeigt alles in dem nämlichen Augenblick, wie in der Natur; jener nur theilweise, zergliedernd; und also langweilig oder dunkel.

Es giebt auch Gegenstände, die der Dichtkunst eigen sind: Handlungen, die in die Länge dauern, und die ein für die Malerei prägnanter Augenblick in Eins bringt: Sitten, Leidenschaften, Empfindungen, und Charaktere an sich, die sich am meisten durch Rede zeigen. Hier bleibt die Malerei völlig nach, leidet keine Vergleichung — —

Harris geht nachher in die Gränzen der Poesie und Tonkunst, wo ich ihm nicht nachfolgen mag. Hier wünsche ich der Dichtkunst noch einen Leßing. Er betrachtet genauer den sittlichen, den geistigen Eindruck der Poesie: eine wieder unberührte Saite, die ich auch nicht berühren mag. Ich wollte meine Leser blos auf einen Schriftsteller aufmerksam machen, der mit Leßingen einerlei Gegenstand bearbeitet, in manchem weiter gekommen, und scharfsinnig genug war, seinen Gegenstand kurz und bündig zu erschöpfen, wenn 237 er statt des leeren Rangstreites auf nichts, als auf Unterschied, hier-nach auf Gränzen, denn auf Geseze hätte sehen wollen.

---

## 20.

Ich will nicht sagen, daß Hr. Leßing nicht, dem Hauptzwecke seines Buches nach, gegen Caylus, und gegen Caylus Affen an Unterscheidung Recht behalte: nur nicht immer an Gründen der Unterscheidung, und am wenigsten im Hauptgrunde. Er dünkt

mir immer noch auf dem halben Wege, als wenn die Poesie durch Succession auf ein Werk arbeiten sollte, und nicht schon eben in der Succession ihr Werk liefere.

Der Dichter, z. G. der uns Schönheit malen wollte, es sei nun ein Constantinus Manasses, oder Ariost, gieng nicht darauf aus, um hinten nach zu fragen: wie sahe Helena, wie sahe Alcina aus?<sup>a</sup> uns mit seiner Beschreibung ein vollständiges Bild zu hinterlassen, u. s. w. Er führt uns durch die Theile, um jeden derselben als schön anschauend zu machen, um, wenn wir alle Theile vergessen hätten, so viel anscheinend zu wissen: Helena, Alcina war reizend. Hat Ariost auf Hrn. Leßing damit keine Wirkung gemacht, so wird er vielleicht auf diejenigen seiner Landesleute Eindrücke machen, die die Schönheit in einer Alcina wie in einer gehauenen Venus theilweise anzuerkennen gewöhnt sind: oder wenn Ariost 238 selbst eine Alcina sähe, würde er vielleicht auf solchem Wege — Und überhaupt kann man hier aus einer Vergleichung wenig folgern. Homer malt seine Helena nicht;<sup>b</sup> warum? weil sie ihn nicht angehet, weil er von Anfang bis zu Ende seines Gedichts nicht zu der Frage Zeit hat: wie sahe sie aus? sondern immer, was trug sich hier und damit zu? Helena kommt, die Greise sehen sie: wie anders, als daß sie fühlen und sagen müßten, was sie fühlten<sup>1</sup> und sagten; nicht aber läßt Homer sie das fühlen und sagen, um „durch Wirkung anzuzeigen, daß Helena schön sey;“ — Ariost hingegen, der Homer Italiens, der aber vom Griechischen Homer Alles eher, als dies beständige Fortschreiten der Handlung hat, Ariost, der sein ganzes Gedicht durch nicht das Werk<sup>2</sup> zu seiner Manier macht: „Es ward, es ward, es ward,“ sondern auch „es war,“ und „wie war es?“ Ariost hätte entweder so nicht fragen sollen, oder er müßte uns durch die Theile führen. — Nicht, daß wir nachher die Theile sammeln, zusammensetzen; nicht, daß nachher die Phantasie streben soll, sich das Ganze eines Kunst-

a) Laot. p. 204. [492]      b) p. 202. 215. [491. 498]

1) Ȣ: fühlen      2) Wort (?)

werks zu denken; im Schildern selbst, im Durchführen durch seine Theile hat er seinen Zweck erreichen wollen — ob er ihn erreicht? Davon mag jeder denken was er will; gnug, er wollte ihn während der Energie erreichen.

239 Wenn der Dichter die Schönheit lieber in Wirkung, in Bewegung, d. i. reizend vorstelle, so thut ers nicht, damit diese sich bewegende Schönheit dem sich bewegenden Verse entspreche; nicht als wenn jeder Zug der Schilderung, der Form, Gestalt, und nicht Wirkung, nicht Bewegung ist, deswegen unpoetisch würde: "sondern ich generalisire den Satz lediglich so: „jede Schilderung „der Schönheit wirke energisch“ d. i. zu dem Zwecke des Dichters, zu dem sie da ist, und denn während jedem Zuge, den sie liefert. Hiernach möge sich Arioft verantworten: aber das Lessingsche Gebot: „Schönheit des Körpers zeige sich bei dem Dichter blos „durch Wirkung, blos durch Bewegung,“<sup>b</sup> räumt zu viel auf.

Zu viel selbst in Homer; denn ich weiß wohl nicht, ob bei der ganzen Juno, wenn er sie nicht körperlich, wenn er sie nur durch ein Beiwort schildern wollte, kein wirksamerer, kein reizenderer Zug sey, als der, die weißelbogichte Juno, (man erlaube mir das ungeheure Wort!) ob dieser eine Zug der sei, durch den sie an der Handlung Theil nehme, der durch ihren Körper Handlung bezeichne, u. s. f. So seine schönknieichte Briseis, und seine blauäugichte Pallas, und sein breitschulterichter Ajax, und sein geschwindfüßiger Achilles, und seine schönhaarige Helena — wo ist hier Wirkung, Bewegung, Reiz, Handlung? — Immer ein schöner Zuruf an die Dichter: <sup>c</sup> „Malet uns das Wohlgefallen, die „Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit ver- „ursachet“ — (wenn dies nämlich die Energie eures Gedichts will!) so habt ihr die Schönheit selbst geschildert,<sup>1</sup> (nämlich so fern ihr sie nach der vorigen Parenthese schildern müsset:) Nicht aber umge-

a) Laok. p. 217. [499]      b) p. 215. [216 = 499. Freies Citat.]  
c) p. 215. [499]

1) L.: und ihr habt die Schönheit selbst gemahlet.

fehrt: ihr Dichter, schildert keine körperliche Schönheit; könnet ihr sie nicht durchgängig in Reiz, in Wirkung schildern; der Form nach müsse euch kein Zug entwischen: der Gestalt nach schildert sie nicht. — So umgekehrt habe ich auf den Satz wenig Zutrauen.

Wer kann leugnen, daß in mancher Gedichtart der erotischen Poesie körperliche Schönheit geschildert werden müsse, und wer muß nicht alsdenn auch zugeben, daß manche Theile dieser körperlichen Schönheit in Reiz, in Bewegung, nicht geschildert werden können? Einmal vorausgesetzt, daß Ariost ein Gemälde seiner Alcine liefern sollte und wollte: wie konnte er wohl ihre Nase, Hals, Zähne, Arme in Wirkung schildern? Hr. L. fragt:<sup>a</sup> was eine Nase sey, an welcher der Neid nichts zu bessern findet: und ich frage: was eine Nase sey, die sich in Reiz, in schöner Bewegung zeige? — Ariost mußte also entweder solche Theile auslassen, und da ers nun einmal auf Schilderung angesezt: so würde die Auslassung einem Italiener so geschienen haben, als jene seine 241 Lobsatyre, auf ein schönes aber großnasiches Mädchen, die alle Theile ihres Gesichts zum Himmel erhob, und bei Schilderung der Nase ohnmächtig aufhörte. Oder er mußte solche Züge, die sich nicht anders, als durch die Form anschauend machen ließen, schon so schildern, und sich desto mehr an andern Reizvollen geistigen Zügen erholen. Ich halte diese Vermischung auch zu sehr nach dem Geschmacke der Italiener, als daß sie sich durch die vorstehende Lessingsche Critik diese und dergleichen Schilderungen, von denen ihre Dichter voll sind, würden rauben lassen. Noch minder gilt die Ursache,<sup>b</sup> warum Ariost mit seiner Schilderung Unrecht haben soll: „was für ein Bild geben diese allgemeinen Formeln? In „dem Munde eines Zeichenmeisters, der seine Schüler auf die „Schönheiten des akademischen Modells aufmerksam machen will, „möchten sie noch etwas sagen; denn ein Blick auf dieses Modell, „und sie sehen Stirn, Nase, Hand u. s. w.<sup>1</sup> Aber bei dem Dicht-

a) p. 210. [496]      b) p. 210.

1) L.: sie sehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, sie sehen den schönsten Schmitt der Nase, die schmale Breite der niedlichen Hand.

„ter sehe ich nichts.“ Eben als wenn der Dichter die Figuren, die er schildert, auch im Kupfer müßte vorstehen lassen? Wer hat nicht eine Nase, Hand, Stirn gesehen, und wem kostet es Anstrengung, sich eine Stirn, in den besten Schranken, den schönsten 242 Schnitt einer Nase, die schmale Breite einer niedlichen Hand zu denken, jedesmal, da sie der Dichter nennt. Ich empfinde hierbei nicht so, wie Hr. L. mit Verdrüsse die Vergeblichkeit meiner besten Anstrengung, so etwas einzeln sehen zu wollen; nachher aber jedes zusammen zu setzen, mir Alles in Einem, und Eins in Allem zu denken, die Alcina mir mit jedem dieser Theile im Ganzen, deutlich, wie ein Zeichenmeister, zu denken — o die Anstrengung fordert ja nicht der Dichter von mir! er führte mich theilweise, zeigte mir in jedem Theile die Schönheit: da energirte seine Muse, und warum nicht? da sie kein akademisches Model von Schönheit, das man auf einmal in allen seinen Theilen sehen sollte, zu liefern unternahm.

Und soll die Dichtkunst keine schöne Gestalt schildern, weil ihre Theile coexisten sind; so sollte Homer auch keine häßliche Gestalt, keinen Thersites geschildert haben, weil ihre Mißtheile eben so coexisten sind, und auch coexisten gedacht werden müssen, wenn ein Bild der Häßlichkeit werden soll. Lessing hat Homer durch sein Gewebe von kritischen Regeln selbst verwickelt, und nun will er mit ihm hinaus, wo er kaum durchkommt. „Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und „gleichsam, von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu seyn auf- 243 „höret, wird sie dem Dichter brauchbar.“ Mich dünkt, Hr. L. thue einen Fehlstreich, um die Verlegenheit zu zerstücken. Wäre die Frage: wie kann der Griechische Dichter einen häßlichen schildern, da ihn doch der Griechische Künstler nicht schildern möchte? so mag die Antwort gelten: die Figur tritt uns nicht mit einmal vors Auge: in der Schilderung des Dichters ist sie minder widrig: sie

höret von der Seite der Wirkung auf unsern Anblick auf, häßlich zu seyn. Aber was soll das hier? Es wird einmal eine körperliche Gestalt geschildert, successive geschildert, da ihre Theile und Mäßtheile doch zusammen existiren, da sie doch in Verbindung gedacht werden müssen, wenn der Begriff der Häßlichkeit aufkommen soll — weg also, mit dem Thersites, nach L. Grundsätzen, nicht weil er häßlich, sondern weil er ein Körper ist, weil er als körperliche Gestalt, und doch successiv, geschildert werden muß.

„Aber der Dichter kann ihn nutzen! er nutzt ihn zu<sup>a</sup> — —“ so kann er doch also Formen, körperliche Schilderungen nutzen? und wenn er sie nutzen kann, sind sie ihm erlaubt? worüber streiten wir denn? Kann er häßliche Formen nutzen, wie weit eher schöne? und sind ihm jene erlaubt, wie weit eher diese? So kann er doch also, wenn er Energie in sie legt, auch körperliche Gegenstände schildern — was wollen wir mehr? Die Schärfe des Bogens 244 hat nachgelassen: erschlafft liegt er da! Mit einer solchen Zugabe hat Hr. L. den größten Theil seines Buches wiederlegt.

---

## 21.

Und wozu nutzt denn Homer den Thersites? Die Frage wird wieder Homerisch, und in Homerischen Fragen antworte ich so selten mit Hrn. L. gleich. „Homer macht den Thersites häßlich, „um ihn lächerlich machen zu können.<sup>1</sup> Durch seine bloße Häßlichkeit wird er nicht lächerlich; aber auch ohne dieselbe nicht seyn.“<sup>2</sup> Auf diese Assertion bauet Hr. L. einen Theil seiner Theorie des Lächerlichen, der ich lieber einen andern Ort und Grundlage wünschte, als hier.

---

a) Laot. p. 232. [Freies Citat].

b) p. 233. [234 = 508 — 9]

1) L.: zu machen.

2) L.: So wenig aber Thersites durch die bloße Häßlichkeit lächerlich wird, eben so wenig würde er es ohne dieselbe seyn.

In meinem Homer ist der Hauptcharakter Thersites nicht lächerlich, sondern häßlich; er ist kein lächerlich, sondern [ein] boshaft knurrender Kerl, er hat die schwärzeste Seele unter allen vor Troja.<sup>a</sup> Alle sitzen ruhig; der einige Thersites lärmst noch umher:<sup>b</sup> er fängt, wahrhaftig nicht zum Spaß, sondern mit der bittersten Galle an, zu zanken: er schmähet die Könige, aber gewiß nicht als Hofnarr, sondern als Feind, als Todfeind. Wie derb und empfindlich<sup>c</sup> schmälet er auf Agamemnon! auf seinen Geiz, auf seine Feigheit, auf seine Ungerechtigkeit! Und das alles, vor der Armee, verläumend und lügenhaft, im dreustesten Tone, als ein Richter der Könige! und dazu, als wäre es im Namen aller Griechen,<sup>d</sup> als hätten ihn alle dazu gedungen! und in eben demselben Athem schimpft er die ganze Nation<sup>e</sup> selbst, schilt alle Griechen für Feige und Nichtswürdige, spricht in einem Tone, als hätte er mehr, als alle, gethan, müsse für alle sorgen, könne allen gebieten, könne über alle urtheilen! Und noch nicht gnug! er muß noch einen Abwesenden,<sup>f</sup> den Tapfersten der Griechen, den Achilles schmähen, und zwar mit der gräulichsten Lüge schmähen, daß Achilles kein Herz habe — O der nichtswürdige, häßliche Kerl! Nach Griechischen Begriffen könnte kein Nichtswürdigerer vor Troja gefunden werden.

Und wenn er noch das alles aus Dummdreustigkeit sagte! aber nun kennet ihn Homer besser: er war schon von jeher gewohnt, so Pöbelhaft sich gegen die Könige zu setzen, um — den Griechen 246 eine Freude zu erwecken, einen Gefallen zu thun<sup>g</sup> — und nun wird

---

a) So machte ihn Ulysses

*οὐ γαρ εγώ σεο φῆμι χερειοτερον βροτον αλλον  
Εμεναι, οσσοι αμ' Ατρειδησ' υπο Πλιον ηλθον.*

Iliad. β. v. 248. 249.

b) Iliad. β. 212.      c) v. 221. &c.

d) 227. — — *άς τοι Αχαιοι διδομεν κ. τ. λ.*      e) v. 235.

f) v. 241.      g) v. 215. *δ, τι οι εισατο γελοιον Αργειοισιν  
Εμεναι.*

der Kerl noch niederträchtiger, noch häßlicher. Nach Griechischen Begriffen der Ehre, kann es keine häßlichere Seele geben.

Daher hassen ihn auch alle Griechen:<sup>a</sup> daher auch mitten in ihrer Betrübnis das Freudengelächter,<sup>b</sup> da sich Ulysses seiner erbarmet, und ihn mit seinem Zepter zum Schweigen bringt: daher die allgemeine Stimme: „Ulysses hat nie eine herrlichere That gethan, „als jetzt, da er diesen bösartigen Schwäzer gezüchtigt.“

So schildert ihn Homer mit jedem Zuge: so zeigt er sich selbst mit jedem Worte: so begegnet ihm Ulysses mit Auge, und Mund und Hand. Er wirft ihm den verächtlichsten Blick zu;<sup>c</sup> spricht und handelt mit ihm ein Canaille; so beträgt er sich hinternach selbst: er hängt die Nase, frümmt den Rücken, und weint — verächtlichste, häßlichste Seele vor Troja! Nach Griechischen Begriffen war der Werth eines Mannes, eines Soldaten, eines Helden auf edlen Stolz gegen sich selbst, auf Ehrerbietung gegen die, so Ruhm verdienten, auf Männliche Wahrheitliebe, auf Achtung gegen das Publikum, auf freien Gehorsam gegen die Obern, auf Ehre gebauet — in jedem Verstande war dies ein Ideal einer häßlichen Seele.

Und nach Griechischen Begriffen muß auch eine so häßliche 247 Seele keinen andern, als den häßlichsten Körper, bewohnen: so „schildert ihn Homer: „Am Gemüthe der Bösartigste, am Körper „der Häßlichste aller Griechen vor Troja.“<sup>d</sup>

Wo ist nun, daß Homer den Thersites häßlich macht, um ihn lächerlich zu machen? Ihn als Possenreißer vorführen, will er wahrlich nicht: blos ein Misverstand des Griechischen Ausdrucks hat Hrn. L. und andre dazu verleitet. „Er war so niederträchtig,

a) Iliad. β. v. 222. 223.      b) v. 270. &c.

c) v. 245. *υποδρα τιθων.*

d) *Αισχιζος δ' ανηρ υπο Πλιον ηλθεν.* v. 216.

— — *ου χερειοτερος βροτος αλλος* v. 248.

e) *Ti οι εισωτο γελοιον Αργειοισιν*  
*Εμεναι — — — v. 215.*

„sagt Homer, daß er seine Pflicht vergaß, mit den Königen zankte, „sich Prügel verschaffte, blos, um den Griechen mit seinen Reden „eine Freude zu machen;“ — nichtswürdige Seele! die alle für so missvergnügt, so häßlich knurrend hält, als sich selbst, die allen durch ihre Bosheit einen Gefallen zu thun glaubt. So erkläre ich Homer, und finde diesen Zug dem ganzen Gemälde seiner Reden, seiner Handlungen gleich, niederträchtig, häßlich. So nimmt ihn Ulysses: er schilt seine Bosheit, verachtet seine Feigheit, straft seinen Troß; so nehmen ihn die Griechen: sie hassen ihn, hören ihn 248 mit Unwillen, und freuen sich, da sein Rücken blutet: so tritt er vor, so wird er abgefertigt.

Ich sehe also nicht, daß das<sup>1</sup> *γελοῖον* sein Hauptcharakter ist, noch minder, daß dieser Charakter ohne Häßlichkeit nicht seyn könnte, wie Hr. L. philosophirt.<sup>a</sup> Ein häßlicher Körper, und eine häßliche Seele, was giebt dann das für einen Kontrast des Lächerlichen! Nach Griechischen Begriffen gehört nichts besser zusammen, und auch Homer giebt ihm den häßlichen Körper, eben um den Unwillen gegen ihn zu verstärken, um seine häßliche Seele uns sichtbar vor Augen zu stellen, um uns den Kerl durchaus verächtlich zu machen. Das Lächerliche ist so wenig die Hauptfarbe im Therstes, daß selbst die Züge, die man dahin zu ziehen pflegt, sein unendliches Geschwätz,<sup>b</sup> sein vieles Geräusch,<sup>c</sup> sein Pöbelausdruck,<sup>d</sup> sein Zweck,<sup>e</sup> um den Griechen einen Gefallen zu thun — nicht den Lustigmacher, sondern nach Griechischen Begriffen, den in allem nichtswürdigen Menschen schildern. Selbst, daß die Griechen über ihn lachen, ist Schadenfreude, ist ein Gelächter des Hasses; nicht die unschuldige Freude über eine lustige Prise, die unschuldig lächerlich wird. Wäre Therst ein solcher; er sey auch dummk, er sey auch häßlich am Körper; wenn er nicht boshaft handelte — o so

a) Laok. p. 233. 34. [508 — 9] b) *Αυετροεπης*.

c) *Έκολφα.* d) *Επει ακοσμια, ου κατα κοσμον.*

e) *Ti οι εισαιτο γελοῖον Αργειοισιν.*

1) Ή: die [die *γελοιοτης*?]

vergebe ich es Ulysses nicht, daß er so mit ihm umgehet. Laß den Häßlichen, der sich schön, den Dummen, der sich klug, den Feigen, der sich tapfer dünkt, nur immer ohne blutige Schwiele auf dem Rücken laufen! Laß o Ulysses, nur immer deinen Zepter ruhen, und wenn du nach deiner Klugheit dich selbst kennest, so sprich zu dem, der dir blos lächerlich auf der Nase spielt, was Onkel Tobias Shandy zu jener Fliege: „Geh, armer Teufel! warum „sollte ich dir was thun? die Welt ist gewiß weit gnug, mich und „dich zu fassen.“ Thust du das nicht? willst du einen häßlich-lächerlichen dafür abprügeln, daß er häßlich und lächerlich ist? Ulysses so — —

Doch so ist der Homerische Thersites nicht; er verdient, was er bekam: wir sagen mit den Griechen im Homer: „nie hat Ulysses edler gehandelt, als jetzt!“ wir gönnen ihm gern seine Tracht Schläge. Wo bleibt also das Unschädliche, das *ov φαραγγιον*, das Aristoteles zum Lächerlichen fodert? dem Ulysses und Agamemnon schadet freilich sein bösartiges Verläumden nicht; aber für seinen eignen Rücken geht es nicht so gut ab; denn wem wird ein blutiger Schwielenvoller Rücken, als ein *ov φαραγγιον τι*, oder, als ein gutes Unterkleid dünken. Auch den Griechen konnten Schläge, als Schläge, kein Schauspiel des Lächerlichen scheinen; wenn ihr schadenfroher Haß gegen Thersites ihnen nicht in dieser 250 Strafe das: Nicht zu viel! das Viel mehr verdient! hätte fühlen lassen. Der erste Strich vom Lächerlichen, das Unschädliche, ist also ziemlich zweifelhaft: und der andre, der Contrast zwischen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten, erliegt bei Thersites unter dem Eindrucke des Unvollkommenen, des an sich selbst Häßlichen. Auch wer ein Griechen werden kann, wird Thersites in diesem Lichte sehen.

Nur weil Homer keine einzige Person seiner Welt zum Ideal des höchst Vollkommenen oder Unvollkommenen macht: so vertreibet er auch hier die übermäßige Farbe des Häßlichen etwas, daß sein Thersites nicht vor allen Figuren seines Gedichts vorrufe. Hat er kein Gutes, so hat er doch noch das Gute an sich, daß er auf sich

selbst einen Werth setzt, daß er, seine Beredsamkeit, seine Klugheit und Ehrlichkeit mag so leidig seyn, wie sie will, sich doch diese Häßlichkeit nicht zutrauet: so wird der sonst ganz und gar Verachtens-Hässenswürdige doch etwas leidlicher; es geht auf ein Lächerliches hinaus. Nur ist dieses Letzte so sehr Nebenzug, es liegt so wenig in seinem Charakter, daß es sich, als ein fremder Zug, nur vorübergehend, nur hinten nach einmischt. Homer läßt seine Häßlichkeit auf etwas Unschädliches auslaufen, um sein ganz Häßliches, ganz Verabscheuungswürdiges zu lindern; nicht aber 251 umgekehrt: „Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lächerlich „zu machen: nicht seine bloße Häßlichkeit macht ihn lächerlich; aber „auch ohne Häßlichkeit wäre er nicht lächerlich geworden u. s. w. Schöne Unterscheidungen! nur Schade, daß Homer an ihnen so unschuldig ist, als ich. Sein Thersit ist ganz häßlich, nur es nimmt mit ihm ein lächerliches Ende. Gesezt indessen, Thersites wäre der, für den ihn Hr. L. erkennet: so sind seine Beobachtungen überhaupt, Philosophisch und richtig.

Nun aber hat eben dieser lächerliche Thersites unschuldiger Weise zu einem andern Buche von 284. Seiten Gelegenheit geben müssen, in welchem er s. v. die Hauptfigur ausmacht. Hr. Kloß hat ihn würdig geachtet, meistens über ihn ein Bändchen Epistolarum Homericarum (vielleicht ein zweiter Riccius) zu schreiben, und ihn darinn feierlich in die Acht zu erklären, in den Bann zu thun, ins Feuer zu werfen — kurz, aus Homer auszurotten. Ich habe gesagt, daß über Thersites die Homerischen Briefe geschrieben; denn außer dem, daß er ihnen den meisten Inhalt, d. i. die meiste Gelegenheit, umher zu schwärmen, verschaffet; so würde ich, wenn ich Verfasser der Briefe wäre, es meinem Leser danken, wenn er die übrigen Materien,<sup>1</sup> so ohne Prüfung, vorbeischleichen läßt.

252 Hr. Kloß also macht nach einem Eingange von achtzehn Seiten, in denen er uns, nach seiner Gewohnheit, nichts mehr sagt, als: ich bin auf dem Lande, und lese, die sehr neue Homer-

---

1) A: Malereien

fung: <sup>a</sup> daß ein großer Geist auch Fehler habe — daß Homer selbst zuweilen schlummere, daß man diese Stellen des Schlummers bemerk'en dörfe — daß Er — — und nach aller gesteigerter Erwartung kommt das große und breite Beispiel: <sup>b</sup> „daß Homer geschlummert, „glaube ich, erhelle an den Orten, wo er, — es sey nun, „daß er sich damit nach den Sitten seines Zeitalters bequemet, „die noch nicht gnug gefeilt waren, und bei ihrer Einfalt etwas „Bäurisches und Rauhes haben; oder weil es schwer ist, zurück „zu halten, wovon wir glauben, es werde den Lesern „Lachen erwecken; oder durch einen Fehltritt seiner Beurthei- „lungskraft — kurz! wo er sich zu dem herab läßt, wovon ich „halte, es schicke sich zu der Würde und Ernsthaftigkeit des Epi- „schen Gedichtes ganz und gar nicht. Ich meine aber, daß „Homer dadurch, daß er zuweilen, an einem sehr unschicklichen Orte, „seine Leser lachend machen will, daß er dadurch sein Göttliches „Gedicht mit nicht leichten Flecken besudele, die ihm (dem Ge- „dichte nämlich) eine nicht geringe Verunstaltung, dem Leser „aber — Verdrüß erwecken. Die Sache wird aus dem zweiten 253 „Buche erhellen — —“ Ob ich gleich meinen ernsthaften Autor sehr ehrerbietig, wie ein Dekret der Sorbonne überseze, und seinen Styl, der im vollen Monde gebildet worden,

— — for scull

That's empty, when the Moon is full,

mit allen seinen Gelenken und Gliedern gern ganz ließre; so kann ich doch ein Paar Seiten <sup>c</sup> überspringen, in denen er Homers Auftritt des Thersites vorbringt. Was Homer gesagt, ist mir was Altes, aber was darüber gesagt wird, etwas Neues. „Nun will ich nicht läugnen, daß Homer alles gesammlet, was den Anblick „des Menschen häßlich und lächerlich machen kann; und auch das „ſehe ich leicht ein, warum Claudio Belurgerius (v. Nic. Ery- thraei Pinacoth. p. 205. & Vincent. Paravicini Singul. Erud.

a) Klotz. epist. Homer. p. 24.

b) p. 24.

c) p. 25. 26.

„Cent. III. n. 12. p. 150.) sich an diesem Bilde des Ther-  
sites, von der Hand eines geschickten Künstlers genaalt, so sehr  
„ergötzt. Immer aber wollen wir den Spruch Quintiliani betrach-  
ten: Nihil potest placere, quod non decet, zu Deutsch: Nichts  
„kann gefallen, was nicht anständig ist. Wenn dieser Mensch etwa  
„in einer Satyre, oder in einem andern Possengedichte auftrate: so  
254 „würde er mich nicht wenig ergötzen, und ich würde dem Dichter  
„gern das Lob des Witzes, und der Erfindung ertheilen.

„Sed nunc non erat his locus &c. &c.

Mit Erlaubniß des Hrn. Chr. Ad. Klotzius, und Claudius  
Belurgerius will ich hier eine lange Stelle aus Horaz, und Bei-  
spiele aus Virgil, Tasso, und wer weiß woher?\* übergehen, die  
von der Belesenheit des Hrn. Briefstellers zeigen, und den Satz  
hier durch sich selbst, am besten bestätigen: daß manches zu sehr  
unrechter Zeit kommen könne. Ich will bei Thersites bleiben. „So  
„wie es unschicklich ist, in einer Scherzsache Trauerspiele zu erwecken,  
„so auch in einer ernsthaften Sache zu lachen, wer würde das  
„für anständig halten? hier wollen wir nicht lachen, wir sind  
„voll Erwartung, die uns der Poet selbst eingeflößet, was die  
„Sache für einen Ausgang nehmen wird. Wir sehen das ganze  
„Kriegsheer erregt, zusammen laufend: wir wollen wissen, ob die  
„Griechen wieder die Waffen ergreifen, oder nach Hause gehen wer-  
„den: und siehe! da stößt uns jenes Fratzengesicht (zu Griechisch  
„μορμολυκειον!) auf, und hält uns Eilende bei der Schleppen  
„zurück. Wir widerstreben, wir sind auf den unwillig,  
„der uns das Ungeheuer zuschickte, und da, wo wir ernsthaft,  
255 „nicht blos seyn wollten, sondern auch mußten, lachen wir  
„leider.“ Alle Hochachtung für den Hrn. Klotzius Ernsthaftigkeit  
und seine Schleppen! wollte ich hier nur ein Paar Kleinigkeiten fra-  
gen: ob nämlich Homer uns mit einer Bürgermeister- oder Scho-  
liaisten-Perücke vorfinde? ob sein Thersites denn als eine Possen-

---

a) p. 28—30.

figur, als ein Ding zum Lachen auftrete? Ist dies nicht, tritt er jetzt in diesem kritischen Zeitpunkte, als ein Redner im Namen der ganzen Griechischen Canaille auf, alles abzusagen, was solche Thersites in der Griechischen Armee auf ihren Herzen hatten: gewiß! so kann Homer keinen gelegenen Zeitpunkt finden, als diesen, und das Colorit, in dem Thersites erscheint, ist so dem Epischen Tone gemäß, daß ich mir ihn in keinem andern denken kann. Nicht häßlicher; sonst verdient er den Augenblick todgeschlagen zu werden; nicht frömmher; sonst würde er schweigen, und so würde kein Herold seyn, der auch die Stimme des Pöbels einmal hören ließe. Ich bin also vor meiner Schleppe und vor einem unanständigen Lachen sicher! Der ernsthafte Homer<sup>1</sup> aber, der seinen Thersites ganz anders, nämlich als ein unnützes Fratzengesicht, als ein Ungeheuer, das sich zum Lachen vordrängt, kennet, und davor sehr bange ist, fährt fort:

„Wenn wir hingegen den Menschen wegwerfen, wenn wir „alle die Verse weg schneiden, laßt sehen, ob wir nicht eine „ernste Mine behalten werden?\* Ich sage es noch einmal, 256 „Homers Thersites gefällt mir nicht, und wird mir nie gefallen, „wenn ihn auch Medea wieder verjüngte. Wegjagen wollen wir den „Menschen, oder wenn er sich widersetze, und sich erkühnte, Uns „auch, so wie die Griechischen Feldherren, zu schmähen, so soll er „mit umgedrehetem Genieke heraus. Zwar zweifeln wir nicht, daß „auch Er seine Vertheidiger finden, daß sich Einige finden werden, „die an den artigen Jungen nicht wollen Hand angelegt haben. „Denn es giebt Leute, die mit den Mūsen und mit der Philoso- „phia in keinem Umgange, in keiner Bekanntschaft stehen, die „die Wissenschaften blos als Handwerk gelernt, die da schreien u. s. w. —”\*\* Wehe mir! dieser schelrende sehr ernsthafte Ton geht eisf Seiten durch, und wie sollte ichs nun wagen, einen Thersites Homers zu retten, der ohne Grund und Ursache verurtheilt ist. Wehe mir! so gehöre auch Ich alsdenn unter die Leute, die

\*) [Epist. Hom. p. 31.]

\*\*) [p. 44].

1) Homerist (?)

mit den alten Jungfern, den Mäusen, und mit der ehrbaren Dame Philosophia in keinem Umgange stehen, denn ich hätte geglaubt, Thersit wäre zu viel geschehen. Ich lege also voll ernsthafter Erbietung die Hand auf den Mund, und reiche blos mit geziemender Achtung dem h. t. größten Kenner Homers in Deutschland diesen alten Dichter zum nochmaligen Durchlesen dar: denn aus die-  
257 sen und andern Urtheilen, die er über Homer hie und dort gefäl-  
let, haben viele Leser mit Recht gemuthmaßet, er Kenne denselben vielleicht nur noch aus dem ersten flüchtigen Durchlaufe, den er, wie er uns selbst mit der liebenswürdigsten Offenherzigkeit erzählt,<sup>a)</sup> einmal mit seinem Stubenburschen in 24 Tagen durch den ganzen Homer hin angestellet, um nur ohngefähr etwas von der Form des ganzen Werks zu wissen, und sich eine Copiam vocabulorum anzuschaffen. Nun kann dies freilich noch nicht heißen Homer in Homers Sinne lesen, und es scheint aus diesem flüchtigen Durch-  
zuge ihm manches aus Homer entwischet zu seyn, manches aber sich in ihm angeklebet zu haben, was nur Er so bemerket. Künftig kann ich davon mehr Proben geben; jetzt wiederhole ichs von Thersites. Wie ich ihn Kenne, ist er nicht da, um lächerlich zu seyn, um uns die Schleppe zu zerreißen, um uns zum ungeziemenden  
258 unartigen Lachen zu bringen. Noch ist er da, um blos häßlich zu seyn, damit doch nicht lauter schöne Leute vor Troja seyn mögen. Noch ist er an unrechten Orte da, daß man ihm das Genick umdrehen dörste. Er gehört mit zur Handlung des Gedichts, und ist der Mund des Griechischen Pöbels, der sich jetzt erklären soll oder gar nicht. Er ist nicht lächerlich, sondern häßlich, und um nur

---

a) Hortabatur vero idem (Baumeisterus) me in primis ad studium graecarum litterarum, quarum in me erat *levis cognitio*. Hinc una cum Neomanno, aequali et familiari meo, divina Homeri carmina non tam legi, quam deuoraui, ut intra viginti circiter quatuor dierum spatium omnia perlegeremus. Fuit enim tum nobis illud tantum modo propositum, ut formam *aliquam magni operis* et *speciem animo infor-*  
*maremus atque verborum nobis compararemus copiam*. In praef. Eleg. p. 8.

dies Häßliche einiger maßen zu lindern, so läßt es Homer auf Einen verkleinernden Zug hinauslaufen: statt ihn als Kronverbrecher zu tödten, ihn nur gelinder strafen; statt ihn ganz zum Abscheue zu machen, versöhnt er ihn durch einen Nebenzug zuletzt mit dem Herrn.<sup>1</sup> Ihm einen andern Charakter zu geben, heißt aus der Lateinischen Uebersezung urtheilen, und in Homerischen Briefen dieses an Tag zu legen, ist<sup>a</sup> — Doch ich fehre lieber zu meinem lieben Leßing, bei dem ich überall unterhaltende Gründe finde —

---

22.

259

Und zwar jetzt zu ihm als Psychologen. „Der Dichter nutzt „die Häßlichkeit, um die vermischten Empfindungen des Lächerlichen „und Schrecklichen hervorzubringen.“<sup>b</sup>

Zuerst bemerke ich: daß so verschieden an sich diese zwei Gattungen vermischter Empfindungen Schreckliches und Lächerliches seyn mögen, so bald können sie sich in einander verwandeln. Das Schreckliche, als unschädlich erkannt, wird eben, weil es uns schrecklich dünkte, lächerlich; das Lächerliche, als schädlich erkannt, eben weil es uns nur lächerlich dünkte, schrecklich. Vielleicht werden beide<sup>z</sup> also das Häßliche aus Einer Ursache, ihrer verwandten Natur nach, nutzen? Wir wollen forschen:

Nicht alles Lächerliche darf häßlich seyn. Unter der großen Menge unschädlicher Kontraste zwischen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten giebts zwar auch einen, der — häßlich schön heißt,

---

a) Die lateinische Uebersetzung freilich spricht von verbis *scurrilibus*, von dem *non prout decebat*,<sup>2</sup> von dem quodcumque videtur *ridiculum* Arguius; und aus ihr kann man also sicher den Thersites, so in lateinische Phrasen übersetzen: *hic homo scurram agere, risum reliquorum Graecorum captare solebat, dedecet carminis grauitatem etc.* Alles nach der lateinischen Uebersetzung gut und richtig; wer wird aber Homer in einer lateinischen Uebersetzung lesen?

b) Laof. p. 232. 233. [508—9. Freies Citat]. \*) [p. 512. XXIV.]

1) Heere (?)

2) οὐ: dicebat

und sich auf mancherlei Weise äußert, z. B. häßlich seyn, und sich schön dünken, häßlich seyn und für schön erkannt werden, häßlich seyn, und durch Auszierung schön seyn wollen u. s. w. Allein, diese eigne Gattung lächerlicher Kontraste macht noch nicht alle Gattungen, die ganze Art aus. Der Schwach=starke, der klein Große, der unwichtig Wichtige<sup>1</sup> in jeder Art, sind eben solche lächerliche Geschöpfe, als der häßlich Schöne.

So darf auch nicht alles Schreckliche häßlich seyn. Wenn ein Wesen seiner höhern Natur, seiner größern Uebermacht wegen, uns Schrecken<sup>a</sup> gebietet; so darf dies Schreckliche weder in dem Gegenstande mit Formen, noch in unsrer Seele mit Empfindungen des Häßlichen vergesellschaftet seyn. Ein Ungewitter z. B. oder wenn ichs in ein Bild verwandele, ein Donnerwerfender Jupiter, kann fürchterlich, schrecklich seyn, aber ohne Verzerrung des Gesichts, ohne häßliche Formen. Ein brüllender Löwe z. B. kann selbst, wenn ich mich in Sicherheit fühle, mir ein schrecklicher, ein Schaudervoller; keinesweges aber deswegen ein häßlicher Anblick seyn.

Es folgt also: daß, um die vermischten Empfindungen des Lächerlichen oder Schrecklichen hervorzubringen, Häßlichkeit nicht jedesmal, nicht schlechthin als Ingrediens gebracht werden dürfe. Es wird daher dem Wesen einer Kunst anheim gestellt werden können, ob sie das, was sie nicht brauchen darf, brauchen könne, was sie nicht schlechterdings brauchen darf, hie und dort brauchen wolle. Ich fahre fort:

261 Unter den unschädlichen Kontrasten, die das Lächerliche machen, giebts namentlich auch den Kontrast des häßlich Schönen; zum Lächerlichen also kann Häßlichkeit wirklich ein wesentliches Ingrediens seyn, um es her vorzubringen. In schrecklichen Gegenständen gehört die Form der Häßlichkeit eigentlich gar nicht mit zu der Idee des Schädlichen, des Furcht erregenden selbst; Schauder und Unwille

a) Die meisten Homerischen Götter sind schrecklich; aber deswegen auch häßlich?

1) A: Witzige [vgl. Zweites Wälzchen p. 214]

am Häßlichen sind zwei Empfindungen, die in ihrer Natur verschieden sind: folglich kann zum Schrecklichen das Häßliche nie eigentlich als wesentliches Ingrediens wirken: nie es also hervorbringen. In Parallelen läßt sich daher kaum ihr beiderseitiger Gebrauch behandeln.

Wo das Häßliche zum Lächerlichen zutrifft: da treffe es wesentlich zu: es gehöre mit zum Kontrast: es kann nicht wegbleiben. Wo es wegbleiben kann, ist auch ein Kennzeichen, daß es wegbleiben muß — So erklärt Hr. L. mit Recht es für eine alberne Mönchsfrage, daß der weise und rechtschaffene Aesop in der häßlichen Gestalt Thersites durch dieselbe im Kontrast seiner schönen Seele lächerlich werden solle.

Träfe aber das Häßliche zum Schrecklichen; so könnte es blos als Nebenidee zutreffen; es gehörte nicht in die Empfindung des Schauders. Es muß also nicht anders als wie ein Nebeningrediens zugemischt werden: damit es die Hauptempfindung ja nicht schwäche, 262 damit der Schauder nicht Unwillen werde, wenn ers nicht werden soll.

Wo ein Gegenstand durch das Ingrediens des Häßlichen lächerlich werden soll; da kann er, so lange er in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit bleibt und den Kontrast abwieget, nie zu häßlich seyn. Aber das Häßliche zum Schrecklichen kann allerdings zu sehr verstärkt, und als Hauptingrediens behandelt, das Schreckliche wirklich hindern. Einen Gegenstand ganz häßlich fühlen, so daß die Idee des Unwillens, des Ekelns, jede andere verdunkelt, heißt gewiß nicht, ihn ganz fürchterlich empfinden. Das Gefühl des Schrecklichen ist Schauder der Furcht: das Blut tritt zum Herzen zurück: Blässe bedeckt das Gesicht: Kälte läuft den Körper herab; bald aber nimmt sich die Natur zur Selbstverteidigung zusammen: das Blut tritt verstärkt in seinen vorigen Gang: die Wangen röthen sich: das Feuer breitet sich wieder aus: die Furcht ist vorbei: der Schrecken ist in Zorn verwandelt. So erzeugte, gebaß und tödte sich die Empfindung des Schrecklichen. — Aber die Empfindung des Häßlichen wie weit anders: der Missston, die widerwärtige Erscheinung,

die wir häßlich nennen, wirkt auch in meinem Nervengebäude Miß-  
263 ton, Widerwärtigkeit: es bringt meine Saiten der Empfindung  
widrig an einander; es krallet in meiner Natur. Die Empfindung  
des Häßlichen durchläuft also meinen Körper ganz anders, als das  
Gefühl des Schrecklichen: sie gehören nicht in Eins.

Und auch zusammengeschlagen vermischen sie sich kaum. Der  
grausame Richard der Dritte<sup>a</sup> erregt mir Schrecken; der an  
Seele und Körper häßliche Richard Abscheu. Die Häßlichkeit  
seiner Seele, den Abscheu meiner Empfindung gegen ihn, kann wohl  
die Häßlichkeit seines Körpers verstärken; mit meinem Schrecken aber,  
mit seinem Charakter des Fürchterlichen, hat sie nichts zu thun.  
Wenn ich die abscheuliche Seele Edmunds<sup>b</sup> aus einem wohl-  
gebildeten Körper sprechen höre: so kann ich den schönen Körper  
noch beklagen, der einer so schwarzen Seele zur Wohnung dienen  
muß; ich kann ihn lieben, wenn ich seinen Einwohner hasse: der  
Abscheu an der Seele wird also durch den Körper nicht verstärkt,  
oder ich will noch mehr sagen, geschwächt. Aber der Schrecken,  
welchen die schwarzen fürchterlichen Anschläge Edmunds erregen, ist  
ganz etwas anders, er wirkt, ohngeachtet seines schönen Körpers,  
264 eben so in vollem Maafse. Edmund der Bösewicht, ist mir abscheu-  
lich; Edmund, der schädliche Bösewicht, schrecklich.

Wenn ich es also Hrn. Lessing zugebe: „daß schädliche Häß-  
lichkeit allezeit schrecklich sey,“<sup>c</sup> so wird Hr. L. es mir zugeben, daß  
sie es nicht wegen ihrer Häßlichkeit, sondern blos wegen ihrer Schäd-  
lichkeit sey: daß also der Dichter durch das Häßliche nie die Empfin-  
dung des Schrecklichen hervorbringen, daß er sie, eigentlich  
gesprochen, nie verstärken könne: kurz, daß Schreckliches und Häß-  
liches, zwei ganz verschiedene Arten der Gegenstände; Furcht und  
Abscheu zwei ganz verschiedene Arten der Empfindung seyn. Herr  
Lessing hat vielleicht sagen wollen: „Abscheu gegen die häßliche Seele  
„des andern wird durch Abscheu an seinem häßlichen Körper ver-

a) Laot. p. 238. [511]      b) p. 237 [511]

c) p. 236. [510]

„stärkt: der Dichter könne sich also der Formen des Häßlichen bedienen, um Abscheu zu verstärken.“ Alsdenn hat er Recht; aber auch keine Verschwisterung der Empfindungen angegeben: denn Abscheu bleibt Abscheu; das Häßliche, das Abscheuliche sey in Seele oder Körper.

Ich habe die Empfindung am Häßlichen der Formen Abscheu genannt: Hr. L. glaubt,<sup>a</sup> sie Ekel nennen zu können, und geht darinn von Hrn. Mendelssohn ab, der Ekel nur in den niedrigen 265 Sinnen Geschmack, Geruch und Gefühl; nicht aber in Gegenständen des Gesichts, und kaum des Gehörs finden will.<sup>b</sup> Der Sprachgebrauch, der in Sachen, wo es auf nichts als Gefühl ankommt, immer gehört werden kann, scheint auf der Seite des letztern Philosophen; nur, wenn ich nicht irre, mit folgenden Unterscheidungen.

Im eigentlichen Verstände scheint Ekel dem Sinne des Geschmacks zuzukommen; nicht aber blos übermäßige Süßigkeit,<sup>c</sup> sondern jede widrige Berührung unserer Geschmacksnerven verursacht Ekel. Daher die große Verschiedenheit des Geschmacks auf verschiedenen Zungen, nach dem ihre Fibern so und nicht anders gestimmt sind, so und nicht anders angenehm oder widrig [berührt] werden können. Hier ist also Ekel eine Haupteigenschaft des Uebelgeschmacks, der nicht von der zu langen Dauer einförmiger Berührungen unserer Geschmacksfibern, wie Hr. Mendelssohn meinet: sondern, wie ich glaube, von jeder unserer Natur widrigen Berührung derselben herrühret. Gewisse Geschmacksarten sind ekelhaft nach der allgemeinen Empfindung; andere nach dem Eigeninne einer Natur, das ist, nach der besondern Spannung der Fibern in diesem einzelnen Subjekte. Gewisse Arten des 266 Ekels sind angebohren, wenn die Werkzeuge des Geschmacks ursprünglich so und nicht anders gebildet sind; andre sind angewöhnet, und durch lange Assoziationen der Ideen zur Natur geworden. Einiges ist ekelhaft, wenn wirs kosten; ein anderes, wenn wirs gekostet haben, nach dem die widrige Berührung schnell oder langsam

a) Laot. p. 247. [516]

b) Litt. Br. Th. 5. S. 101.

c) Litt. Br. eb. daf.

geschahe u. s. w. Das Ekelhafte, was in Gegenständen des Geschmacks das Auge präoccupirt, ist nichts als Wiederholung voriger Sensationen, aber eine so starke Wiederholung, daß sie selbst Sensation erregt, und also mit derselben vermischt wird. — In Gegenständen des Geschmacks hat also das Auge nichts Ekelhaftes.

Geschmack und Geruch sind in unsrer Natur durch ein geheimes Band der Organisation vereinigt: die Stärke des Einen pflegt nicht ohne die Stärke des andern zu seyn, und der Verlust des Einen den Verlust des andern nach sich zu ziehen. Zunächst also kommt der Ekel dem Geruche zu, durch eine widrige Bewegung der Geruchsfibern; darf ich aber sagen, daß er ihm blos zukomme, durch das Band der ähnlichen Organisation mit dem Geschmack? Ich glaube fast: auch ein ekelhafter Geruch erregt Erbrechen, d. i. widrige Berührung der Geschmacksorgane. Er äußert sich also durch 267 den Geschmack: er kommt dem Geruche zu, blos als einem mit dem Geschmack verbundnen Sinne: jeder andere unangenehme z. E. zu starke, zu betäubende Geruch heißt nicht ekelhaft.

Dem Gefühle kommt Ekel schon sehr uneigentlich zu. „Eine „zu große Weichheit der Körper, die den berührrenden Fibern nicht „gnug widerstehen,“<sup>a</sup> z. B. ein Antasten des Sammets, feiner Haare, &c. kann im eigentlichen Verstande eben so wenig ekelhaft heißen, als das sogenannte Kitzeln: es ist Widrigkeit, ein heterogenes Gefühl, eine heterogene Berührung, als ich mag: und zwar Widrigkeit durch das zu Sanste. Nun giebts eine andere Widrigkeit, das Gefühl einer heterogenen Nervenspannung, durch das zu Hestige, zu Gewaltsame. So kreischt uns ein Griffel ins Ohr, der einen Stein hinunter krallet: wir fühlen unser ganzes Nervengebäude widrig erschüttert: wir wollen aus der Haut fahren; aber erbrechen wollen wir uns nicht. Widrig ist der Gegenstand für unser fühlendes Ohr; nicht aber ekelhaft.

Dem Gehöre, als solchem, kommt Ekel noch minder zu: denn „eine unmittelbare Folge von vollkommenen Consonanzen“<sup>b</sup>

a) Litt. Br. eb. das. [100].

b) Litt. Br. [101].

kann Überdruß; aber eigentlich nur dem Ekel erwecken, bei dem 268 Geschmack der Haupt Sinn wäre, und die Süßigkeit der Töne nur empfände, so fern sie mit der Süßigkeit, in Anschung des Geschmacks, Aehnlichkeit hätte. Ein solcher allein würde in der übermäßigen Consonanz auch eine Aehnlichkeit mit übermäßiger Süßigkeit, folglich an Tönen, Ekel empfinden; kein anderer! Ich sage mit Fleiße, empfinden, dunkel empfinden; denn von dem klaren Hinzu denken ist hier nicht die Rede.

Endlich: ekelhafte Gegenstände fürs Auge. Hr. L. glaubt,<sup>a)</sup> „daß ein Feuermaal in dem Gesichte, eine Hasenscharte, eine „gepleckte Nase mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel „der Augenbrauen, sich wohl so nennen ließen: daß wir etwas „dabei empfinden, was<sup>1)</sup> dem Ekel nahe komme, daß, je zärtlicher „das Temperament ist, wir desto mehr von den Bewegungen im „Körper fühlen werden, die vor dem Erbrechen vorhergehen.“ Ich mag bei so unsichern Sachen des dunkelsten Gefühls über Namen nicht streiten: indessen dünkt mich, daß das zärtlichste Temperament, und dazu im zartesten Zustande der Empfindung, z. B. eine schwangere Frau, solche Gegenstände eher widrig, als ekelhaft nennen, eher davor zurück schaudern, und in Ohnmacht fallen, als sich drüber erbrechen werde: daß die unangenehme Empfindung immer also 269 eher Widrigkeit des Gefühls, Abscheu des Anblicks, als Ekel, zu nennen sey. Es sey indessen darum, daß ein solcher Anblick Bewegungen erregen kann, die vor dem Erbrechen voraus gehen: giebt Hr. L. eben damit das Erbrechen nicht für die sicherste Wirkung des Ekel an? Und da das Erbrechen eigentlich nur dem Sinne des Geschmacks zukommt: so muß, wenn das Auge Ekel empfände, es blos durch eine Association von Geschmacksideen solchen empfinden, und über die Zärtlichkeit des Temperaments mag ich nicht streiten.

Enug für mich: daß Ekel eigentlich nur dem Geschmacke, und dem Geruche, als einem mit dem Geschmacke verbundnen Sinne,

---

a) Laok. p. 247. 48. [516. 17]

1) L.: welches

zukomme. Das grobe Gefühl der übrigen Sinne empfindet Widrigkeit, und nicht Ekel; es sey demn, daß in diesem und jenem Subjekte das Gefühl eines Sinnes in der körperlichen Organisation, oder in dem zur Natur gewordnen Laufe der Begriffe mit dem Geschmacke, und dem Geruche, gleichsam in näherm Bande stehen. Es giebt nämlich Menschen, bei denen der Geschmack, mithin auch der Geruch, unter den groben Sinnen gleichsam die herrschendsten sind, und den sinnlichen Empfindungen insgesamt also Ton zu geben vermögen: bei solchen kann sich ein widerlicher Anblick, ein wideriger 270 Schall, ein wideriges Gefühl mehr dem Ekel nähern: d. i. Bewegungen erregen, die vor dem Erbrechen voraus zu gehen pflegen. Allein, diese Besonderheit in der Stimmung des Nervengebäudes hindert nicht, daß auch in ihnen unmittelbare Widrigkeit des Gefühls, Gesichts, Gehörs, von der mittelbaren Widrigkeit in diesen Sinnen durch Hülfe eines fremden Sinnes, des Geschmacks, unterschieden seyn sollte. Das Ekelhafte kann sich mehr oder weniger, nach dem die Organisation gestimmt ist, in jede unangenehme sinnliche Empfindung einmischen; nicht aber jede unangenehme sinnliche Empfindung, jede Widrigkeit in einem Sinne ist deshalb Ekel.

Kommt also der Ekel vorzüglich dem Geschmacke, und andern Sinnen nur so fern zu, als sie mit ihm verbunden sind, oder sich an seine Stelle setzen können: so —

Gilt erstlich auf die Frage: Warum ist in den schönen Künsten und Wissenschaften der Ekel nicht schön? die Ursache<sup>a</sup> so allgemein nicht; weil der Ekel blos den dunklen Sinnen zukommt: denn dem dunkelsten Sinne unter allen, dem Gefühl, kommt er nicht zu.

Noch minder ist der Widerwille, den Häßlichkeit wirkt, so 271 gänzlich von der Natur des Ekels, als Hr. L. meinet;<sup>b</sup> denn Häßlichkeit äußert sich blos dem Auge; Ekel eigentlich nur dem Geschmacke.

a) Litt. Br. Th. 5. eb. das.

b) Laok. p. 247. [516. 17]

Am mindesten also kann sich zur Nachahmung das Ekelhafte vollkommen so, wie das Häßliche, verhalten.<sup>a)</sup> Lasset uns jede der dreierlei Nachahmungen des Lächerlichen, Häßlichen, Ekelhaften durchfragen.

---

### 23.

Das Häßliche kann in der Dichtkunst gebraucht werden, um das Lächerliche zu erwecken, und, wie gesagt, hat die Dichtkunst alsdenn in Veranstaitung<sup>1</sup> der Formen keine andre Einschränkung, als Wahrscheinlichkeit und Gleichgewicht des Kontrasts, nämlich das scheinbar Schöne. Aber das Häßliche, ein Ingrediens des Lächerlichen bei dem Maler? Kann der Maler sein Häßliches in Kontrast des seyn wollenden Schönen setzen, daß das Lächerliche hervorblückt: so wohl. Da dies aber selten ist, da selbst bei der geistreichsten Hogarthschen Composition die Malerei immer augenscheinlicher häßliche Formen, als den lächerlichen Kontrast durch häßliche Formen schildert: so bleibt sie gleichsam körperlich,<sup>2</sup> um dem Dichter des Lächerlichen folgen zu können. Der Dichter trifft den Geist des Lächerlichen durch das Häßliche; der Künstler bleibt am Körper des Häßlichen kleben — und die Hauptsache ist unsichtbar. Jener stimmt meine Seele, und mein Mund lachet willig; dieser kitzelt mich häßlich, und ich soll lachen!

Das Häßliche zum Schrecklichen? Nichts! in Poesie und Malerei nichts. Will aber der Dichter Abscheu erregen: eine abscheuliche, bösartige, grimmige Seele an sich schon, wird sich durch häßliche Verzerrungen äußern. Soll der Abscheu verstärkt werden; so gebe er ihr ganz einen häßlichen Körper: denn wie anders kann wohl das Wohnhaus seyn, das sie sich gebauet, in dem sie so lange gewirkt? Soll der Abscheu sich in Mitleid brechen; will der Dichter in Entfernung eine Seele zeigen, die besser seyn könnte: so mildre er ihren Abscheu wenigstens durch Stralen ihrer guten Anlage,

---

a) Laof. p. 258. [260 = 523. 4]

1) Veranstaitung (?) 2) Heyne: zu körperlich

durch einen nicht häßlichen Körper. Der Maler hat hier Schranken seiner Kunst: denn wie selten will diese wohl Abscheu, höchsten Abscheu erregen? und wenn sich mit dem Häßlichen kein Schrecken, sondern nichts, als Abscheu, erreichen läßt: wie frei geht der Künstler aus?

Das Ekelhafte endlich — hier bin ich mit Hrn. L. gar nicht 273 einig. Das Wiesel, das Sokrates unterbrach, ist an sich kein ekelhafter Gegenstand, und die ekelhaften Züge, die Aristophanes sonst einmischt, sind ein Geschenk an den Griechischen Pöbel, das wir demselben auch lassen können. Alle Hottentottische Erzählungen, so bald sie den Ekel zur Hauptwirkung haben, so dünen sie mir Ausgebüten des Britischen Ueberwitzes und bösen Humours. In Hesiods Abbildung der Traurigkeit bin ich mit Longin von einerlei Empfindung: es sey, aus welcher Ursache es sey — Ich mag die fließende Nase nicht sehen: ich mag nichts sehen, was wirklich Ekel erwecket. Ekel, als solcher, läßt sich schlechthin mit keiner andern gefälligen Empfindung verschmelzen; und wenn das Gräßliche nichts, als ein ekelhaftes Schreckliche, ist: so ist in diesem Gräßlichen, was sich vom Ekel darein mischet, allemal unangenehm, widrig.

Nur muß man auch freilich nichts für Ekel erregend halten, was nur einen Nebenbegriff des Ekels, durch weite Zurückerinnerung haben möchte: nichts für Ekel erregend, was, ohne dem Geschmacke und Gerüche zuzugehören, blos widrig genannt werden könnte: nicht alles endlich in einer künstlichen Nachahmung für ekelhaft, was kaum in der Natur selbst, die keiner unangenehmen Empfindung solch eine enge Sphäre gegeben, als dem wahren Ekel — —

274 Doch ich vergesse aus meinem Kritischen Wälzchen beinahe gänzlich den Rückweg. Wie habe ich in demselben unhergeirret! Wie verschiedne Aussichten boten sich mir dar! Wie manchen richtigen und irrigen Gedanken mag ich auf meinem träumerischen Pfade gedacht haben! Es sey! Lessings Laokoon hat mir Materie zum Nachdenken verschafft: Homer, und die Menschliche Seele waren die Quellen, aus denen ich dachte. „Wenn mein Raisonnement

„nicht so bündig ist, als das Leßingsche,<sup>1</sup> so werden vielleicht meine kritischen Grörterungen<sup>2</sup> mehr nach der Quelle schmecken.“<sup>a</sup>

Uebrigens sei jedes Wort, und jede Wendung verbannet, die wider Hrn. L. geschrieben schiene. Ich habe über seine Materien gedacht, und wo ich insonderheit nach Leitung der Alten davon abgehen mußte, sprach ich offenherzig, und wollte in Form eines Sendschreibens sprechen, wenn es die Abwechselung und der Inhalt der Materien zugelassen hätte. Wenn meine Zweifel und Widersprüche die Leser des Laokoons dahin vernöggen, ihn nochmals, ihn so sorgfältig, als ich, zu lesen, und ihn aus meinen Zweifeln, oder meine Zweifel aus ihm, zu verbessern: so habe ich der Sache des Laokoons weit mehr gevortheilet, als durch ein kaltes Lob, hinter welchem jeder Leser, so, wie sein Urheber und Besitzer, gähnet. 275 Meine Schrift selbst: wie würdig mir Laokoon geschienen, um darüber zu denken! sei ein Opfer meiner Achtung an den Verfasser desselben: Lobworte darzubringen habe ich nicht.

---

## 24.

Der Rest<sup>b</sup> beschäftigt sich mit einigen Fehlern der Winkelmannschen Schriften: ich wollte, daß die Aufmerksamkeit Hrn. L. lieber auf das Wesentliche derselben, und auf das ganze Gebäude seiner Geschichte gefallen wäre, das noch so mancher Schwierigkeit unterworfen ist. — —

Da ich Jahre her täglich zu den Alten, als zu der Erstgeburt des Menschlichen Geistes, wallfahrtete, und Winkelmann als einen würdigen Griechen betrachte, der aus der Asche seines Volkes aufgelebt ist, um unser Jahrhundert zu erleuchten, so kann ich Winkelmannen nicht anders lesen, als ich einen Homer, Plato und Bafo lese, und er seinen Apollo siehet.

---

a) Leß. Vorr. zu Laok. [375]      b) Laok. p. 261—298. [525—46].

1) L.: Baumgartensche      2) L.: meine Bemühungen

Indessen haben sich bei einem siebenmaligen Lesen freilich auch Zweifel bei mir zu Papier gefunden, die, was insonderheit sein 276 Geschichtgebäude aus den Materialien der Griechischen Litteratur anbetrifft, die Alten selbst zu Zeugen, zu Gewährsleuten haben dörfsten. Da ich also das Glück hatte, von Winkelmann einen ermunternden Blick des Beifalls zu erhalten: so war ich beschäftigt, mit mir selbst nochmals über seine Werke zu sprechen, und alsdenn in dem würdigen Tore vor ihm zu treten, in dem sich sein Geist offenbaret. Wie erhebend wäre der Gedanke gewesen, von ihm, dem Griechen unsrer Zeit, gebilligt zu werden, zur Vollkommenheit seiner unsterblichen Werke etwas beizutragen! —

Und ach! Winkelmann ist nicht mehr! durch die Hand eines Mörders, auf die entsetzlichste Weise der Welt, Rom, und seinem Deutschland entrissen! O, wenn du Göttlicher, noch wie ein seltener Dämon, unverwandelt: so sich die Bestürzung, mit der mich die Nachricht von deinem Verluste traf, die ungläubige Unruhe, die dich noch immer lebend sah, und endlich die Thränen der Wehmuth, die ich deinem Tode schenkte! Wie mancher Litterator und Alterthumskenner hätte statt seiner<sup>1</sup> nicht blos sterben können, sondern auch vielleicht sterben sollen, damit die Welt nicht einst nichts, als verführnde Spuren, von ihm aufzuzeigen habe!

### Beschluß.

Ich bin Hrn. L. auf seinem Pfade gefolget, und, wenn sein Laokoon „mehr unordentliche Collektaneen zu einem Buche, als ein Buch selbst“<sup>a</sup> ist: was sind denn meine Kritischen Wälder? Sie sind zufälliger Weise entstanden, und mehr durch die Folge meiner Lectüre, als durch die Methodische Entwicklung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Sie zeigen indessen, daß sich auch unsystematisch irren lasse, daß nicht blos, wenn man aus ein paar angenomme-

a) Vorrede zum Laof. [375].

1) deiner (?)

nen Wörterklärungen, in der schönsten Ordnung, sondern auch, wenn man aus einigen ausgerissnen Stellen in der schönsten Unordnung alles, was man will, folgert, man dem Fehlritte gleich ausgesetzt bleibe. Ich bin übrigens zu sehr ein Deutscher, daß ich nicht, wenn sich ein Machtwunsch thun ließe, gleich lieber in meine kritischen Wälder, Ordnung und System hinein wünschen wollte; und noch mehr wünsche ich ihnen „das Vorrecht der Alten, keiner Sache „weder zu viel, noch zu wenig, gethan zu haben.“<sup>a</sup> Ich habe jetzt in der Materie, die Laokoon abhandelt, den Grund gesichert; die Folge wird zeigen, was sich darüber aufführen lasse?

Vor der Hand verbitte ich mir nur Eins, den Titel meines 278 Buchs nicht zu einem Gegenstande artiger Wortspiele zu machen, an denen manche Witzige unsrer Kunstrichter nicht arm zu seyn pflegen. In mehr als einer Sprache hat das Wort Wälder den Begriff von gesammelten Materien ohne Plan und Ordnung; ich wünschte nur, daß meine Leser die etwas trocknen und verschlossenen Pfade dieses ersten Theils überstehen möchten, um hinter denselben zu freieren Aussichten zu gelangen.

---

a) Vorrede zum Laok. [373]

# Kritische Wälder.

---

Oder  
Betrachtungen  
über die  
Wissenschaft und Kunst  
des Schönen.<sup>1</sup>

---

Zweites Wäldchen  
über einige Kloßische Schriften.

---

1769.

---

1) Statt des Kopfes mit der Umschrift *ΣΩΚΡΑΤΗΣ*, den hier, wie bei dem Ersten Wäldchen, die Originalausgabe A unter dem Haupttitel zeigt, steht in dem zweiten Drucke des Jahres 1769 das Motto:

Σούπει, ὁπόσοι τέως μηδὲν ὅντες, ζεθοῦσι, ταῦτα  
αἱ εὐγενεῖστοι ζεδοῦσιν ἀπὸ τῶν λόγων.  
Αετίαν, ὁμηρόςων διδάσκαλος. [c. 2]



(3)

## Analytischer Inhalt.

---

### I. Ueber Hrn. Kloß Homerische Briefe.

1. Warum es nicht so leicht sey, in unsrer Zeit Homer, in Absicht auf seine Sprache und seine Menschen, zu beurtheilen? Ob Homer das Mass des Menschlichen Geistes? und ob es aus seinem Zeitalter wahrscheinlich sey, daß er das Lächerliche affektiren wollen?
2. Hrn. Kloßens Tadel auf Homer ist längst bekannt, und kein Tadel. Ephrase der Episode Bussans, zum Beweise, daß er kein Posseureiher seyn wolle.
3. Ein Blick auf Thersites und Irus in Homer. Rettung des Lope di Vega und Milton, in Absicht auf ihre Lachsucht. Kann eine Epische Hauptperson lächerlich seyn? Nein! Rettung des Homerischen Mythes. Darf sie lachen? Warum nicht?
4. Unterschiede, die Hr. Kloß übersehen. Nun sich ist lächerlich und belachenswerth; Haupt- und Nebenpersonen; die Theile eines Gedichts, und das Ganze; eine sich in andre auslösende Empfindung, und das Hauptgefühl der Epopee, nicht einerlei.

5. Kann man Mythologie in Religionsgedichte mischen? Zuerst: merkliche Schwierigkeiten in der Lateinischen Sprache. Zeiten und Länder unterscheiden noch mehr. Sonderbarkeit der Dichter, die in Italien bei Wiederauflebung der Wissenschaften sangen. Der Poetische Gebrauch der (4) Mythologie muß alles entscheiden. Rettung der Mythologie in Milton.
6. Einschränkung und Auseinandersetzung der ganzen Materie. Poetische Grenzen der Mythologie in Religionsgedichten. Ob ein geistlicher Dichter der Dogmatik zu gut schreibe?
7. Proben der großen Wirkung heidnischer Ideen in Gedichten unsrer Religion. Prüfung der neuen Vorschläge, auf was Art die Mythologie für unsre Religion zu brauchen sey?
8. Und für unsre Kunst. Neber die Strahlen, die Flügel, und den Donnerstrahl in der Kunstvorstellung unsres Gottes. Prüfung der Vorschläge hierüber nach Alterthums- und Religionsbegriffen. Ist's was Unerhörtes, daß Christliche Dichter Gott auf einem Donnerwagen schildern?
9. Von der Mythologie in Profangedichten unsrer Zeit. Ob sie durch Entdeckungen der Naturlehre, und der Geographie, oder gar durch Allegorie ersezt werde? Neber Ramlers Liebe zur Poetischen Allegorie.
10. Kritik über den Rest, und Urtheil über das Ganze der Homerischen Briefe.

## II. Neber die Schamhaftigkeit Virgils.

1. Ist die Keuschheitsvisitation eines Dichters der Poetische Zweck desselben? Muß man die bona fama eines Poeten, nach seinen Versen (5) beurtheilen? Ungereimtheiten hieraus, und ein Wink auf die wahre Grenzcheidung darüber.
2. Grund der Schamhaftigkeit in der Menschlichen Natur. Daz das *zaxoqator* ein schlechter Zeuge derselben sey. Rettung der Homerischen Episode des Paris.

3. Untersuchung der mancherlei Schambegriffe, bei der Liebe, bei dem Nacktenden, bei gesellschaftlichen Ehrbarkeiten. Unterschied zwischen der natürlichen, gesellschaftlichen und Moralischen Schamhaftigkeit.
4. Unterschied dieser Empfindungen bei verschiedenen Nationen, Morgenländern, Griechen und Römern gezeigt. Rettung der Griechischen Freiheiten hierin.
5. Darlegung des Plans im ganzen Kloßischen libello. Voll Allgemeinörter, ohne Philosophische Bestimmung, ohne nationelle Unterscheidung.
6. Und ohne charakteristische Belenkung Virgils. Wie ungewiß ihn Hr. Kloß rette, und wie unpassend mit Homer vergleiche?
7. Ueber die persönliche Schamhaftigkeit Virgils. Ob, und wie sie gerettet werden könne? Abhörung des Donatus, Servius, Martialis und Apulejus darüber. Vob der Heinischen Ausgabe Virgils.

(6) III. Ueber einige Horazische Rettungen und Erläuterungen.

1. Seltne Art Hrn. Kloßens, mit Harduin Krieg zu führen. Wie Harduin widerlegt werden sollte?
2. Vom Kloßischen Commentar über Horaz. Wie sehr er den Ton der Horazischen Poesie verfehle? an der ersten Ode Horaz gezeigt. Auch andre haben den Ton dieser Ode nicht getroffen. Von dem Poetischen Worthaue des Choriamben.
3. Auch aus dem Tone der zweiten Ode erläutert uns Hr. Kloß sicher weg. Prüfung einiger anderer so genannter neuer Erläuterungen Horazens.
4. Wie wenig Hr. Kloß bisher zum Horazischen Geschmacke beigetragen? Zweifel gegen die Erläuterungsmethode Horazens, nach Batteux Manier. Wie sehr diese die Horazische Ode zerstücke und zerlege? Kloßens Begriff von den Digressionen, und dem Charakter Pindars.

5. Ueber die Parallelenmacherei bei einem Dichter. Ueber den Gemmen-  
geschmack bei Lesung desselben. Ueber den Misbrauch gelehrter Com-  
mentare. Goßners schätzbares Zeugniß darüber.
  6. Meine Art, Horaz und neue Horaze zu lesen.
  7. Nachschrift und Enderklärung.
-

## Zweites Wäldchen

### über einige Kloßische Schriften.

---

#### 1.

Ich habe mich anheischig gemacht, auf mehrere Kloßische Anmerkungen über Homer zu merken, und ich muß mein Wort erfüllen. Der Tadel sowohl, als das Lob, das auf den Ersten der Dichter fällt, trifft auf den Mittelpunkt der Griechischen Litteratur, und hat immer auch auf entferntere Punkte im Kreise der Gelehrsamkeit einen Einfluß. Es wird also lohnen, mit den Homerischen Briefen<sup>a</sup> in der Hand ein Lustwäldchen der alten Griechischen Musen zu besuchen.

Wie muß ich mich aber durch süße Freundschaftsbezeugungen, und lange Vorbereitungen durchwinden und durchdrängen,<sup>b</sup> um nur erst auf eine Materie zu kommen. Hr. Kloß irret in diesen Briefen so herum, daß seine Muse wohl nichts minder, als eine Schwester der Homerischen Muse, seyn kann, die statt vom Trojanischen Kriege, und vom Ei der Leda anzufangen, lieber gleich mitten in die Handlung hinein greift — *μῆνιν αειδε θεα*, u. τ. λ. — Der Homerische Briefsteller nimmt sich zu erst recht sehr Zeit, seinen Freund und Gönner zu umarmen,<sup>c</sup> die sehr mittelmäßigen Verse desselben, die von ganz Deutschland für mittelmäßig erkannt sind, Himmelhoch zu erheben,<sup>d</sup> uns auf dem Landgute desselben<sup>e</sup> (wie

a) Epist. Homer. Altenb. 1764.      b) p. 5 — 24.

c) p. 5. 6.      d) p. 6. 7. conf. Act. litter. Vol. I. p. 245 — 49.

e) p. 8. 9.

Boileau von gewissen Wortmalern sagt) von Terrasse zu Terrasse zu führen, das Landleben,<sup>a</sup> und die unehelichen Kinder<sup>b</sup> zu loben, über die Härte der *Regina Pecunia*,<sup>c</sup> und über die Unanfbarkeit unsers Jahrhunderts gegen Poeten<sup>d</sup> zu klagen, einen großen Minister, der fast durch ein solches Lob erniedrigt wird, deswegen<sup>e</sup> zu rühmen, weil er ihm erlaubt, auf dem Lande einige Zeit zuzubringen. Er fährt fort, alle felige Vergnügungen daselbst<sup>f</sup> uns liebkoßend vorzuzeigen: die Bücher, die er mit sich genommen, und endlich<sup>g</sup> — „Wie aber die Dichter vom Zevs, so will ich vom 9 „Homer beginnen.“

Noch sind wir nicht in der Materie. Hr. Kl. zeigt erst, daß er mit seinem Homierischen Tadel nicht zu ungelehrten Verächtern Homers gehöre,<sup>h</sup> daß niemand in der Welt die alten Schriftsteller mit mehr Bewunderung und Entzücken lese, als er, daß Homer bei allen diesen Fehlern, die Hr. Kloß ihm zeigen will, noch immer groß bleibe,<sup>i</sup> daß — und dies alles in so erregendem Tone, mit so viel, ob gleich längst bekannten, Beispielen und Allgemeinsäcken, daß man keinen andern, als jenen Cyklischen Dichter<sup>k</sup> liest, und jedes Blatt mit der bewundernden Frage umschlägt: was will aus dem Männlein werden? Was hat dieser große Mann dem fehlerhaften Homer Unerhörtes zu zeigen, das so viel Vorbereitung und Aufmerksamkeit verdiente?

Vielleicht ist mein Leser so ungeduldig, als ich, und auf mich unwillig, daß ich den neuen *Homeromastix* noch nicht selbst reden lasse; allein, wenn Hr. Kl. zween Bogen lang vorbereitet, wie würde es denn dem Tone meines Werks entsprechen, nicht auch vorzubereiten? Ich muß also Schritt halten: sonst kommen wir alle drei, Hr. Kloß, der Leser und ich aus dem Takte.

a) *Epist. Homer.* p. 10—12.      b) p. 12. 13.      c) p. 13. 14.

d) p. 15. 16.      e) p. 16. 17.      f) p. 18.      g) p. 18.

h) p. 19.      i) p. 20—23.

k) *Fortunam Priami cantabo. Horat. A. P.* [137].

10 Wie nun? Ists wohl so leicht, Homer zu tadeln? ich  
meine so leicht für uns, in unsrer Zeit, Denkart und Sprache?  
Es sollte scheinen. Denn sind wir nicht in Gelehrsamkeit und Wis-  
senschaft, und Stufse der Cultur ungleich höher, als das Zeitalter  
Homers? Ist die Welt nicht drei tausend Jahr älter, und also  
auch vielleicht drei tausendmal erfahrner und klüger geworden?  
Kriegt also nicht der Altvater Homer vor dem Geschmacke und  
Urtheile unsers Zeitalters, wie vor dem Tribunal des jüngsten  
Gerichts? Und wie denn nicht vor einem Vorsitzer und geheimen  
Rathe desselben? Ich sollte fast glauben! oder beinahe nicht glau-  
ben: denn unser Jahrhundert mag in allem, was Gelehrsamkeit  
heißt, so hoch gekommen seyn, als es will und ist; so ists doch in  
allem, was zur Poetischen Beurtheilung Homers gehört, nicht  
höher; ja ich behaupte, daß es hierinn dem Jahrhunderte gebor-  
ner Griechen, die Homers Zeitgenossen, oder wenigstens Landsleute  
und Brüder einer Sprache mit ihm waren, weit hinten nach sey.  
Wir sind nicht nur nicht höher hinauf, wir sind gewisser maßen  
aus der Welt hinaus gerückt, in der Homer dichtete, schilderte  
und sang.

Homers Sprache ist nicht die unsre. Er sang; da dieselbe  
noch blos in dem Munde der artikulirt sprechenden Menschen, wie  
er sie nennt, lebte, noch keine Bücher =, noch keine Grammatische,  
11 und am wenigsten eine wissenschaftliche Sprache war. Er bequemte  
sich also den Artikulationen der Zunge seiner Menschen, den Beu-  
gungen, und dem Wortgebrauche der lebenden Welt, in aller Un-  
schuld und Einfalt seines Zeitalters. Wer kann ihn nun hören,  
als ob er spräche? Tausend Wörter haben ihren Sinn allmälich  
umwandeln, oder sich in ihrem Gebrauche seitwärts biegen und  
verfeinern müssen, ohne daß es jemand wollte, und  
bemerkt; denn der Geist der Zeit veränderte sich. Man behielt  
immer das Wort, man glaubte auch immer, denselben Begriff zu  
haben; denn in der gemeinen Sprache des Umganges wechselt man  
klare, und nicht deutliche Ideen: und doch so, wie sich Lebensart,  
und der Geist des Jahrhunderts änderte, so hatte sich auch der

inwohnende Geist vieler Wörter verändert. Sehr spät endlich ward die Sprache wissenschaftlich. Der Wörtersammler, der die Begriffe aus einander setzen, deutlich machen sollte, fand einige vielleicht schon gar nicht in seiner lebenden Sprache; er mußte ratheen, und die Muse gebe, daß er unter hunderten nur einmal übel gerathen hätte. Bei einem andern definirte er nach dem Begriffe seiner Zeit: wie aber, wenn dieser blos ein jüngerer, ein abstammender Begriff gewesen wäre? Bei einem dritten nahm er vielleicht gar nur eine verfeinernde Bedeutung des Philosophen, eine Nebenbestimmung dieser und jener Schule, Provinz, Sekte, Menschengattung, 12 und trug sie ein. Nun komme nach drei tausend Jahren ein Mensch aus einer fremden Sprache, aus einer ganz andern Welt, urtheile und richte, und mäckle Wörter, sicherer würde er die Bücher der Cumäischen Sybille in Ordnung bringen!

Wer mir nicht glaubt, lese hierüber die Vorrede des arbeitsamen Johnsons zu seinem Englischen Wörterbuche, und er wird vor einer Kritik zittern, die ihn drei tausend Jahre zurück, in einen so frühen Zeitpunkt der Griechischen Sprache, als in welchem der Dichter ihrer Jugend Homer sang, werfen will. Wenn schon zur Zeit Aristoteles gebohrne Griechen über einzelne Wörter Homers zweifelhaft waren: werden wir alsdenn nicht weit öfter, wenn es insonderheit auf Würde der Wörter ankommt, in der Sprache des ehrlichen Sancho Panza sagen müssen: Gott weiß, wie Homer hätte dichten sollen. Ich rede nicht von dem Sinne desselben, sondern von dem Gefühle seiner Epischen Würde in der Sprache: und zum Behufe des letztern, reichen die vielen Hülfsmittel unter den Griechen selbst da zu, Homer beurtheilen zu wollen?

Ich gebe ein Beispiel, das ich brauchen werde. Das Wort *γελοῖον* hieß in den Zeiten der alten Griechischen Einfalt, überhaupt, was Freude, was Lachen erwecket, ohne daß dies Lachen der Freude noch ein Gelächter des Spottes sein dorste. Das *γελοῖον* 13 in einem Menschen war der Charakter eines süßen innigen Gefallens: das *γελοῖον* in einer Sache, in einer Rede, in einem Auftritte war Unmöglichkeit. Je mehr die Zeiten von dieser unschul-

digen Einfalt abwichen; desto mehr wurde der Begriff des „Lächerlichen“ daraus. Das *γελοῖον* in einem Menschlichen Charakter ward das „Piquante“ des Witzlinges, und endlich ganz die Narrenkappe eines Gecken: das *γελοῖον* in einem Auftritte ward das „Lächerliche,“ und endlich das „Belachenswürdige.“ Welche Umnutzung von Ideen! Wer nun in einem alten Dichter der Einfalt das *γελοῖον* allemal für eine Possenreißerei nehmen will, weil etwa in der Lateinischen Uebersetzung „ridiculum“ steht, und darnach einen Menschencharakter in Homer längst beurtheilen, und tadeln, und verdammen wollte, der könnte freilich sein Wörterbuch, und seine Uebersetzung, und die Meinung einiger alten Grammatiker auf seiner Seite haben, nicht aber darum auch den ursprünglichen Homer. Ueber den muß man nicht aus Uebersetzung und Wörterbuche, sondern aus dem lebendigen Gebrauche seiner Zeit urtheilen, oder das sicherste Wort wählen: *οὐκ οἴδα!*

Zweitens. Wenn die todte, die körperliche Natur, die Homer malet, sich seit ihm schon sehr verändert hat, wie viel mehr die Natur der Menschen, die Manier der Charaktere, die Nüancen, in 14 denen sich Leidenschaften äußern! Eine Griechische Seele war gewiß von andrer Gestalt und Bauart, als eine Seele, die unsre Zeit bildet. Wie verschieden die Eindrücke der Erziehung, die Triebfedern des Staats, die Begriffe der Religion, die Einrichtung des Lebens, der Anstrich des Umganges! Wie verschieden also das Urtheil über die Würde der Menschheit, über die Beschaffenheit des Patrioten, über die Natur der Götter, über die Erlaubnisse des Vergnügens, über Anstand und Zucht — wie verschieden damals und jetzt! So weit Athen von Berlin, so weit müssen sich die Jugendindrücke Homers hierüber von dem Urtheile eines seiner heutigen Kunstrichter entfernen. Wer die Geschichte des Menschlichen Geistes in allen Zwischenzeiten zwischen Homer und uns kennet, wer den Umnutzungen und Vermischungen der Begriffe von Menschlicher Natur, Religion, Gelehrsamkeit, Bürgerlichem Interesse, Sittsamkeit und Wohlstande in allen diesen Zeiten nachgespüret, wer Augen hat, um den Ort zu sehen, auf welchen ihn die zusammen

gesetzten Kräfte so vieler Zwischenjahrhunderte geworfen haben, der wird in allem, was Charakter einer Menschenseele ist, ungemein rückhaltend seyn. Er wird Homer, den Schöpfer Menschlicher Charaktere, studiren; er wird in den Zeiten desselben nach der damaligen Gestalt dieser so wichtigen Begriffe forschen: aber, wie ein 15 Areopagit im Finstern urtheilen? Raum!

Der Verfolg wird Beispiele liefern, wie schielend es sey, über den Nebelstand Homerischer Götter und Helden, und Menschen nach den Begriffen unsrer Zeit zu urtheilen. — Jetzt will ich nur fragen: ob Homer habe fehlen können, daß er sich nach den Sitten seiner Zeit bequemete? und nach welchen er sich denn hätte richten sollen?\*

Homer mußte sich nach den Sitten der Zeit vor ihm bequemen: denn aus dieser schilderte er seine Helden, und was er also in derselben für Begriffe von Heldengröße, Heldenflugheit und Wohlstand fand, ward die Basis seines Gedichts. Wenn diese Heldengröße ohne Leibesstärke, ohne Schnelligkeit, ohne Wildigkeit der Leidenschaft, ohne eine edle Einfalt in klugen Anschlägen, ohne eine fühne Rauhigkeit nicht bestehen konnte: so wurden auch alle diese Charaktere seinem Gedichte eigen.

Auf solcher Grundlage stand sein Gebäude: Ein Gedicht für seine Zeit. Die Vorstellungen der verflossenen Jahrhunderte sollten in der Sprache seines Zeitalters, nach dem Gefühl eines Sängers, der in diesem Zeitalter gebildet war, nach dem Augenmerke einer Welt von Zuhörern, die nach ihrer Zeit dachten, vorgestellt werden: so sang Homer, und anders konnte er nicht singen — Ein Barde voriger Zeiten für seine Zeit. Wer sich in diese 16 zurück setzen kann, in Erziehung und Sitten, und Leidenschaften und Charaktere, und Sprache und Religion — für den singt Homer, für keinen andern.

Es ist lächerlich, vom Homer fordern, daß er sich nach den Sitten einer künftigen Zeit hätte richten sollen. Dazu gehört Gabe

---

a) Epist. Homer. p. 24.

der Weissagung, und noch was mehr, die Gabe unmögliche Dinge zu thun. Wenn wir fodern, daß Homer für unsre Zeit und Denk-  
art hätte schreiben sollen, so hätte es ein alter Indianer und Per-  
sier, der Homeren in seiner Sprache las, auch<sup>1</sup> fodern können! So  
auch ein scholastischer Mönch des funfzehnten Jahrhunderts, wenn  
er über Homer kam! so auch ein Hottentottischer Kunstrichter, wenn  
einmal der Genius der Wissenschaften Europa verlassen, und mit  
Homeren in der Hand nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung  
ziehen wird! so auch ein jeder Thor von Einsiedler, der auf einer  
Säule, wie Simon der Stylite, alt und grau wurde! Alle wer-  
den alsdenn im vereinigten Chore mit unserm Lateinischen Perrault  
anstimmen können: <sup>a</sup> Homerum dormitasse aliquoties, appareat.  
Quod iis in locis in primis patere existimo, ubi . . . sua e aetatis  
moribus inservit nondum politis satis, & cum simplicitate rusti-  
cum aliquid & asperum habentibus. Und was würde aus Homer,  
wenn er sich nach jedem Kunstrichter hätte richten wollen?

Nein! mein Homer soll sich nicht nach meinem Zeitalter gerich-  
tet haben, die Sitten des seinigen mögen so weit abgehen, als sie  
wollen. Ich bin zu bescheiden, ihn suminam vim & mensuram  
ingenii humani zu nennen: <sup>b</sup> denn wer bin ich, daß ich die gesamm-  
ten Kräfte der Natur wägen, und das Maß erfassen wollte, das  
die Mensur des Menschlichen Geistes enthält? Wer bin ich, daß  
ich die Linie ziehen könnte: so hoch reicht Homer, und so hoch kann  
der Menschliche Geist reichen! So sehr ich ihn, als die ädle Erst-  
geburt der schönen Dichterischen Natur in Griechenland, liebe; so  
gern ich ihn, als den Vater aller Griechischen Dichter, verehre: so  
blöde bin ich, ihn, als den Umfang, als das Maß des Mensch-  
lichen Geistes, zu betrachten: so blöde, es abwägen zu wollen, wie

---

a) Epist. Homer. p. 24.

b) p. 19. Ich weiß diesen Ausdruck, als gewöhnliche Lateinische Phra-  
sis; allein ich mag keine Phrasis, die es ursprünglich nicht war, die keine  
Wahrheit hinter sich hat.

1) Υ: der auch Homeren . . . las, fodern können.

auch nur die Dichterische Natur ihre Kräfte in ihm erschöpft. So lange mir Apollo nicht den Wunsch erfüllt, die Metamorphosen des Menschlichen Geistes auch in einer solchen Metamorphose meines Geistes durchwandeln und durchleben zu können: so lange ich nicht mit den Ebräern ein Ebräer, mit den Arabern ein Araber, 18 mit den Skalden ein Skalde, mit den Barden ein Barde, wesentlich, und durch eine Umwandlung meiner selbst geworden bin, um Moses und Hiob, und Osian in ihrer Zeit und Natur zu fühlen: so lange zittere ich vor dem Urtheile: „Homer ist die höchste Masse „gesammelter Kräfte des Poetischen Geistes, das höchste Maß der „Dichterischen Natur.“ Und ist schon bei Einer einzigen Seite der Natur, und des Menschlichen Geistes, als Dichterisches Genie ist, ist da dies Urtheil schon so schwer: wie kann ich den Umfang gesamnter Geisteskräfte, das Maß der ganzen Menschennatur in ihm berechnen! Wo weiß ich, ob die Natur bei Bildung eines Alcibiades und Perikles, und Demosthenes, als Geschöpfe ihrer Zeit betrachtet, sich nicht mehr erschöpft, als bei Homer? Wo weiß ich, ob ein Plato, ein Bacon, ein Newton,

— — das Ziel erschaffner Geister,

dieser bildenden Mutter nicht mehr in ihrer Art gefördert, als Homer in der seinigen? Ein solcher Lobgesang geht ins Ungeheure; und wenn Homer summa vis, & quasi mensura ingenii humani ist, so wird der, so ihn noch beurtheilen und tadeln kann, ein volliger Uebermensch! hervorragend über die Schranken des Menschlichen Geistes. Da trete ich zurück, um den kritischen Gott anzubeten.

Ich betrachte Homer blos, als den glücklichsten Poetischen Kopf 19 seines Jahrhunderts, seiner Nation, dem keiner von allen, die ihn nachahmen wollten, gleich kommen könnte; aber die Anlagen zu seinem glücklichen Genie suche ich nicht außer seiner Natur, und dem Zeitalter, das ihn bildete. Je mehr ich dieses kennen lerne, desto mehr lerne ich mir Homer erklären, und desto mehr schwindet der Gedanke, ihn, „als einen Dichter aller Zeiten und „Völker,“ nach dem Bürgerrechte meiner Zeit und Nation, zu

beurtheilen. Nur gar zu sehr habe ichs gelernt, wie weit wir in einem Zeitraume zweier Jahrtausende von der Poetischen Natur abgekommen, eine gleichsam Bürgerliche Seele erhalten, wie wenig, nach den Eindrücken unsrer Erziehung, Griechische Natur in uns wirke! wie weit Juden und Christen uns umgebildet haben, um nicht aus eingepflanzten Begriffen der Mythologie auch über Homers Götter zu denken! wie weit Morgenländer, Römer, Franzosen, Britten, Italiener und Deutsche, wenn ich den Rousseauschen Ausdruck wagen darf, unser Gehirn von der Griechischen Denkart weggebildet haben mögen, wenn wir über die Würde der Menschlichen Natur, über Helden Größe, über die Ernsthaftigkeit der Epopoe, über Zucht und Anstand denken! Wie gelehrt muß also ein Auge seyn, um Homer ganz in der Tracht seines Zeitalters sehen: wie gelehrt 20 ein Ohr, ihn in der Sprache seiner Nation so ganz hören: und wie biegsm eine Seele, um ihn in seiner Griechischen Natur durchaus fühlen zu können. Am sichersten, mein Urtheil über ihn sey nicht voreilend, damit ich ihm daß nicht für einen Fehler anrechne, was Tugend seiner Zeit war.

Nun mag Hr. Al. die unten gesetzte<sup>a</sup> Einleitung zu seinem Homerischen Tadel rechtfertigen; ich finde den einen Theil derselben am unrechten Orte; den andern Theil sehr zweifelhaft. Am unrechten Orte steht die Betrachtung,<sup>b</sup> daß Homer ein Mensch sey, Fehler habe, daß die Fehler der größesten Genies, eines Homer und Shakespear, ihrer Größe nichts benehmen, u. s. w. Für unsern Zweck wäre die Betrachtung gewesen: ob Homers Fehler, (als Griechischer Dichter seiner Zeit, und nicht als Mensch betrachtet,) von uns, und zu allererst von uns eingesehen, und Diktatorisch beurtheilt werden können? Und so zweifelhaft dies: so ungewiß wird mir das Folgende:<sup>c</sup> „daß Homer sein Gedicht mit nicht leichten „Flecken besudelt, weil er sich entweder nach den Sitten seiner Zeit „gerichtet, (das mußte er thun, und wenn ers thut, ißt's kein Fehler,) oder weil es schwer fällt, zurück zu halten, was dem Leser

---

a) p. 24 &c.      b) p. 21—23.      c) p. 24. 25.

„Lachen erwecken könnte, oder aus einem Fehler seiner Beurtheilungskraft; kurz also, daß er sich zu dem herab läßt, wovon ich, 21 „Chr. Ad. Kl. achte, es schicke sich für die Würde, und den Ernst „des Epischen Gedichts ganz und gar nicht.“ Die erste Ursache ist unpassend: die zweite sehr unwahrscheinlich: die dritte zweifelhaft: und die Folge selbst, wie ich zu beweisen hoffe, falsch.

Unpassend die erste Ursache: „daß Homer mit nicht leichten „Flecken sein Gedicht besudelt, weil er sich den Sitten seiner Zeit „bequemt.“ Homer mußte sich ihnen, und der Zeit seiner Helden bequemen; nicht aber der Zeit der Kapuciner, oder dem Jahrhunderte Ludwigs des vierzehenten, oder dem kritischen Jahrhunderte, das Hr. Kl. in Deutschland schaffen will. Es ist keine Sünde, zu behaupten, daß Homer an dies, und an die seligen Mohren in Afrika mit seinen Göttern, und mit seinem Unanständigen gar nicht gedacht habe.

Höchst unwahrscheinlich die zweite Ursache: „Homer habe sich „zu dem herab gelassen, wovon ich halte, daß es sich für die Würde, „und den Ernst des Epischen Gedichts ganz und gar nicht schicke, „weil es schwer wird, das zurück zu halten, wovon wir glauben, „daß es dem Leser Lachen erwecken werde.“ Denn wenn Hr. Kl. das Zeitalter Homers, und seiner Helden kennt, wird er hoffentlich zugeben, daß denselben nichts fremder sey, als eine Sucht des Lächerlichen. Die Verfasser gewisser Bibliotheken mögen mit dem Marktausruße vortreten:

Iocos ridiculos vendo: agite licitemini!

22

der Epische Dichter Homer weiß von solchen lächerlichen Grazién nichts. Das Zeitalter, das er besingt, war „die Zeit der Helden- „gröÙe, eines hohen Ernstes nach Griechischer Natur:“ und die Zeit, in der er lebte und sang, „der Anfang des Bürgerlichen „Jahrhunderts,“ und also eines gesitteten Ernstes in edler Einfalt. So wie in der ersten der Held, der Tapfre, der größte Mann war; so in der zweiten der Weise und Gute — in beiden war an den lachenden, oder Lachen erregenden Witzling nicht wohl zu geden-

ken; sonst wäre statt Homerischer Epopeen nichts, als Grebillonsche Romane, oder komische Epopeen, die Erstgeburt der Griechischen Muse geworden. Bei Homer also, wenn er keinen Margites, sondern eine Helden-Gliade schreibt, bin ich vor dem unzeitigen, unwürdigen Lachen so sicher, als ichs bei den schönen und artigen Schriftstellern unsrer Tage wohl nicht bin: und das vermöge des Homerischen Zeitalters.

Drittens endlich, dünnst mich die Ursache des beschwerlich Lächerlichen in Homer eben so ungewiß, daß er aus einem Fehlritte seiner Beurtheilungskraft so unzeitig lächerlich, so lach-süchtig geworden: denn wer Homers Zeit kennet, wird zehn andre Fehlritte für wahrscheinlicher halten, als — doch warum so viel 23 wahrscheinliche oder unwahrscheinliche Ursachen? Hr. Kl. komme nach vier und zwanzig Seiten einmal zum Beweise.

---

## 2.

„Meine Meinung ist,<sup>a)</sup> daß Homer manchmal an einem sehr ungeschickten Orte den Leser zum Lachen bringen wollen, und damit seinem Göttlichen Gedichte nicht leichte Flecken angesprüßt, die demselben eine nicht kleine Unförmlichkeit, und dem Leser Verdrüß erwecken. Hierher kann man in der Odyssee den Streit des Irus mit Ulysses, und im ersten Buche der Gliade den Ort rechnen, wo er den Gott Vulkan einen Gaufler (histrionem) spielen läßt — denn was spielt er anders, als einen Gaufler, da er den Göttern Wein einschenket, und diese den hinkenden Mund schenken mit großem Gelächter begleiten.“ Noch mehr aber wird die Sache aus dem zweiten Buche erhellen — und nun kommt weit und breit die Geschichte von Thersites, die Hr. Kl. mal über mal für unanständig, unschicklich, ungereimt, unwürdig erklärt, und mit einem recht Thersitesischen Geräusche völlig aus Homer verwirft.

---

a) p. 24. 25. &c.

Nun wundre ich mich zuerst über die Verwunderung, „daß „unter allen Feinden Homers noch niemand auf diese Geschichte „gefallen, daß, so sehr man alles zu seinem Tadel gesammlet, man 24 „nicht diesen Ort angeklaget. Ich wundre mich, daß sich Hr. Kl. so „viel Mühe giebt, es zu untersuchen, woher sich alle hätten betrie- „gen lassen, diese Stelle nicht zu tadeln; daß er selbst eine Gedan- „kencitation von Bida anführt, wo dieser wohl Thersites könne „im Sinne gehabt haben, und — bei allem nicht den Franzosen, dem er, Hr. Kl. so manches Maleranekdotchen, und zehn gegen Eins, auch diesen ganzen Tadel schuldig ist, den er so unerhört, so weitläufig, so wichtig vorzeiget. Hr. Kl. wird doch seinen Leib- autor, wenn es auf Malergeschichtchen ankommt, den berühmten d'Argenson,<sup>a 1</sup> nicht verkennen?

Der Franzose sagt bei Gelegenheit seines Julius Romanus, und des lächerlichen Zwerges im Gemälde Konstantins: „es „ist wahr, daß sich eine solche lächerliche Figur zu einem so ernst- „haften Gegenstände gar nicht schickt; man müßte denn diesen Ma- „ler mit dem Homer entschuldigen wollen, der in der Iliade „einen Vulkan, worüber die Götter spotten, und einen „von aller Welt verachteten Thersites anbringt, um den „Helden seines Gedichts einen Contrast zu geben.“ Der Deutsche, 25 oder vielmehr der Deutschlateiner, braucht diese Worte eben in der nämlichen Absicht, in demselben Zusammenhange, wie der Fran- zose, schmückt sie mit eben demselben Beispiele von Julius Roma- nus und andern bekannten Malern aus, die meistens d'Argenson selbst an ihrem Orte anführt, — und doch wird unter seinen Hän-

---

a) Leben der Maler Th. I. p. 81. Eben der Tadel, nur verändert, ist Voltären und andern Franzosen eigen, und Hr. Lessing hat zu verschiedenen malen die Sache von der Seite des Drama in Beleuchtung genommen; s. Dramaturg. 1. und 2. Band hin und wieder.

1) Irrig statt: d'Argensville

den alles Neu und Unerhört. Ja endlich trübet er so gar d'Argenson's bessere Aufführung Homers. Dieser giebt dem Thersites einen „von aller Welt verachteten Charakter,“ den ihm auch Homer giebt; hr. Kl. macht ihn zum Possenreißer, was ein d'Argenson sich nicht einmal zu behaupten getraute, und wovon Homer nichts weiß. Der Franzose läßt ihn und Vulkan vom Homer charakterisiren, um den Helden seines Gedichts einen Contrast zu geben; der Deutsche fährt über Homer her, daß er aus Ungeschliffenheit seines Zeitalters, aus der eitlen Sucht, dem Leser ein Lachen am unrechten Orte abzujagen, oder gar aus Mangel der Beurtheilungskraft, dem Gedichte so häßliche Flecken einbrenne, dem Leser zur Last wäre, ihm an unrechtem Orte ein unanständiges Lachen abzwinge, die Würde seines Epos aufopfere — Mit wem von beiden ließe sich also vernünftiger Homer untersuchen, mit dem vernünftig tadelnden Franzosen, oder mit dem sich brüstenden Deutschen? Leider muß ich mit dem letzten!

26 Was also Vulkan betrifft: wird jeder Kenner Homers wissen, daß das Ideal seiner Götter nichts weniger, als das Ideal höchst vollkommener, geistiger, allerhöchster Wesen sey. Sie haben alle ihren Charakter, der nach Körper und Seele, nach Stärke und Denkart, nach Würde und Neigungen, nach Ansehen und Verrichtungen so bestimmt ist, als die Namen, die sie führen, oder die Partei, die sie im Homerischen Gedichte nehmen. Wie also bei den alten Künstlern die Bildung jedes Gottes ihr eigentliches Ideal, ihre Gestalt bis auf Bart und Haupthaar hatte: so sind auch in Homer ihre Charaktere gleichsam eine Reihe von eigenthümlichen Brustbildern, von Wesen; wo jedes aus sich, wo keins, wie ein drittes, handeln muß. Gegen Menschen gerechnet haben freilich alle Homerischen Götter ihr eigenes Anständige; aber unter sich selbst ist wieder ihre Würde, ihr Anstand, ihre Art zu handeln so eigen bestimmt, so sonderbar, als eines jeden Körper und Name. Man streiche in der ganzen Iliade alle Namen der Götter und Göttingen aus; ich will jedes von ihnen aus ihren Reden und Handlungen errathen: und es kann aus Homer eine solche Gallerie von

Dichterischen Idealen seiner Götter erbauet werden, als Winkelmann seine Ideale derselben aus der Kunst aufstelle<sup>a</sup>.

Hier also an unserm so unanständig lächerlichen Orte<sup>b</sup> — 27 was war geschehen? Jupiter erscheint mit aller Ehrfurcht der Götter im Olymp, und die gebieterische Juno fängt über seine geheimen Rathschläge zu zanken an. Der oberste der Götter antwortet zuerst groß und unabhängig, und als Juno fortfährt und seine Rathschläge offenbaret, zornig und mächtig drohend. Verstummt vor Furcht, gebeugt in ihrem Herzen sitzt die hohe Juno da, und alle Himmelschen im Hause des Gottes versammlet, erseufzen. Eine Schauderhafte Stille; eine unruhige stumme Scene, wie vor einem Ungewitter, herrscht im Olymp!

Wer soll sie brechen? Soll Homer seinen Gesang schließen, und den Leser in einer bangen Besorgniß lassen, ob nicht auf dies Schaudervolle Verstummen nachher wirklich ein Ungewitter erfolget? ob nicht etwa die gebietende Juno den Streit erneuret, und also der mächtige Zeus seine Drohungen erfüllt? Unwürdige Besorgniß! der Hoheit des Epiischen Gedichts, und dem Zwecke der Homericchen Handlung entgegen! Homer, der nirgend seine Handlung abbricht, sie mit jedem Worte weiter fortführt, thäte doppelt Unrecht, in seinem ersten Gesange, bei der ersten Versammlung der Alles lenkenden Götter uns nicht das Ende ihres Raths wissen zu lassen, und noch ärger uns auf sein ganzes Gedicht hin eine Idee von 28 seinen seligen Göttern beizubringen, die uns wohl nicht den Zustand derselben sehr beneidenswerth vorstellte. —

Vollendet muß also der Auftritt werden, aber wie? und durch wen? Soll Juno ihren Zank erneuren, und vor unsern Augen unglücklich werden? Unwürdiger Anblick! Soll sie fußfällig abbitten? Ein niedriger Weg zum Frieden des Himmels, dazu ganz unjunonisch! Eher ließe sie sich auf die gedrohte Art strafen, lieber wollte sie einer höhern Tyrannie unterliegen, als so ihre

a) Geschichte der Kunst und Anmerk. dazu, p. 142. sc. [WW. 4, 85 fgg.]

b) Iliad. α' v. 595.

weibliche Hoheit verläugnen. Auf solche Bedingungen wird also kein Friede im Himmel!

Und wie denn? Es trete ein Friedensstifter auf zwischen beiden! Doch wer? Einer, der durch sein Ansehen rechte, und durch die Würde seiner Person, als ein himmlischer Nestor, Jupiter und Juno zum Stillschweigen bringe? Solch einer ist nicht im ganzen Olympus! Der Streit ist zwischen den höchsten Göttern: er betrifft die Anschläge Jupiters, und die rechtmäßigen Drohungen seiner Macht: seine ganze Klugheit, sein obergöttliches Recht, seine Gewalt — alles ist mit im Spiele. Wer soll nun auftreten, ihm zu wiedersprechen, ihn ein bezres belehren zu wollen? Alle Anwesende sind Unterordnungen, Unterthanen, Kinder! Selbst die Göttin der Rathschläge, Minerve, ist die Tochter seines Haupts, und kennet ihren Vater zu gut, als daß er sich wiedersprechen, belehren lasse. Alle also, und ohne Ausnahme alle Götter von Würde, von Ernst handeln am besten, wie sie bei Homer handeln, stille sitzen und schweigen.

Anders also, anders wird die Zwietracht im Himmel nicht gestillt, als daß jemand Juno, die schwächere, und noch dazu die unbillige Parthei des Streites, besänftige — Wer soll dies thun? Etwa Einer, der Jupiter und Juno kenne, vielleicht beiden angehe, nicht zu 'erhaben sey, um beiden gute Worte zu geben, nicht zu ansehnlich sey, um seine Würde dabei in Gefahr zu setzen — Ein solcher seis, und hat er etwa in seiner Geschichte, in seinem Charakter, in seiner Gestalt etwas, was Juno warne und besänftige, was die Macht Jupiters gleichsam redend, sichtbar zeige, ihm also auch Recht gebe, ihn damit auch besänftige — ist ein solcher da, so trete er auf, und gebe den Göttern heitern Tag wieder!

Und siehe da! ein Gott von minderem Ansehen, ein himmlischer Handwerker; ein Gott, der Jupiter und Juno wohl gute Worte gäbe: ein Sohn beider; der in seiner Geschichte Beispiel gnug von der Macht Jupiters seyn kann: Zeus hat ihn vom Himmel geworfen; der in seiner Gestalt Warnendes gnug für Juno habe: sein noch hinfender,

und ewig hinkender Fuß — kurz! da ist der ehrliche Vulkan. Vulkan also fängt an im Namen aller himmlischen Untermächte zu reden, daß ein solcher Krieg die Ruhe der seligen Götter störe, daß die Sache der Menschen die besten Gaestmale der Himmelschen verderbe. Vulkan spricht als ein ehrlicher Handwerker, der seine Gründe nicht weit herholet; aber seine Vorstellungen sind bündig, der Zeit und dem Orte angemessen, und so stark, als der Amboß, den er zu führen pflegt. Er und alle Götter sind ja zum Schmause erschienen!

Er wendet sich gegen die Mutter, ob er gleich wüßte, daß auch sie verständig wäre — der Ehrliche, in dessen Munde diese Worte so glaubwürdig werden, als sie es seyn sollen: in dessen Munde also auch die kindliche Annahmung kein sich brüstender überhobner Rath seyn wird.

Er erinnert sie an die Macht des Donnergottes, der, wenn er wollte, alles vom Himmel werfen könne — der gute Vulkan redete aus Erfahrung, und wie sein hinkender Fuß ihn nicht anders reden läßt. Sein Rath ist also, Zeus abzubitten, und dem ganzen Himmel Heiterkeit wieder zu geben. — Wo ist bisher der Possenreißer, der hinkende Gaukler?

Aber abzubitten? dem Himmel Heiterkeit wieder zu geben? Und Juno selbst soll leiden, soll Unrecht behalten? — O daß sie nur nicht am Dornstrauche des letzten Worts hangen bleibe, und von neuem zürne! Siehe da, Vulkan! den Becher voll himmlischer Freude, die Schale voll Nektar! Tritt zur Juno, daß sie diesen letzten Zug nicht fühle: tröste sie über ihre Traurigkeit und ihre Unterdrückung: führe deine eigne unglückliche Geschichte an! — Vulkan thuts, und siehe! da lächelt die Königin der Götter: lächelnd nimmt sie den Becher der Freude von der Hand ihres Sohnes.

Ihr hohes Lächeln hat den Olymp aufgeklärt: die Wolken sind vorüber. Die Ruhe, die himmlische Freude besucht die Wohnung der seligen Götter wieder: der süße Nektar fließt für alle: bei allen findet sich das unzerstörbare Vergnügen, die unauslösch-

lich ewige Seligkeit wieder ein, und fängt an, da sie Vulkan so geschäftig zu ihrem Vergnügen sehen:

*Ασθεξος δ' ἀρ ενωρο γελως μακαρεσσι Θεοισιν  
Ως ιδον Ηραισον δια δωματα ποιπνυντα.*

So schmausen sie den ganzen Tag hinab bis zur untergehenden Sonne: ihr Herz begehrt nichts: sie speisen Ambrosia des Himmels, sie hören die Zitter des Apollo, und den Wechselgesang der Musen: sie gehen endlich vergnügt jeder in das himmlische Gemach, das ihm der künstliche arbeitsame Vulkan erbauet: Jupiter selbst besteigt sein hohes königliches Bette, und neben ihm die auf goldnem Throne prangende Juno! — Selige Götter! selige Wohnungen des Olympus!

32 Wie hat nun Vulkan seine Sache ausgerichtet? Stand er auf, um einen lahmen Gaukler zu machen, und nichts mehr? Unwürdige Vorstellung: Homer erweckte ihn, um die Götter aus einander zu bringen, um dem Olymp den Frieden zu geben. Erreichte er diesen Zweck durch Possen, durch Gaukeleien? Noch unwürdigere Vorstellung: er spricht so anständig, so charakteristisch, als ein Vulkan nur sprechen kann, und hier nur sprechen sollte. Läuft drittens der Auftritt auf ein Pöbelhaftes Gelächter hinaus, das sich Bauch und Seiten stemmet, und so fortwähret? Noch unwürdigere Idee, nicht werth, die seligen Freunden des Olymps auch nur von fern zu sehen. Und endlich: war gar dies Pöbelgelächter Homers Endzweck? — — Ich werde unwillig: wer die ganze Episode durch an nichts als an Vulcans hinkendem Fuße, und an den artigen Grimaßen des Mundschken seine Augen weidet, wer nichts bei Homer als dies sieht, wer alle Götter hierinn nach sich beurtheilt, dem könnte es in diesem Himmel, wie vormals dem Vulkan selbst, gehen: der lache lieber in den Busen!

Homerus loco admodum inepto, dum risum lectorum captare voluit, non levibus carmen divinum maculis adspersit, quae illi non exiguam deformitatem, lectorique molestiam concilient. Huc referre potes locum, ubi deum *Vulcanum histrionem agere iubet.*

*Quid enim aliud agit, quando diis vinum infundit, qui claudum* 33 *hunc pincernam magno risu prosequuntur?* etc. Hr. Kl. gestehe bei dieser Stelle,<sup>a</sup> entweder, daß er d'Argenson, oder der Lateinischen Uebersetzung Homers gefolget, oder wenigstens Homer nicht in seinem ganzen Sinne nehme. Die gemeine Lateinische Uebersetzung freilich, die weiß von einem immenso risu excitato, und einem Bitaubé ist's auch zu vergeben, wenn er den ganzen Himmelssaal von Gelächter der Götter über das Laufen und Rennen Vulcans erschallen läßt: (tous les Dieux, qui le voyant s'agiter et courir de tous côtés, font retentir d'un rire éclatant la voûte céleste). In der Sprache Homers aber, und insonderheit in der einfältigen Sprache seines Zeitalters ist „der *αοβεξος γελως* der seligen Götter“ kein unwürdiger, unanständiger Ausdruck: er bezeichnet die ewige Heiterkeit, die unzerstörbare Freude, die ihre Stirn wieder einnahm, das selige Lächeln, das bei dem Anblicke des Nektarschenkenden Gottes auf ihrem Antlitz schwebte. Allerdings zugleich ein kleiner Zug von Lustigkeit über seine Gestalt, und daß er seine Sache so wohl gemacht, mischet sich ein; durchaus aber kein unendliches Pöbelgelächter über einen hinkenden, wackelnden Gaukler; durchaus tritt Vulkan nicht auf, einen solchen Narren vorzustellen, an dem man sich satt lachen solle. Wer ist der Homerist, im 34 Geiste Homers, der ihn und seinen Vulkan, und seine Götter zu solchem Pöbel erniedrigen kann!<sup>b</sup>

Ich wenigstens nicht. Bei mir erreicht das Geschäft Vulcans, die Juno, und den Jupiter, und den Himmel zu besänftigen, seine Wirkung mit jedem neuen Verse. Mit jedem fühle ich gleichsam

---

a) p. 25.

b) Ich hoffe doch nicht, daß man mir Plato's Urtheil (de Republ. L. 3.) dagegen anführen werde: denn Plato will hier, wie er, oder Sokrates in andern Stellen, keinen Ausleger Homers, sondern den Moralisten, den Staatslehrer seiner Zeit aus Homer machen. Und schlimm genug, wenn der Pöbel der Griechen diese Stelle so nahm, wenn er die Götter sich hieraus als *φιλογελωτας* dachte, und ihnen wenigstens im Gelächter nachstreben wollte!

einen gelindern Grad von der Bewegung des Sturmes, mit jedem einen neuen sanften Abfall zur Ruhe des Olympus: bis durch alle Stufen des geminderten Schwunges die selige Freude, das himmlische Lachen der Götter hervorbricht, und nun das frohe Ambrassische Fest anfängt. Vulkan war Friedensstifter, Vulkan der Geber des Festes, und Homer erneuert noch das gute Andenken, daß er sich diesen Tag gestiftet, dadurch, daß bei dem Schluße desselben jeder der Gäste in das Gemach geht, „das ihnen Vulkan erbauet.“

— Niemand kann sich eine Seele geben, die Er nicht hat: aber 35 mich dümkt, daß von jedem befästigenden Verse Homers, (nach Lucians Ausdrucke<sup>a</sup> bei seinem Ebenbilde der Schönheit,) eine Honigfüße Spur in mir zurück bleibe, daß mit jedem Worte sich der Aufruhr der himmlischen Unruhe mehr bändige, und endlich bei dem Ausbruche der seligen unzerstörbaren Freude bleibt ein Echo zurück, das mich die Gitter des Apollo und den Gesang der Musen hören läßt, und so schließe ich Homers ersten Gesang.

---

### 3.

Und so begleite ich ihn auch bei der Scene Thersites. Wenn Hr. Kloß dieselbe nicht aus der Lateinischen Uebersetzung beurtheilte, so würde er kaum das *γελοιον*,<sup>b</sup> sondern das *αισχον* zu ihrem Hauptcharakter machen: wenn er sie nicht aus dem Zusammenhange risse, so würde er finden, daß sie nicht blos an ihrem Orte stehe,<sup>c</sup> sondern auch, welches noch kühner ist, nirgends anders stehen könne: und wenn Hr. Kl. sich auf die Seiten Achills und Homers erinnerte: so würde er finden,<sup>d</sup> daß das Colorit des Niederträchtigen, Pöbelhaften, Häßlichen im Thersites Original Griechisch sey, nach den Sitten der damaligen Zeit nicht anders, und nach dem Epi-

---

a) *Τι λείψανον ἐνδιατρίβειν, καὶ περιβούμεν τὰ ὡτα καθάπερ ἡχώ τινα παρατείνεσσαν τὴν ἀκρόσοιν, καὶ ἵχνη τῶν λόγων μελιχρὰ ἀττα κ. τ. λ. Lucian. εικον. [13]*

b) p. 31.      c) p. 31.      d) p. 32.

schen Zwecke Homers nicht schwärzer, und nicht weißer seyn könne. 36 Hier muß ich also Hr. Kloßen verlassen; denn er redet mir Bogenlang von einem Possenreißer, von einem unlieidlichen Gaukler, von einem beschwerlichen unanständigen Lachenerwecker vor, den ich nicht kenne.

Beinahe eben so tief ist's, wenn er den Zank Ulysses und Truſs tadelte.<sup>a</sup> Was dieses Gezänk in der Odyſſee<sup>b</sup> ist, das sind die Zänkereien zwischen Achilleſ und Agamemnon<sup>c</sup> in der Helden-Iliade, nur nach Verschiedenheit des Stoffes und der Menschengattung: Zank bleibt an sich Zank. Und was dieser Hader unter Menschen, ist der Zank unter den Göttern, der sich noch mehr und öfter auszeichnet. — Und was dieser; das sind hundert Szenen, die alsdenn aus Homer wegmüssen, wenn eine solche ehrbare Critik unsres Zeitgenoſſen gelten sollte, kein Held der Iliade, die wenigſten Auftritte der Odyſſee sind alsdenn für unsern Zoilus: denn heißt es aufs neue:

— ibis, Homere, foras.

Wenn es darauf ankäme, könnte ich Hr. Kl. selbst noch eine Reihe unwürdiger, unanständiger, unartiger Züge in Homer anführen, „wo Homer geschlummert, als welches, ich glaube, aus den Derttern erhellet, wo er sich den Sitten seiner Zeit bequemet, die „noch nicht gnug gefeilt, bei ihrer Einfalt etwas Bäurisches und 37 „Rauhes haben, wo er sich zu dem herabläßt, was der Würde „und Erhabenheit des Epiſchen Gedichts, wie ich achte, gar nicht „geziemet: wo er denselben nicht leichte Flecken angespritzt, wo er „es nicht auf eine geringe Art verunstaltet, wo er dem Leſer einen „nicht kleinen Verdruß erwecket.“ Ueber alles könnte ich mit vielen Beispielen aufwarten, und alsdenn im würdigen Ton auf Homer schmähen; ob aber daraus Homerische Briefe, oder eine Satyre würde: mag der Kenner Homers urtheilen, und Gott Lob! daß Deutschland wahre Kenner Homers besitzen!

a) p. 25.

b) Odyss. L. 18.

c) Iliad. a'.

Jetzt muß ich Homer verlassen, denn ich sehe, daß Hr. Kloß, zornig, wie die Göttinn Ate bei Homer, auf den Köpfen der größten Genies aller Zeiten und Völker wandelt.<sup>a</sup> „Lächerliches mit dem Ernsthaften, mit dem Nachdrucke Scherz, und das Große mit dem Niedrigen vermischen, hat zu aller Zeit für unanständig angesehen werden sollen, muß von jedem getadelt werden, es sey denn, wer mit Lopez di Vega glaubt, es stehe ihm frei, mit Vernachlässigung aller Regeln, was und wie ers wolle vorzubringen, und das Wahre mit der Fabel, die Komödie mit dem Trauerspiele, das Lächerliche mit dem Ernsthaften so zu vermischen, daß aller Unterschied zwischen dem Soccus und „Rothurn aufhöre.“ Und das sollte Lopez di Vega geglaubt haben? Das kann Hr. Kloß von einem Manne schreiben, dessen Namen ihm Ehrfurcht erwecken sollte? Der Spanische Dichter mag selbst reden,<sup>b</sup> er wird doch besser wissen, was er glaube, oder nicht glaube, als Hr. Kl. „Dem Himmel sei gedankt, noch „ehe ich völlig zehn Jahre gewesen bin, habe ich die „Bücher durchgelesen, die von den Regeln der dramatischen Dichtkunst handeln. Als ich aber zu schreiben anfieng, „fand ich die Komödie bei uns beschaffen, nicht wie die Alten „gedacht haben, daß man sie nach ihnen einrichten würde; sondern „wie sie viele Unwissende verunstaltet, die dem Volke ihren<sup>1</sup> großen Geschmack beigebracht haben. Dieser schlechte Geschmack „ist so sehr eingerissen, daß derjenige, der es wagt, nach „den Regeln zu arbeiten, in Gefahr steht, ohne Ruhm und „Belohnung zu sterben; denn unter Leuten, die sich der Vernunft nicht bedienen wollen, vermag die Gewohnheit mehr, „als alle Vorstellungen. Es ist wahr, daß ich zuweilen den „Regeln der Kunst, die so wenige kennen, gefolgt bin; so „bald ich aber, auf der andern Seite, jene blendenden Ungehener, „wozu das Volk schaarenweise läuft, und welche das Frauenzimmer

a) p. 32. 33.      b) Neue Bibl. d. sch. W. 1. B. 2. St. p. 213.

1) A: diesen

„vergöttert; so bald ich diese auftreten sehe, so schre ich sogleich 39.  
„zu meiner barbarischen Gewohnheit zurück, und wenn ich eine  
„Komödie schreiben soll, verschließe ich geschwinden den Ari-  
„stoteles und den Horaz unter 5 Schlössern, und lege  
„den Terenz und Plautus aus meiner Studierstube weg,  
„damit sie nicht zu klagen anfangen: denn die Wahrheit  
„schreit aus vielen Büchern laut hervor, u. s. w.“ Nur  
ein Hr. Kloß kann also schreiben:<sup>a</sup> *Impum Felicem de Vega,  
Carpionem persuasum habuisse, licere sibi, omnibus praeceptis  
neglectis, quascunque res, quocunque modo in scenam producere*  
etc. ut omne socii et cothurni discriimen tollatur.

Von einem Herkules gehts zum andern, vom Spanischen Homer zum Britischen: von Lopez zum Milton.<sup>b</sup> „So wie in „großen Vorzügen, so ist auch hierin Milton dem Homer gleich: „ich sehe ihn scherzen und spotten, wo er ernsthaft und nach- „drücklich sein sollte.“ Nun werden Stellen angeführt, die längst in England selbst bessere Tadler und zugleich ihre Vertheidiger gefunden, der Streit Gabriels mit dem Satan, der bitre Spott im Munde Satans, der Limbus der Eitelkeit u. s. w. Hr. Kl. schlage Addison, oder die erste beste Englische Ausgabe Miltons mit Anmerkungen, oder auch nur unsere ältere gute Schweizer-übersetzung auf: — er wird finden, daß seine Vorwürfe wiederholt, mit Gründen vorgetragen, und mit Gründen widerlegt — 40 veraltet sind.

Mit Gründen veraltet:<sup>1</sup> und er hat geglaubt, Gründe nicht anführen zu dürfen. Der Satz selbst: „in einem Epischen Gedichte „will man ernsthaft seyn, folglich soll man nicht lachen, folglich „soll sich auch keine Spur des Lächerlichen einstehlen,“ dünkte ihm Grund gnug: er wiederholt ihn also als ein Axiom, das wohl gar ein Hauptgesetz der Epopee werden könnte. Ein solches furchtbare Hauptgesetz über die höchste Dichtungsart des Menschlichen

---

a) Epist. Hom. p. 33.      b) p. 34. 35.

1) Verschrieben statt: widerlegt (?)

Geistes verdient doch, ehe es so unbestimmt eingeführt würde, eine Berathschlagung.

Deutlich unterschieden hat das Problem verschiedene Seiten. Fodert es die Proprietät des Epischen Gedichts, und die Congruenz aller Theile desselben, daß kein Zug des Lächerlichen erscheine? Oder fodert es meine Empfindung, jede Bewegung meiner Seele, die sich zum Lachen neiget, zu unterdrücken, um nicht die Epische Wirkung in mir zu schwächen? Fodert es die Würde Epischer Personen, daß sie nicht lachen, oder daß ich nicht über sie lache? — Mir scheint die letzte Frage die fäßlichste: Lasset uns also die Sache am leichtesten Ende angreifen.

Fodert es die Würde Epischer Personen, daß ich nicht über sie lache? durchweg lache, so lache, daß dies der Ton meiner Empfindung bleibe — wer kann noch fragen? Aus der Epopoei wird 41 alsdenn eine Burleske, ein komisches Gedicht: oder wenn der Dichter es eigentlich nicht einmal zum Zwecke hatte, Lachen zu erregen, und erregt es doch: schafft er Ekel, Verachtung, Misvergnügen. Würdig sey der Epische Held; nicht aber seinem Hauptcharakter nach lächerlich.

Davon also war die Rede nicht; aber kann der Held nicht hie und da eine Blöze verrathen, die lächerlich sey? Ich bitte hier den Unterschied zwischen lächerlich und belachenswerth zu beobachten. So bald der Held auch nur in einer Handlung eine Seite giebt, die nicht anders, als belachenswerth, seyn kann; aber belachenswerth nach Grundsätzen, und mit Rechte: freilich so hat sich der Dichter mit diesem Zuge selbst geschadet; denn nichts hebt die Würde seiner Person so sehr auf, als dieser Anstrich. Den Belachenswerthen verachten wir zugleich: er dünkt uns niedrig: und wie viel verliert ein Episches Subjekt, eine Epische Handlung, die dies wäre?

Hieher der Vorfall Ulysses mit Trus<sup>a</sup> — wäre er wirklich niederträchtig und unwürdig von Seiten Ulysses, verminderte er

---

a) Odyss. o' v. 1—110.

die Hochachtung, die wir für den alten, weit gereisten, abgehärteten Mann haben, müßten wir in der Folge verwünschen, ihn in dieser Situation gefaßt zu haben; allerdings unterschreibe ich alsdenn: Iri cum Ulysse concertatio epicī carminis gravitatem 42 minime decet. Wer aber, der Homer auch nur aus der Uebersetzung kennet, wird dies finden? Der arme Ulysses, so weit herunter gekommen, daß er vor seiner eignen Thüre in Ithaka endlich, als ein elender zerlumpter Bettler, anlanget: und, siehe da! stößt ihm ein andrer Bettler in den Weg; ein Bettler von einer ganz andern Art, der fräßige, nichtswürdige Frus. Dieser Lüderliche will jenen ehrwürdigen Greis von der Thüre wegdrängen, wegstoßen, wegshrecken; und Ulysses, jetzt nichts, als ein Bettler, antwortet ihm so ruhig, so unneidisch, aber auch mit solcher gesetzten Fassung, daß der andre, wie es auch bei gelehrten Bettlern gewöhnlich ist, nur zu Schimpf- und Scheltworten seine Zuflucht nimmt. Der anwesende Antinous hört den Bettlergoliath, freut sich nach seinem Charakter darüber, erzählt den Freiern der Penelope, und hat den lustigen Einfall: der Junge und Alte sollten kämpfen — freilich ein Einfall, den nur die Seele eines Antinous für schön halten, und nur Schwelger, wie seine Mitgenossen, billigten könnten. Der unerkannte Greis redet wider die Unbilligkeit des Vorschlages, den man ihm, einem alten Manne, thue; aber, da hier die Sache seiner Chre, als Bettler betrachtet, und als ein Hungriger die Sache seines Magens im Spiele ist: so fasst er Entschluß. Er gürtet sich, und selbst die üppigen Zuschauer 43 bewundern den Bau seines Heldenkörpers. Er erwäget, ob Ein Schlag seinem zitternden, schwachen, und aus Fräßigkeit entnervten Gegner den Tod geben solle; und seine Großmuth spricht das mildere Urtheil. Er schont des Glenden: ein Bäckenstreich ist zu seinem Siege, zu der Entwaffnung seines unwürdigen Feindes gnug: da liegt der jämmerliche Mensch blutend und ohnmächtig. Ulysses richtet ihn an die Wand auf, und giebt ihm seinen Bettlerstab in die Hand, um Hunde weg zu wehren, nicht um über Bettler den Herrn spielen zu wollen.

Was ist nun in der Geschichte Unwürdiges, Unanständiges für den Ulysses? Daß er zum Bettler herunter gekommen? So muß man den ganzen Lauf der Odysssee, das Subjekt des ganzen Gedichts ändern. So muß die Muse Homers gar nicht den besingen, den sie besingen wollte:

*αρδρα πολυτροπον — — ος μαλα πολλα  
πλαγχθη — — —  
Πολλων δ' αρθρωπων ιδεν ασεα, και νοον εγνω  
Πολλα δ' ο γ' εν ποντῳ παθεν αλγεα ον κατα θυμον  
Αρνυμενος ην τε ψυχην — — —*

So schreibe man eine bessere, anständigere, artigere Odysssee, die ihren Helden im Wohlstande lasse, ihn in dem Arme einer Göttin nach Ithaka trage, auf ein weiches Polster setze, und was man 44 mehr für Decenz hinein zu bringen wisse. Ich mag sie nicht lesen, kein Griechen wird sie lesen wollen.

Oder ißt unanständig, daß Ulysses sich dem unverschämten Bettler nicht gleich, als Herr des Hauses, als Ulysses, als König entdeckt — wahrlich! eine würdige, sehr gelegene, sehr glaubwürdige, sehr Epische Entdeckung!

Oder, daß Ulysses den Freiern bei seiner Penelope sich nach ihrem Zumuthen mit einmal verrathe? Wieder ein würdiger Verrath, der nichts mehr, als den ganzen Lauf der Odysssee, stört.

Oder, daß er keinem Bettler begegne? So wird aber in der sich nähernden Entdeckung eine Lücke; und ein Hauptaugenmerk Homers verschwindet, daß der *ευηρο πολυτροπος* sich auch in dieser tiefsten Situation, als ein Ulysses *πολυτροπος* zeigen sollte.

In dem sich zubereitenden Ausgange geschieht ein Sprung — und ich mag diesen Sprung nicht. Ich will gerne den Ulysses, als einen Bettler, sehen, wenn er auch nur in diesen Kleidern meine Achtung, als Ulysses, sich zu erwerben weiß; und wie sehr weiß er dieses? So, wie bei seiner Gürtung und Entblößung, seine Heldenhüste, seine erhabne Brust, seine starken Arme, sein

vester Rücken den Helden auch im Bettlersrocke verrathen: <sup>a</sup> so soll dieser Sieg vor der Schwelle, und vor den Augen seiner schwel- 45 gerischen Feinde das Vorzeichen seyn von größern Thaten im Hause, von unerwartetern Entwickelungen. Nichts ist, was den großmüthigen und tapfern Ulysses auch hier erniedrigt; vielmehr würde mit Auslassung dieses Auftrittes, die Steigerung seiner Euthüllung, und der sanfte allmäßliche Fortfluß der ganzen Odyssée gehemmet.

Wo ist nun das Belachenswerthe, das Unanständige? wo ist's insonderheit, nach den Sitten Ulysses, nach den Zeiten, nach dem Zwecke Homers? Ich wollte, daß es Hr. Kl. zeige.

Eben so wenig finde ich die Neden in dem Munde Gabriels, auch nur einem Zuge nach, belachenswerth und unwürdig seiner Größe: denn eben die verächtliche Begegnung gegen den dummi spottenden Satan ist die Mine seiner Hohheit —

— the warlike Angel mov'd,  
Disdainfully half smiling thus reply'd &c.

Ich fühle in seinem Betragen so wenig Hervorspringendes, und so viel charakteristischen Gegensatz zwischen ihm, und seinem Gegenparte, daß ich mit Addison gern diesen Wortwechsel für einen der charakteristischsten im ganzen Milton halte.

Der Charakter Achilles sey so groß in seinen Fehlern, als in seinen Tugenden; diese Fehler gehören zu einer Griechischen Heldenseele, zu einem Achilles; aber wahrhaftig belachenswerth, unwürdig, unanständig sey er nicht, und wo ist ers? Nur 46 nehme man ihn, und jeden Helden einer Epopee nach den Begriffen seines Landes, und seiner Zeit; sonst kann freilich ein ehrbarer, feiner und ernsthafter Kunstrichter einen Höhern Aether zum Athemholen nöthig haben, um einen Ulysses, wie einen aus der Canaille in Bettlerskleidern, und nicht in einem ansehnlichen Caroselle etwa, oder mit prächtiger Equipage, zu sehen — —

Doch ich kehre um: wenn eine würdige Epische Person nicht belachenswerth seyn muß, darf sie auch selbst nicht lachen? Welche

---

a) Odyss. σ' v. 66. &c.

Frage! welche Verwirrung der Begriffe! Muß ein Held die Würde seines Epischen Charakters dadurch behaupten, daß er, wie ein Karthäuser, nur sein memento mori! ernsthaft und sauertöpfisch grunze? Vergeben die Götter dadurch ihrer himmlischen Hoheit, daß sie lachen? Stört Homer damit die feierliche Harmonie seines Gedichts, daß seine Griechen über den häßlichen Thersites nach seiner Züchtigung lachen? O die abentheuerliche Mönchsfeierlichkeit! So wollen wir das Wort *γελαειν*, mit allen seinen Abkömmlingen, aus Homer ausschneiden: so wollen wir die Mine des Disdainfully half-smiling von dem Antlitz des herrlichen Miltonischen Engels wegwischen, und in tiefe kritische Runzeln verwandeln: so soll aus der ganzen Iliade ein Gothisches Kloster, und aus seinen 47 Helden eine Reihe feierlicher Prälaten werden, denen der Ernst häßliche Falten in die Stirne gekniffen, und die, wie der vortreffliche Hudibras —

a Knight he was, whose very Sight wou'd  
Entitle him Mirrour of Knighthood  
That never bow'd his stubborn Knee  
To any Thing but Chivalry  
His tawny Beard was th' equal Grace  
Both of his Wisdom and his Face — —

Als denn, als denn wollen wir diese hochansehnlichen Personen, die Geschöpfe unsrer Ehrbarkeit, mit dem zufriednen Blicke ansehen, als unser Homerist, da er den Thersites aus Homer, in einer glücklichen Stunde seines Kopfs, auswerfen wollte, und zu sich selbst sprach: „wie aber, wenn wir diesen Menschen hinaus würfen, und alle Verse wegschnitten, die von ihm handeln; laß sehen, ob wir nicht ernsthaft bleiben werden? nonne retinebimus „animi gravitatem? —“ Herrlicher Einfall! „wer lachen will, „soll in einer Satyre und Komödie auftreten, nicht in einer Epo-

---

a) Epist. Hom. p. 31.

„pee — in gravi ridere, quis decere existimat?“ herrlicher Einfall!

Ich thue es ungern, daß ich Hrn. Kl. Epischen Verboten so etwas Schuld geben muß; aber wie kann ich anders? Er führt ja Beispiele, wo kaum das Wort Lachen im Texte Homers steht, ohne zu untersuchen, ob wir, ob der Leser lache? ob eine Person sey, mit der wir Theil nehmend lachen? ob wir uns nicht vielmehr über das Lachen desselben ärgern? ob dieser Unwill nicht eben die Absicht des Dichters gewesen? Nichts von allem! Die Schwelger bei der Penelope lachen; Ulysses und Trus geben dazu Anlaß — in der Epopee soll keiner lachen: — Ulyssus und Trus aus der Odysssee hinweg! Die Teufel in Milton spotten und lachen: sie beweisen zwar dadurch nichts anders, als daß sie Teufel, dumme Bösewichter sind, und lachen so charakteristisch, als sie nicht reden könnten — aber doch lachen sie, und in der Epopee soll keiner lachen — weg damit!

Ehe nun ein so feierliches Gebot gegeben wird, soll voraus ausgemacht werden: ob das Lachen ein wirklich entehrender Zug eines Menschen = eines Helden = eines Götterantlitzes sei? Ob es nicht Fälle geben könne, da das Hohnlächeln sowohl, als das Hohnlachen, und das Lächeln der Freude sowohl, als das Freudenlächter, den Epischen Zweck mit befördern muß? Ob nicht ein hohnlachender Satan, und ein erhaben lächelnder Engel, selig lächelnde Götter, und närrisch lachende Wollüstlinge, und schadenfroh lachende Griechen zum ganzen Epischen Gemälde unentbehrliche Gruppen ausmachen können? Ob der Ton jeder Epopee gleich hoch gestimmt sey, und auch die Concente des Ernstes in gleichem Maafse haben müsse?<sup>1</sup> Ob alle Personen, die im Epos erscheinen, wie in der Iliade, bis auf einen Thersites; wie im Paradiese Miltons, bis auf den Satan; wie in der Odysssee, bis auf die Freier; wie im Olymp, bis auf Vulkan; wie auf dem Theater, bis auf den Licherpußer, gleich ernsthaft, groß, Helden-

1) A: müssen

mäßig, Wunderwürdig seyn sollen? Sind diese Fragen ausgemacht, so kann das obige Gebot gegeben werden: so lange will ich mich indessen mit Tristram Shandy erholen, und vest versichert seyn, „daß dies kurze Leben nur dadurch etwas verlängert wird, wenn „man beständig aufgeräumt ist; und noch mehr, wenn man lacht.“ Wenigstens lache ich so lange für mich, und für keine Epische Person im Heiden- Christen- und Judenthume.

---

4.

Doch ich sollte ernsthaft reden: wohl an also! wir wollen ernsthaftern Ueberschlag machen.

Kann die Epische Würde mit einem belachenswerthen Charakter bestehen, wenn dieser Hauptcharakter der Epopee seyn soll? Nein, und wenn er auch nur einige Unwürde in einzelnen Fällen hätte, noch nein! Aber kann ein würdiger Epischer Charakter auch lachen? Wenn am rechten Orte, wenn im gehörigen Maße, wenn zu Erreichung des Epischen Zwecks — warum nicht? Der erste Unterschied, den Hr. Kl. nicht beobachtet: Lachen und Lächerlich seyn, d. i. zum Lachen da stehen — welch ein Unterschied!

Zweitens: die Würde der Epischen Hauptperson, gebührt die auch jeder Figur, die in der Epopee auftritt? Unmöglich! und eben bei keinen zweien Personen muß diese Würde ganz gleich seyn. Einige müssen, eben um die Würde Epischer Helden ins Licht zu setzen, mit ihnen kontrastiren, und Unhelden seyn: Unkraut unter dem Weizen, und Satane um der Engel willen. Wenn es also Einen Achilles geben kann, den Tapfersten der Männer vor Troja, wenn mit ihm tausend Helden, die Stufenweise an Tapferkeit herunter steigen; warum nicht auch Einen feigen Thersites. Wenn so viel edle, schöne, würdige Seelen; warum nicht auch Eine, die häßlichste unter allen, die vor Troja gekommen waren? Diese, das Bild der Unedlen unter den Griechen, kann mit der gehörigen Epischen Erhöhung so gut und zweckmäßig im Gedichte erscheinen,

als unter den Griechen vor Troja die Unedlen. Wenn in einem Trauerspiele schon nicht lauter Helden seyn müssen; so konnte in der weit größern Welt von Menschen, die Homer in der Iliade schafft, auch ein Thersites seyn müssen. Wird seine Einwirkung mit den übrigen Gewichten der Iliade nur zusammen gewogen: erscheint er an Orte und Stelle: nicht ohne Nutzen, mit Zwecke: — vortrefflich! — Dies ist der zweite versäumte Unterschied. 51 Die Würde der Epoppee fällt auf das Ganze des Gedichts, auf jede einzelne, insonderheit jede Nebenperson nur in dem Maße, in welchem sie zum Ganzen beiträgt: so muß *gravitas* *epici carminis* berechnet werden.

Nun hat, und wer weiß das nicht? die Proprietät, die Eigenheit des Epischen Werks im Ganzen nichts weniger, als das Lächerliche, zum Haupttone; aber kann nicht ein Belachenswerthes in einem Theile zur Congruenz des Ganzen gehören, und ein Thersites, ein Dämon mit zur Harmonie des Werks einstimmen? Nichts ist hier so sonderbar, als eine Scene heraus zu heben; ohne zu betrachten, wie sie mitten im Verfolge sich ausnimmt, oder, besser zu sagen, sich fortdränget, sich aus andern entwickelt, und andere vorbringt, so, daß sie nichts als eine Tonreihe zur Symphonie des Ganzen bleibt. Ein Thersites an sich sey, was er wolle, was ist er zum Ganzen der Iliade? Was ist er in seinem Verfolge? Mischen sich in ihm Homers Successionen der Austritte, daß ihre Farben schneidend werden, daß der Poetische Maler sie nicht verschmolzen, daß sie in ihrer Succession nicht Ton halten, daß das Auge des Lesers keine Ruhestatt finde, nicht weiter gehen wolle? Wer kann das sagen?

Drittens endlich: die sicherste Kritik eines Gedichts ist die Reihe meiner Empfindungen; und in Absicht auf diese ist das Lächerliche sehr verschieden. Entweder so, daß ich lache, und es 52 der Endzweck des Dichters war, mein Lachen zu erregen, er thue es ernsthaft, oder scherhaft; oder daß ich etwas Belachenswertes erblicke, und verächtlich lache, mich ärgere. So sind mir die üppig lächelnden Zuschauer bei dem vorgedachten Austritte zwis-

ſchen Ulyſſes und Truſ zu wider: ſie lachen; aber kaum lache ich mit ihnen. So wird der häßliche Thersites den Griechen belachenswerth; drum aber iſt er nicht, um ihnen lächerlich zu feyn. So freuen ſich die Götter im Olymp, und der ſympathetische Leſer foll ſich mit ihnen freuen. — Auf die Art wechſeln die Empfindungen unſrer Seele die Länge eines Gedichts herab, und nur der kann das Ganze beurtheilen, der die ganze Reihe dieser Successionen ſich auf einmal anſchauend machen könnte. Da dies aber unmöglich iſt: fo ſchwimme ich ſanft den Strom herab, und folge dem Dichter, der Ein Gefühl nach dem andern in mir aufruft, jedes mit dem andern verschmelzet, und die Mifklänge in einander auflöſet: fo wird der harmoniſche Einklang des Ganzen.

Iſt diese Harmonie bei einer Epopee aber nicht Bewunderung? Freilich! Niemand aber denke, daß dieſe Hauptempfindung die Einzige, eine ganze Epopee hin, feyn müſſe: denn wer kann einen langen starren Blick in die Höhe ertragen? Mitleiden und Schrecken, 53 und Abscheu und Zorn, und Verdruſ und Verachtung, alles kann nach einander, an ſeinem Orte, erreget werden, wenn ſich nur jede Empfindung ſo aus einer andern, in eine dritte ergießet und verlieret, daß zu lezt ein Echo, wie die Stimme der Muſen in meiner Seele, bleibe, das Bewunderung fey. Dieſen Hauptunterschied hat Hr. Kl. nicht beobachtet: ob ich lache, oder mich über ein Lachen ärgere; freudig oder hönisch lache — ob ich etwas lächerlich oder belachenswerth fühle — alles iſt ihm einerlei, wenn nur vom Lachen die Rede iſt.

Und wer iſt wohl, der die Empfindungen der Seele beſſer und natürlicher auf einander folgen laſſe, als Homer? Kann denn ein Leſer von Griechiſchem Gefühl, der Muſik der Seele hat, es bei Homer unempfunden gelaffen haben, wie er einen Ton der Seele aus dem andern entwickelt, und in einen andern auflöſet — wie keine Stimmung bei ihm über die andern vorschreien, mehr als ſie zum Ganzen Eindruck nachläſſen foll. — Wer dies empfun- den, wer dies als eine ſtetige Kraft der Homeriſchen Muſe gefühlt: wie ſollte der nicht zittern, den Tadel nieder zu ſchreiben; „Homer

„weicht oft aus der Gravität und Dignität des Epischen Gesanges:  
„Homer wirds schwer, zurück zu halten, was Lachen erregen  
„köönnte, und bringts am ungeschicktesten Orte an: Homer hat,  
„durch solche Unartigkeit, sein Gedicht nicht wenig entstellt: er  
„macht den Leser unwillig, verdrüßlich: man muß Stellen, Seiten 54  
„aus ihm wegwerfen, um im Tone seines Gedichts zu bleiben.“  
O Göttlicher Sänger! wenn du auflebest, so gib doch erst deinen  
Lesern Ohr: gib ihnen Musik der Seele!

Die Kritik über den ehrwürdig lächerlichen Pater Ceva mit  
seinem „Jesuskindlein“ kann ich übergehen; sie gehört nicht hieher,  
denn Ceva wollte schon so ein Heroischkomicches Gedicht, oder lie-  
ber ein „Narrenemische“ schreiben: und welche Ehre! wenn ein  
Ceva zwischen Homer und Lope di Vega und Milton steht! —  
So kann ich auch die lange Schuldeklamation wider die Geschmack-  
losen Kenner der Alten<sup>b</sup> überschlagen: die Gelegenheit, die sie an  
diesen Ort gebracht, scheint sie — — doch wer will deuten? —  
Ein Glück ist, in einem Buche, wie die Homerischen Briefe, wie-  
der zwölf Seiten weg schlagen können; und siehe! es war Nichts!  
Nichts für Homer; für Wissenschaft, für Geschmack Nichts! —

---

## 5.

Statt uns Homerische Betrachtungen mitzutheilen, schüttet  
Hr. Kl. einen locum communem aus seinem Collektaneenbuche: ob  
es uns frei stehe, heidnische Mythologien in Gedichten zu adopti-  
ren?<sup>c</sup> und, nach seinen Vorbereitungen zu achten, ist diese Abhand- 55  
lung sehr wichtig.

Zu erst von der Mythologie in geistlichen Gedichten. Non-  
nus, Sannazar, Claudio, (wie der nach Ordnung und Zu-  
sammenhang<sup>d</sup> hieher kommt, wisse die allsehende Muse) Camoens,

---

a) p. 36 &c.      b) p. 44 — 55.      c) p. 55.

d) Ich weiß, ohne die allsehende Muse nöthig zu haben, daß Hr. Klotz  
Parenthesen liebt, in einer wieder eine, und in dieser noch eine, und in

Dante, Petrarcha, Ariosto, Marino, Tasso, Milton, Frischlin, Heinsius — welch Gemenge von Namen! — werden über der profanen Mythologie in ihren Gedichten scharf, und, nach der Reihe hin, getadelt. Ich glaube nicht, daß eine Kritik, die auf Dichter so verschiedner Zeiten und Gegenden mit einerlei Machtssprüche fällt, so gründlich, so prüfend sey, als sie über Männer von so verschiedner Zeit, und so verschiednem Werthe seyn sollte.

Einige von diesen haben Lateinisch gedichtet: ein Punkt, der die Sache sehr verändert; denn wer kann genau ein Haar zwischen ziehen, wo die Lateinische Sprache aufhöre, und die Usur= 56 pation der Römischen Denkart anfange. Ich weiß, Hr. Kl. hat die Sache bei Gelegenheit der Recension eines gründlich Lateini= schen Buches sehr leicht entschieden:<sup>a</sup> eine spashafte Verwunderung über furcifer, ein paar Unterscheidungen, und einige Gegencitationen — so ist der Knoten gelöst, und Alexander ist Sieger des Orients. Aber nachdenkende Liebhaber der Lateinischen Sprache werden bei manchen Worten und Ausdrücken noch sehr zweifelhaft bleiben; sie werden mit einem Goldgewichte abwägen, wie weit manche nichts, als Lateinische Phrasen, andere schon Behikula der Römischen Denkart sind: sie werden also auf die jetzige Lateinische Poesie ein Misstrauen setzen, daß sie uns nicht, statt Römischtgrö= ßer Gedanken, einen Teppich von Römischen Wortblumen sticke, daß man also vielleicht von mehrern neulateinischen Versmätern das Urtheil fällen könne, was Hr. Kl. über Sannazaro fället:<sup>b</sup>

---

der dritten zur Noth noch eine vierte machen kann; ist das aber Anordnung? — Zu dem, damit ich auch eine Parenthese mache, gebe ich dem seligen Geßner vor Hrn. Kloß, wenigstens bei mir, Recht, daß Ovids Proserpine zu nahe dem Kindischen sey (nimis puella), ohne daß darüber ein überladnes Gericht Claudianscher Mythologie gelobt werde.

a) Act. liter. Vol. I. P. III. p. 250. &c. *Funcii de lectione auctor. classicor. P. II.*

b) Epist. Hom. p. 58.

Præter sermonis Latini elegantiam, nihil in iis carminibus,<sup>1</sup> quod multa laude dignum sit, invenio. Parum aut nihil potius finxit: complures versus Horatio<sup>2</sup> surripuit: similis Horatio,<sup>2</sup> sed ut simia homini &c.

Und allerdings ist auch bei der Mythologie für mich der Unterschied oft zweifelhaft gnug, wo die Redart aufhöre, und ein <sup>57</sup> Gedanke anfange? Es hat Hrn. Kl. gefallen,<sup>a</sup> bei Vida so gar zu billigen, daß das heilige Brot Ceres heißen könne, und daß, der poetischen Phrasis wegen, zu billigen, daß Christus dem Volke liba Cerealia ausgetheilet, bloß der Nachahmung Virgils wegen; und gilt das, was sollte nicht gelten? So wird mich immer die unmystologische Sprache platt, gemein, unpoetisch dünken können; und so wird endlich ein Lateinisches Gedicht eine Seifenblase, wo viel schöne Farben in der Sonne mir vorspielen; ich greife daran, und sie sind nichts! — Es waren Lateinische Phrasen.

Auch Hrn. Kl. so genannte Horazische Oden<sup>b</sup> sind nicht ohne Mythologie: sie reden vom Gradivus, und von der Venus, von Musis und Camoenis, vom pater Lyaeus, dem ein ganzer Dithyrambe Mythologisch gesungen wird, von Faunen und Dryaden, von Nymphen und Najaden, von Pierinen, von Diis und Deabus, vom Phoebus, und vom Pindus, von Mavors und Bellona, von Cynthia und Flora, ein ganzes Heer Allegorischer Personen ungerechnet. Fragt man mich, was alle diese Namen hier sollen? nach der Manier Hrn. Kl. in seinen Homerischen Briefen muß ich entweder sagen: unschicklich, eitle Gelehrsamkeit: verdrüßliches, <sup>58</sup> fremdes Geschwätz: oder ich sage: schöne Poetische Phrasen! Nun danke, mein lieber Leser!

Als die schöne Lateinische Poesie nach jener langen Barbarei wieder erwachte: als die Sannazars und Vida's, und Bembo's

a) Epist. Hom. p. 83. 84.      b) Klotz Opuse. Poet. — Carmina omnia, und bei welchem Titel ihrer Titel man sie sonst nennen will.

1) Kl.: in eo carmine (de partu Virginis).

2) Kl.: Virgilio

und Fracastor's, geweckt vom Geiste der wieder aufgelebten Römer, sangen: welcher Phöbus Apollo hätte ihnen damals das Ohr zupfen können? „Dieser Ausdruck ist zu Mythologisch, dieses Römische „Bild hat noch nicht gnug durch den Gebrauch, und durch die „Gewohnheit seine Mythologische Natur abgelegt — weg damit! „Aber hier mein lieber Bida! stehe Ceres statt panis; dort Musa „statt poetica facultas: Neptunus pro mari: Vulcanus pro igne: „Lyaeus pro vino. In his licet originem suam superstitioni „debeant, tamen *amissa fere est*, ut ita dicam, *prima vis* & „*abolita*: carmini vero Latino non exiguam elegantiam eadem „conciliant!“<sup>a)</sup> O der artige Phöbus Apollo! Wenn diese aber gläubischen Wörter ihre erste Kraft verloren haben, wenn sie ihre Natur ausgezogen, wenn ihr Gewicht weg ist; so mögen alle solche elegantiae non exiguæ in den Orkus! Sie sind ein elender Flitterstaat, eine Poetische Sprache ohne Poetischen Sinn, ein Schulgeschwätz. Ist nur dann ein Mythologischer Ausdruck brauchbar, 59 wenn ihm die Gewohnheit, der alltägliche Gebrauch seine ursprüngliche Bildvolle Bedeutung entnommen: so ist er ein Redezierath ohne Wesen; und vor solcher Poesie behüt' uns liebe himmlische Muse!

Nein! für Schulmäßige Phrasenjäger will ich die Erwecker der Lateinischen Dichtkunst nicht nehmen; aber um so schwerer wird mir die Entscheidung: „wie weit kann eine wirklich Poetische, und in „ihren Horaz und Virgil verzückte Seele, in ihrer Poetischen Be- „geisterung, auch gleichsam an seine Götter und geistigen Wesen „gläubig werden? Wie weit kann sich die Horazische Laune, der „Virgilianische Geist, insonderheit, wenn ich in ihrer Sprache „sing, einstellen, daß ich Mythologie von ihrer Dichtungsart unab- „getrennt und unabtrennlich erblicke, daß ich, indem ich, wie sie, „sing will, auch mit ihrer Mythologie singe.“ Wer kann hier aus dem Stegreife antworten? wer kann in der Seele derer, die wirklich mit Enthusiasmus dichteten, Grenzen ziehen, wie Römische

a) Epist. Hom. p. 82. 83.

Begeisterung, Begeisterung aus den Römern geschöpft, Begeisterung, die sich selbst in Römische Sprache ergoß, hie und da einen Schritt weiter im Ausdrucke zurück bleiben, hie und da etwas vorsichtiger in der Mythologie seyn sollten: denn sie dichteten doch heilig. Nun ja denn! immerhin heilig; aber Vida und seine Mitgefährten dichteten auch Lateinisch, und, zum Unglücke, wollten sie auch Römisch dichten; nun stehen wir vor einer dreifachen Wege- 60 scheidung — wer kann alle drei mit einmal gehen, ohne auf keiner zu weit hin zu wanken?

Ich sehe keinen andern Rath, als daß man über ein heiliges Sujet niemals Latein, ich meine Römisch Latein, gedichtet hätte! denn immer ist eine Mischung von Sprach- und Denkartnen unvermeidlich. Der Orient soll sich in den Occident stürzen, Geist der Religion, und der Altrömischen Poesie sollen sich umarmen; ein seltnes Paar! aus Cicero soll ein Compendium der Theologie geschöpft, und doch kein Römischer Begriff dahin übertragen, und keinem Begriffe der Orthodoxye etwas von seiner systematischen Strenge benommen werden — schwere Verbindung! Sannazaro will de partu Virginis schreiben, und zugleich nie seinen Virgil verlassen: Buchanan einen Baptistes schreiben, und doch seine Juden Römisch sprechen lassen — widrige Vermischung! Ueberläßt sich der Dichter dem Geiste seiner Religion; so wird er Jüdisch= so wird er Christlichlatein zu sprechen in Gefahr kommen; folgt er dem Geiste der Römischen Poesie, Denkart und Sprache; wie weit von Judäa ab wird der ihn hinführen! Will er, als ein Helleniste, auf beiden Wegen gehen, und Gleichgewicht halten — unwürdige, ermattende Wachsamkeit! drückendes Zoch des Geistes, der in der Poesie nichts so sehr, als Freiheit, liebet. Der furchtsame matte Dichter wird an der Erde kriechen, und nie sich aufschwingen können: denn er schrieb für die Censur zweier Inquisitionen, eine Christliche (oder Jüdische) und eine Römische! — Mein Rath also, daß man nie den Bogen der Römischen Poesie nach so weit von Rom entlegnen Gegenständen spannen wollte, wenn man auch Pindarische Pfeile hätte: man trifft nicht!

Es versteht sich, daß die Dichtungsarten nicht alle gleiche Schwierigkeiten haben. Eine Hymne, ein Lehrgedicht, eine Cantate ist eher geistlich und doch Lateinisch zu liefern; als ein Trauerspiel, eine Dichtung, ein Lustspiel, eine Epopee. Buchanan's Juden treten als Juden auf; Lateinische, Römische Juden in Galiläa! Frischlins Ismael in Mesopotamien, und daselbst mit Classenlatein! Sannazar's Cerberus, Centauren, Hydern, Proteus, im Stalle zu Bethlehem! bei einem Trauerspielen, Lustspielen, Heldengedichte, welche Disharmonie, und doch fast wie unvermeidlich! Hr. Kl. also hätte über alle diese Dichter nicht bloß sein kritisches Urtheil vom Throne hinunter sprechen, das von andern schon so oft gesprochen ist, sondern lieber auf die Ursachen dringen sollen, die diesen Männern Zwang auflegten. Ohne dieses ist seine Kritik eine gute lange Classenlection,<sup>a)</sup> und wem ist damit gedient?

62 Zweitens, auch die Zeiten und Länder muß man unterscheiden, in denen ein Dichter lebte, in denen und für welche er schrieb. Die meisten der gerügten Poeten sind Italiener, aus dem Lande der Alterthümer also, aus oder vor den Zeiten, da der Geschmack des alten Graciens und Latiums wieder auflebte: Wer wird nun einen Dante, Petrarcha, Sannazar, Vida, Ariosto, Tasso, Marino aus allen diesen Zeitverbindungen rücken, und so schlechthin vor das Gericht einer fremden Zeit, eines fremden Landes fodern; daß sie das Heilige mit dem Unheiligen vermischet? Der Geist der alten Griechischen Mythologie, aus seinem Vaterlande vertrieben, floh nach Italien: Italien gab er die Denkmale seiner Größe in Poesie und Kunst und Weisheit: in Italien erwachte er wieder; erwachend aber fand er ein Land, mit einer fremden, der Christlichen Religion bedeckt. Indessen strebte er in die Höhe, schaffte sich Bewunderer, Anbeter und Nachahmer; Nachahmer, die in den Begriffen einer andern Religion, Denkart, und Sprache erzogen waren: was anders also, als eine Vermischung zweier fremder Ströme, die gegen einander brauseten, und endlich zusammen flos-

---

a) Epist. Hom. p. 58—86.

sen. Der Christliche Künstler, dem Apollo profan war, fiel doch vor ihm, als vor dem höchsten Denkmaale der Kunst, nieder: die Statuen der Götter waren Geschöpfe des Überglaubens, aber auch Geschöpfe der schönsten Griechischen Kunst: Horaz und Virgil waren 63 Dichter einer fremden Religion; zugleich aber Dichter der edelsten Natur, der vortrefflichsten Sprache: die Mythologie eine Sammlung von Fraßennärrchen; aber auch eine Welt voll sehr Poetischer Ideen. Unter solchen also lebten damals Dichter und Künstler: sie wandelten unter heidnischen Statuen, und heidnischen Dichtern, und heidnischen Sprachen: das Neue, die Morgenröthe des Geschmacks, hatte dreifach stärkere Wirkung auf sie: sie wurden selbst Römische Dichter, und neugriechische Künstler und Christliche Heiden. Der Cardinal der Römischen Kirche war ein heidnischer Bembo, der neue Horaz Vida Bischof von Cremona: das Kind mit Christlichem Wasser getauft, ward mit heidnischen Begriffen des Schönen genähret: die Vermischung ward Geschmack der Zeit und des Landes. Leo der zehnte vergab Christliche Sünden, und wandte die heiligen Summen auf das unheilige Schöne der Heiden: in die Tempel Italiens kam David und Apollo, Christus und Belial neben einander, und die Geschichte Jupiters und Leda auf die Thüre des heil. Römischkatholischen Peters.

Wer kann nun ohne Rücksicht auf Zeit, Land, und Sprache Sannazar und Vida, Dante und Petrarea, Ariosto und Tasso, und wen weiß ich mehr? tadeln,<sup>a)</sup> ohne sie zu erklären, ohne uns auf ihre Jahrhunderte aufmerksam zu machen, da die scholastische 64 Wortgrüblerei, und die Sprache der Mönchsandacht der Geist der Religion war, da das Land von dieser Seite unter Nacht und Dunkel lag, oder da der hellere Geschmack an den Antiken in Poësie, Kunst und Sprache überwand, sich in Alles hineindrängen, und dem Ganzen der schönen Litteratur seine neue Bildung geben mußte. Da also konnte Dante in seiner Göttlichen Komödie Chri-

---

a) Epist. Hom. p. 73 -- 75. etc.

ſten, Juden und Heiden, Götter, Engel und Teufel durch einander mischen: da könnte Arloſt

le Donne, i Cavalier, l' arme, gli amori  
le cortesie, l' audaci imprese — — —  
che furo al tempo, che passaro i Mori  
d' Africa il mare u. s. w.

besingen, und mitten inne auch des Styx und Acherons erwähnen. So unbillig die Britischen Prose-Critiks dem Spenser seine Feen, und Shakespear seine Hexen vorgerückt: so unbillig alte Italiener und Portugiesen, und Engländer nach dem Zeitbegriffe meiner Religion und Wissenschaft beurtheilen — auf die Weise wird alles ein Chaos.

Klopftöck (ich weiß keine höhere Instanz!) Klopftöck sang dem Meßias seinen ewigen Gesang im Geiste der Religion seiner Zeit, nach den Gesichtspunkten seines Horizonts, nach den Eindrücken seines Herzens; wer einerlei Natur, einerlei Mittel der Bildung, Seiten der Anſchauung, Ein Herz und Eine Seele mit ihm hat, wird ihn aus ganzer Seele lesen. Einem Oest, z. E. werden schon viele Vorstellungarten Talmudisch dünken; einem Christlichen Schüler des Korans werden manche aus Arabien entlehnt vorkommen: einem Foster oder Sterne in England, und auch das sind Christen! werden manche noch weit befremdender erscheinen; und endlich einem orthodoxen Christen des zwölften oder zwanzigsten Jahrhunderts? — dessen Urtheil über den Meßias möchte ich lesen. Wie? wenn nun ein solcher nach seiner Zeit fromm und selig urtheilte? Unbilliger Richter! er sollte sich in unsre Zeit zurückſetzen,<sup>1</sup> aus ihr denken und sprechen: er sollte mehr als des Nikomachus Auge haben, um Helena anzuschauen. So wie der oberste Richter allwissend seyn muß, um gleichsam die eigenthümliche Moralität eines jeden Herzens zu kennen: so sey (man erlaube mir die kleine Blasphemie vom Gleichniffe!) so sey der Richter über

---

1) A: zurückzusetzen

Zeiten und Völker, auch des Geschmacks dieser Zeiten und Völker kundig, oder er greift blind in den Loostopf der Jahrhunderte, um nichts als ein mageres kritisches Regelchen herauszulangen.

Und Milton! — Wer Milton mit allen vorigen Mischern der Religionen in einen glühenden Ofen zusammen werfen will,<sup>a</sup> hat nicht bedacht, daß bei ihm diese Mythologischen Vorstellungsarten nicht wesentlich zum Baue seines Gedichts, sondern nur zur Auszierung desselben gehören. Er bringt sie nicht (wenigstens nie offenbar!) in die Zeit, aus welcher, sondern in die Zeit, für welche er singet: und so werden sie Gleichnisse, Schmuck, Verzierung seiner Gegenstände; nicht eigentlich Gegenstände selbst. Er singt für seine Zeit; dieser schweben unter andern auch aus heidnischen Schriftstellern Vorstellungen im Gedächtnisse, die seine heilige Vorstellung zehnfach verstärken, und einprägen — einprägen, daß es kaum in seiner heiligen Geschichte solche starke und Nachdrucksvolle Hülfsvorstellungen gäbe — warum also sollte er jene wartende Ideen in der Seele seiner Leser nicht wecken? warum sie nicht aufrufen, um seinen heiligen Gedanken desto tiefer in die Seele zu prägen? Und das thut Milton!

Er thut's an weit mehr Stellen, als mein Lateinischer Autor anführt; doppelt aber ärgerts mich, daß er eben die süßesten im ganzen Milton tadelst, aus einem Buche,<sup>b</sup> das die größesten Gegner desselben mit Lobsprüchen haben überhäufen müssen; nämlich „die selige Liebe der Stammväter des Menschengeschlechts in Eden.“ Auch Winkelmann, der in Griechische Schönheiten entzückt, die Miltonischen Beschreibungen für schöngeimalte Gorgonen erklärte, nimmt 67 diese Scene von seinem zu Griechischen Urtheil aus,<sup>c</sup> und in der Sprache Miltons insonderheit selbst herrschet hier eine Süßigkeit, eine Unmuth, die uns in das Paradies selbst versetzt — und siehe! in diesem Paradies eben zeigt sich eine falte Hand des

---

a) Epist. Homer. p. 79.      b) Parad. lost. B. IV.

c) Gesch. d. Kunst, p. 28. [WW. 3, 137]

Critikus, um uns einige der schönsten Früchte Todbringend zu berühren.

Milton hat sein Eden mit aller Pracht und Schönheit geschildert: Bäume, Flüsse, Quellen, Lustwälder, murmelnde Wasserfälle, das Chor der Vögel, der Hauch der Frühlingslüste, der Geruch der Wiesen und Wälder — eins nach dem andern fließt wie Balsam in unsre Seele: meine Phantasie ist erfüllt: mein Auge, Ohr, und alle Sinne gesättigt: ich schwimme im Traume der Wollust. Und Milton will mich in diesem Traum erhalten! Da meine Sinne gesättigt sind; so spricht er zu meiner Seele: er rufft alle Ideen schöner Gegenden und Lustorter, die in meiner Einbildungskraft schlafen, auf: und wo giebt es mehr, als aus Griechenland und seinen Dichtern des Vergnügens? Diese sollen mich in meinem Traume fortwiegen, ich soll die Freude der Wiedergebung genießen, und so nachdem auf sanften und unmerklichen Stufen meine Seele von dem Leblosen sich immer lebender hin, aufgeschwungen, und jetzt in dem Musikalischen Chore der Vögel und der Lüste, und der zitternden Wälder schwebet: so fängt sie, wie aus einem sanften Schlaf erwacht, an, die holden Bilder voriger Zeiten, die Erinnerungen der Jugend zu sammeln:<sup>a)</sup>

— — while *universal Pan*

Knit with the Graces and the Hours in dance  
Led on th' eternal spring. Not that fair field  
Of Enna, where Proserpin gathering flowers  
Herself a fairer flowr etc. — — —

— — — — nor that sweet grove  
Of Daphne by Orontes, and th' inspir'd  
Castalian spring, might with this Paradise  
Of Eden strive; nor that Nyscian ile  
Girt with the river Triton etc. — —

So schwebt unsre berauschte Einbildungskraft weiter, und kommt endlich vom Berge Amara aus Aethiopien zurück, um im Para-

a) *Parad. lost. Book IV. v. 266.*

diese unendlich mehr, als in allen diesen Zaubergegenden zu finden. Ist dies eine Entheiligung des Gedichts? so ist eine Entheiligung des Höchsten unter den Propheten, des Poetischen Jesaias, Jehovah einen Gott der Götter zu nennen, und ihn Gesänge lang mit diesen heidnischen Klößen zu vergleichen! aber wie erhaben!

Milton hat uns das erste Paar bis zum Entzücken geschildert, den Bau ihrer Glieder, und ihre vergnügte Mahlzeit, und ihre 69 Liebkosungen, und die holde Umarmung der Eva und — das Lieblächeln Adams.<sup>a</sup>

— — as Jupiter

On Juno smiles, when he impregnus the clouds  
That shed May flow'rs — —

Welch ein Bild! Ists Erniedrigung für Adam, in ihm den küssenden Jupiter zu sehen? Adam führt Eva zur Brautlaube, und da unsre Seele durch den sichtbaren Anblick derselben mit Freude und Ehrfurcht gleichsam erfüllt worden; da das Auge nicht mehr sprechen kann: siehe! so spricht die Phantasie, gleichsam in einen Traum voriger Zeiten versenkt:<sup>b</sup>

— — in shadier bower

More sacred and sequester'd, though but feign'd  
Pan or Sylvanus never slept, nor Nymph  
Nor Faunus haunted. — —

So dichtet Milton: seine profanen Gleichnisse sind nichts als Hülfsvorstellungen zum Dienste seiner heiligen Vorstellungen: er nimmt zu ihnen seine Zuflucht, wenn Worte innerhalb dem Kreise seiner Religion nicht Triebfedern geben, seine Idee so hoch zu spielen, als er sie haben will: und nur dann irret seine Phantasie in diese Zaubergegenden der Griechischen Dichtung, wenn er schon unsre Sinne erfüllt, und jetzt der Seele Zeit lässt, die Bilder ihrer 70 Jugend zu sammeln. Konnte er dies nicht thun, als Dichter? Eben dadurch schlägt er ja an unsren Geist, daß er gleichsam sich

a) B. IV. v. 499.

b) B. IV. v. 705.

selbst dichte. Oder etwa nicht als Dichter der Religion? Was ist der Religion würdiger, als solche Vergleichungen zu ihrer Erhöhung? Die Bibel, ja Jehovah selbst in ihr spricht also.

Nichts, nichts wundert mich so sehr, als daß ein compilirter Tadel, der in Britannien längst verlacht, und verachtet ist, den nur die Lauder's und Magni's und Voltaire's gegen Milton haben aufbringen können, und längst damit zur Ruhe gegangen, daß dieser, ohne Gründe und Ursachen, wieder aufgewärmt, in Deutschland angehört werden könne! Einem Critikus, der Milton blos aus ausgerissenen Allegationen kennen mag, kann so etwas erwartet kommen, dem aber mag ich keinen bessern Lohn für seinen Tadel wünschen, als daß er ihn nie im Zusammenhange kennen lerne! <sup>a</sup> — —

71 Schade, daß unserm Lateinischen Homeristen die Biblischen Epopeen, die wir in unsrer Sprache haben, z. B. ein Noah, Jakob, u. s. f. unbekannt oder nicht in seiner Compilation angeführt gewesen: welch ein gelehrtes Register Mythologischer Herrlichkeiten würde er da excerptirt haben, zur Freude aller frommen Christen, und zur Lehre der Männer in Zürich!

---

## 6.

Man sieht, wie wenig Ueberzeugung das kahle Verbot ins Allgemeine hin: „kein Mythologischer Name komme in ein geistliches Gedicht!“ für mich habe: ich muß mich also schon selbst nach Gränzen der Mythologie und eines Christlichen Gedichts umsehen.

---

a) Daß Hr. Kl. ihn schwerlich so gekannt, könnte ich aus der offenbar ungerechten Anschuldigung beweisen: Milton sage hier nicht einmal sein *Salva Venia: ut est in fabulis, ut poetae aiunt, aut alia eiusmodi, quibus excusari illa possunt*. Zwar, wenn ers auch nicht sagte? Nun aber muß ja Hr. Kl. v. 705. das though but feign'd nicht gelesen haben, und wer wird eine Stelle anführen, die man nicht gelesen hat?

Zuerst rechne ich, wie gesagt, die Lateinische Sprache nicht mit: denn schwer ist's, zu bestimmen, wo der Lateinische Ausdruck aufhöre, und der Nationalrömische, der Mythologische z. E. anfange. Noch schwerer ist's, über so fremde Gegenstände, als ein heiliger Gesang liefert, Lateinisch, und im Geiste der Römer zu dichten; denn entweder wird der Jude und Christ romanisiren, oder der Nachfolger Virgils und Horaz judaisiren, hellenisiren müssen.

Zweitens rechne ich die Zeiten nicht mit, da die Mythologie gleichsam die zweite Mutter des Poetischen Geistes war: und dies ist die Wiederauflistung derselben in Italien. In der Kunst sprachen die schönsten Mythologischen Ideen dem Auge; in der wieder erstandnen Poesie dem Ohr: statt des trocknen Aristoteles ward der Mythologische, Allegorische Plato der Lieblingsweise Italiens: solche Begriffe füllten die Seele. Entweder wählte man die Lateinische Sprache dazu, und in ihr schien gleichsam die Mythologie schon eingewebt, und unabtrennlich; oder man wählte doch Mythologische Dichter zum Einzigen Vorbilde; wie konnte sich nun der begeisterte Nachahmer sagen: siehe! hier hört die Manier des Dichters auf, und da fängt seine Religion an! Und wer sich dies auch hätte sagen können, der wollte sichs nicht sagen, denn acht Latein, acht Römischt zu dichten, war ja nach dem Zeitbegriffe, der einzige, der höchste Zweck seiner Muse. — Solche Zeiten also soll man erklären, ein allgemeiner Tadel kostet wenig.

Drittens schreibe ich auch nicht von den Zeiten, da die Religion, so wie sie damals herrschend war, kein reines heiliges Gedicht geben konnte: da die Begriffe von ihr viel zu dunkel, unbestimmt, gebrochen und abergläubisch waren, als daß ein Gedicht, das für den herrschenden Verstand geschrieben wäre, für uns orthodox, wie ein Gebetbuch, seyn könne. So z. E. die Zeiten des Dante, Ariosts, Tasso, Camoens u. s. w. Wenn diese Dichter in dem elenden Geschmacke ihrer Zeit Poetisches Geräth, oder wenigstens 73 Freiheit fanden, mit diesem und jenem Stabe des Aberglaubens Poetische Wunder zu thun, warum nicht? Das Heldengedicht eines Mönchs aus Padua auf seinen heiligen Antonius, oder eines

Mayländers auf seinen heil. Karl Borromäus sei immer den Legenden seines Ordens, seiner Stadt, seiner Zeit, seiner eignen Erziehung angemessen: denn anders kann der ehrwürdige Pater nicht dichten. Und wo werde ich an einen Riesen, an ein Geschöpf seines Jahrhunderts, mit einem Zwergmaaße meiner Zeit, mit einem kritischen Regelchen, hinzutreten, ohne daß mich seine Größe nicht beschäme!

Also blos von einem in der Religion erleuchteten Zeitpunkt: und wo weiß der Critikus, wenn dieser Zeitpunkt voll Licht, oder nur voll Blendenchein des Lichts ist? wo soll ers, als Critikus, wissen? Das mag der Gottesgelehrte, der Polemikus entscheiden; nicht der Poetische Kunstrichter. Der Dichter nimmt den herrschenden Religionsgeschmack, oder besser, sein eignes Religionsgefühl, wie er dazu gebildet worden, seinen eignen Horizont von Religionsaussichten, und dichtet. Und so muß der Critikus ihn richten. Nicht daß er absolute Wahrheit suche, nicht daß er frage, ob diese und jene Religionsvorstellung auch rechtgläubig genau, exegetisch richtig, philosophisch erwiesen; sondern ob sie 74 wahrscheinlich sey, ob sie könne poetisch geglaubt, gefühlt, beherzigt werden. Das ist bei einem Jüdischchristlichen Gedichte nicht schlechthin die Frage: ob historisch genau, der Jude seine Affekten so gemahlt oder nicht; auf den Fuß wäre vielleicht kein Tod Adams, und kein Tod Abels möglich; sondern ob sie, nach gewissen allgemein angenommenen Voraussetzungen, so haben sprechen können. — Ich folge also dem Religionsbegriffe meiner Zeit, ohne weitere Umwege: wiefern verträgt er sich mit Mythologischen Ideen?

1. In jedem Poem, wo Dichtung herrscht, wo Personen der Dichtung auftreten, können freilich nicht Wesen der heidnischen und Christlichen Religion neben einander handeln vorgestellt werden; nicht mit einander gleich wesentliche Substanzen zur Handlung des Gedichts seyn. Wenn die Muse und der heil. Geist, ein Gabriel und ein Apollo, eine Maria aus den Gegenden des Himmels, und eine Diane zugleich, auf einerlei Art Poetische Existenz,

Poetische Handlung auf dem Schauspieldreieck eines heiligen Gedichtes bekommen; so stoßen sie sich in unserer Seele. Ihre Poetischen Substanzen heben einander auf: mein Auge fährt über ihre beiderseitige Gegenwart zurück: die Täuschung geht verloren, und mit ihr der ganze Zweck ihrer Poetischen Erscheinung. Ein Trauerspiel solcher Art mag vielleicht noch in einem Winkel von Italien, Spanien, oder von Böhmen und Bayern ausschließlich seyn: eine Epopee von solcher Mischung mag der Christlichen Barbarei gefallen; rings um uns scheint das Licht einer geläuterten Religion zu stark, als daß nicht Eine solche Dichtung die andre in den Schatten drängen müßte.

Nur seze ich gleich eine Einschränkung hinzu. Nicht deswegen können beiderlei Geschöpfe nicht auf Einem Schauspieldreieck, in gleich starkem Licht erscheinen, weil die Eine Art wahr e, die andere Lügenwesen, oder nach Hr. Klozeng Sprache,<sup>a)</sup> inepta, ridicula, falsa, impia, uno verbo superstitionis propria sind, quae a veri Dei cultoribus usurpari non possunt. Denn ein solcher Dichter schreibt nicht eigentlich, als ein frommer rechtgläubiger Christ, als ein Diener des einzigen wahren Gottes, der vor aller Mythologie als vor einem ungereimten, lächerlichen, gottlosen, abergläubischen Krame so viel Abscheu hat, wie vor dem bösen Feinde der Hölle; sondern — als Dichter. Er schreibt nicht eines seligen Todes und des Himmelreichs wegen, sondern nur, (der gottlose Mensch!) um poetisch seine Leser zu täuschen. Er verabscheuet also die Mythologie, nicht als ein ungöttliches Wesen, und als eine Geschichte weltlicher Lüste, sondern weil sie in seinem heiligen Poem seinem Zwecke, seiner Laufbahn der Gedanken fremde, und dem Poetisch anschauen= 76 den Leser widrig seyn muß. Auf einem andern Schauspieldreieck könnte eben derselbe Leser diese unchristlichen, gottlosen Geschöpfe der Lügen ganz behaglich sehen, und vielleicht eben der Dichter, wenn er ein Wieland ist, mit Feuer bearbeiten; aber auf diesen gehören sie nicht „der Poetischen Wahrscheinlichkeit halben.“ Denn

---

a) p. 56. bis 86. auf jeder Seite.

wenn die Maschinen der heidnischen Religion bis zur Täuschung geglaubt werden sollen; wie denn aus eben der Maschine Christliche Wesen? Sie wirken dem anschauenden Auge gegen einander, sie heben an Wahrscheinlichkeit einander auf.

2. Auch wenn der Dichter allein spricht: so spreche er in Einem Gedichte von beiden nicht ganz auf Eine Art; als wenn er an beide gleich glaubte, und sie beide mit einerlei Wahrheit behandelte. Eine Anrufung an den heil. Geist und an die Calliope zugleich ist ungereimt; nicht wieder als Gottlosigkeit, als Sünde wider den heil. Geist, sondern der Poetischen Täuschung halben. Entweder sind beide dem Dichter alsdenn Wesen von gleicher Poetischen Existenz; dies widerspricht sich — oder beide nur Redezierrath, nur Poetische Figuren: dies beleidigt den Leser noch mehr, denn er kommt dadurch zu sich zurück, um den Wortkünstler ohne inneres Wesen und Leben gewahr zu werden — oder Eins von beiden hat nur Poetische Wahrheit; und warum steht 77 alsdenn das Andere da? Es hindert die Wirkung des Ersten. In diesem Stücke hat freilich niemand so gesündigt, als Samazar; ich wiederhole es aber nochmals — gesündigt, nicht wider den heil. Geist, sondern wider die Poetische Wahrheit und Illusion.

3. Wo dies nicht ist, wo die Poetische Wahrheit und Wahrscheinlichkeit nicht darunter leidet, wo es der Congruität des Gedichts nicht entgegen ist, an Mythologische Namen, an erdichtete Gegen- den zu denken — immerhin! Die Mythologie ist einem guten Theile nach historisch, oder Allegorisch; selbst das Fabelhafte in ihr mischet sich mit Geschichte und Allegorie; warum sollte sie als solche nicht auftreten? Wenn sie bekannt gnug, anschauend, und eine Schöpferin großer Begriffe zur Würde eben des Christlichen Objekts ist: so kniet sie als ein Opfer vor dem Altare der Religion. Selbst Religion wollte sie hier nicht seyn, sie ward als Geschichte, als Allegorie, als alte Sage, oder als bekannte Dichtung gebraucht: und da oft mit einer Wirkung, die anders woher nicht eracht werden konnte — vortrefflich! So Milton, so Young, so oft die Dichter der Offenbarung!

Es kann nichts, als ein Rest der Lieblingssekte seiner Jugend<sup>a</sup> gewesen seyn, wenn Hr. Kl. jeden Mythologischen Namen, jedes 78 fabelhafte Gleichniß aus Christlichen Gedichten, als gottlos; falsch, ungereimt, lächerlich, abergläubisch auskräzten will. Aber gläubisch? Muß ich denn einen Pluto glauben, wenn ich mich mit Milton an die schöne Flur (und an nichts mehr, als an die schöne Flur,) erinnere, wo er seine Proserpine entführt haben soll? Lächerlich? Nun warum denn, wenn ich mit einer Erinnerung an den küssenden Jupiter große Ideen erwecke? Lasset Jupiter vorjezt nur der höchste Held seyn, den ein Dichter denken konnte; wie erhöht das Miltons Adam! Ungereimt? Falsch? An sich selbst immer! aber der historische oder Allegorische Sinn, in dem ich sie anziehe, der ist nicht ungereimt, der ist nicht falsch! Und endlich gottlos? Nun ja doch, ja! und ich glaube es Herrn Klozen so, als wenn ich ihn noch in der Vorstadt zu Görlik<sup>b</sup> predigen hörte; allein Hr. Kloz wird alsdenn seinen Collegen kennen, der Abtten auch der Sünde wider den heil. Geist beschuldigte, weil er eine nichtswürdige Satyre verdeutschet hatte? Ich sehe in Milton, Young, und im vierzigsten Kapitel Jesaia, was mich anbetrifft, nichts Gottloses.

4. Über viertens: wo in einem Christlichen Gedichte die Mythologie keinen Poetischen Nutzen schaffet; allerdings, da bleibe sie weg, denn jedes Müßige, jedes der Poetischen Wirkung Widrige muß wegbleiben. Ich danke also im Namen aller wahren Poeten eines h. Sujets Hrn. Klozen freundlich für die Erlaubniß, „doch Neptun für das Meer, und Ceres statt Brot, und Vulkan

a) *Pro ingenii sui —<sup>1</sup> favebat maxime Zinzendorfianorum partibus, nihilque aliquoties propius abfuit, quam ut eorum sodalitati nomen daret.* Harles. vit. philolog. in vita Klotz. p. 184. P. I.

b) *Gorlitii cum esset, dixit saepius in villis suburbanis pro sacrис rostris ad populum, quod etiam aliquoties in patria (Ci ja!) ab illo factum est.* Harles. vit. philol. ibid.

1) „sui inconstantia“ Harles.

„statt Feuer, und Lyäus statt Wein, auch im geistlichen Gedichte  
„sagen zu können; denn diese Worte hätten schon ihre Mytholo-  
„gische Kraft verloren; sie brächten aber eine nicht geringe Eleganz  
„in das Gedicht.“ Glende Eleganz! eben wo sie ihre alte Kraft  
abgelegt haben, und blos als Wortschmuck gelten; da wirds gerade  
das erste Gesetz des wahren Dichters, zumal des heiligen Dichters, den Bettel wegzuwerfen.

Ich sammle das Herausgebrachte, und da zeige ich ja doch  
heinahe ein Facit mit Hrn. Kloden auf? Nicht völlig; und am  
meisten ist die Rechnungsart verschieden, wie wir unser Facit her-  
ausbringen. Hr. Kl. thut einen Machtsspruch: kein Zug der Mytho-  
logie komme in ein geistliches Gedicht! ich nehme mir die Freiheit,  
den Satz so einzuschränken, daß er bei jedem Unwahrscheinlichen  
in der Poesie gelten muß. Hr. Kl. giebt statt Gründe die Namen:  
heidnisch, gottlos, falsch, abergläubisch, dumm, lächerlich, unge-  
reimt; ich darf sagen: immerhin! wenn es nur hier nicht unwahr-  
scheinlich, unpoetisch, der Illusion entgegen ist; befördert es diese —  
vortrefflich! Hr. Kl. tadeln die größten Dichter; ich entschuldige  
einige, und rette sie aus ihrer Zeit; andre lobe ich, und könnte  
eine Abhandlung geben: „von der vortrefflichen Wirkung fremder  
„Religionsideen in einem Christlichen Gedichte!“ Hr. Kl. erlaubt  
die Mythologie nirgends, als wo sie aus dem gradu ad Parnas-  
sum geborgt, eine Blumenlese Poetischer Phrasen ohne Mytholo-  
gischen Sinn sey; ich warne vor nichts so sehr, als vor solcher  
sinnlosen Mythologie, vor solchem Mythologischen Unsinne! Hr. Kl.  
hat fromm und Christlich geschrieben; ich wünschte, als Kunstrichter  
der Poesie, gründlich, und nach dem Gefühle Poetischer Leser  
geurtheilt zu haben. So gehe ich über diese Materie mit Hrn. Kl.  
aus einander.

---

7.

War sie aber so langer Untersuchung werth? Ich glaube:  
denn welchen Bethlehemischen Kindermord würde Hrn. Kl. Verbot

in dem Erhabensten unsrer geistlichen Dichter stiften! und unsre geistlichen Dichter (eine Gattung Poesie, in welcher wir Deutsche nur den Britten nachstehen) sind die Ehre unsrer Nation.

Der Heiligste unter allen, Klopstock, und das heiligste Gedicht 81 desselben, der Meßias! Aber von welcher Wirkung ist die heidnische, die Mythologische Römerin in demselben, <sup>a)</sup> Portia! Wie, wenn sie zu beten anfängt:

— — — Mit aufgehobnen ringenden Händen  
Stand sie mit Augen, die starr zum dämmernenden Himmel hin-  
auffahn,

Und so zweifelt' ihr Herz: O du, der Erste der Götter!  
Der die Welt aus Nächten erschafft, und Menschen ein Herz gab!  
Wie dein Namen auch heißt, Gott! Jupiter! oder Jehovah!  
Romulus oder Abrahams Gott! — — —

Ist er dir so festlich, der Anblick, die leidende Tugend,  
Gott! von deinem Olympus zu sehn? Er ist es den Men-  
schen! u. s. w.

Sie fährt mit diesem hohen Gefühle zu beten fort, und ich bin über das Herz der Christlichen Leser des Meßias gewiß, daß dasselbe mir selten eine so hohe Stufe der Bewunderung Jesu erreicht haben wird, als mit diesem heidnischen Gebete.

Portia erzählt ihren Traum: <sup>b)</sup> die Erscheinung des Sokrates! — — Himmel! wo gehört Sokrates, der heidnische Sokrates, in einen Meßias? Und doch weiß ich, daß dieser Traum, um 82 mit Klopstock zu reden, sich, vor vielen Episoden des Meßias, in die Seele des Lesers gießen, und immer aus den Lieblingsgedanken, die er am feurigsten denkt, neue Gedanken entwickeln wird,

— — in seinem <sup>1)</sup> Herzen die feinsten  
Zartesten Saiten gewisser zu treffen, und ganz ihn <sup>1)</sup> zu rühren.

a) Der Meßias. Gesang 6.      b) Gesang 7.

1) Al.: „ihrem,“ „sie“ [von Portia]

Schon wenn Portia anhebt: — —

Sokrates . . . zwar du kennst ihn nicht; aber ich schaure vor  
Freuden,

Wenn ich ihn nenne! das edelste Leben, das jemals gelebt ward,  
Krönt' er mit einem Tode, der selbst dies Leben erhöhte!

Sokrates . . . immer hab' ich den Weisen bewundert! sein Bildniß  
Uunaufhörlich betrachtet, ihn sah ich im Traume. Da nannt' er  
Seinen unsterblichen Namen: Ich, Sokrates u. s. w.

Wenn Hrn. Kl. einzige Ursache gelten soll: „das Heilige soll  
„nicht mit dem Unheiligen vermischt werden!“ so müßten diese  
Episoden aus Mefias weg, und mir sind sie unter den theuersten.

Klopstocks Salomo! Ein Biblisches Sujet, und alle Leser  
haben mit mir, den Contrast der heidnischen Szenen für das Rüh-  
rendste im ganzen Trauerspiele gehalten. Wenn Salomo rühren  
soll: wie anders, als durch seine heidnischen Zweifel. Wie, wenn-  
der Trostlose flaget:

Hülfe! Selber meine Freunde  
Vermögens nicht. —  
Ein Rauch, dem Feind' ein süßer Opferdampf,  
Mag dieses Haus verfliegen! meine Kinder  
Zerschmettert werden — —

— — ich will es leichter tragen,  
Als was mir unter deiner Flügel Schatten,  
O Friede! dies mein Herz verzehrt — das Leben  
Zum Tode macht! und kaum des Müden Zuflucht  
Den Tod noch bleiben läßt! Sie ist dahin  
Die Herrlichkeit, die mir gegeben ward!  
Dahin ist meine Weisheit, samt der Ruh,  
Die sie mir gab! — Wenn du es bist, o Moloch!  
Vor allen Geistern Moloch du!

---

1) Kl.: Chalkol. — — — sodre Von mir nicht Hülfe. Salomo.  
Selber meine Freunde u. s. w.

Der mir dies alles nahm; womit erzürnt ich dich?  
Und hab' ich dich erzürnt, so laß doch endlich  
Durchs Blut so vieler Knaben dich versöhnen!

Und bald kommen Sängerinnen Molochs! und Priester Molochs! und Opfer Molochs! ja selbst wagt es Klopstock, zween Gözen redend einzuführen. Ich mag über die letzte Scene nicht urtheilen; aber die rührendsten Auftritte bleiben in Salomo immer die heidnischen. Wie röhrt z. G. die unmenschliche abgöttische Wuth 84 im Opfergesange Molochs!

Ich mag die Bodmerschen Epopeen nicht durchgehen. Wären in ihnen die Mythologischen Dichtungen nur oft etwas wahrscheinlicher für die Zeit, und für den Ort ihres Schauplatzes; am Heiligen und Unheiligen, an Wahrheit und Erdichtung, an Jüdisch und Heidnisch liegt, wenn ich nichts anders dagegen hätte, nichts!

Ich fühle es, ein so unbestimmt gesagter Einfall ist zu stehern, als daß ich so viel Mine mache, ihn weg zu heben; Dichter, die gewiß keines überspannten Enthusiasmus beschuldigt werden können, wiederlegen ihn. Machtvoll ist z. G. in der Ramlerschen Rhapsodie von einem Gebete — Machtvoll in ihrer Verbindung für den, der den Persischen Nachdruck kennet, die kühne Anrede:

— Und Dromazes und Gott! —

ohne doch eine hübsche Wortphrasis seyn zu sollen. Stark ist in Kleists Christlichem Gedichte von der Unzufriedenheit der Mythologische Vorwurf:

— Denkst du, wie Riesen der Fabel,  
Auf Felsen Felsen zu häufen, und, durch den Unfinn  
bewaffnet,  
Den Sitz der Gottheit zu stürmen?

Und endlich in den vortrefflichen Grenadiersliedern: von welcher Wirkung ist die harte Vermischung des Christenthums, und der Mythologie in dem Munde eines harten Soldaten. Sein Gott

ist ihm jederzeit, und in jedem Gesange alles: vor und nach der Schlacht: im Treffen, und im Siege.

— — — wär ihrer noch so viel,  
So schlag ich sie mit Gott!  
— — was kann wider unsren Gott  
Theresa und Brühl — —

Mit rechtem Christenmu the streitet er; und mit rechter Christendemuth, Gott dankend, preiset er Gott nach dem Siege; wie aber? hat der Grenadier darum an gehörigem Orte auch nicht seinen Mars und Apoll? kann er nicht darum auch von seinem Friedrich sagen:

Frei, wie ein Gott, von Furcht und Graus  
Steht er — — du hoher Paschkopoll  
Sahst ihn, im Heldenangesicht  
Den Mars, und den Apoll.

Und sollte deßwegen mein Grenadier kein ächter, guter Christenmann bleiben?

Der, wenn er stirbt, bekommt zum Lohn  
Im Himmel hohen Sitz! —

Und deßhalb sollten seine Lieder nicht immer der Würde werth  
86 seyn, die ihnen Abbt anwünscht, vor der Schlacht gesungen zu seyn? Entweder muß überall die Mythologie hier nicht mehr Mythologie; eine liebe Wörterblume seyn, oder weg damit!

-Indessen will Hr. Kl. uns auch in geistlichen Gedichten nicht ganz leer vom Nutzen der Mythologie ausgehen lassen, und schlägt vor:<sup>a</sup> „Beschreibungen der Göttlichen Weisheit und Macht, hohe Bilder der Göttlichen Majestät, oft so vortrefflich, so erhaben, daß man sich kaum vorstellen kann, wie sie in den Geist ungläubiger Sterblichen haben kommen können, und durch deren geschickte „Nachahmung der Poet seinem Gedichte die größte Würde geben

---

a) Epist. Homer. p. 86.

„könnte.“ Der Vorschlag ist fromm, aber auch wenig mehr. Wenn Hr. Al. nicht glaubt, daß Gott selbst in die Seele des Christlichen Poeten Bilder einschiebe, so kann ers nicht fremde finden, daß große Geister unter den Heiden auch große Dinge haben denken können, sie auch von ihren Göttern denken müssen. Ich mag keine Vergleichungen, insonderheit in Sachen, die gewisse Leser so gern umzulehren pflegen; allein wer wandelte unter edlern Bildern: der alte, oder der heutige Griech? Jener zwischen seinen Göttern; dieser zwischen seinen gemalten Heiligen, der Papist zwischen seinen gehauenen Märtern. Und bei wem war (ich rede blos von Poetischen Bildern) ein solcher Anblick gelegner, um 87 große Gedanken zu wecken?

Zu dem: Beschreibungen der Weisheit, Macht, Majestät, sind eigentlich keine Mythologie mehr; es sind Dichterische Bilder über Mythologische Gegenstände; mit ihnen hat also Hr. Al. keinen Gebrauch der eigentlichen Götterlehre vorgeschlagen. Dazu ist dieser Vorschlag so gemein, so bekannt, so gebraucht —

Ja, wenn ich sagen soll, nicht einmal so hōchnōthig. Ich gebe es gern zu, daß an Abbildungen der Schönheit, der Milde, und einer gewissen Menschlichen Würde der Gottheit, man von Griechen und Römern lernen könne, insonderheit, was die schöne Kürze, das unübertroffen Prächtige, das Angemessene im Ausdrucke solcher Beschreibungen betrifft. Aber Weisheit, Macht, Majestät, alles Hōhe, und gleichsam Unbegreifliche in der Gottheit — darin sind die Dichter des Morgenlandes, und die Ersten derselben, die Dichter des alten Bundes, eine weit reichere, unerschöpfliche Quelle. In solchen Bildern sind ein Silius Italicus, Ovid, Virgil und Claudio gegen einen Hiob, Moses, Jesaias und auch David, wie ein Tropfen gegen einen Ocean: und Schande iſt, an einem Tropfen zu lecken, wenn ein Abgrund von Größe, Hōheit, Majestät vor uns iſt. Nur eine Gefühllose kritische Seele, die hierin einen Milton und Klopfstock hinter einen Silius Italicus und Claudio anführen; die verschossenen Purpurlappen aus einem Ovid und Silius den

geistlichen Dichtern unsrer Religion, als Naritäten, als theuere Vorbilder, vorhalten darf, und in unsren heiligen Büchern, und in unsren hohen Nachahmern derselben, daß Sonnenmeer von Majestät, den Regenbogen von prächtigen Farben nicht erblicken will, in welchem „die Größe und Macht Gottes“ gemahet wird.

Ich gebe es zu, daß diese Morgenländischen Bilder auch oft ein Morgenländisches Auge fordern: daß sie oft in einer Hülle des Orients erscheinen, die uns dieselben fremde, oder in einem Glanze, der uns dieselben betäubend macht. Ein geistlicher Dichter aber, und der Critikus dieses Dichters, sollte dem die Hülle unüberwindlich seyn? Sollte er nicht, den Spuren eines großen Michaelis folgend, sich solche Bilder gleichsam in die Sprache und Denkart seines Occidents übersetzen, und sie alsdenn mit Orientalischer Wärme fühlen! Die Proben, die dieser Verdienstvolle Mann gegeben, liegen in ihrer Entwicklung da, und wie verstäuben gegen sie die Schlacken eines Claudians! Blos das Leichte, das unsrer Denkart nähere, die für uns fäßlichere Evidenz dieser Römischen Bilder ist, die uns dieselben empfiebt. Wären die Orientalischen nach unsrem Augenmaße: so wäre der Vorschlag unleidlich. Kann man sie nicht aber nach seinem Augenmaße stellen? nicht seinen Blick zu ihnen erheben? gewöhnen? und kannst du das nicht, so siehe die Sonne in diesem ihrem stralenden Wasserbilde. Siehe den Abglanz Orientalischer Hoheit in einem Klopstock; von Erde bist du, wenn du an einen Silius Italicus hierinn, als Vorbild, zurück eilest.

---

## 8.

„Auch Künstler sollen Gott und Christus würdig bilden!“<sup>a)</sup> Wie todt ist, was Hr. Kl. hierüber sagt, gegen das, was andre gesagt haben. Hier ist Klopstock, da er Winkelmann beurtheilet, und wem ist es nicht ein sehenswerther Anblick, zween solche

---

a) p. 97. 98.

Männer, zwei Enden des Menschlichen Geistes, zwei Extreme Deutscher Originale, von denen der Eine unter, der andre über Deutschland seinen Ort fand — ich sage, ifts nicht ein merkwürdiger Anblick, solche zween Markgrafen Deutscher Hoheit von ihren Grenzsteinen zusammen treten zu sehen, zusammen sprechen zu hören. Das Stück ihres Gesprächs im nordischen Aufseher<sup>a)</sup> ist mir eine Art von Phänomenon! „Der einzige Weg für uns, unnachahmlich zu werden, sagt Winkelmann, ist die Nachahmung der Alten.“ „Ich würde, versetzt Klopstock, diese Einschränkung hinzusezzen: in „denen Arten der Schönheiten, die sie erschöpft haben. Denn welches Genie würde nicht erschrecken müssen, wenn es sich nicht erlaubt dürfte, an der Allgemeinheit jenes Saches zu zweifeln? „Haben z. B. die Griechen die Vorstellungen ausdrücken können, „die wir uns von Engeln machen müssen? Aber wie vortrefflich „haben sie nicht oft die Götter vorgestellt! Sollten wir nicht die „Engel so machen? Gewiß nicht völlig so! Wir sollten jene Vorstellungen der Götter übertreffen. Bisher zwar sind wir, von „diesem Uebertreffen, sehr weit entfernt gewesen. Wir malen Kinderchen, Frauenzimmer, und wenn wir uns recht hoch schwingen, „schöne Jünglinge; geben diesen Figuren Flügel, und bilden uns „ein, Engel vorgestellt zu haben. So gar Raphaels Michael ist „ein Jüngling; und er sollte doch wenigstens ein Jupiter seyn, „der eben gedonnert hat. Wenn nun Raphael vollends einen „Todesengel hätte machen sollen; z. B. einen, durch dessen bloßen „Anblick der erstgebohrne Sohn Pharaos niedersinkt. Michael „Angelo also, wird man sagen. Nein, der auch nicht: denn er „übertrieb zu oft. Der Contour des wahren Großen ist sehr fein! „Wenn die Hand nur ein klein wenig rückt: so kann es übertrieben werden. Wer also? Vielleicht ein noch ungebohrner Künstler, dem es aufzuhalten ist, die heilige Geschichte würdig vorzustellen, nämlich die meisten schon oft wiederholten, neu, und dann „viele sehr erhabene, die noch niemals gemacht worden sind. Wie

---

a) Nord. Aufseh. 3. B. St. 150. [S. 259—261]

„würde ich mich freuen, wenn er schon lebte, und dieses läse. Er „ist es, der noch viel was anders sagen würde, als die Griechen „haben sagen können. Gott vorzustellen, würde er sich niemals „unterfangen; niemals! Aber den Versöhner der Menschen eini- „germaßen würdig abzubilden, würde er alle Kräfte seines Genies „anstrengen, und sich den großen Empfindungen, welche die Reli- „gion giebt, ganz überlassen.“

Ich lasse über diese Klopstock'schen Gedanken gerne einem jeden seine Gedanken; aber, wenn ich sie, und die beiden Aufsätze desselben Verfassers über die Poetische Composition einiger Biblischen Gemälde,<sup>a)</sup> und einige stille Winke Winkelmanns in den Schriften desselben, und verschiedene offenbarere Anmerkungen Webbs, über die Gemälde der Religion, zusammen sehe: so dünkt mich dies Kloß'sche Gemische darüber.

— — Staub, den der Wind zerstreut.

Hr. Kl. findet unter allen, die über den Glanz um das Haupt der Heiligen geschrieben, keinen, der die Maler darüber getadelt hätte: er thuts, und siehet nicht, was ein solcher Bogen zur Majestät Gottes thun sollte? Als Kreisbogen freilich nichts, aber wenn 92 sich nur seitwärts einige rückbleibende Stralen verlieren: so sehe ich nicht, wie diese hinderlich wären. Bei Gestalten der Heiligen sind sie eine einmal angenommene Symbole, und der Gestalt Gottes, (wenn Gott anders Menschlich gestaltet werden soll,) ein Zeichen der Majestät, so fern, als der Dichter singet:

— & avertens rosea cervice refusit,  
Ambrosiaeque comæ divinum vertice odorem  
Spiravere — —

oder so fern die Biblischen Dichter auch hierin große Gemälde vom Glanze des Herrn geben. Diesen kann der Dichter innerhalb der Grenzen seiner Kunst so bescheiden folgen, als die Griechen den Poetischen Symbolen ihrer Religion folgten.

---

a) St. 173. 174. 186. Nord. Aufschr. 3. Th.

Ferner hat Hr. Al. den Einfall,<sup>a)</sup> auch Flügel könnten aus den Göttlichen Bildungen der Alten beibehalten werden. Ich will glauben, er meine nur etwa Engel, oder den geflügelten Blitz in der Hand Gottes: denn der Gottheit selbst Flügel zu geben, halte ich, (Hr. Al. führe mir noch ein so langes Register von Göttern an, die bekannter Weise geflügelt gebildet wurden,) unserm höchsten Gotte halte ich ein Paar Flügel ganz unwürdig. Raum würdig der Engel, nach den edlen Begriffen unsrer Religion; wenn nicht, als unterscheidende Symbole, wenn nicht etwa im Fluge, um 93 denselben dem Auge wahrscheinlich zu machen. Selbst die Griechen, nachdem sie die Allegorie nach und nach abgestreift hatten, in ihren schönsten und edelsten Bildungen, warfen dem Jupiter die Flügel ab, damit er nicht wie ein Ikaromenippus des Lucians erscheine, und gaben sie seinem Adler. In der That, den Allerhöchsten mit einem Paar Gänseflügeln vor mir zu sehen, ist unleidlicher, als ihn graubärtig, und als Greis, zu erblicken. Dies giebt noch eine leidliche Allegorie von ihm, dem ewigen Vater; aber was soll jenes zu der Idee des Allgegenwärtigen? —

„Die Griechen bildeten Jupiter auf einem Donnerwagen.“ Nun hat es Hr. Michaelis längst gezeigt, daß die Cherubim, die Donnerpferde der Juden, wahrscheinlich Geschöpfe der Aegyptischen Einbildungskraft sind, und daß die Griechen ihre Donnerpferde Jupiters ebenfalls daher ursprünglich entlehnet: könnte auch gezeigt werden. Hier fließen also aus einer Quelle zweien Flüsse, und die Poeten beiderlei Religionen scheinen nicht anders verschieden zu seyn, als daß sie sich eine Vorstellung, jeder nach der Art seiner Nation, gedacht haben. Warum sollte also der Christliche Künstler nicht diese Bildung der verschwisterten Griechischen Vorstellungsart ablehnen? warum sollte er nicht auch den wahren Gott wie einen donnernden Jupiter bilden, der seinen Donnerwagen und Donnerpferde mit dem Schalle des Schreckens durch den weiten Himmel jaget? 94

---

a) p. 108. 109.

Hr. Kl. hat für gut befunden, diese Vorstellungsart anzupreisen; <sup>a)</sup> und ich fände es beinahe gut, davor zu warnen. Der Begrif der Gottheit, der jetzt, als Hauptcharakter, den Gemüthern der Menschen bewohnet, ist erhabner und gereinigter, als daß er ein solches Bild ertrüge. In den sinnlichen Zeiten der Jüdischen Dichter war „furchtbare Macht“ gleichsam der Hauptanblick, mit dem man sich den Herrn dachte; man schrieb nach einem Idol der Erziehung, und nach einem herrschenden Zeitbegriffe, dem Wagen Gottes die gewaltigen Donner zu, die über das Jüdische Land hinzogen, und dahin aus, auf diesen sinnlichen Begrif, gehen auch die höchsten Bilder der Propheten. Erre ich nicht, so ist die gemeine Vorstellungsart unsrer Christlichen Zeiten darinn sanfter. Das erste Bild, das wir uns von unsern Götter machen, ist vielmehr das Bild von dem vollkommensten, weisesten, gütigsten Wesen, dem Vater, und unsichtbaren Erhalter der Welt; als von einem zornigen Donnerer, von einem allmächtigen Weltverwüster. Soll also ja der Höchste gebildet werden, so zeige man ihn in dieser, 95 für uns der würdigsten Stellung, oder gar nicht. Die Propheten des alten Bundes schaffen Bilder für ihre Zeit, und auch in dieser nicht für den bildenden Künstler: nicht für den Anblick des Schönen; sondern für Poetische Seelen, und in diesen nichts als der Religionsbegriffe halben. Der Künstler unsrer Zeit thäte also Unrecht, wenn er sich solchenfalls damit, als mit Biblischen Vorstellungen, rechtfertigen wollte; denn der Kunst hat die Bibel wohl keine Bildergallerie liefern wollen.

Es bleibt also nur das Vorbild der alten Kunst übrig, die ihren Jupiter Donnerfahrend bildete — aber ich antworte, das war auch ihr Jupiter, und nicht unser Gott! Jener seinem Charakter nach der Donnerer, der

---

a) p. 115 — 122. *Ostendi uno, eoque satis illustri exemplo, quomodo imitari possint nostri artifices veterum monumenta — ist das nicht viel?*

*Ἐλατὶρ ὑπέρτατος βοοντᾶς  
ἀκαμαντόποδος  
Ζεὺς* — —

wie ihn Pindar nennt, erhabner, als die späteren Dichter, die Hr. Kloß anführt. Jupiter hatte einmal nach altem guten Herkommen die Function, der *ὑψιβρευέτης, κατευβάτης*, fulminans zu seyn, und wie man ihn mehr nennen will; als solcher konnte er Pferde jagen und Rosse lenken: das Kar Jovialis. Ein solcher aber ist nicht unser Gott dem Hauptcharakter nach; und eine solche Kunstvorstellung nicht Göttlich. Die Kunst arbeitet für Einen ewigen 96 Anblick; welch ein Anblick aber, Gott vor meinen Augen verewigt zu sehen, als — einen zornigen Fuhrmann!

Dazu muß Hr. Kl. aus Homer, Pindar und allen Griechen wissen, daß in denen Zeiten, da sich Mythologie erzeugte, und die Kunst galt, ein Pferd, wie noch bei den Arabern und Aegyptern, ein sehr würdiges Geschöpf, und Pferdeverrichtungen sehr edle Handthierungen waren — bei uns nicht mehr. Was sagt mir also dies Bild Gottes? Nichts, oder etwas Unwürdiges. — Der Künstler brauche es also nicht, und lasse den Kloßischen Einfall immer lieber wieder verunglücken.

Ueberhaupt weiß ich noch keinen Durchweg, um zwischen den höchsten Forderungen der Religion und der Kunst mit einer Bildung Gottes, insonderheit für sich selbst, mit Gnugthuung meiner selbst, durchzukommen. Die Religion zeigt mir den Vollkommensten, den Allgnugsamsten, den Geist: die Kunst bildet Körper, Geister geben keine Figur, das Vollkommenste hat kein Bild. Hr. Kl. wende nicht ein: „Gott schreibe sich ja selbst Hände, Hals, Füße, Nase zu.“ Bekannt! aber jedes von diesen Theilweise, nichts mit dem andern zusammenhangend, daß es ein Ganzes bilden sollte, jedes Glied als ein sinnliches Bild Einer seiner Eigenschaften. Die ganze Anthropomorphie Gottes im alten Bunde ist also

---

a) p. 98. *Ipse Deus sibi manus tribuit, dorsum, nasum, pedes etc. ist der Grund nicht hündig?*

nicht bildend, sondern andeutend, symbolisch: und in weitem Verstande der Alten also, Allegorie. Dazu ist diese Allegorie nur Poetisch: das sichtbare Bild wird von dem geistigen Glanze, den es bedeuten soll, verschlungen; es verschwindet mit dem Worte, und die Idee, die zurück bleibt, ist eine Eigenschaft der Gottheit.

Wenn kann nun der Künstler die Beschreibung der Bibel für eine Erlaubniß halten, Gott nachzubilden? Wenn er seine Bildung der Gottheit in jedem Gliede derselben auch so andeutend, so Allegorisch machen kann, daß das Zeichen verschwindet, und nichts als der bezeichnete Begriff zurückbleibt — in keinem andern Falle sehe ich Erlaubniß. Kann ich Gott so zeichnen, daß mir bei seiner Hand der Allmächtige einfällt, der Welten wägt, und Erden anröhret, daß sie vergehen; außer dieser Bedeutung der Allmacht aber das Zeichen, die Hand selbst, nichts sey: kann ich Gottes Ohr und Auge blos als Sinnbilder seiner Allwissenheit darstellen, daß sie weiter keinen Eindruck lassen: Gottes Fuß nicht an sich, sondern als den, dessen Schemel der Erdball ist, nicht als den Theil eines Menschlichen Körpers — kann ich so den Geist malen und bilden, daß der Körper nichts, als Sinnbild des Geistes, und 98 zwar des vollkommensten Geistes, ist: so kann ich ein Bildniß des Höchsten machen aus Autorität der Schrift.

Da dies nicht ist: so lasse ich ihr Beispiel weg, und vergleiche blos Forderung der Religion und Bedürfniß der Kunst — und siehe! fast überall Gegensatz. Gott der Unmäßliche — das Wesen der Kunst im Großen und Schönen sind Schranken. Gott der Ewige, und siehe einen erzeugten Körper. Gott der Allmächtige, der da will und es geschieht; die Kunst kann keine Macht ausdrücken ohne Ankündigung einer Bewegung. Gott der Würksame; die Kunst kennt keine Würksamkeit ohne Bewegung: Gott der Unwandelbare, und siehe! jeder Ausdruck der Kunst wandelbar und wegeilend! Wer kann ihn fassen? wer kann ihn bilden?

Der einzige würdige Ausdruck für ihn wäre die seligste, allgnugsame Ruhe; allein auch da erscheint er nur als der seligste, allgnugsame Mensch: und weil die Menschliche Ruhe nur bei einer

Feier von transitiven Handlungen möglich ist; so ist auch alsdenn bei der gebildeten Gottheit der Begrif von Unwürksamkeit beinahe unvermeidlich: der Begrif von Allmacht, Allwissenheit, Allweisheit, Einwürfung wird in seinen Ausdruck der Ruhe verschlungen, das Bild ist kein Gott mehr. Raphaels schaffender Gott steht mit gesenktem Auge, mit zeigendem Finger:

Kann der bewundern, Er, der die Sterne gemacht hat?

Raphaels ewiger Vater steht wie ein grauer Greis: ist das der Gott, 99 der da bleibt, wie er ist? Gott sehe z. E. auf die Erde herab: ist das der Allwissende, was siehet er ewig auf die Kugel herunter? Siehet er auch was neben ihm ist? Gott wäge die Erde: sie hat ein Maaß gegen Gott, und muß dazu ein proportionirtes Maaß haben: was hat das Bild für einen Ball in der Hand, um damit zu spielen? — Nun sehe man noch gar unwürdigere Vorstellungen: einen Kloßischen Postillon mit einem Brande in einer Hand auf einen Wagen — Blasphemien! „Wie wollet ihr mich bilden? und wem wollet ihr mich vergleichen?“ spricht Jehovah.

„Christus als einen Apollo im Belvedere,“<sup>a</sup> eben als wenn Christus einen Python im Borne getötet — doch hierüber mag ein Klopstock in der vorangezogenen Stelle, und ein Mann von der entgegengesetztesten Denkart, Webb, sprechen. Der Vatikanische Apollo wenigstens scheint nicht dem Charakter des Erlösers dem Hauptanblicke nach, und in der Bestimmung seines Lebens zu entsprechen, sonst — — Doch ich werde theologisch, da ich doch in der Schule eines Poetischen und Kunsteritifus bin — —

Und ei! da lerne ich wieder etwas Neues! Gott auf einem 100 Donnerwagen fahrend! „Von Christlichen Poeten erinnere ich mich keinen, der dieses Bild brauche, als Milton“<sup>b</sup> — Reimen von Christlichen Dichtern? Hrn. Kl. Gedächtniß muß ihm den ärgsten

a) p. 111. 112. Hr. Kl. hat für gut gefunden, bei der Gelegenheit die Winkelmannsche Beschreibung Apollo's in sein Latein hinzugießen.

b) p. 120.

Streich gespielt haben; denn das meinige erinnert sich bei allen Christlichen Dichtern keines häufigern, gemeinern, bekanntern Bildes. Denn ist Gleim, der Kriegssänger, kein Christ?

Wer hat dich, Pandur,  
in Angst gesetzt, in Flucht gebracht?  
Gott, der auf Wolken fuhr.

Ist Kleist kein Christ? —

Groß ist der Herr! Die Himmel ohne Zahl  
sind seine Wohnungen,  
sein Wagen sind die donnernde Gewölfe,  
und Bliße sein Gespann;

und wie der prächtige Ton weiter das Bild malet. Cramer kein Christ? —

Wenn nun dein Wagen, Gott der Götter,  
Messias, donnert, und im Wetter  
Dahin fährt — —

Ramler bei der Krippe Jesu kein Christ? —

Jehovah fähret durch den Himmel,  
und sieht sein heliges Geschlecht.  
Wir sehen Majestät! — —

101 Und so glaube ich, denn ich habe aus dem Gedächtnisse geschrieben, so Wieland, Bodmer und jeder Christliche Poet; ich kenne kein bekannteres Bild des donnernden Gottes. Nur Klopstock, wenn ich mich recht erinnere, braucht dies Bild nicht: sein Gott steigt herunter, den Messias zu richten: er rollt nicht auf einem Donnerwagen, er ist selbst zu erhaben, um zu donnern. Sein Seraph Eloa schon kann tausend Donner fassen, und auch der steht nur auf einer Wolke. Ohne Zweifel schien Klopstocken das Bild zu niedrig selbst in der Poesie, für den —

Der Welten geheim und still den Untergang zuwinkt —

und Kloß darf's sehr vornehm für die Kunst empfehlen? So iſt's nach jenem Gemälde Galatons: was Homer ausspie, war den<sup>1</sup> andern Ambroſia!

## 9.

Die Frage wird weltlicher.<sup>a</sup> Können Dichter, die nicht über Sachen der Religion dichten, die Mythologie brauchen? Ich thäte am besten, blos zu übersetzen; aber auch das wird mir schwer. Wer kann einen Mann ertragen, der die Mythologie nicht anders kennt, als daß es „Griechen und Römern so beliebt,<sup>b</sup> Neptun „einen Gott des Meeres zu nennen,“ als daß es „den Wiederherstellern der Wissenschaften<sup>2</sup> so beliebt,<sup>c</sup> auch die Mythologie 102 „der Alten (ohne weitere Gründe,) beizubehalten:“ als daß sie „auf dem Irrthum und dem Uberglauben<sup>d</sup> der Alten beruhe:“ als daß sie „nichts als ein Namensregister,<sup>e</sup> Schälle ohne Gedanken enthalte,“ als daß sie<sup>f</sup> „ein bloßer Flitterstaat mittelmäßiger Köpfe sey, um ihre Gedichte mit hundertmal gebrauchten „Gleichnissen aufzustützen:“ wer die Mythologie in Gedichten blos als so etwas kennt, wie ist der eines Bessern zu belehren? Man müßte vom Anfange anfangen, daß von Homer bis zu Virgil noch etwas anders in dem Gebrauch ihrer Mythologie liege, als böse Irrthümer und unchristlicher Uberglauben — nämlich sehr Poetische Ideen. Und so hätte man erst eine Voraussetzung!

Darauf wäre zu zeigen, daß von den Wiederherstellern der Wissenschaften die Mythologie noch etwa anders woher habe können beibehalten werden, nicht als ein beliebiges Gutachten. Vielleicht nämlich der Sprache, der Kunst, der Poesie, und alten Einkleidungen der Platonischen Weisheit wegen. Ob sie sie übel nachgeahmet: davon ist die Rede nicht, sondern ob sie sie nachah-

a) Epist. Homer. p. 124—135.      b) p. 124.      c) p. 125.  
d) p. 125.      e) p. 126.      f) p. 127.

1) Ȑ: dem      2) Ȑ: Wissenschaft

men dürfen? Und wer weiß es da nicht, daß wir nothwendig 103 mit der bösen irrigen Mythologie zugleich alles hätten verlieren müssen: Sprache, Poesie, Wissenschaft, Kunst der Alten — eine schwere Verbannung! Wir wollen den irrigen, abergläubischen Reizer dulden; denn mit ihm hätten wir, wie die Christen zu Julians des Abtrünnigen Zeiten, zu viel verloren! Das wäre die zweite Voraussetzung.

Hieraus würde auch die Erstaunensvolle Frage beantwortet: warum dies böse Ding, das doch blos auf dem Irrthum und Abergläuben der Alten beruhet, habe beibehalten werden können? eine Blindheit, die Jahrhunderte durch gedauret! Es wäre also unmaßgeblich zu zeigen: „daß die Mythologie in ihrem Gebrauche „wohl etwas mehr, als Schall ohne Sinn, Worte ohne Bedeutung, „unnützer Flitterstaat, Gottlosigkeit und Abergläuben gewesen sey „und seyn könne.“ Wie tief muß eine solche Deduction anfangen! Und was hat unser Christliches Taufwasser mit dem ganz andern Werke zu thun, in einer sehr bekannten, sehr Ideen- und Bilderreichen Sprache Poetische Zwecke zu erreichen?

Freilich könnte es eine feine Aufgabe bleiben: „wie weit wir „im Gebrauche mancherlei Mythologischer Ideen den Griechen und „Römern nur bescheiden nachtreten müssen?“ Allein hieran ist bei meinem Autor, und bei dem berühmten Vorredner Apollodors nicht zu gedenken; hier kommt auch nichts weniger, als Irrthum und Abergläube, in Betracht: die bei ihm alles sind. Gnug! daß 104 es ihm beliebt, in allen neuern Dichtern die Mythologie für schallenden Unsinn, für hundertmal gebrauchten Flitterstaat zu erkennen, und nun frage ich jeden guten Dichter unsres Vaterlandes: ist so etwas nicht unter der Kritik?

Wie aber, wenn Hr. Kl.<sup>a</sup> uns einen ganz neuen Ersatz der Mythologie gäbe? — Ehe wir sein neues Geschenk preisen, so lasset uns erst sehen, ob es der Annahme werth sey, und denn erst, ob es als Aequivalent gelten könne? „Was einige befürch-

---

a) p. 126.

„ten, daß, wenn sie die alte Mythologie verlören, ihre Verse kalt  
„und matt werden dörften — die Furcht ist vergebens. Liefert  
„uns doch unsre heutige Welt solch eine Menge neuer Gedanken  
„und Bilder, daß es einem glücklichen Kopfe nie an Zierrathe seiner  
„Gedichte fehlen kann“ (eben als wenn ein glücklicher Kopf den  
Bettel wollte und brauchte!). „Bedenke, wie manches in der Natur-  
„lehre durch die Bemühung der Menschen jetzt entwickelt ist, was  
„vormals entweder unbekannt, oder sehr dunkel seyn mußte. Bemerke  
„ferner, daß der Kreis der Erde in neuern Zeiten gleichsam erwei-  
„tert sey, durch Entdeckung der Länder, die vormals unbekannt  
„waren, und erwäge, welch eine Menge Zierrathen dem Poeten  
„daraus erwachse, weit besser, als die Namen einer Juno, Pluto,  
„Cerberus, Rhadamantus und Charon.“ Ich weiß, daß dieser 105  
Rath in die Köpfe mehrerer ingeniosorum gekommen: denn Rath-  
geben, sagt Plato, ist doch eine Göttliche Sache; und gegebene  
Rathschläge prüfen, dächte ich, noch eine Göttlichere.

Ich seze voraus, daß hier die Frage nichts weniger, als  
Wortzierrath, Dichterischen Schmuck betreffe, denn jeder Zierrath,  
der nicht aus der Sache selbst entspringet, der erst gesucht  
werden muß, ist Fehler; wir suchen also eine innere Bereicherung  
der Poesie in ihrem Wesen statt der Mythologie.

„Entdeckungen der Naturlehre!“ Allerdings! wenn sie so  
bekannt, so fähig der Poetischen Sprache, so reich an Bildern, so  
anschaulich sind — als die Mythologie; allerdings! So verschwinde  
jene, wie Schatten gegen die Sonne, wie Fabel gegen die Wahrheit:  
und die Schöpfung eines Newtons, Neuentyts, Swammer-  
dams, Buffons, Reaumurs, Tourneforts und Hallers  
trete an die Stelle des Fabelkram's eines Apollodors, oder  
Natalis Comes. Aber zu welcher eigentlichen Function soll sie  
dahin treten? Einzelterne Gleichnisse, Bilder halber? Mit Ver-  
gnügen erinnere ich mich zwar der seligen Augenblicke, die mir die  
tiefen Naturgleichnisse eines Hallers, die unerwarteten Arznei-  
gleichnisse eines Witthoß, der fast ganz aus dieser Welt von  
Wissenschaften gedichtet, die fast immer ökonomischen Bilder eines 106

Dyers gebracht haben; aber mit Misvergnügen auch der unseligen Augenblicke, die mir die gelehrt seyn sollenden Gleichnisse eines Curtius u. a. erwecket. Blos als Gleichnisse betrachtet, sind die Offenbarungen der neuern Naturkunde lange nicht so des Lichts der Anschauung fähig, oft so schwer poetisch und ohne Kunstsprache auszudrücken: so oft über die Sphäre des common sense unsrer Zeit, für welchen doch Gedichte geschrieben werden müssen, erhoben: so oft für diesen ohne Commentar dunkel, und wer will über ein Gleichniß denn einen Commentar lesen? endlich weit seltner an die eigentlichen Gegenstände der Poetischen Welt gränzend, um ein Drittes der Vergleichung zu haben, das beide nahe zusammenbringe — und das waren sie blos als Gleichnisse. Gleichnisse aber sind höchstens in Lehrgedichten das Wesen der Poesie: Gleichnisse aber sind gewiß nicht der wichtigste Gebrauch der Mythologie: Gleichnisse also machen hier keinen Gegensatz, nicht die Mythologie unnöthig, nicht die Naturlehre zur Mythologie.

Fabel, Dichtung, Handlungen, die bis zur Täuschung eindringen, sind das Wesen der Dichtkunst, und wie weit weniger kann hier die Naturlehre zutragen? Kann sie der Epopee und Heldenoper Maschinen schaffen, die mit der Individualität, mit der hohen und schönen Natur, mit der charakteristischen Bestandheit, mit der bekannten Anschaulichkeit, mit der Täuschungsgabe handeln können, als in Homer die Götter der Mythologie handeln — wohl! so treten Gnomen und Sylphen, und Nymphen und Salamanders, die ganze Schöpfung des Theophrastus Paracelsus, und Cornelius Agrippa, die personifirte ganze Naturkunde in die Stelle Mythologischer Wesen. Kann sie dem Drama, der Pindarischen und Horazischen Ode, der Fabel, der Erzählung, der Idylle so viele, so schöne und so reiche Dichtung schaffen, als die Mythologie der alten Dichter diesen Gattungen schafft, so trete sie auf. Hier lasse ich meine Leser mit aller Genäglichkeit alle Dichter des Alterthums in allen Arten der Dichtkunst, und in jeder ihre glücklichen Fictionen aus dem Vorrathe der Mythologie — nachzählen: alle neuere Dichter, die aus dieser Quelle, es sey auf was Art es wolle, glücklich geschöpft, bis

auf unsren lieben warmen Wieland zu — alsdenn überschlage er, ob ihm das alles Naturkunde ersehen könne, und thue den Aus- spruch. Meines Wissens giebt diese einzelne Begriffe, Rämnitnisse, Wissenschaft; die Poesie will Geschichte, Handlungsvolle Begeben- heiten, täuschende Fabeln — welche beide Ende!

Ich sage nicht, daß nicht aus der Naturkunde unsre Dichtkunst noch sehr mit Wahrheiten und Bildern bereichert werden könne, daß aus diesen Wahrheiten und Bildern von einem Poetischen Kopfe 108 nicht so glückliche Fictionen geschaffen werden müßten, als ein Fontenelle über die Wirbel des Des-Cartes witzige Einfälle dichten konnte — aber daß diese mögliche Ausbeute dem unzählbaren Reichthume Mythologischer Dichtungen und Geschichte und Fabeln je gleichkommen, daß sie denselben völlig überlei machen könnte, das leugne ich völlig! Aus der Mythologie eben lerne man, die Naturkunde dichterisch zu bilden, nicht aber aus der Naturkunde die Mythologie zu verbannen.

Zweitens: „neuere Entdeckungen neuer Länder und Welten!“ und was haben uns diese für die Dichtkunst entdecken lassen, daß der Mythologie gleich gölte? Bäume und Pflanzen? So viel ein Indianischer Plinius, ein Rumph, eine Merian u. a. die Welt des Kräuterkenners, und den Begrif der Schöpfung Gottes erweitern: so viel Vergnügen und Nutzen man in einem Malabarischen Garten finde; so doch das wenigste zum Gebrauche der wahren Dichtung. Die Namen der neuen Kräuter sind unpoetisch; ihre Gestalt und Unterschied nicht durchgängig bekannt, nur der Zeichner, nicht der Wortmaler, kann sie anschauend sinnlich machen. Zudem sind solche Brodessa'sche Malereien ja nicht Hauptzwecke der Dichtkunst, und was z. B. der Verfasser des Zuckerröhrs Poetisches in sein Poem gebracht, ist dem mindsten Theile nach aus der Pflanze 109 selbst gepreßt; es ist Ausschweifung.

So Gegenden? Außerordentlich wilde Gegenden, Wüsten, Gebirge, Wasserfälle sind rührend, aber nur so fern sie bekannte Ideen wecken, die uns schon beiwohnen. Ich würde Niagarens Wasserfall in Creuz nicht so fühlen, wenn ich nicht schon rauschende

Wasserfälle kennete, und hier blos meine Begriffe steigen dörften. Schlechthin neue Beschreibungen gewähren also diese Entdeckungen kaum: denn ob der alte Griech und Römer die Wasserfälle des Nils, den Euripus, den Olympus, die Scylla und Charybdis mir über historische Wahrheit erhoben, ist nicht die Frage, nur ob er sie mir täuschend gedichtet? und von ihm also lerne man auch die neuerlicher bekannten Gegenden — Grainger seinen Amerikanischen Platzregen, und andre ihre feurigen Luftmeteore dichten; (denn nach historischen Bildern suche ich in Reisebeschreibungen) und fänden da die meisten solcher Scenendichtungen in den Alten, nur nach Beschaffenheit ihres Landes nicht schon Vorbilder? Wie feierlich ward aus dem Aetna die Werkstatt der Cyclopen, aus der Gegend bei Pozzuolo der Acheron, aus den Theßalischen Gegenden die Berge der Musen, aus den Inseln des Möris die Elysäischen Felder u. s. w. In Landgemälden mögen wir also neu seyn, im Geiste des Poetischen 110 Landmalens, in Dichtungen darüber müssen wir von den Alten lernen. Dazu ist ihre Mythologie: ich sehe sie also nicht entbehrlich, ich sehe nicht einmal, recht genommen, einen Gegensatz.

„Vielleicht also neue Thier- und Menschen-Gattungen?“ Gut! aber in die Naturgeschichte gehören diese besser, als in die Poesie; und wenn auch für diese, als Gegenstände, Bildergleichnisse — was trifft dieses die Mythologie zum Gegensatz? Eine Fabel, eine Poetische Dichtungslehre ist ja kein Bildersaal Griechischer Thiere, Menschen, Pflanzen, Gegenden — beide heben sich noch nicht auf; vielmehr kann die Mythologie Muster bleiben, in dieser neuern Thierwelt zu dichten.

Soll es Gegensatz werden, so muß die neuentdeckte Welt uns statt der Griechischen eine Gallerie solcher und besserer Fabeln, Geschichte, Dichtungen liefern. Die Hottentottische Götterlehre, Kunstbegriffe, Historien, Gedankeneinsleidungen müssen an die Stelle der Griechischen treten. Der Pachakamai der Peruaner wird Zeus, der Chemiin der Caraiben wird der große Pan, und der Areskovi der Huronen der schöne Apollo. Statt der schönen Genien der Griechen wollen wir die Hondatkonsonas der Iroquoisen, und

statt der edlen, Poetischreichen und schönen Fabelverrichtungen der alten Homerischen Götter, ihrer Einwirkung in die Welt, und ihrer Thaten unter den Menschen wollen wir Fräzengeschichte der Africa- 111 nischen Negern — welch ein Tausch! Und Tausch soll doch seyn? die neuentdeckte Welt soll uns doch das reichlich und überreichlich geben können, was uns die elende Griechische Mythologie giebt? Und was giebt diese für die Poesie anders, als Dichtungen, Geschichte, Fabeln, in die Poetische Composition gelegt wird, uns zu täuschen, zu vergnügen.

Hätten unsern Verf. richtige und genaue Begriffe vom Wesen der Poesie, und vom wesentlichen Gebrauche der Mythologie in der Dichtkunst der Alten beigewohnt: so würde er sich sein Edikt gegen diese, und seine Vorschläge zur Schadloshaltung jener, selbst erlassen haben. Jetzt rächt sich an ihm Kalliope, wie dort Bacchus am Lykurgus, da dieser seinen Wein ausrottten wollte; sie lässt ihn nämlich die Linie passiren, und schickt ihn nach Mohren und Mabarren, um, wie ein Orpheus und Homer aus Aegypten zurückzukommen, — der Vater einer neuen Poesie, die seit Griechen und Römer Zeiten nicht gewesen.

Non usitata, nec tenui ferar  
Penna biformis per liquidum aethera  
Vates, neque in terris morabor  
Longius, invidiaque maior

Vrbes relinquam: non ego pauperum  
Sanguis parentum, non ego — —  
Stygia cohibebor unda.

Iam iam residunt cruribus asperae  
Pelles et album mutor in alitem  
*Superne: nascunturque leves*  
*Per digitos humerosque plumae.*

Iam Daedaleo ocyor Icaro  
Visam gementis littora Bospori

Syrtesque Gaetulas canorus  
Ales, Hyperboreosque campos.

Me Colchus etc. c. Heil zur glücklichen Reise!

Drittens und endlich „Allegorie:“<sup>a</sup> Tugenden und Laster, „diese und andre Gemüthsaffectionen — wenn ihnen der Dichter „Körper beileget, so wird er theils auf allen Münzen und Edel-steinen, theils in Gedichten, welche finden, die er bequem gebrauchen kann;“ und nun gehts in ein Register.

„Bequem gebrauchen kann?“ Hr. Kloß beliebe zu sagen in welcher Gedichtart? In Epopeen? Nie können da Mes-Dames „Pudicitia, Fertilitas, Fides, Securitas, Copia, Ju-stitia, Veritas, Voluptas, Ira, Discordia, Impudentia, „Invidia u. s. w.“ das ausrichten, was Homers Götter und Göttinnen wirken. Es sind Larven allgemeiner Begriffe, denen persönliche Bestandheit, individuelle Bezeichnung, historischer Charakter fehlt, bei denen man jeden Tritt aus dem Namen voraus sieht, die aus 113 einem Worte, wie jene Prophetinnen, aus holem Bauche sprechen, Wortgespenster. Sie geben kein persönliches Interesse, keine individuelle Handlung, keine einzelne Charakterprobe: sie rühren nicht, sie täuschen nicht: sie zerspringen, wie Wasserblasen.

The earth hath bubbles, as the water has,  
And these are of them. Whither are them vanished?

Also in Idyllen, Fabeln, Erzählungen, überall, wo es auf vorgestellte Fiction ankommt? Raum! und eine lange Allegorische Dichtung, ein Allegorischer Traum macht mir in sonst vor-trefflichen Wochenblättern,<sup>b</sup> wenn er nicht außerordentlich kurz ist, Kopfschmerzen. Wenn Allegorie Wahrheit einkleiden soll, damit sie mehr einnehme, und stärken Eindruck mache, so muß sie dieselbe nicht verdecken, und den Augen wegstehlen. Das Frappante, das

a) p. 127. 128. &c.

b) Ich führe nur Eins an, den Rambler, eine Schrift voll Menschen-kenntniß, und voll schläfriger Allegorien.

Außerordentliche im ersten Anblicke der Entwicklung gefällt, und läßt dauerhafte Spuren in der Seele; wird mir aber seitenlang die Mühe des Entwickelns zum ordentlichen Geschäft gemacht; — soll ich nicht die Frucht hinter den Blättern unvermutet erhaschen, sondern zum Tagwerke Blätter klauen, eine ganze Fiction hindurch die Allegorischen Masken entkleiden, und bei jedem Zuge neu ent- 114 kleiden; warum ließ mich, da es hier blos auf Wahrheit und Mühe ankommt, der Dichter die Wahrheit nicht nacht sehen? ohne Mühe der Entkleidung? ohne langes Gesuch? Mitten im Allegorischen Traume unsrer Wochenblätter schlafe ich ein, und vielleicht viele Leser mit mir.

Nichts bleibt übrig, als kleine Gedichte, oder Einfälle in Gedichten: Bilder, Gleichnisse, Epigramme, Lieder, Oden — Bilder und Gleichnisse? wohl! und die alte Mythologie ist voll schöner Allegorien! Epigramme? Ein Epigramm ist ein Bon-Mot in der Dichtkunst, es gefalle durch seinen Stachel, oder seine außerordentliche Simplicität. Aber Lieder? Oden? Selten können lange durchaus Allegorische Lieder und Oden gefallen! Ich danke es Uzen, daß er mir seinen schönen Morpheus, als einen Traumgott, nicht als ein Allegorisches Gespenst der Träume, vorstellt. Ich danke es den Dichtern der Freude, und des Amors, daß sie diesem Gotte, dieser Göttin nicht, als Gespenstern eines abstrakten Begriffes, zu gut allegorisiren, sondern lieber einem Gotte der Liebe, einer Göttin der Freude zu Ehren singen. Jenes wird ein trockner Eichenkranz von symbolischen Prädicaten, dies eine Reihe von Empfindungen, die einem solchen gedichteten Wesen überhaupt geziemten — ein merklicher Unterschied!

Wenn Hagedorn der Freude singet, bleibt er freilich nicht 115 mit jedem Zuge der Allegorie treu, und wollte es auch nicht bleiben. Seine Freude ist ihm eine Göttin, der das Vergnügen gefällt, nicht ein Allegorisches Gerippe derselben. Er kann sich also denken, daß sein Lied „dieselbe vergrößere, daß sie das Glück der Welt, „die Kraft der Seele, das halbe Leben sei; daß sie die Vernunft „erheitere, u. s. w.“ Prädikate, die der Freude überhaupt zufom-

men, nicht aber dem personifirten Begriffe derselben, der Freuden-göttin, der Hagedorn frohe Empfindungen opfert, nicht dem Allegorischen Wortgemälde — —

Ramler hat sein Lied in ein solches Gemälde verändern wollen. Er löschte die Striche aus, die bei der Allegorischen Figur nicht Statt fanden; er that neue hinzu, die sie sichtbarer machten. Er gab der Freude Kinder, er machte sie selbst zum Kinde des Himmels, er verwandelte die Kenner, personeller in Dichter der Freude; er machte lieber eine lange Parenthese, ehe er diese mit einer andern Allegorischen Person, dem Glücke, hätte vermischen lassen; er gebot ihr die Gesellschaft unvernünftiger Bacchanten zu fliehen; — kurz! er blieb, in jedem Zuge, dem Bilde einer Allegorischen Person treu. Hat er das Lied verbessert? Als ein Allegorisches Poem, freilich; aber, als ein Gesang der Empfindungen, der Freudengöttin gesungen, 116 ohne dieselbe ins Stamm- und Wappenbuch zu malen? — kaum! alle, wie mich dünkt, haben Ramler getadelt, und keiner den Grund berührt, der ihn verführt habe, und ein Ramler wird nie ohne Grund irren. Will ich ein Allegorisches Lehrlied auf die Freude; so wähle ich Ramler — will ich einen Freudengesang, der Freudengöttin gesungen, so Hagedorn!

Nur gar zu sehr ist Ramler ein Freund solcher Allegorien, und zerstört dadurch oft die Harmonie des Liedes. Gefühl ist der Ton der Lieder, und nicht eine Charakteristik Allegorischer Wesen, die, wenn sie einmal eine todte Symbole mitten in die Reihe Lyrischer Empfindungen hinein stößt, alles, wie Eis, erfältet. Hagedorn singt im Tone des sanftesten Abendvergnügens seinen Morpheus, die Wünsche, das Verlangen seines Herzens: Ramler nimmt eine Aegyptische Kohle, und reißt eine Hieroglyphe daraus. Die schwarze Hieroglyphe aber schreibt das Chor aller Abendfreuden aus einander: — —

Gott der Träume, Kind der Nacht,  
Das mit Mohn in Händen  
Gaukelnde Gestalten macht — —

Gnug! schön zu einer Devise auf ein Bild des Schlafes, nicht zum Lyrischen Gesange, nicht zu einem Hagedornischen Liede.

Sollte, in Gedichten der Liebe, Amor nichts, als die personificirte Liebe, das Abstractum dieses Begriffes in Allegorische Gestalt eingekleidet seyn — arme Dichter der Liebe! das Reich eurer Phantasie ist verwüstet. Nicht mehr der Mythologische Amor mit allen seinen Geschichtchen; eine Metaphysische Maske ist euer Gesang. Als denn z. G. sind die Jacobischen Tändeleien von einem Amor, von diesem und jenem Amor, vom Amor, der Verchen fängt, der jetzt verschwindet; jetzt uns eine Stunde Friede läßt; jetzt unvermuthet unter Schmiedeknechten beim Vorbeipassiren gefunden wird; jetzt, wie ein fliegendes Zucken in der Haut wiederkommt; fade. Als denn schrumpft das Reich erotischer Wesen in die wenigen steifen Herrlichkeiten ein, die Hr. Kl. von seinen Gemünen uns vorzählt, und auch die sind nicht ohne Mythologische Züge. — — Kurz! wenn Hr. Kl. seine Behauptungen nur halb überdacht, kaum hätte ers sich selbst verantwortet, den Mythologischen Achtssbann niederzuschreiben, der alle unsre Dichter aus seiner Poetischen Republik treibt. Ich hoffe, die Muse werde dem neuen Plato, für einen so bündigen Reichsschluß, sanfte Ruhe verliehen haben!

---

## 10.

Der Rest der Homerischen Briefe wird uns, wie ich glaube, den Weg verkürzen.

Hr. Kl. lobt Homer über seine genaue Charakteristik der Helden;<sup>a</sup> längst längst bemerkt, bekannt, und besser ins Licht gesetzt.

Hr. Kl. vertheidigt Homer, daß er sich in Kleinigkeiten wiederhole.<sup>b</sup> Längst vertheidigt, und sonst schon genauer auf die „Ruhespunkte seiner Epischen Muse,“ und auf eine kleine süße Geschwächigkeit der Griechen zurück geführt.

---

a) p. 136—144.

b) p. 144—147.

Hr. Kl. schweift weit aus über die Nachlässigkeit der Künstler in Nebensachen.<sup>a</sup> Nichts Neues!

Ueber die edle Nachlässigkeit der Schriftsteller.<sup>b</sup> Ein Gemische ohne Grundsätze und Bestimmung, das uns erst die weise Simplizität, und die strenge Schönheit im Ernestischen Aufsätze<sup>c</sup> dieses Inhalts um zehnmal mehr fühlen lässt. Ernesti, in dem Geiste des Cicero, bestimmt, beweiset, schränkt ein, macht die edle Nachlässigkeit, die er empfiebt, liebenswürdig; und da er zu eben der Zeit mit der abgemessensten Sorgfalt spricht: so kommt er dem Missbrauche seiner Lehre zuvor. Unter den Händen unsers Autors wird die liebenswürdige Nachlässigkeit zu einer Regellosen und unstaten Franz 119 chezza, so in seiner Lehre und so in seinem Beispiele. Vergebens gab ihm die Muse die Gabe des leichten Vortrages, wenn dieser unüberdacht, ohne Plan, Gründe und Ordnung umher schweift. Keinem prüfenden Leser wird diese leichte Freiheit, „schöne Nachlässigkeit der Alten“ dünken; dem Halbfenner aber, und dem lässigen Schüler, der nur auf solche Lehren wartet, wird sie sowohl im Unterrichte, als Beispiele, verderblich.

Hr. Kl. vergleicht das Homerische Bild der Zwietracht mit den Gemälden anderer Dichter.<sup>d</sup> Ich würde nicht vergleichen wollen, wenn ich die andern Dichter nicht gelesen. Das Bild der Zwietracht in Ariost, in Tasso, und wo weiß ich mehr? insonderheit das Klopstock'sche große Bild der Religionszwietracht,<sup>e</sup> sollte nicht vergessen seyn: denn das letzte übertrifft Homer.

Hr. Kl. giebt die Scene von Hektors Tode, und den Klagen über ihn, aus Homer.<sup>f</sup> Ich weiß nicht, wie ich die Gabe nennen soll. Nicht Uebersetzung, nicht freie Epiphrase: weder Lateinische Periodenprose, noch Homerische Cadenzen; ein widriges, und insonderheit, „in den Bindungen der Rede,“ widriges Mittelding, in dem Homer, ohne Stärke und Leben, zerrissen da liegt.

a) p. 148—158.      b) p. 158—188.

c) Ernest. Opusc. philol. critic. p. 126. Die Citation dieses Stücks im Indice des genannten Buchs ist zu corrigiren.

d) p. 188—223.      e) Viert. Gesang p. 120.      f) p. 224—232.

Hr. Kl. giebt uns zu diesen Menschlich rührenden Klagen Parallelen, und die bekannte Geschichte des Ugolino in Lateinischen Versionen.<sup>a</sup> Nach dem Gradu ad Parnassum sind die Verse schön; mit der Meinhardischen Prose verglichen, matt und kraftlos. Die Macht der Simplicität des Italieners; die kurze Wuth des Schmerzes in demselben, bei jedem neuen Anfalle; die rührenden Einschüchtel des selben, die, wie ein einsilbiges Ach! die Rede stören, ist hier in schöne Lateinische Verse verflossen, ganz verflossen.

Hr. Kl. giebt den Auftritt der Andromache, und des Astyanax mit Parallelen rührender Kinderscenen.<sup>b</sup> Ich weiß nicht, wer ein Deutscher ist, und die Scene des Benoni im Meßias auslassen: ich weiß nicht, wer Kinderscenen parallelisiren, und nichts aus den Trauerspielen der Britten nennen darf. Nicht mit Homers Astyanax, aber wohl mit Shakespearischen Scenen könnte Lessings Arabelle verglichen werden, wenn es verglichen seyn sollte.

Hr. Kl. zeigt, daß die Römer oft Griechische Dichter und Künstler nachgeahmet.<sup>c</sup> Zu bekannt!

Daß Homer oft das Stillschweigen sehr glücklich gebraucht.<sup>d</sup> Die angeführten Beispiele sind nicht gesondert. In einigen iſt ein Stillschweigen der Weisheit, in andern der Hoheit, in andern des Affekts; gar nicht alle und jede zu einem und dem nämlichen Zwecke. In einigen iſt ein eifertiges, in andern ein betäubendes, in dritten 121 ein schmerzliches, unaussprechlich schmerzliches Stillschweigen; und endlich ein Zug des Erhabnen. Den letzten hat Moses Mendelssohn entwickelt, und die ersten hätte Hr. Kl. so entwickeln sollen. — —

Das Ende der Homerischen Briefe verliert sich völlig im Sande. Der Verfasser bekennet: „er habe geschrieben, was ihm in die Gedanken, und in die Feder gekommen, daß er ein gutes Gewissen, „dem Ruhme gelehrter Verdienste vorziehe, daß ein anderer Ausleger „Homers freilich auch andre Dinge über denselben sagen könne: Ego „vero quid habeo, quo me extollam? Voluntas atque ardor nun-

a) p. 233—51.

b) p. 251—67.

c) p. 274 &c.

d) p. 271—81.

„quam defuit, sed defuere alia<sup>a</sup> — —“ Nur wie? wenn Hr. Kl. Homerische Briefe schreiben wollte, warum, daß er nichts würdigers schrieb? wenn er das Andenken Homers erneuern wollte, warum that er nicht, wie jener Thersagoras bei Lucian, an Homer ein Gebet, ihn würdig schreiben zu lassen? Warum übergab er der Welt seine Scherbensammlung von Meinungen für Homerische Briefe?

Als Homerische Briefe hat sein Buch, dem Inhalte nach, der eines Theils nicht tief gnug überdacht, andern Theils, gar zu gemein, und auf allen Scheidwegen bekannt ist, und, dem Vortrage nach, der aus einer Parenthese von Materie, levissimus transfuga! in eine 122 andre fällt, und keine erschöpft; in beiden haben die Homerischen Briefe vielleicht nur den sicheren Nutzen, Homer durch eine feine Figur, die man Ironie nennt, zu loben. Sie klagen ihn als einen unzeitigen Lacher, an, damit man es desto tiefer bei ihm fühle; alles sei bei ihm an seinem Orte. Sie beschuldigen ihn der Ungeschliffenheit der Sitten seiner Zeit, damit man in diesen die edle Einfalt so mehr bewundere, liebe, und kennen lerne. Sie fodern ihn vor, daß er dem Leser manchmal beschwerlich falle; und um so fleißiger übe ich mich, die Musik in ihm zu empfinden, die eine Empfindung, wie eine Welle aus der andern hebt, und in eine dritte fort wälzet. Sie loben nur *παρεργα* an Homer, daß ich das eigentliche Wesen seiner Muse desto inniger verehren lerne. Sie scheinen, ihn nur aus Parallelen fühlen zu wollen; ich liebe die Schönheiten in ihm, die sich nicht plenis buccis vergleichen, die sich kaum in Augenschein setzen, kaum in Worte einfassen; aber desto mehr, an ihrem Orte, Homerisch empfinden lassen. Sie nehmen seinetwegen Gelegenheit, die Mythologie zu verbannen, und zu verkleinern; ich, die Schönheit, und Poetische Congruität der Homerischen Mythologie zu beherzigen. Sie halten es für die schönste Nachlässigkeit, vom Hundertsten aufs Tausendste zu kommen; mein Homer immer bei der Stange zu bleiben — — So will ich sie zu erst; alsdenn den Griechen selbst lesen,

und ihm nachher jedesmal ein Stück dieser Homerischen Briefe 123 opfern!

— — animamque poetæ  
His saltem accumulem donis, & fungar inani  
Munere — —

---

## II.

### Ueber die Schamhaftigkeit Virgils.

---

#### 1.

Der Verfasser Homerischer Briefe bietet mir seine Hand dar,<sup>a</sup> mich von der Bildsäule des Griechischen, zur Statue des Römischen Homers zu führen, und mir denselben in aller Größe und Liebenswürdigkeit zu zeigen. Dass dies sein Zweck sey, bezeuget der lange Eingang<sup>b</sup> von Klagen, dass man die Alten nicht recht lese, treibe; sie also auch nicht so lieben könne, als — als Hr. Al. uns vermutlich an Virgil zeigen will.

Dazu aber, dazu dünkt mich das Kloßische Thema wohl nicht 124 das gewählteste. Noch so genau ausgeführt, kann es uns Virgil, als einen schamhaften, feuschen, züchtigen Dichter, vorstellen, es kann ihn uns, als einen moralisch reinen Gesellschafter, empfehlen; ob aber deswegen, als einen unterhaltenden, liebenswürdigen Gesellschafter? ob, als einen vortrefflichen Poeten, dessen Genie begeistern, dessen Poetische Kunst lehren könne? Das sehe ich, im Thema, nicht unmittelbar enthalten. Anmerkungen hierüber werden Ausschweifungen seyn müssen, oder — kurz! die lange Klagenvorrede vom unwürdigen, Genielosen, unpoetischen, unangeneh-

---

a) De verecundia Virgilii. v. Klotz. opusc. var. argum. p. 242. &c.

b) p. 242 — 44.

men Gebrauche der Alten, steht nicht an ihrem Orte. Auch das selbst ist ein unpoetischer Gebrauch Virgils, wenn ich in ihm dar- auf ausgehe, Zucht und Keuschheit aufzusuchen; nicht sein Genie, seine Kunst, seine Poetische Ader. Statt die Schönheiten, die entzückenden Schönheiten seiner Muse, zu betrachten, ist's wohl eine würdigere Ocularinspection, ob Virgils Muse auch — eine reine, keusche Jungfer sey? Würdige Bemühung, aber für fromme Großtanten, und für Kunsterfahrene Hebammen würdig, nicht für den entzückten Liebhaber in der ersten Umarmung.

Um aller keuschen Musen und Gratiens willen! will ich der Schaamlosigkeit der Dichter nicht das Wort reden, und die Schaamhaftigkeit der Schriftsteller überhaupt heruntersetzen. Ich wünsche, daß der Geist der feinern Lebensart, oder warum darf ich nicht sagen? des züchtigen Christenthums, sich auch in Schriften zeige, und daß man minder die Chrfurcht verläugne, die man der Würde des Publicums schuldig ist — ein Name, der den Meß-Schriftstellern unsrer Zeit beinahe so fremde, Utopisch und lächerlich geworden, als er, den Griechen, insonderheit die für Athen, für die Welt und Nachwelt schrieben, ehrwürdig war. Der Moralishe Geist, mit welchem unser Jahrhundert durchdrungen seyn könnte, sollte uns einen Moralischen Verderb, den unsre Schrift stiftten könne, wichtiger und gewissenhafter machen, als zehn Poetische Schönheiten. — — Dies gilt auch, und noch mehr von Poeten; denn ihr Gift ist süßer, fließt leichter ein, wirkt länger und stärker. — —

Auch will ich das nicht gesagt haben, daß man in Bildung der Jugend über die Moralischen Beschaffenheiten eines Dichters völlig hinweg, und nur die Poetischen Schönheiten ansehen solle: daß ein Virgil und Catull gleich gute Autoren der Jugend seyn, und die Priapea etwa die goldenen Sprüche Pythagoras abwechseln könnten. Vor wem soll man mehr Chrfurcht haben, als vor einer unverdorbnen Jugendseele! Unter einer Menge beobachtender Jünglinge ist man vor den Schranken des schärfsten Publicums. — —

126 Dies alles an seinen Ort gestellt, ist hier die Frage: ob man bei Dichtern, als Dichtern, vorzüglich auf Bemerkung ihrer Schaam-

und Reinigkeit ausgehen? ob der Poetische Kunstrichter zuerst ein Buchrichter seyn solle? Und das, glaube ich, soll er, vermöge Poetischer Zwecke, und des Poetischen Gefühls halben, nicht. Ich verstehe Hrn. Kl. nicht, wenn er sagt:<sup>a)</sup> *quanta enim stultitia est, ea de se commemorare facinora, quæ si quisquam alias a nobis patrata esse diceret, cœlum commoveremus & terram, injuriamque nobis fieri clamaremus, gravi poena expiandam, maculamque omni modo delendam nostræ famæ inuri?* Hujus tamen bona famæ cur ipsi negligentes sumus? Denn Hr. Kl. wird doch nicht die bona fama eines Poeten für den Inhalt halten, den er besingt? Er wird doch nicht Lessings bona fama darnach beurtheilen, wenn er singt:

Es donnert. Ja es donnert sehr.

Weg mit dem Weine! Was? nicht trinken?

Nein, Bruder! nein! der Heuchler Heer

Mag knechtisch auf die Kniee sinken u. s. w.

Nicht seine bona fama daraus beurtheilen, wenn er an seiner Angelika nichts auszusezen findet, als — —

— — Einen Fehler treff' ich an,

Der alles nichtig macht.

Sie liebet ihren Mann.

127

Nicht seine bona fama daraus beurtheilen, wenn er mit dem Tode capituliret, ein und kein Türke sein möchte, Alexanders Wunsch nachahmet, der Faulheit Loblieder singet u. s. w. Denn sonst, wenn Lessing Kloß wäre, certe cœlum commoveret & terram, injuriamque sibi fieri clamaret, gravi poena expiandam, maculamque omni modo delendam suæ famae inuri: *quod quisquam alias a nobis patrata esse diceret, quæ de nobis facinora ipsi commemorabamus.* Unglück gnug aber, daß Lessing, Gleim, Ulz, Weisse, Gerstenberg, Wieland auf solche bonam famam nicht achteten.

---

a) p. 249.

Es wäre doch recht artig, wenn künftig ein Lobredner unsres Deutschen Anakreons der bonaë famae desselben ein solches Ehren-  
denkmaal aus seinen Anakreontischen Liederchen erbauen wollte, als  
Hr. Harles aus einigen sehr charakteristischen Stellen der Klozischen  
Gedichte, da er sich selbst, als Held, als Freund, als Gelehrter,  
als Weiser, als Dichter &c. mit Dichterischer Offenherzigkeit preiset,  
128 sehr ernsthaft und bündig hat errichten wollen<sup>a</sup> — — armer  
Gleim! wehe alsdenn deiner bonaë famae!

„Schon in seiner Jugend, wird der Biograph desselben sehr  
„Authentik erzählen: schon in seiner Jugend zeigte sich in Gleimen  
„der üppige Haug zum weiblichen Geschlechte, der ihm seine mei-  
„sten Gedichte nachher eingegeben. Als sein Vater ihn die edle  
„Rechenkunst<sup>b</sup> nach Psunden und Thalern, und Winspeln und  
„Centnern, und die guldene Regel-de-Tri lehren wollte, dachte  
„der unartige Knabe schon an nichts, als Mädelchen. Nichts sobald  
„lernte er, als spielen, füßen, und war nachher Schaamlos gnug,  
„andre in diese Schule einzuladen, und ihnen dies, als die erste  
„Lection, anzupreisen.<sup>c</sup> Seine Eltern wollten, nach Christlicher  
„Zucht und Ermahnung,<sup>d</sup> ihn zu etwas Nützlichem anhalten: seine  
„fromme und Christliche Mutter bestimmte ihn zum ehrwürdigen  
„Seelsorger: sein Vater zum Mediciner; aber nichts lernte der  
„Knabe. Er bestimmte ihn zum Advocaten; auch da waren ihm  
„nur die Händel der Verliebten sein Kram, und wer weiß, wie  
„manche ungerechte Vertheidigung, um eines schnöden Lohnes wil-  
„len — — doch ein Christ soll nicht lieblos urtheilen. Nur dau-  
129 „ret mich das eigne Geständniß dessen, das er an sich selbst zu  
„rühmen waget. Sein ganzes Geschäfte<sup>e</sup> schlafend, träumend,  
„wachend, ist an Mädelchen denken; ja oft, bekennet er, habe das

a) Quod ad animum quidem attinet, aliquoties illius imaginem  
earminibus intexuit. Nam & in Opuse. poet. *Humana* inquit *fortis*  
*subjiciam mihi &c.* p. 172. 73. 74. 75. 76. 77. 78.

b) Gleims Lieder Th. 1. p. 2. c) p. 23. d) p. 29.

e) p. 16.

„Rauschen der Küsse ihn zum Schlafe einwiegen müssen — wer  
„weiß, was vorher gegangen? Selbst nicht die schönste Gegend,  
„und die schöne Gesellschaft eines Kleists war dem Verwöhnten  
„zum Vergnügen nicht gnug ohne seine Doris:<sup>a</sup> denn an dieser,  
„und am Weine hieng sein Herz und seine Seele. In solcher  
„Denkart ist es nicht zu bewundern, daß ihm insonderheit die Die-  
„ner Gottes im Wege sind:<sup>b</sup> denn die werden zu seiner Ueppig-  
„keit nicht stille geschwiegen haben; aber der Wohlüstige suchte sich  
„lieber zu verhärten. Sein böses Gewissen mag ihm wohl zuwei-  
„len zugesetzt haben; aber er entschlägt sich dem Geschrei desselben;  
„er spottet über Hölle und Teufel;<sup>c</sup> er scherzt mit dem Tode,<sup>d</sup>  
„wird aber seinen Spott unter den Händen desselben theuer gnug  
„haben bezahlen müssen. Er verlacht den Eifer der Gottesgelehr-  
„ten, und hat sich eine Moral von Lebenspflichten<sup>e</sup> geziimmert,  
„die Atheistisch, gottlos, und der ganzen Menschlichen Gesellschaft 130  
„schädlich ist, und die wir anführen wollten, wenn wir es nicht  
„für unsre Christenpflicht hielten, uns freinder Sünden nicht theil-  
„haftig zu machen. Ja, wenn doch nur die blühenden Jahre  
„unsers gefährlichen Schriftstellers mit solchen Tändeleien fort  
„gegangen wären; nun aber wählt er sich noch u. s. w. — —

BONÆ. FAMÆ. POETÆ  
FRIDERICI. GUILIELMI. GLEIMI  
H O C. M O N V M E N T V M  
AD. REGVLAM. POETICO. CRITICAM  
VIRI. PERILLVSTRIS  
CHRISTIANI ADOLPHI KLOTZI  
POSVIT, A.

---

a) p. 3.      b) p. 3.      c) p. 3.      d) p. 19.

e) p. 39. Im Ernst weiß ich, daß ein sehr erbaulicher Schriftsteller  
sich über die Worte:

Soll ich mir den Himmel wünschen?

Nein! dann wünscht' ich ja zu sterben!

recht fromm geärgert, und sich gegen die Neckereien mit dem Tode auch in  
seinen bloßen Todeschriften oft gnug erßäret.

Gewiß, so wenig sich Bruder Vorik auf die Casuistischen Streitfragen seines Didius, und auf die Subtilitäten des alten Grüblers Shandy verstehen wollte: so unlieb will ich bei meinem Worte gehalten seyn, um jeder kleinen Schnurre von Gedichte ihre Moral und Keuschheit vorzuzeichnen, es bei dem frommen Wieland 131 auszumessen und auszuwägen, wie viel Grade Christliche Zucht in seinen komischen Erzählungen, oder, wie viel Quentchen unschuldige Einfalt in Rosts Schäferstunden enthalten seyn mögen. Der Letzte ist gestorben, aber den bösen Wieland, Uz, Gleim und Lessing empfehle ich zur frühzeitigen Büßung und Bekehrung, bei Hrn. Kloß<sup>a</sup> die Todesangst, und die reuige Palinodie eines Campans, den bußfertigen letzten Wunsch des La-Fontaine, das schreckliche Ende der läderlichen Leute Regnier und Grecourt, und die scharfe Epanorthose des Beichtvaters Young zu lesen, und thränenindwäßige Bußlieder, oder bis zum Gähnen erbauliche Kirchengesänge, als Opfer — doch ich bin ja kein Casuiste.

Alle rührende Todesfälle und Bußgedanken übergangen, nehme ich bei Herr Kloßen nur Eins in Anspruch, daß die bona fama ehrlicher Dichter nicht nach ihren Gesängen beurtheilt werden müsse, daß sie seit ewiger Zeit das Privilegium von ihrem Lügengott Apollo empfangen, Dinge von sich selbst sagen zu können, die ihnen kein anderer, der bonae famae wegen, nachsagen darf: und daß man ihnen, diesen leichtsinnigen Schleuderern von Einfällen, eben nicht durchaus den Rücksprung wehren dürfe, den Teucer hinter den Schild Ajax nahm: castum decet esse poetam, versus etc. 132 daß es wenigstens immer einen wesentlichen Unterschied zwischen der Sittlichkeit der Verse und des Lebens gebe u. s. w. Wer mit diesen Rettungen nicht zufrieden ist, wende sich an das Archiv des Apollo, wo er das Original des Privilegiums findet.

Ich rede als Privatleser fort. Der<sup>1</sup> Dichter, als Dichter, macht sich anheischig, uns auf eine oder die andre Art mit einer

a) p. 151—153.

1) A: „Der“ fehlt.

Fiction zu täuschen, täuschend zu vergnügen, dies ist sein Gesetz: Und dahin streben auch seine Zwecke, er mag Charaktere schildern, oder die Fabel dichten, oder die Rede bestimmen, oder selbst reden: Und da hinaus soll er auch beurtheilet und gelesen werden. Nehmet ihr denn, kann er sagen, mein Gedicht zur Hand, um Beichtväter meines Lebens abzugeben, um meine Zucht- und Ehrenwärter, oder um meine Poetischen Leser zu seyn? Wie, wenn ihr das erste wollet, warum blättert ihr lieber nicht in Henkels letzten Stunden, und trarget dahin, außer andern Beispielen, auch das Ende bußfertiger Schriftsteller; eines an Leib und Seele kranken Campanus, eines Fontaine, aus dem seine Pflegerin, geschweige sein letzter Gewissensrath, machen konnte, was er wollte? Woher, daß ich euer Erbauungsstifter seyn soll, da ich mich gegen euch zu nichts verstanden, als euch durch meine Fabel, durch mein Drama, durch die Sitten meiner Personen, durch meine eigne Reden, zu — täuschen? Wollet ihr eure Seele diesem illusorischen Reize nicht öffnen; 133 so schlaget mein Buch zu; wir sind keine Leute für einander; an mich habt ihr kein mehreres Recht, als ich euch gebe, nämlich daß ich euch mit Dichtungen in Traum sezen, nicht daß ich euch wachend lehren wollte. Auf unmittelbare Moralen, trocken und schlaftrig, wie ihr selbst, kommt bei mir nicht zu Tische: wenn ihr euch meine lasterhaften Charaktere, meine Tändeleien Moralisch merken wollt, so thuts nicht um darnach zu handeln, sondern um sie zu erkennen. Gewöhnet euch, aus meinem leichsfinnigen und scherhaftem Geschwätz nur immer dazu, auch in schwäbhaften Auftritten dieser Art, wo sie euch wirklich im Leben erscheinen, Geschmack zu beweisen, sie auch hinter ihren Masken nicht zu erkennen, und euer Urtheil schon längsther darüber sicher zu haben — Nutzen gnug von meinem Geschwätz. In meinem Buche könnt ihr immer ohne Kosten der Unschuld lachen; nur müßtet ihr mich weder im Bösen noch im Guten, zuerst und vorzüglich für Etwas nehmen wollen, was ich nicht bin — Sittenlehrer durch Vorschrift oder Beispiele. Virgil ist ein Epischer Dichter, kein Custos des sechsten Gebots.

Ich will nicht sagen, daß ich die Sorgfalt der Dichter für Ehrbarkeit und Zucht etwa verspotten, oder geringsschätzig machen wollte: sie bleibt schätzbar und nachahmenswürdig. Aber auf sie, als auf 134 Hauptaugenmerk ausgehend, kann keine Poetische Leser desselben bilden, zeigt keinen Poetischen Leser desselben an, verrückt vielmehr die Sphäre eines bloß Poetischen Lesens völlig. Fromm mag sie seyn, aber auch nichts weiter; ich will das Auge meines Jünglings nicht verwöhnen, bei Dichtern dergestalt einen Kundschafter der Ehrbarkeit abzugeben, sonst wird er kein Poetischer Jüngling. Ein tugendhafter Jüngling aber? Recht gut! „Die Tugend, sagt der Landpriester von Wakefield, die immer und immer eine Schildwache nöthig hat, ist kaum „der Schildwache werth!“ — —

---

## 2.

Gener frug: was ist Wahrheit? und ich werde wohl sehr weitläufig, was Schamhaftigkeit sey? fragen müssen, da Hr. Kloß nicht etwa über die persönliche Schamhaftigkeit Virgils allein, sondern auch und insonderheit über die Schamhaftigkeit, die in seinen Gedichten herrscht, spricht, und mit Allgemeinsätzen auf so viel andre schamhafte und schamlose Griechen und Römer beian zieht, daß mir über das weite Thema Angst und bange wird. Man erlaube mir also, mich auf eine Besichtigung der Schamglieder so vieler Schriftsteller, aus verschiedenen Zeiten und Völkern und Gattungen, zum Vorauß mit der Frage zu wapnen: „worin die Schamhaftigkeit überhaupt „bestehe? wie sich einzeln äußere?“

135 In keiner Aeußerung ist die Scham wohl Menschlicher und in unserm Wesen profunder, als wenn sie ein Schleier wird, die Neigungen der Liebe zu bedecken. Rousseau mag untersuchen, wenn der Mensch aus einem vierfüßigen Thiere ein aufrechtgehender Mensch geworden; seitdem er ein aufrechtgehender Mensch ist, so scheint dem Triebe der Liebe ein anderer Trieb zum Gesellschafter gegeben zu seyn, der heißt Scham; insonderheit beim schwächeren Geschlechte.

Selbst an Thieren will man etwas Aehnliches mit ihm bemerkt haben; wo aber auch nicht, so ist doch selbst bei Menschlichen Thieren, den Wilden, die natürliche Handlung des Geschlechts nicht ohne diese Hülle; und man könnte vielleicht Wahrscheinlichkeiten angeben, warum sie darohne nicht seyn dorste? Vielleicht ist bei Menschen der erste Trieb weniger Instinkt, weniger Naturzug, als bei Thieren; daß er also durch den Reiz eines Triumphs, durch kleine zu übersteigende Schwierigkeiten, durch die begleitende Schaam verstärkt werden mußte. Vielleicht war, insonderheit beim schwächeren Geschlechte, dieser Schleier nöthig, weil in ihm, wie im Schleier der Venus bei Homer, die Liebe, der Reiz, und das Verlangen wohneten, weil er ein Band seyn sollte, Jupiter so an den Willen der Juno zu knüpfen, als Juno sonst, wenn es auf Gewalt ankam, an der güldnen Kette Jupiters hieng: vielleicht würde ohne diesen Vorhang wiederum der 136 Trieb des andern Geschlechts, so wie die übrigen, nicht in den Schranken des Bedürfnisses bleiben, und denn, mehr als alle übrige, das Menschengeschlecht zu Grunde richten — Vielleicht sey Vielleicht: die Folge selbst ist gewiß: die Natur gab aus weisen Ursachen der Göttin Genethyallis eine Vorgängerinn:

— — die wohlbewachte Schaam  
Die Jüngste der Charitinnen.

Worte eines Weltweisen (dergleichen wir jetzt nicht so gar viele haben), dünnen mich hierüber so neugesagt, und doch so altmenschlich empfunden, daß meine Leser ihn gerne statt meiner hören werden.<sup>a)</sup> „Die Schaamhaftigkeit ist ein Geheimniß der Natur, so wohl „einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr unbändig ist, und „indem sie den Ruf der Natur vor sich hat, sich immer mit guten „sittlichen Eigenschaften zu vertragen scheint, wenn sie gleich aus- „schweift. Sie ist demnach als ein Supplement der Grundsätze höchst „nöthig: denn es giebt keinen Fall, da die Neigung so leicht zum „Sophisten wird, gefällige Grundsätze zu erflügeln, als hier. Sie „dient aber auch zugleich, um einen Geheimnißvollen Vorhang selbst

a) Kants Betrachtungen über das Schöne und Erhabene. p. 61—65.

137 „vor die geziemendsten und nöthigsten Zwecke der Natur zu ziehen,  
„damit die gar zu gemeine Bekanntschaft mit denselben nicht Ekel,  
„oder zum mindesten Gleichgültigkeit veranlasse, in Ansehung der  
„Endabsichten eines Triebes, worauf die feinsten und lebhaftesten  
„Neigungen der menschlichen Natur gepropft sind. Diese Eigen-  
„schaft ist dem schönen Geschlecht vorzüglich eigen, und ihm sehr  
„anständig. Es ist auch eine plumpa und verächtliche Ungezogenheit,  
„durch die Art pöbelhafter Scherze, welche man Boten nennt, die  
„zärtliche Sittsamkeit desselben in Verlegenheit oder Unwillen zu  
„setzen. Weil indessen, man mag nun um das Geheimniß so weit  
„herumgehen, als man immer will, die Geschlechterneigung doch  
„allen übrigen Reizen endlich zum Grunde liegt, und ein Frauen-  
„zimmer, immer als ein Frauenzimmer der angenehme Gegenstand  
„einer wohlgesitteten Unterhaltung ist, so möchte daraus vielleicht  
„zu erklären seyn, warum sonst artige Mannspersonen sich bisweilen  
„die Freiheit nehmen, durch den kleinen Muthwillen ihrer Scherze  
„einige feine Unspielungen durchscheinen zu lassen, welche machen,  
„daß man sie lose oder schalkhaft nennt, und wo, indem sie  
„weder durch ausspähende Blicke beleidigen, noch die Achtung zu  
„verletzen gedenken, sie glauben, berechtigt zu seyn, die Person, die  
„es mit unwilliger und spröder Mine aufnimmt, eine Ehrbar-  
138 „keitspedantinn zu nennen. Ich führe dieses nur an, weil es  
„gemeiniglich als ein etwas kühner Zug vom schönen Umgange  
„angesehen wird, auch in der That von jeher viel Witz ist darauf  
„verschwendet worden; was aber das Urtheil nach moralischer Strenge  
„anlangt, so gehöret das nicht hieher, da ich in der Empfindung des  
„Schönen nur die Erscheinungen zu beobachten und zu erläutern habe.“

Ich finde die Beobachtungen meines Philosophen so genau und  
unterscheidend, daß ich sie auf der Bahn meines Zweckes als ein  
würdiges Vorbild, nachzuahmen und zu erreichen wünsche. — Es  
giebt sich also die Frage; wie fern und worin die Schamhaftigkeit  
eines Schriftstellers sich äußern solle?

Hr. Aloß antwortet für seinen Epischen Poeten: darum, daß  
der Inhalt seines Gedichts sorgfältig ausgewählt, daß wenn in dem-

selben Dinge vorkommen, die nach gesagt, das Ohr beleidigen, er der Schamhaftigkeit seiner Leser schone, daß er das *zaxogator*, das ist, Ausdrücke, die zweideutig scheinen können, vermeide — man sieht, daß mit diesem Fachwerk noch nichts gesagt ist, daß dahinein erst Realien kommen müssen, ehe man urtheilen könnte. Da fängt Hr. Kloß zum Unglück am unrechten Ende, vom *zaxogator*, an.<sup>a</sup>

Das *zaxogator* ist nach Quintilians Beschreibung,<sup>b</sup> si mala 139 consuetudine in obscenum intellectum sermo detortus est: und nun sage man, wie es ein Kennzeichen der wahren Schamhaftigkeit eines Volks? wie es die erste Probe von der Schamhaftigkeit eines Schriftstellers, eines Poeten, seyn könne? Ein Volk, das in den Gränzen der wahren Schamhaftigkeit bleibt, wird sich nicht einfallen lassen, diesen und jenen Ausdruck auf einen obscönen Sinn mit den Haaren herbei zu reißen, es wird nicht aus Worten, quae longissime ab obscenitate absunt, occasionem turpitudinis rapere, es wird nichts vom *zaxogator* wissen. So z. B. die biblischen Dichter in ihren Zeiten der unschuldigen Einfalt: so die alten Griechen; so, nach den Beispielen eben des Quintilians, die alten Römer. Ihr Sallustius dachte daran nicht, daß eine spätere üppige Zeit sein ductare exercitus und patrare bellum obscön verstehen würde: er sagte es sancte & religiose: er begieng also ein<sup>1</sup> *zaxogator*. Wer war nun ehrbarer, der es begieng, ohne daß ers wollte, oder der es zuerst zum *zaxogator* machte, der die Bedeutung desselben obscön verdrehte, der den Ausdruck nothzüchtigte? Ohne Bedenken, der letzte! und eben das Volk, der Schriftsteller ist der ehrbarste, der von keinem *zaxogator* weiß — gerade das Widerpiel, als was Herr Kloß behauptet.

Wie gutherzig ist nun die Bewunderung unsres Schriftstellers, 140 der hinter allen Proben, die Quintilian von dem verderbten Wiße

---

a) p. 254.      b) Instit. orator. VIII. 3.

1) kein (?)

seiner Zeit, Lüderlichkeiten zu finden, selbst nicht ohne Widerwillen giebt, außruft: „Tantum in Romanis verecundiae studium! tam „diligenter castis auribus pepercerunt!“ — Scilicet! Als wenn deswegen die Franzöfische Nation und Sprache die züchtigste Matrone wäre, weil sie einen Überfluß solcher Unständigkeiten hat, daß, wenn nicht jeder Ausdruck sehr sorgfältig, und nach der neuesten Modebedeutung gewählt würde, der ehrbarste, ernsthafte Mensch jeden Augenblick in die Verlegenheit kommt, eine Gesellschaft Zweideutigkeitenrämer lachen zu machen! Als wenn sich diese Sprache an Zucht und Ehrbarkeit so hoch heraufgeschwungen, als jetzt ein junger Witzling nach der Mode keinen ihrer alten Schriftsteller mehr, ohne Lächeln und Verlachen, ohne hundert anstößige und niedrige Ausdrücke zu finden, lesen kann! O die züchtige Nation! die züchtige Sprache! Tantum fuit in Gallis verecundiae studium! tam diligenter castis auribus pepercerunt! wird einst ein künftiger Kloß des neunzehnten Jahrhunderts sagen können.

Ich will den Unterschied ins Licht setzen. Zur Zeit einer einfältigen Unschuld hat jede Sache, die genannt werden soll, einen Namen, und das ist ihr Name. Darf die Sache nicht genannt 141 werden: gut! so wird von selbst der Name auch nicht genannt werden; muß jene, warum nicht auch dieser? Michaelis, dieser Philolog von sehr richtigem Gefühle, hat Stellen aus Morgenländern angeführt, aus denen ihre Freiheit in Liebesausdrücken erhellet; er hat aber nicht den Urtheilspruch über sie gefällt, daß sie deswegen Leute ohne Ehrbarkeit und Scham wären: denn bei ihnen waren einmal solche Redarten, Gleichnisse, Worte, insonderheit in der Sprache des Affekts, des Zorns, der Eifersucht nichts Schändliches. Schlimm gnug! wird man sagen; meinetwegen! schlimm gnug! aber wenn eine solche freie Offenheit keinen weiteren Nutzen hätte, so wäre es der, daß neben ihr keine feine Zweideutigkeiten in der Sprache statt fänden. Wie sollte ein Volk schmeichelnde Feinde, verlarzte Freunde, listige Diebe brauchen, das sich aus einem Raube, aus Gewaltthätigkeit nichts macht? und wie sollte eine Sprache ein geheimes feines *zaxopator* sorgfältig zu verhüten haben, da es kein

offenbares *κανονοπατον* hat, da es in den Schranken seiner Naturbedürfnisse jedes nennt, was es nennen muß; und nichts weiter nennen will? Wer wird mehr verstehen wollen, als was der andre sagt, er hätte ja, wenn dieser mehr hätte sagen wollen, es gerade aus gesagt!

Es versteht sich, daß ein solcher Zeitpunkt der offnen Natursprache Freiheiten haben müsse, die eine spätere Zeit „Unanständigkeiten“ 142 nennen kann. Sie nenne sie so; nur sie nenne sie nicht so in ältern unverhölnern Zeiten, wo man von der Regelnſchaam des Dekorum noch nicht so viel wußte. Ich bleibe bei einem mißbrauchten Beispiele meines Autors. Er vergleicht Homer und Virgil in Ansehung des Anständigen; und wie anders, wenn er aus seinem Kopf urtheilen wollte, als daß er für diesen sprechen mußte.<sup>a</sup>

Ihm gefällt in Homer der Liebesantrag nicht, den Paris an seine Helena thut; und mir, wenn ich eine Iliade schreiben sollte, mißfällt die Stelle so wenig, daß ich dem Griechen die unschuldige Einfalt seiner Zeit beneide. Als ein feiger Flüchtling ist Paris dem Zweikampf entronnen: unrühmlich ward er unsichtbar: seine Beschützerin Venus mußte ihn den Händen seines streitbaren Gegners, Menelaus, entnehmen. Nicht gnug! sie muß ihm für seine Stunde der feigen Angst im Zweigefechte so gleich auch eine Stunde der Erholung in den Armen der Helena schenken: Helena muß sich zu einer so ungelegnen Zeit zu einer Schäferstunde mit dem bequemen, der sie ihrem rechtmäßigen Gemahl entwandt, und jetzt der Tapferkeit desselben nicht hatte Stand halten können, den sie in Absicht auf männliche Streitbarkeit verachteten mußte. Ein solcher macht ihr jetzt den Liebesantrag — wie charakteristisch! wie malend!<sup>b</sup> — Der wohllüstige Ehebrecher steht uns vor 143 Augen, der Menelaus sein schönes Weib entwenden, der aus dem Zweikampfe unrühmlich fliehen, der sogleich wieder in den Armen

---

a) p. 264.

b) Daß ich nicht der Erste bin, der das in Homer findet, mag Maximus Tyrius zeigen, der in seiner zweiten Rede von der Sokratischen Liebe die Liebesepisoden in Homer genau und charaktermäßig clasificirt.

der Helena seinen Ort suchen konnte — das ist Paris! Wir lassen den weichlichen Diener der Venus in den Armen der geraubten Gattin, und kehren mit Verachtung seiner zu der Armee zurück, wo man ihn sucht, und nicht findet! wo Menelaus wohl nicht glaubt, daß er da sei, wo er ist. Homer schließt seinen Gesang.

Wenn Homer für unsre Zeiten gesungen; freilich! so hätte er sich aus dem anständigen: *non probo!* eines ehrbaren Kunstrichters, was machen, oder nicht machen sollen; was geht es mich an? Aber jetzt, zu seiner Zeit auf eine so simple unschuldige Art, als ers erzählet: nein! da finde ich keine Spur vom Anstößigen, Unehrbaren, Schaamlosen: nichts, was die Ehrbarkeit seiner Zuhörer verletzt, und die Wangen seiner Epischen Muse mit Schaamröthe färben darf: nichts, als einen sehr charakterisirenden Zug des Paris. Soll ich ihn in galante Busenversuche eines französischen Abbé, soll ich das 144 Betragen der Helena in züchtige Agacerien einer spröden Schönen verwandeln? Soll die fromme unschuldige Erzählung Homers ein sinnreiches: ich sage wohl nichts; aber ich will es sagen: ich merke! werden? Der ganze Zweck Homers, Paris und Helena uns im fortgehenden Strome seiner Epopee zu schildern, ist weg: nun ißt ein artiges *zaxopator* geworden. Bei Homer aber in einer Zeit, wo es kein *zaxopator* war, die Sache selbst anständig zu nennen, bedorste man kein *zaxopator*, etwas anders dagegen zu nennen, und doch das Unehrbare zu verstehen: kurz! der ungalante Paris hat wenigstens keine züchtige Zweidentigkeiten nöthig. Ich sage, statt eines anständigen *non probo!* ein wahrhaftig ehrbares: haud equidem miror, in video magis! <sup>1</sup>

1) „Selbst die freie Anrede des Paris an die Helena im Schlaugemache, und die vertraute Zusammenkunft Jupiters mit der Juno auf Ida, hat, wenn ich mich in die Zeiten des Altvaters zurücksetze, für mich Nichts unverschämtes. Es ist nichts als unschuldige Offenheit dort der Menschlichen und hier der Göttlichmenschlichen Regungen: Schaamlos, aber nicht unverschämt. — — Ich, der so sehr den Priapismus der Dichter haszet, als ihn jemand haszen kann, ich finde in diesen Beschreibungen Homers in seiner Sprache und nach seiner Zeit betrachtet, das süßeste Gemälde der Natur, so genau

Lasset sich aber die Zeiten ändern: es fange das ganz andre Ding zu wirken an, was wir Ehrbarkeit, Anstand nennen, ohne doch eben Tugend darunter zu verstehen: Dinge, die man auch ohne Neckerei und Zoten sagen wollte, wird man oft nicht nennen wollen, nicht nennen dürfen, und endlich nicht zu nennen wissen. Durch einen allgemeinen Reichsschluß auf dem Reichstage der Ehrbarkeit wurden solche Benennungen für unzüchtig erklärt, aus der Sprache geworfen; nicht aber darum auch die Sachen selbst für unzüchtig erklärt, nicht darum die Begierde weggeschafft, solche Namenlose Sachen um so lieber nennen, und da man sie nicht nennen darf, 145 artig andeuten zu wollen. Das ist der Ursprung galanter Zweideutigkeiten! Zween, drei Ausdrücke wurden aus der Sprache des Anstandes weggebannet, und dem Pöbel überlassen; zwanzig Umschreibungen aber, funfzig verblümte Redarten, und hundert Zweideutigkeiten, wobei nur der feine Kopf etwas merkt, dagegen eingenommen, und das hieß gesittete, übliche, züchtige Sprache des Jahrhunderts. Züchtig! meinetwegen! so züchtig, daß Crebillonsche Romane alle mögliche Unzüchtigkeiten, mit aller feinen Zucht, vortragen, mit allen lästernen Täuschungen, durch die, wie durch einen leichten Flor die üppigen Reize blos durchschimmern, uns alle Szenen und Akte der Unehrbarkeit sehr ehrbar mahlen können. Ueblich? allerdings so üblich, daß wer die neueste Verdrehung dieses oder des Ausdrucks, das Unglück hat, nicht zu verstehen, nach allen Gesetzen des Ueblichen, nach der neuesten Bedeutung des artigen Wörterbuchs, in Gefahr geräth, der ernsthafte Zotenreißer zu werden. Gesittet? so gesittet, daß man mit dem Sittsamen der artigen Welt alle Sitten der Tugend beschämen, alle Müssen und Gratien der wahren Sittsamkeit erröthend machen kann! Das sind die artigen Früchte des läblichen

---

im Contour des Menschlichen, des Griechischen, des Poetischen, und Epischen Wohlstandes eingeschlossen, daß eine Linie darüber Ausschweifung, eine Linie darunter aber — nichts als trockne Verhüllung seyn würde. Wenn die Sache nicht zu delikat schiene, oder wenn ich über schlüpfrige Sachen so glücklich als Lessing, wegwisschen könnte: so würde ich dies zeigen." (Aus dem „Neunten Brief“ gegen Kloß. Msc.)

*zaxogator!* Tantum fuit in Romanis verecundiae studium! tam diligenter castis auribus pepercerunt!

146 Quintilian selbst redet in der angezogenen Stelle, gegen die Sucht, *zaxogata* zu finden, offenbar. Er nennt sie ein Verdrehen, ein Verderben der Rede: er setzt, wenn die üppigen Römer seiner Zeit, das was ein alter Schriftsteller *sancte et religiose* gesagt hatte, auf einen unehrlichen Sinn zogen, sein spöttendes *si diis placet!* dazu: er wirft die Schuld auf die Lesenden solcher Art, daß sie die Rede verdürben, mißbrauchten; daß bei solcher Schamlosen Schamhaftigkeit endlich kein ehrbares Wort mehr ehrbar seyn werde: er hält es für ein verderbtes Zeitalter, dem er blos aus Noth nachgeben müsse, „*quatenus verba honesta moribus perdidimus et evincentibus vitiis cedendum est.*“ Er hat also wahrlich nicht daran gedacht, daß hinter sein schelendes: *quod si recipias, nil loqui tutum est!* ein ehrbarer Kloß des achtzehnten Jahrhunderts die frommen Seufzer: *tantum fuit in Romanis verecundiae studium! tam diligenter castis auribus pepercerunt!* im Ernst nachseufzen, und solche Verecundia mit allem Ernst zum ersten Stücke der Virgilianischen Keuschheit machen werde. Keusche Römerohren! artiges Jungfernlob auf Virgil! Das wenigste, daß Herr Kloß gestehen wird, ist, daß er Quintilian nicht verstanden, und das wahre Wesen der Schamhaftigkeit wohl nicht überdacht habe.

Von Worten fange ich die Ehrbarkeit nicht an; sondern von Gedanken; und von welchen? Ich sehe, daß Hr. Kl. mich in zu tiefe Gelehrsamkeit, in zu bunte Philosophie führe; ich will lieber auf dem ebnen Stege der Natur bleiben. Nur gebe die Göttin, deren Wesen ich untersuche, daß, indem ichs untersuche, ich nicht selbst ihren Altar entweihe!

Zuerst: womit ist die Schamhaftigkeit natürlicher gesetzen, als mit den Neigungen der Liebe? Der Liebe ward sie von der Natur, als Schwester, als Gefellin, als Aufseherin, mitgegeben, an deren

Hand sie auch die Würkungen, die Macht, die Reize derselben so sehr befördert. Nichts zierte die Liebesgöttin so sehr, als die Farbe der Unschuld, sanfte Schaamröthe, die in sich geschmieigte Mine der bescheidenen Einfalt. Wenn also unter allen Tugenden Eine das Anrecht hätte, in der Allegorie als ein Frauenzimmer vorgestellt zu werden: so ist die Schaamhaftigkeit dazu die Erste. Sie ist der Reiz der Liebe, und die Tugend des Geschlechts, das die Natur zum liebenswürdigen Theile der Menschheit bestimmte: sie also eine weibliche Tugend. Ein Weib ohne Zucht, sagt das Arabische Sprüchwort, ist eine Speise ohne Salz: und noch füglicher könnte dies Sprüchwort von der Liebe selbst gelten. Eine Liebe ohne Schaam 148 ist nicht Liebe mehr: sie ist Ekel. Nichts ekelhaesters in der Welt, als eine förmliche Exposition der Liebe.

Wenn dies in der Natur, bei einer so nothwendigen, und für das Menschliche Geschlecht unentbehrlichen Neigung, Statt findet: wie weit mehr in Worten! in Worten an die Welt und Nachwelt! in Worten, zum Vergnügen! Alle Empfindungen des Vergnügens zerfließen bei einem Schaamlosen Bilde; sie verwandeln sich in Ekel! Homer, in seiner Beschreibung der zweiten Brautnacht<sup>a</sup> zwischen Jupiter und Juno, mag alle Unnehmlichkeiten, die sich vor Augen legen lassen, zeigen: die hohe Gestalt, den Schmuck, die Pracht der Königin des Himmels: alle Gratien und Reize im Gürtel der Venus: alle Empfindungen der Liebe, und des Verlangens im Herzen Jupiters — aber nun? decke sie die himmlische Wolke! Da liegt sie in den Armen des höchsten Gottes, und unter ihnen blühen Kräuter und Blumen aus dem Schooße der Erde hervor; das himmlische Paar selbst aber umschattete<sup>1</sup> die goldne Wolke, daß selbst die allsehende Sonne sie nicht erblicke! — So dichtet Homer; und ich sehe keinen Weg, weiter zu dichten, als die artigen Zweideutigkeiten, von denen er nichts weiß — —

---

a) Iliad. Σ v. 346.

1) Α: umschattete

149      Zunächst äußert sich die Naturempfindung, von der ich rede, in Nennung der verborgenen Theile unsres Körpers, die unsre Sprache, zum Theile, schon mit dem Namen der Tugend selbst bezeichnet. Ich sage: zunächst; aber absteigend zunächst; denn es ist unstreitig, daß diese Gattung von Schamhaftigkeit nicht schon allein von der Natur, sondern auch von der Politesse, Gesetze erhält. In einem Wörterbuche, in einer Naturlehre mag dieses und jenes Wort recht gelegentlich und schamlos stehen; nur aber nicht so gelegentlich in offensbarer Rede, in Schriften, wo es nicht hin gehören muß, in Werken des Vergnügens, und der Gesellschaft. Seit dem Kleider die Hüllen der Schönheit und Häßlichkeit geworden: seit dem haben auch einige Namen, gleichsam verdeckt, selten werden müssen; und, mit der Zeit, sind sie gar unsichtbar geworden. Mit dem Unterschiede, daß, wo sie unsichtbar seyn konnten, weil sie nicht genannt werden durften: da war ihr Verschwinden eine Folge einer Naturempfindung; wo sie aber genannt werden müssen, und doch nicht genannt werden durften; da war ihre Unehrbarkeit eine gesellschaftliche Verabredung; ein Vertrag der höchsten Politesse.

150      Noch offensbarer sind andre Verabredungen, die immer heißen könnten, wie sie wollten; nur Naturempfindungen der Schamhaftigkeit sollten sie eigentlich nicht heißen. Dies sind alle Beleidigungen des gesellschaftlichen Wohlstandes, wo man eine Art von Verweise befürchtet, oder sich selbst giebt. Ein Kind hält seine Kleider schmutzig, seine Strümpfe nachlässig, seine Haare unordentlich. „Schäme dich!“ ist der allgemeine Zuruf der Mutter; und das Kind, insonderheit das Mädchen, lernt sich im Ernst schämen. Es lernt, sich schämen, und mußte es lernen: denn, als Naturempfindung, lag solche Scham nicht in ihm. Sie lernte sie blos aus dem Worte: von da stieg sie ins Ohr, in die Seele, und zur Gesellschaft auch auf die Wangen: mit dem Worte ward endlich auch der Begriff, mit dem Begriffe die Empfindung selbst geläufig. An sich immer ein gesellschaftlich nothwendiger Begriff, eine gesellschaftlich vortreffliche Empfindung; nur nenne man sie immer lieber ein erworbnes Gefühl des geselligen Anstandes; oder soll sie ja Scham heißen, so mag man sie, als

eine gesellschaftlich formirte Schamempfindung, betrachten, mit dem Gefühle in uns, so wie es aus den Händen der Natur kam, eigentlich nicht Einerlei.

Unser Sprachgebrauch, und, was noch ärger ist, unsre gemeine Erziehung verwechselt sie: man lernt, sich von Jugend auf über eine widrige Wahl der Kleidungsarben, über unmodische Stücke des Anpuzes, über misrathne Komplimente schämen, bis zur Röthe schämen, sich schämen, als ob uns die Steine auszulachen schienen; 151 aber wie lange hat man schon die Kunst in die Stelle der Natur gesetzt, und Menschliche Verabredungen zu Naturtrieben erhoben? Wie lange aber, frage ich weiter, hat es nicht auch halbfluge Spötter gegeben, die, da sie Etwas in solchen Sachen Menschlich verabredet, gesellschaftlich eingerichtet fanden; endlich alles im Menschen für Menschlich verabredet, für willkürlich eingepflanzt, hielten. Sie bestürmten also auch die heiligen Gesetze der Natur: sie entweihten also auch den Altar der liebenswürdigsten Tugend Schamhaftigkeit: ja sie, die frechsten Cyniker, und der Pöbel der Epikureer baueten endlich der Unverschämtheit selbst Altäre. Wenn die Vernischung des Angenommenen mit dem Natürlichen in dieser Empfindung also weit abführen kann: ich dächte, so könnte doch der Philosoph frei unterscheiden dürfen, und das Gesetz des Aristoteles anwenden: den Jünglingen macht Schamhaftigkeit Ehre, den Lehrenden Alten aber Schande. Ich fahre also fort.

Die künstliche gesellschaftliche Schamhaftigkeit kann sich verschieden äußern: in der Sorgfalt, seinen Körper zu produciren: „Reinlichkeit, Anstand, u. s. w.“ in hundert Gebärden, Worten, Stellungen, Thaten, die, als artig, als schön, verabredet sind: da wollen wir sie „Anständigkeiten, Artigkeiten“ nennen: gnug! sie sind gesellschaftlich gebildet. Die Empfindung darüber stieg nicht aus dem Herzen auf die Wangen, sondern erst aus eingepflanzten 152 Begriffen ins Herz hinein: sie richtet sich also nach diesen eingepflanzten Begriffen. Da sie von der Kunst, man nenne diese Erziehung, oder Lebensart, oder Stoffe der Cultur, oder Geschmack, sich zu betragen, oder Politesse, oder Galanterie, oder, wie man

wolle — Ich sage, da sie von der Kunst einer Gesellschaft Gesetze empfängt, so hat sie sich auch immer nach der Beschaffenheit, nach dem Tone der Gesellschaft, nach Zeitalter, Nation, u. s. w. gestimmt. Sie ist ein Kind der Mode, und also veränderlich, wie der Geist ihrer Mutter. Jetzt wird sie in dieser Kleidertracht, in diesem Ausdrucke, in dieser Stellung beschämt, in welcher sie kurz voraus nicht beschämt ward, und bald hernach nicht mehr beschämt seyn wird. In dieser Gesellschaft wird die Deutsche Sprache, in jener die Deutsche Ehrlichkeit, in dieser der Französische Wind, in jener die Französische Sprache, Wechselsweise lächerlich und beschämend, oder anständig. Wer sich in solchen Sachen mit Unständigkeit brüsten kann, wird sich auch über solche Unanständigkeiten beschämen lassen. Die Scham ist hier ein Geschöpf des Wahns der Menschen, und muß sich also durchaus nach ihrem Schöpfer richten.

Ich habe nur noch eine Unterscheidung nöthig. Wie diese gesellschaftlich formirte Scham nicht eigentlich ein Geschöpf der 153 Natur ist; so ist sie auch nicht nothwendig mit Tugend einerlei: sie ist von der Moralischen Scham völlig verschieden. Als jener Spötter vom Parterre herauf rief: „An diesen Damen ist nichts „so keusch, als die Ohren!“ so mag man ihn immer unverschämt, sündigend gegen die Gesetze des gesellschaftlichen Anstandes haben erkennen können: so unwahr, so gerade gegen Moralische Schamhaftigkeit redete er eben nicht. Wenn man ihn gefragt hätte: wie? Unverschämter! muß denn an einer Dame das Ohr nicht keusch seyn? und das der Unständigkeit wegen! so hätte er erwiedern können: und, eben der Unständigkeit wegen, darf da an eben der selben Dame wohl nothwendig Alles so keusch seyn, als das Ohr? — Nicht, als wenn es nicht seyn könnte, sondern seyn müßte: als wenn die Bürgerliche, schon die Moralische Schamhaftigkeit wäre, und das ist sie nicht! Die Moralische Schamhaftigkeit vor Einem Laster, als Laster, ist ganz etwas Anders!

Oft scheinen sie sich nahe zu kommen; aber oft zu nahe, so daß die Eine die Andre unnöthig zu machen glaubt. Da die Politische Tugend oft als der Schein der wahren Tugend gilt: so läßt

man sich oft mit dem Scheine begnügen, und natürlich, daß man alsdenn um so mehr auf den Schein erpicht seyn wird, je weniger man das Wesen hat. Wer mit gefärbtem Glase, wie mit Edelsteinen, prangen darf, wird diese um so mehr aufpußen, sie um so mehr zur 154 Schau stellen, und wehe dem! der alsdenn nicht auch gefärbtes Glas hat. Je weniger man vielleicht eine Tugend inne hat, desto mehr wird man sich vielleicht im Kanzleistyle dieser Tugend üben: je unzüchtiger man denkt, desto mehr vielleicht die Reuehheit seines Ohrs schonen, desto effler, desto wähliger und üppiger in der Wortwürde werden; desto eher nach Zweideutigkeiten haschen. Wer diese am besten kennet, wer diese in einer Gesellschaft zuerst, und vielleicht einzige und allein, aufmerkt, und darüber anständig erröthet, und artig darüber in Unwillen geräth — artig, freilich artig und anständig ist dieser schaamhafte Unwillen, ob aber auch deswegen wirklich und nothwendig, eine Schaamröthe der unwissenden Unschuld, der unwilligen Tugend? Nicht nothwendig!

Ich habe blos den Unterschied der Begriffe, zwischen Naturempfindung, gesellschaftlicher und Moralischer Schaam entwickelt; und verhülle, wie Sokrates, da er von der Liebe dithyrambifirte, mein Gesicht, um keiner von dreien zu nahe zu treten. Nur eben aus Verehrung will ich die Naturempfindung nicht mit Coquetterie, und die schönste der Tugenden nicht mit ihrer Nachäfferin, der unzüchtigen Ehrbarkeitspedantin verwechselt haben. Bielleicht sind Leser, die auch die Erste von dreien für einen Gesellschaftstrieb halten, denen wiederspreche ich nicht; sie ist aber alsdenn wenigstens ein Zögling der Menschlichen, nicht blos Bürgerlichen, nicht blos 155 artigen Gesellschaft: sie ist näher unsrer Natur; und das nur habe ich sagen wollen.

---

4.

Wie? wenn wir nun jetzt, da wir diese Göttinnen der Schaamhaftigkeit einigermaßen von Gesichte, oder nach ihren Hüllen wenigstens haben unterscheiden gelernt, uns nach ihnen unter verschiedenen Völkern, in verschiedenen Zeitaltern, umsehen würden: wie sie da

erschienen? — Mich dümkt, ohne Voraussetzungen hierüber läßt sich kaum von der Schaamhaftigkeit eines fremden Volks, einer abgestorbnen Zeit, oder gar fremder Völker, abgestorbner Zeiten reden; noch weniger lassen sie sich vergleichen, noch weniger aus einer fremden Schaamzeit beurtheilen. — Ich wage mich also an einen historischen und geographischen Blick über Zeiten und Völker — nicht aber an eine Geographie der Zucht, oder an eine Schaamhistorie aller Zeiten.

Wenn bei einem Weibe die wohlbewachte Schaam die Führerin ihrer Tugenden ist, wie Diana bei Virgil ihrer Dreaden: wenn, nach der weiblichen Moral, Schaam und Zucht vorzüglich Tugend heißtet, und bei manchen auch beinahe die Stelle aller übrigen Tugenden vertritt: so wird man diese Empfindung auch eigentlich da 156 wirken sehen, wo in den Neigungen der Liebe das zarte Geschlecht mit uns einerlei Gewicht in die Schaale legt, um den Ton der Liebe zu bestimmen. Dies ist in den Despotischen Morgenländern, wo die Weiberharem's Behältnisse von Sclavinnen sind, nicht. Hier ist nur der Schleyer, und das Schloß das Siegel der Schaamhaftigkeit: nur die schwarzen Verschnittenen die eigentlichen Zuchtmäster, und Zuchtbewahrer: nur die Mauer des Serails die Grenze der Keuschheit. Da mit dieser Extremität, so gut der Keuschheit, als der Unkeuschheit, ihre Sphäre zu wirken benommen wird: da der Schleyer, und das Schloß nur die Gemüther der Weiber um so mehr erhüten, so muß natürlich auch die Schaam, je mehr sie äußerlich bewacht wird, um so mehr vor dem entfliehen, der sie bewachen ließ, und so kann es kommen, daß oft das schaamhafte Geschlecht das schaamlose heißen könnte. Da es vermöge seiner Natur zu erst, und am stärksten, und am längsten die Neigungen der Liebe fühlt: was wird aus ihm, wenn man diesen Begierden die Decke, die Hülle wegnimmt, die ihnen die wohlthätige Natur gab?

Doch ich sage nur so viel. In einem Publikum, wo das Frauenzimmer nicht mit zum Publikum gehört: da kann auch ihre weibliche Sittlichkeit keine Einflüsse in den Ton des Lebens äußern, da wird nur der männliche Charakter die Denkart des Ganzen

bezeichnen. Und da nun die Schamhaftigkeit, ich sage damit eben 157 nicht, die innere Zucht, vorzüglich eine weibliche Tugend seyn sollte, um vielleicht, (doch was geht mich dies Vielleicht an:) so wird man sich in einer bloßen Mannsgesellschaft eine gewisse Offenheit nicht verübeln, die immer Unbescheidenheit hieße, wenn beide Geschlechter in gleichem Maße ihre Stimme zum Tone des Ganzen geben. Die Gränzen des züchtigen Anstandes werden etwas weiter hinaus gerückt, die Schamhaftigkeit wird nicht mehr, als eine wahrhafte männliche Bescheidung, seyn dürfen, und also auch keine Grazie der Weiblichkeit seyn wollen. Das ist der erste Unterschied, der sich eräugen kann.

Ein Englischer Weltweiser erklärt hierüber, ob er gleich eigentlich nur von der eigentlich gesellschaftlichen, Bürgerlichen Scham redet; meine Gedanken: „Unter den Alten, sagt Hume,<sup>a)</sup> ward der „Charakter des schönen Geschlechts für durchhin häuslich gehalten: „sie wurden nicht, als ein Theil der politen Welt, oder der guten „Gesellschaft, gehalten. Dies vielleicht ist die wahre Ursache, „warum die Alten uns kein einziges Stück der Plaisanterie hin- „terlassen, das vortrefflich wäre u. s. w.“ Ich nehme hier seine Worte noch allgemeiner, als daß sie für, oder gegen die Galanterie entscheiden sollten; sie sollen nur für die Schamhaftigkeit entscheiden.

Nicht alle Climata und Nationen setzen also selbst den Vorstellungen und Ausdrücken der Liebe einerlei Schranken. Die hitzigen Morgenländer, die in ihren Gesetzen fast eine Belohnung auf den setzen, der in den ersten Zeiten der Wildheit ein einsames Frauenzimmer chrbar gelassen, waren auch in Bildern dieser Art beinahe unbändig. Je mehr sie ihre Schönheiten verschlossen und überschleierten: desto unerröthender, Werke und Glieder der Liebe, insonderheit in der Sprache der Leidenschaft, der Eifersucht, des strafenden Zornes zu nennen. Man nenne ihre Freiheiten aber

---

a) Essays and Treatises of several Subjects. Vol. I. Essai XVII.  
p. 192.

nicht Freiheiten der Natur, sondern, einer entarteten Natur, eines Despotisch = orientalischen Weiberunganges. Michaelis hat bei den Morgenländern dies nicht blos angezeigt,<sup>a</sup> sondern auch zum Theile erklärt. Er war zu sehr Kenner der Orientalischen Natur, als daß er sie blos Christlich hätte verdammen, oder artig und wohl-anständig darüber verunglimpfen sollen: er entwickelte den Grund ihrer Licenz.

Bei den Römern findet sich nur, auf eine andre Weise, eine Unterdrückung dieser Sittlichkeit, die ich aus ihrem, von jehor, rohem Charakter erkläre: aus dem Kriegerischen, das ihnen zur 159 Natur ward, aus der männlichen Härte, die eine so zarte Empfindung leicht etwas ersticken konnte. Zu den meisten ihrer Dichter, und fast auch ihrer Schriftsteller überhaupt, herrscht eine solche männliche Schamlosigkeit: wo wollte ich mir aber aufgeben, alle Proben davon aus ihrem Lucrez, Plautus, Horaz, Ovid, Petron, Juvenal, Martial, Catull, Tibull, Properz u. s. w. zu sammeln, und ein wahres Fest der Priapeen anzustellen. Hume mag also für mich reden:<sup>b</sup> the scurrility of the ancients, in many instances, is quite shoking, and exceeds all belief. Their vanity too is often not a little offensive; as well as the common licentiousness and immodesty of their style. *Quicunque impudicus, adulter, ganeo, manu, ventre, PENE, bona patria lacraverat*, says Sallust in one of the gravest and most moral passages of this history. *Nam fuit ante Helenam cunnus teterrima belli Caussa* is an expression of Horace in tracing the origin of moral good and evil u. s. w. Mit solchen Beispielen fährt der Philosoph fort, zu zeigen, daß die Römer oft unschamhaft gewesen, auch wo sie nicht schamlos, nicht unkeusch seyn wollten: und eben solche Beispiele müssen die Horizonthöhe einer Römischen Sittsamkeit bestimmen, wenn man nicht blos in die Welt hinein tadeln, oder loben will.

a) Lowth de saera Poesi Hebræor. Præl. VIII. p. 135.

b) Essays Vol. I. on the Rise of Arts and Sciences, p. 181. &c.

Auch hier hielten die Griechen eine gewisse schöne Mitte zwischen Morgenländern und Römern. Die Asiatische Hitze in etwas abgekühl durch die Europäische Mäßigkeit, bestimmte eben den mittlern Ton einer warmen Liebe, einer sanften Wohllust, der Materialien dieser Art bei ihnen durchgängig zu charakterisiren scheint. Vielleicht hat keine Sprache der Welt ein so süßes Wörterbuch der Liebe, keine Nation eine Menge so einfältig unschuldiger Liebesgemälde, kein Zeitpunkt der Politur vielleicht die Urbanität auf den simpeln und feinen Weltgenuss zurück geführt, als der *εἰεισμος* der Griechen. Die Liebesbeschreibungen ihrer Poeten, die Menschheitsgesetze ihrer besten Philosophen, die historischen Gemälde ihrer Lebensart in den besten Zeiten, sind so sehr in den Schranken der schönen, unschuldig einfältigen Natur, als sie von unsrer heutigen Galanterie und Politesse, und Höflichkeit entfernt seyn mögen. Ich wünsche dem Schriftsteller<sup>a</sup> Griechisches Gefühl, der über die Schamhaftigkeit Homers schreiben will: so wie ichs einem andern, sonst feinen und schätzbaren Kenner<sup>b</sup> gewünscht hätte, da er von den Sitten Griechischer Dichter zu schreiben unternahm.

Ich weiß, daß ich in Beispielen dieser Art nicht blos die galanten Herren, sondern auch manche fromme Ehrbarkeitspedanten 161 unsrer Zeit gegen mich haben würde, die mit dem ehrbaren Schriftsteller, über den ich schreibe, oft gnug ausrufen dörften<sup>c</sup>: atque etiam fateor ipse, mihi non omnino probari hunc locum, quem reliquae epici carminis maiestati detrahere puto (der gewöhnliche Lieblingstadel unsers Verfassers) aber vielleicht auch, daß die Kenner der Griechen insonderheit in ihren Poetischen Zeiten auf meiner Seite seyn dörften: atque etiam fateor contra, mihi, tanquam Graeco, & Graece sententi, omnino probari hunc locum, quem molli Graecorum de venustate iudicio optime respondere puto. Und in der That, wenn die feine Ionische Wohllust nicht

a) Harles de verecundia Homer. libell. promissus.

b) Ueber die Sitten der Griechischen Dichter Th. I.

c) p. 264. de verecund. Virgil.

dem Poetischen Geiste der Griechen Charakter gegeben hätte: wie viel schöne Kinder der Poesie von Homer und Anakreon, und Sappho an, bis auf Theokrit und Moschus zu, würden Embryonen der Idealischen Wohl lust geblieben seyn! Und wer, nach dem Klosterzwange unsrer Zeit, eine beurtheilen, uns eine rauben will, der raube uns lieber die Mutter mit allen Kindern! alle üppige Bilder Griechischer Wohl lust! — Das ist ein würdiger, züchtiger, schaamhafter Kunstrichter unsrer Zeit.

Der zweite Punkt Griechischer Freiheit betrifft das Nackende ihrer Bilder, und so auch ihrer Ausdrücke des Nackenden in der Sprache. Wer kennet hier nicht die Griechische Freiheit? allein, 162 wer<sup>1</sup> sie kennet, wird sie verdammen? Einem Lehrer der Kunst müssen Worte erlaubt seyn, die keinem andern, und einem Griechen, die keinem Deutschen erlaubt sind. Nicht nur, daß die herrlichsten Denkmaale der Kunst vor ihren Augen nackend, blos ständen, und ihre Kunst überhaupt mehr das schöne Nackte, als das züchtig Verhüllte liebte: auch in der Natur selbst bildete sich hier eine Art von eigner Nationalgriechischer Schaamhaftigkeit des Auges, die niemanden fremde dünken kann, als wer unter ihnen noch kein Griech geworden. Nackte Ringer, nackte Kämpfer, nackte Olympische Sieger, nackte badende Schönen, nackte Tänze, nackte Spiele, nackte Feste, halbnackte Trachten — und ihre Dichtkunst sollte einpressende Klosterlumpen dulden? Ihre besten Schriftsteller sollten eine Nonnenehrbarkeit sich einander eingestehen, die das Auge des ganzen Griechenlandes, und die Zunge der Altesten, Ehrwürdigsten und Feinsten des Publikum sich nicht eingestand? die sich selbst die Philosophen in ihren Sittenstunden nicht eingestanden? In einem Punkte, wo es so sehr auf Gewohnheit der Augen ankommt, sollte man, denke ich, eben diese Augengewohnheit doch wohl bei einem Volke zu Rath ziehen, das sich in ihr so sehr auszeichnet. Noch jetzt ist das Gefühl der Italiener über diesen Punkt, von dem Gefühle Nordlicher Europäer, sehr verschieden:

---

1) wer, der (?)

und sie sind doch, dem einen Theile nach, selbst ja Nordliche Europe= 163  
päer: und sie sind doch, dem andern Theile nach, noch keine Griechen an Natur: und sie wohnen doch nur unter zertrümmerten  
Resten Griechischer Kunst: und sie haben doch eine Religion, die  
so sehr die Verhüllung liebet: und sie sind schon in einer Lebens-  
art, die schon vom Bürgerlichen Wohlstande, und der Politeesse  
gebildet worden — Wie? und die Griechen, zum Gefühle der  
Wohllust gebohren, von Jugend auf unter den Schönheiten der  
offnen Natur erwachsen, zur Lust und Freude bei ihren Spielen  
eingeweiht, und noch nicht zum sclavischen Puppenwohlstande ver-  
dammt, sie sollten nicht eine eigne Sittlichkeit des Nackenden haben  
dürfen? sie wollten wir verdammen, wenn sie nicht nach Nonnen-  
trachten ihre Zeit schildern? sie sollen sich nicht der Jugend der  
Welt, der Unschuld ihres Zeitalters erfreuen dürfen, von unsren  
züchtigen Verhüllungen frei zu seyn? sie sollen verschleierte Per-  
sianische Figuren, Chineserschönheiten mit verhüllten Fingerspitzen  
werden? und ihre Dichter eine Briseis mit schönen Knieen, eine  
Spartanerin mit schönen Hüften, eine Venus Anadyomene, einen  
Bacchus mit schönen Banche, einen Bathyllus, wie ihn Anakreon  
sehen will:

*Απαλωρ δ' οπεροθε μηρωρ  
Μηρωρ το πνρ εχοντωρ  
Αρελη ποιησον αιδω  
Παριηρ θελσσων ηδη.*

nicht unschuldig züchtig nennen dürfen, da ganz Griechenland sie 164  
so siehet. So wenig ich diese Freiheiten zum Privilegium unsrer  
Zeit, statt einer uralten Deutschen Bescheidenheit, haben will; so  
wenig will ichs den Griechen, in der Morgenröthe ihrer Sittlichkeit  
angestritten haben. Ich will vielmehr mit der Unschuld, mit der  
Plato seinen Greisen erlaubt, die Spiele der muntern Jugend anzusehen,  
aus meinem greisen Zeitalter hinaustreten, und die Freuden  
Griechischer Jugend, und die Natursprache Griechischer Dichter, und  
nachte Schöne der Griechischen Kunst, und die Philosophie der Liebe  
bei einem Sokrates so betrachten, als wenn ich mich selbst in die

muntere Unschuld dieser Weltjugend zurückzusezen, und zu einem Griechischen Gefühle zurück verjünget würde — dann kann ich Griechen lesen.

Ein dritter Punkt Griechischer Freiheit kann eigentlich nicht Schamhaftigkeit heißen, er betrifft den Anstand der Reinigkeit, der Zierde, der Würde, und wer kennt da nicht die Taubenreinheit der Griechen? Mich freuets, wie ernsthaft mein Autor über den Unterschied der Wortwürde zwischen *ορθος* und *κορυφος*, zwischen *κορυφος* und *κορυς* disputirt:<sup>a)</sup> wie offenherzig er eine Stelle Homers mit seinem Kopfschütteln begleitet: *me offendit fere, ut libere*  
165 *sententiam dicam, haec imago* — wie er bei solcher Kleinigkeit Gelegenheit nimmt, auch der Ernestischen Ausgabe Homers einen Liebesstreich zu versetzen, daß sie das *ορθος*, das dem derben Ajax um Mund und Nase fliegt, und den *κορυφος*, in welchem sich Priamus wälzet, nicht in ein artiges quidni potius per *pulverem?* verdolmetschet und verhöflicht hat. Mich freuet die würdige Dispute, und ich empfehle nächstens den Unterschied zwischen *ορθος* und *κορυφος* einem bündigen Concilio *κορυφωνιψ*, *ut libere sententiam dicat.*

Was gölte es aber, wenn wir auch einen ehrlichen Scythen mit dahin schickten, der sich schon einmal mit Solon über eine solche Rothmaterie besprochen, der sich nicht gnug wundern konnte, da er die wettringenden Jünglinge sich im Staube wälzen sah, der über diesen mit solchem bösen Uebergusse gypsirten Figuren seltsame Augen macht, immer wieder darauf zurückkommt, und sich endlich von dem Griechischen Gesetzgeber schwer, schwer diese Rothübungen erklären läßt. Es ist der Anacharsis des Lucians. Dieser gute Kahlkopf mag lehren, daß die öftern freien Leibesübungen der alten Griechen von Jugend auf, auf Erde, Staub und Roth ihnen einen solchen Anblick des Ajax oder Priamus, den ihnen Homer vorlegt, wohl nicht so ekel gemacht haben dörften, als uns, die wir auf Pflaster und Polster treten. — —

---

a) p. 269. 270.

Von der eigentlichen Unständigkeit unsrer Zeit, von der Hof= 166 politesse unsres Wohlstandes haben die Griechen mit allem ihrem *αγεισμος* an der Hand der Attischen Venus nichts gewußt; ganz nichts gewußt. „Schade gnug für sie!“ Immerhin Schade! nur noch mehr Schade um den ehrbaren Tadel unsrer Kunstrichter, die etwas in Griechenland suchen, worauf kein Griechen Anspruch machen will, und das nicht zu schzen wissen, was sich an freiem edlen Gefühle unter den Griechen findet! O daß eine Muse, eine der Charitinnen selbst, aus Griechenland auflebte, um uns ihre Lieblingsfreundin, die Griechische Schaamhaftigkeit, zu zeigen, nur daß diese keine Kloster= oder Hospuppe sey!

---

### 5.

Ich darf nicht weiter: denn ich habe nur den Unterschied, der zwischen Nationen und Zeiten seyn könne, anzeigen, und es merklich machen wollen, daß wer über die Schaamhaftigkeit Griechischer und Römischer Autoren urtheilen wolle, aus einem Nationalgefhle derselben urtheilen müsse. Hr. Klotz hat das erste gewollt, und das letzte nicht gewollt; in seiner Abhandlung also sind die wahren und falschen Gattungen von Schaamhaftigkeit, die natürlichen und künstlichen Arten derselben, der Griechische und Römische Geschmack hieruber, alle Zeiten, und allerlei Schriftsteller beider Nationen auf eine so seltne Weise vermischt, daß der denkende 167 Leser nach allen Gemeinszen hinten nach Lust bekommt, zu fragen: weiß dieser Redner auch, was Schaamhaftigkeit sey?

Ein paarmal habe ich meinem Verfasser schon Gemeinsze, die er ausschüttet, Schuld gegeben, und in allen seinen Abhandlungen liegen gnug Beispiele davon vor Augen. Jede derselben ist damit so beladen, als ein Gothisches Gebäude mit Nebenwerken, daß man recht suchen muß, wo die Chrie selbst anfange. In der That, wenn ich die herzliche Liebe eines Autors zu solchen Collektaneenbrocken und Gemeinszen betrachte: so steht mir in seiner bepackten Muse der leibhafte Junfer Hudibras vor Augen:

His Back, or rather Burthen, show'd  
As if it stoop'd with its own Load.  
For as *Aeneas* bore his Sire  
Upon his Shoulders thro' the Fire;  
Our Knight did bear no less a Pack  
Of his own Buttocks on his Back.  
*Which now had almost got the Upper-  
Hand of his Head*, for want his Crupper.

Und wenn ich nun diese liebe Muse umkehre, und die herzliche Liebe derselben zu gelehrten Citationen noch zu Gesichte nehmen muß! siehe da steht auch der umgekehrte Ritter nach seinem Bordertheile:

- 168      To poise this equally he bore  
A Paunch of the same Bulk before  
*Which still he had a special Care*  
To keep well-cramm'd with thrifty Fare;  
As *White-Pot, Buttermilk and Curds*  
Such as a Country-House affords\* u. s. w.

Welch ein schönes Bild! Bekannte Gemeinörter an unrechter Stelle; gelehrte Citationen, die nichts zur Sache thun; Maschinen von tausend Büchern, um eine Kleinigkeit fortzuspielen, die kaum einen Fingerdruck verdient —: andre so viel überhaupt denken lassen, daß man besonders für seine einzelne Materie selbst zu denken vergisst, aus Wüsten in Moräste gerathen, wie anders? als daß dies endlich die verdrückliche Frage dem Leser abzwingt: wo ist denn der Weg? wo sind wir? wie weit sind wir gekommen? — Ich mag nicht gern eine Beschuldigung ohne Beweis vorbringen; ich muß also die Schulchrie zergliedern.

\*) [Aus dem „Neunten Brief“ gegen Kloß im Zweiten Stück des *Torso*:] Hudibras Canto. 1. p. m. 29 und 30. Die Deutschen Leser mögen sich die schöne und treffende Beschreibung in der schätzbaren Zürchischen Uebersetzung p. 21. ausschlagen.

*Init.* Parum recte tractari a multis veteres scriptores.<sup>a</sup> Prächtiger Eintritt! nur daß er, wie ich bewiesen, nicht für diese Schaamuntersuchung gehört. Leßing, da er Horaz in einem ähnlichen Falle vertheidigen will, schwingt sich freilich nicht so hoch: sein Eingang gehört aber zum Gebäude.

*Dictum:* Verecundiam tribui Virgilio, sed mire.<sup>b</sup> Welche 169 Verecundia? die persönliche oder die Schriftstellerische Verecundia des Virgils? Doch was brauchen wir das zu wissen, über ein unbestimmtes Thema läßt sich am besten rhetorisiren. Jetzt also noch

*Exord.* Verecundia poëtae copiosus exponitur.<sup>c</sup> Man verstehe dies copiosus nicht so, daß es bestimmler, reicher an Gründen heiße: Denn wie wenig Hr. Kl. dies in seinem ganzen Libello beobachtet, wird der Verfolg geben. Dies Exordium ist, wie billig ein exordium seyn muß — ein vorläufiges Nichts!

*Loc. commun. I.* Stoicorum de turpitudine verborum opinio.<sup>d</sup> Was soll der allgemeine Tröster hier? soll man, um Schaamhaftigkeit zu bestimmen, von Worten anfangen? von der Lehrmeinung einer Sekte anfangen, die nicht höher gehört: nicht für Virgil: nicht fürs Epische Gedicht: nicht für Virgils Sitten — können ausgerissene Citationen gelten, da wir was turpia verba sind? wie sie beurtheilt werden sollen? noch nicht wissen — noch nicht wissen, wer Recht gehabt, ob der Stoiker, oder der Cyniker, oder der homo sui judicii, Peter Baile, oder der Hr. Gatakerus und Rittershusius, und Petitus, und Balzacius, und Arnaldus, und Bergerus, oder der kahle Ausspruch des Herrn Klotzius hinten 170 nach: <sup>e</sup> *atque etiam, si accuratius rem considero, homines quasi consensisse inter se et firme statuisse videntur, unam eandemque rem certis verbis expressam laedere pudorem, eandemque aliis enunciatam aequis auribus audiri et salua verecundia.* Wie? wenn das der ganze Ursprung der Schaamhaftigkeit ist, daß eine und dieselbe Sache mit gewissen Worten gesagt, schaamhaft, mit

a) Opusc. var. argum. p. 242 — 244.

b) p. 244. 245.

c) p. 245. 246.

d) p. 247. 248.

e) p. 248. 249.

gewissen, schamlos sey — welche Luftblase von Schamhaftigkeit? Welche Thorheit, mit solcher Luftblase kämpfen zu wollen? Welch ein würdiger Vertrag, solche Augenblende zum heiligsten Verbündnisse zu machen? O wenn man auf einer so weitläufigen Reise von Belesenheit im gelehrten Utopien nichts mehr erlernet — meine Condolenz zur Wiederkunst mit allen gelehrten Citationen!

*Loc. commun. II.* Poetas in primis decere pudorem!<sup>a</sup> Wer hat an dem Regelchen je gezweifelt? Wer hat es aber auch je deswegen geglaubt, weil die Poesie das vortrefflichste Geschenk der Götter, weil es eine Narrheit ist, das selbst von sich zu erwähnen, was kein anderer, ohne unsre bona fama zu beleidigen, von uns erwähnen könnte u. s. w. Elende Sachen!

*Consect.* Plinii opinio non probatur.<sup>b</sup> Die citirte Stelle, bei welcher dieser Randtitel steht, gehört meines Wissens dem Catull. 171 Plinius hat mit seinen Briefen, als Römer, als ein Römer seiner Zeit Recht. Was soll der Consularis vir bei einigen muntern Zeilen? was soll die levitas Pliniana bei Vertheidigung solcher Zeilen? Plinius war ja kein Allonge-Bürgermeister in \*\*; und einige lose Verse von ihm kein Rathschluß der Stadt Rom.

*Loc. commun. III.* Concedenda videtur aliqua libertas.<sup>c</sup> Gnädige Freiheit! Huldreichste Erlaubniß! für die alle Poeten von Anakreon zu Gleim, und von Ovid bis zu Wieland, unterthänig danken sollen. Daß man ja aber das Privilegium nicht missbrauche, so ist aus der Poetischen Freiheit wieder nichts, als ein elendes Moralisches Regelchen, geworden, ohne Poetische Bestimmtheit, ohne genaue Eingränzung in die Gattungen der Gedichte, ohne hiesige Abzweckung. Und siehe! das Collektaneenbuch wird redender:

*Illustr. I.* a Campani Palinodia

II. a voto Fontanii

III. a morte Addisoni

IV. a Regnierii et Grecurtii levitate.<sup>d</sup>

a) p. 249.

b) p. 250.

c) p. 250. 251.

d) p. 252. 253.

Schöne Gesellschaft! der Papist Campanus, in seiner Religion, nach seiner Zeit, nach seinen Schriften, nach seiner damaligen Fassung — und der von je her reifbesonnene la Fontaine in seinem letzten Wunsche! — ehrwürdige Fußprediger! Welch ein Uz 172 und Wieland wird nicht<sup>1</sup> vor ihnen die Hände falten, seine Liederchen nicht gleich verbrennen! — Man thut uns einen Gefallen, wenn man uns religiös; nicht aber, daß man uns übergläubisch, und eine gute Sache durch den unüberdachten Beweggrund lächerlich machen will. —

Ueberdem was soll Addison hier? Ich verehre den seligen Young in diesem Zeugniße von ihm: vielleicht hat er auch seine Absicht erreicht, um vom Andenken an denselben einige schwarze Züge mit Pope u. s. w. wegzuwischen, und eine im Untergehen glänzende Sonne in seinem Namen darzustellen — was soll das aber hier? — Und denn überhaupt thäte Hr. Kloß am besten, wenn er mit dem gottlosen Fontanio, Regnierio, Grecurtio und andern schaamlosen Französischen Dichtern, unter denen wohl Voltarius oben an stehen wird, ein Christliches Auto=da=ße vornähme. Die Flamme würde weit zünden, und die schaamlosen Boccacios, Aretinos, Wielandios u. s. w. auch als einen Bann der Erde wegthun. Zum Nothfalle dörste sich auch bei einigen dieser, die schon verstorben, ihr letzter Wille, als Fußspiegel, zur Berechtigung eines solchen Vertilgens von der Erde, vorfinden, wie etwa Virgil ein Testament über seine Aeneide gab: und wo es sich nicht fände, dörste man nur die noch lebenden schaamlosen Dichter Christlich tödten, und ihnen den letzten Willen erzwingen: so ist das Auto= 173 da=ße gerichtlich und testamentarisch fertig, und —

Doch ich spotte, und wer kann wohl über so etwas anders, als spotten. Neug indessen finde ich mich zu meinem gelehrten libello zurück: und Gottlob! endlich am Thema.

---

1) A: „nicht“ fehlt.

*Them.* Virgilii verecundia triplex.<sup>a</sup> Um Virgil mag ich mich nicht bekümmern, sondern nur erst über die Kloßischen Begriffe von Schaamhaftigkeit, und siehe! da ist wieder Crispin! sein liebes *κακοφατον* vor der Stirn.

I. *Κακοφατον*.<sup>b</sup> Es sei gnug, gezeigt zu haben, daß Hr. Kloß Quintilian nur halb verstanden, daß es nur ein sehr unzuverlässiges Jungfernlob über die Reuschheit eines Zeitalters, einer Nation, einer Sprache, eines Schriftstellers sey, über das *κακοφατον* sich zu wählig, zu ekel beweisen. Wer zur Satyre Lust hätte, könnte diese erste Jungfernprobe unsers Autors sehr ehrbar, als das Wesen der Schaamhaftigkeit und eben damit schon lächerlich darstellen.

II. Ab omni obscenitate per totum carmen et per partes abhorret.<sup>c</sup> Hier werden Griechen und Römer, wahre und falsche Obscönitäten, wahre und falsche Anständigkeiten durch einander 174 geworfen: ohne Grundsätze und Bestimmungen liegen sie da: wer will den zusammengeflossenen Unrat sondern?

III. Verecundia in verbis et formulis.<sup>d</sup> Der vorige Klumpe! obscena, sordida, humilia etc. alles in einer Grube! ohne einigen bestimmten Begrif und Unterscheidung! Ob Vorstellungen, oder nur ihre Ausdrücke beleidigen? ob diese Beleidigung Ekel, oder Schaam, oder nur galanter Unwille sey, den sie erregen? ob es wider das Reine des Auges im Begriffe selbst, oder wider die Zucht des Ohrs im Ausdrucke? ob wider die natürliche Schaam, oder die gesellschaftliche Anständigkeit, oder nur wider die Sprachwürde sey? ob diese unter allen Völkern, zu allen Zeiten, in allen Gattungen der Schriftstellerei dieselbe sey? — Alles Einerlei und Unerwogen: so getadelt: so gelobt — wozu kann das Gemische dienen?

---

a) p. 254.

b) p. 254.

c) p. 255 — 266.

d) p. 266 — 283.

6.

Um Virgils Schaamhaftigkeit zu beweisen. Wozu das aber ohne Bestimmung der Begriffe, ohne Ort und Ordnung? Es ist immer ein falscher Geschmack, ein Ueberbleibsel der alten Philologischen Notenmacher, Stellen und Sachen zusammen zu häufen, die so gut anders wo, als hier stehen können, die hier nichts zur Sache thun, sondern die Hauptfigur vielmehr auslöschen. Und das 175 ist doch der Kloßische Geschmack in allen eignen Schriftchen desselben. Hier trete ich in einen so großen Wald fahler fremder compilirter Stellen, daß mein Schriftsteller Virgil fast darunter verschwindet.

Um die Schaamhaftigkeit Virgils zu beweisen? hat unser Autor da gewußt, was er beweisen soll: und hat er, was er zu beweisen scheint, bewiesen? Virgils Schaamhaftigkeit kann zweierlei bedeuten: die Züchtigkeit seines persönlichen Charakters, oder seine Ehrbarkeit als Schriftsteller. Beide sind ganz verschiedene Sachen; Hr. Kloß hat sie nicht unterschieden; er beweiset auf alle beide los, und beweiset keine.

Nicht recht die Schaamhaftigkeit Virgils als Schriftsteller: Denn wodurch beweiset er sie? Durch das *zaxogator*? Er, das *zaxogator* eines Römers, eines antif sprechenden Dichters, eines gräcifirenden Epischen Dichters kennen, aufzählen, beurtheilen? Wer weiß es nicht, daß die feinsten Zweideutigkeiten blos auf dem schlüpfrigen Wiße einiger Zeitgenossen, auf dem wandelbaren Eigenfinne eines üppigen Sprachgebrauchs, oder Sprachmißbrauchs, beruhen? Wer weiß nicht, daß es am wenigsten zum *zaxogator* gehöre, wie ein Wort ausgesprochen werde (quomodo veteres *pronunciarint verba*<sup>a</sup>) sondern wie diese und jene Gesellschaft, dieser 176 und der Wortmäcker sie verstanden, oder mißverstanden; (mala consuetudine in obsceneum intellectum detorserint.) Wer weiß nicht, daß eben ein *archaisirender* Schriftsteller, wofür Virgil

---

a) p. 255.

bekannt ist, am ersten Gefahr läuft, den Neulingen der Sprache obson zu werden? daß ein Epischer Dichter, insonderheit der dem Genie einer fremden hohen Sprache nacheifert, der erste sey, unschuldige *zaxopata* zu machen, wie sie ja für unsre verblichene Gotthedianer keiner mehr, als Klopstock, gemacht hat? Wer weiß nicht, daß ein Epischer Dichter immer lieber einen hohen alten starken Ausdruck *sancte et religiose* setzen, als für die Ohren einiger Buchträmer auslassen wird? Und wer weiß nicht, daß nach der Auslegung des Servius, und nach der Tortur, die Jesus dem Virgilischen

incipiunt agitata tumescere

anthun konnte, kein Dichter vielleicht unschuldiger Weise für die Witzlinge jüngerer Römer mehr *zaxopata* gemacht haben kann, als eben Virgil? Und wenn solche Stellen nicht vor Mißdeutungen sicher geblieben, welche wären's denn? Und welch ein unwürdiger Begriff, einen Epischen Dichter zu erst und vornehmlich zu solchem Ehrbarkeitspedanten zu machen? Und wie vergeblich, jetzt in Virgil Proben des *zaxopator*, oder des vermiedenen *zaxopator* auffinden zu wollen? — — O des Schützredners für Virgil! Er ist im Stande, ihn mit seiner Schützrede selbst in Verdacht zu bringen, selbst schamroth zu machen! — — Am besten, daß er hinter das ganze Non-sense dieses Hauptstücks hinten nach sagt: Vom Virgil wußte ich hierüber nichts zu sagen!

Oder soll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß man ihn gegen die Auslegungen eines Servius rettet?<sup>a</sup> So hat man ihn längst, und wir werden sehen, wie fern gerettet.

Oder soll es die Schamhaftigkeit Virgils ausmachen, daß er die Umarmung der Dido nicht malen wollen?<sup>b</sup> Und wer wird sie malen wollen? Hat denn Homer seine Umarmung der Helena gemahlet? Ohngeachtet des höflichen non probo! unsers Autors finde ich Homer in seiner unschuldig einfältigen Erzählung keu-

a) p. 256.      b) p. 261 — 263.

scher, als Virgilen in seinem Shandyschen: Macht die Thür zu! und des kahlen: non decet talis pictura carminis epici dignitatem! bin ich, wenn nichts weiter ist, herzlich müde.

Bei Homer ist blos das Charakteristische im Antrage des Paris der Zweck der Muse; wenn der Antrag, und zwar zu der Zeit, in der Situation wegfällt; so falle die ganze Stelle weg: so braucht die Muse diesen Schritt nicht. Bei Virgilen ist's die Umarmung seines Paars selbst, die in das Wesen des Gedichts verflochten ist: 178 diese Schäferstunde, dieser Eingang in die Höle ein Hauptknoten seiner Epopee:

Ille dies primus leti, primusque malorum  
Caussa fuit.

Wer ist nun schaamhafter, der eine solche Sache, nur heiläufig, nur ihrem Antrage nach, nur als Charakterzug, mitnahm; oder der sie in das Wesen seiner Epopee mit einflüpfte, der von ihr so viel abhangen lässt, der auf sie, als auf eine Haupthandlung, unser Auge richtet? — Jenes thut Homer; dies Virgil — wessen Muse verdient eher ein non probo?

Ueberdem ist's unpassend, die Junonische Liebesscene in Homer mit der Didonischen auch nur von weitem in Vergleich zu setzen; <sup>a)</sup> sie sind so wenig zu parallelisiren, als Götter und Menschen überhaupt. So in Homer, als in Virgil, haben die Götter ihr eigenes Etiquette: und beiden setze man also Götter in Vergleichung, oder nichts. Da stehe also gegen den Homerischen Jupiter und Juno, <sup>b)</sup> ein Virgilianischer Vulcan und Venus, <sup>c)</sup> und wer malet schaamhafter, der Grieche oder der Römer? Der Grieche, der, uns bei den schönen Vorbereitungen zu ergözen, seine Kunst anlegt; oder der Römer, der sein Werk darauf setzt, um die erregten Empfindungen selbst auszumalen? Der Grieche, der mit seiner Poetischen Schilderung von Pracht und Schönheit der Juno,

a) p. 264.      b) Iliad. Σ. [292—351]

c) Aeneid. VIII [370—406]

mit seiner schönen Allegorischen Dichtung vom Gürtel der Venus, unser Auge stiehlt; oder der Römer, der es recht eigentlich auf die Liebesumarmung selbst richtet? Der Grieche, bei dem wir die edle Bildung der Juno in einer ganz unschuldigen Gelegenheit antreffen, da sie sich schmückt: oder der Römer, der uns die Schneeweißen Venusarme nur alsdenn zeigt, wenn sie sich um Vulcan schlingen, wenn sie ihm den Elektrischen Funken der Liebe durch Leib und Seele jagen? Der Grieche, der uns die himmlische Königin in ihrem Brautgemache, nur bei verschlossenen Thüren, entkleidet, sie nur badend, salbend, zierend zeigt, und das Uebrige unter den Gürtel der Venus verhüllt; der sie auf Ida um Nichts so lange, so angelegentlich besorgt seyn läßt, als um Verborgenheit, um nicht gesehen zu werden: beschäm't zeigt sie Zeus den<sup>1</sup> ringsum offnen Ida: schaamhaft bezeuget sie, wie, wenn sie von andern belauschet würden, sie keinem Gotte unter die Augen würde treten können: züchtig schlägt sie ihm sein Ehebette, seine Schlaftammer vor: sie läßt sich nicht anders, als durch die dickste goldene Wolke sicher machen: der Römer überhebt seine Venus aller 180 dieser Besorglichkeiten: ungestört fängt sie ihr Liebespiel selbst an. Bei Homer muß Juno in einer ganz andern Absicht den Ida vorbeiziehen, ganz, wie es scheint, ohne Absicht, ihm das Herz entwenden, sich anhalten, und durch ein außerordentliches Verlangen ihres Ehegemals, durch das offne Liebesbekanntniß, daß diese Schäferstunde alle, alle seine Schäferstunden nach Namen und Zahl übertreffe, u. s. w. sich weigernd in die goldne Wolke ziehen lassen: bei Virgil sieht es Venus mit ihren Umarmungen offenbar darauf an. Bei Homer ist die Schäferstunde nur ein Mittel, die Augen des Jupiters durch den Schlaf zu fesseln; bei Virgil ist sie der Marktpreis, daß Venus ihre Absichten erreiche — Wer ist schaamhafter, anständiger, edler? Gewiß: so weit Juno die Venus an Hoheit und Adel: so weit übertrifft Homer seinen Römischen Nachahmer an innerer Würde und Schamhaftigkeit. Jener erzählt

1) Ι: dem

unschuldig, offenherzig und, wenn man will, langweilig: der Römer versteckt, verkürzt; er hat sein: Ich könnte mehr sagen! Jener erzählt Episch, übergehend: dieser malet, damit er Funken errege — wer verliert bei der Vergleichung?

Es bleibt Virgils Zucht in Worten und Formeln über.<sup>a</sup> In Worten und Formeln? Darüber sollte Mäcenas urtheilen: wir, jetzt, nach der Analogie unsrer Sprache, nach den wenigen Hülfsmitteln zu einem Lexicon der Wortwürde damaliger Zeit, kaum! 181 Kein Theil der Sprache hängt so sehr von Nebenbegriffen des Gebrauchs, vom Eigensinne der Mode ab, als dieser: und in meinem Autor finde ich so wenig Materialien zu einem Wörterbuche der Sprachwürde über Virgil: so wenig Virgil ein Lexicon der Liebe geben wollen. Ueberdem was thuts zur Schaamhaftigkeit Virgils, ob er stercus oder simus gesagt;<sup>b</sup> ob er das vomere genannt, oder noch ecker umschrieben. Was thuts zur Schaamhaftigkeit Virgils, wie fein und schlüpfrig er hier und da das Wort Liebe verhöflichet, wenn nicht bewiesen wird, daß in den Vorstellungen selbst hier nichts, als Züchtiges, enthalten sey, und das alles in Virgil, als dem Römer.

In Virgil, als dem Römer. Denn hätte dessen Bescheidenheit nicht darnach bestimmt werden sollen, was für ein Geist der Schaamhaftigkeit, nach Sprache, Verfassung, Lebensart und Empfindung, sich einmal unter den Römern formirt und gebildet? was für Eindrücke, besonders dem Schriftstellerpublicum der Römer, ihre erste Schriftsteller und Dichter gegeben? wie weit diese Decenz den Griechen gefolget, oder sich von ihnen abgelenket? wie hoch sie zur Zeit Virgils gewesen? wo er das Muster der Griechen befolget, oder verlassen? wo muthaftlich verlassen müssen, wo nachzufolgen zu 182 blöde gewesen? Wie weit wir jetzt über diesen Punkt urtheilen können, oder schweigen müssen? — So hätte der Römische Virgil erscheinen sollen: der Römer seiner Zeit: der Dichter: der Epische Dichter: Virgil.

---

a) p. 266.

b) 268. 69.

Und der erscheint in unserm Lateinischen libello nirgends. Nichts, was seinen ursprünglichen, Nationellen, Zeitmäßigen, Lateinischen, Poetischen, Epischen Charakter, von dieser Seite aus, entwickelte; uns, von ihr aus, in die Welt der Römer führte; diese uns in abstechendem Lichte gegen die Sittsamkeit der Griechen, und der Neuern zeigte, und uns alles andere vergessen lehrte — davon Nichts. Man hätte uns mehr gesagt, wenn der erste beste Schulströster, wo Blumen und loci communes aus Virgil gesammlet sind, wie er z. B. amare, amor, amicitia, Venus &c. Poetisch ausdrückt: etwa ein anderer dazu, wo er mit den Griechen gegen einander gehalten ist, zur Hand genommen, und in Reflexion gezogen wäre. Wenn ich alles Fremde, Unnütze wegwerfe, was bleibt mir über die Bescheidenheit Virgils übrig? Der Flitterstaat ist der Puppe abgezogen; da steht die Stange Holz mit ihrem bemalten Kopfe! die dürre Abhandlung mit ihrem lockenden Thema!

Und das betraf nur die Schamhaftigkeit Virgils, als eines Schriftstellers; nun war aber diese, wie mich dünkt, eben nicht das, was ich suchte. Hr. Kl. legt die Stellen Donatus und Servius zum Grunde,<sup>a)</sup> und was könnte also der Leser erwarten, als daß er sich über diese Stellen, über die Anschuldigungen derselben, kurz! über die persönliche Charakterschamhaftigkeit Virgils erklären möchte; vielleicht aber, daß ihn seine Collectaneen über diesen Punkt verlassen haben; denn er lenket fein artig ab. Donatus sagt: Virgil soll schöne Knaben geliebet; er soll die Plotia Hieria gekannt; er soll in diesem Punkte nicht die Jungfer gewesen seyn, für die er galt. Servius sagt beinahe eben das; und Hr. Kl. hätte wissen können, daß schon lange vorher auch Martial und Apulejus auch so etwas gesagt hatten, daß es eine allgemeine Sage von Virgil gewesen, daß — kurz! alles das sagt das Gerücht, und Hr. Kl.

a) p. 244.

beweiset, daß seine Aeneide, und die Gedichte seines Namens keine Hurenlieder sind — wer will das bewiesen haben?

Hr. Kl. meinet zwar,<sup>a)</sup> daß Eins das Andre aufhebe; daß es eben so sey, als wenn ihn jemand für einen gelehrten Grammaticus hielte, und ihm doch zeige, daß er weder Griechisch noch Lateinisch 184 recht verstanden; allein, das meine ich nicht. Virgil kann immer ein schaamhaftes Gesicht gehabt, anständig gesprochen (ore probus), immer eine fromme, edle Seele (animo probus), und eine anständige Lebensart bewiesen (caetera vita probus); und doch schöne Knaben geliebt, und doch die Plotia Hieria gekannt haben. Ich sehe nichts, das sich aufhebe, und insonderheit zu den Zeiten Mäcenas, hätte aufheben dörfern. Es denn so widersprechend, daß ein Mensch, zur saufsten Wohllust geboren, auch dies Sanste in seiner Mine zeige, daß das, was in der weiblichen Mine schmachtend, ein Liebreiz der Venus wäre; in einem männlichen Gesichte eine Art von Unschuld, von jungfräulicher Bescheidenheit, von schaamhafter Frömmigkeit werde? Ohne die Physiognomien der Liebe studirt zu haben, sehe ich beides nicht zusammenhangend, und da also ore probus Virgilius. Muß ferner der, der schöne Knaben liebt, denn damit aller Bürgerlichen Ehrbarkeit, und, der sie unschuldig liebt, aller Tugend der Seele entsagen? Und siehe! da ist animo, cætera vita probus Virgilius — wo ist der ungereimte Widerspruch, insonderheit zu den Zeiten Mäcenas?

Es sey indessen, oder nicht; was will Hr. Kl. mit seinem ganzen Büchlein? Ein Heldengedicht, ein Gedicht von der Feldwirthschaft, Schäferpoesien, können Virgilen immer, als Dichter, und, wenn man will, als bescheidenen Dichter, zeigen; aber auf 185 sein Leben, auf seinen Charakter, und insonderheit auf die fromme Mine seines Gesichts können sie weniger beweisen, als Swifts Predigt über die Dreieinigkeit beweisen kann, daß er in die Biergefellschaften, als ein verkleideter Satyr, gegangen; daß er sein Märchen von der Tonne geschrieben. Wenn diese Abhandlung beweisen soll,

daß er im Berichte Donatus *ore probus* gewesen, beweiset sie nichts. Wer wird sagen, daß deswegen D. Luther züchtig ausgesehen; oder, daß er in seinen Tischreden jedes Wort auf die Goldwage gelegt, weil sich nichts von solcher Art in seinem Gesangbuche befindet? Wenn Virgil *scriptis probus* ist: muß er darum auch *ore probus* gewesen seyn? Ich weiß nicht, wie durch solchen Weg Etwas auf Virgils persönlichen Charakter folge.

Für uns ifts schwer, etwas auf ihn auszumachen; ob es aber ganz unmöglich sey, ob Virgils persönlicher Charakter ganz zweideutig bleiben müsse, sehe ich auch nicht so helle, daß ich Hrn. Klozencs non licet aliquid certi hac de re statuere<sup>a</sup> unterschreiben dörste. Mir fehlet die Kunst Leßings, Virgil, seinem gewöhnlichen Charakter nach, so zu retten, als er seinen Horaz gerettet hat; und außer dem fehlet mir der Ort dazu. Ich will also wenigstens 186 einige Materialien anführen, die ein andrer vermehren und ordnen könnte, um Virgils Schamhaftigkeit zu retten, oder wenigstens genauer des Gegentheils überzeugt zu werden.

Der Hauptzeuge über Virgils Unmäßigkeit pflegt Donatus zu seyn: aber wer ist Donatus? Aller Wahrscheinlichkeit nach, ist das Leben Virgils, das unter seinem Namen geht, von jüngerer Hand, und kann kaum den Grundzügen nach, dem Grammatiker selbst zugehören.<sup>b</sup> Der Autor der Anklage ist also ungewiß, und so, wie er sie vorträgt, die Anklage selbst. Fama est, eum libidinis pronioris in pueros fuisse, und von wem röhrt diese Fama her? Das liebe Soll, das gewöhnliche Man sagt hat, wie Leßing sich munter ausdrückt, schon manchen ehrlichen Mann um seinen ehrlichen Namen gebracht. — — Kurz! als Hauptzeuge, als erster Ankläger, kann dieser Donatus ohne Kopf und Mund nicht gelten: er trete zurück, bis die Reihe an ihn kommt.

Servius tritt auf: aber Servius ist ein Ausleger, ein Grübler über Virgil; und was läßt sich nicht ausgrübeln? Seine spätere Sage gilt noch weniger, als die erste; denn was ließ sich zwischen

---

a) p. 245.      b) v. Hein. Virgil. p. CXVII.

Virgil und Servius nicht alles sagen, und wieder sagen? ohne daß es jemand zuletzt bekräftigen, ohne daß es jemand widerlegen konnte? Ein Zeugniß also, Jahrhunderte nachher, aus einer so trüben Quelle, oder vielmehr aus dem so weit abgeleiteten Abflusse 187 einer so trüben Quelle gilt nicht. Es müssen frühere Zeugen gegen Virgil auftreten, von denen etwa die Sage kam, die der Begebenheit näher waren, und da sind: Hr. Kl. hat sie nicht für gut befunden, anzuführen oder abzuhören, Martial und Apulejus.

Und was sagt denn Martial aus?<sup>a)</sup> Er singt das alte Lied, daß ein Mäzenas einen Maro mit seinen Geschenken hervor gebracht: daß es gut sey, ein Virgil zu werden, wenn man sein Landgut zurück, wenn man Reichthümer oben darüber, wenn man alles bekommt, was unser Herz wünschet; z. B. einen schönen Alexis —

Accipe divitias & vatum maximus esto  
Tu, licet & nostrum, dixit, Alexiu ames.  
Adstabat domini mensis pulcherrimus ille,  
Marmorea fundens nigra Falerna manu;  
Et libata dabat roseis carchesia labris,  
Quæ poterant ipsum sollicitare Jovem.  
Excidit attonito pinguis Galathea poetæ  
Thestylis, & rubras messibus usta genas.  
Protinus Italianam concepit, & *arma, virumque* —

Was hat nun Martial Böses ausgesagt? Ungründliches, seichten Halbwitz, der ihm nicht viel Ehre macht, wohl; aber Böses, das Virgils Namen befleckt? Nichts. Ich lerne Virgil aus diesem 188 Epigramm blos als einen glücklichen Dichter, als einen ungemeinernen Günstling seines Herrn, und, wenn man will, als einen feinen Wohllüstling, kennen; anders nicht. Seine geraubten Güter hat er zurück; reiche Geschenke nach reichen Geschenken; ihm steht der schöne junge Alexis bei Mäzen kaum an, und sogleich ist er sein eigen. Da sitzt nun Virgil an seiner Göttertafel, und sein

---

a) Lib. VIII. 56.

schöner Ganymedes vor ihm! bei solchem Ganymedes läßt sich freilich seine vorige feiste Landschöne, Galathea, wohl vergessen; da läßt sich wohl ein arma virumque anstimmen — — Man sieht, wo Martial mit seinem hinkenden Schlusse hinaus will; aber im mindesten nicht auf Virgils Ehre. War es denn Schaamlosigkeit, einen Alexis vom Mecänas zum Geschenke annehmen, ihn lieben, sich an ihm, als Mundschenken, bei Tafel erfreuen, schöne Leute und, nach Römischer Wirthschaft, schöne Knaben um sich zu sehen? Ich weiß nicht, welcher Ehrbare nicht in der Stelle Virgils, in seiner Gunst Mecänas, in seiner feinen Art, diese Kunst zu genießen, seyn könnte. Von bösartiger Anspielung sehe ich im Epigramm nichts, ganz und gar nichts. Und ist Martial wohl der Mann, so etwas zu verschweigen, wenn ers hätte sagen können? Ist er nicht eben der, der gewiß zu erst die berüchtigte Virgilianische Elogie 189 angezogen hätte, wenn sie ihm unter einer bösartigen Allegorie, und nicht anders, hätte bekannt seyn müssen? Wer den witzigen Menschenfreundlichen Martial kennet, wird in solchem Falle solch Be tragen sehr epigrammatisch, sehr Martialistisch finden. Da er gegen theils nichts darüber äußert, an mehr als einem Orte nichts äußert: so ist Martial nicht blos kein Zeuge gegen Virgil, sondern durch sein Stillschweigen fast auch ein Zeuge für ihn. Ein böser Witzling, wie er, hätte Virgilen gewiß nicht so höflich durchwischen lassen, wenn er Schaamlosigkeit als Virgils Hauptvergnügen bekannt hätte. Wie? er hätte Virgils Glück und Vergnügen beschreiben wollen, und so etwas sich können entwischen lassen?

„Schon aber Apulejus<sup>a)</sup> deutet ja die berüchtigte Elogie auf „seine Liebeshändel mit dem Alexis.“ Gut! ich nehme sein Wort für etwas mehr, als Deutung, für Zeugniß an; und wofür mehr kann ichs nehmen? Virgil also habe sein Schäfergedicht auf den Knaben seines Freundes gemacht; er seys, der unter dem Namen Coridon<sup>s</sup> spreche, und fühle, und seufze, weil es Apulejus sagt — wo zu aber sagt es Apulejus? — Etwa um Virgils Unmäßigkeit

---

a) Apul. Apolog.

keit zu tadeln, und seine bösen Sitten zu schelten? Umgekehrt! mitten unter Apologien für die Liebhaber der Schönheit führt er ihn noch mit einem Lobe der Bescheidenheit an, daß er der Namen seiner Günstlinge im Gedichte geschonet. Schlechtes Lob! wird man 190 sagen, über eine Tadelswerthe Handlung; elende Bekleidung eines Fehlers, ihn Namenlos zu begehen! Aber wo mag der Fehler, die Tadelswerthe Handlung denn bei Apulej wohnen?

Ich mag keine neue Vertheidigung der Sokratischen Liebe übernehmen, da schon mehr, als einer, sie vertheidigt hat: ich betrachte Virgil nicht mehr, als Sokratischen Liebhaber seines Alexis, sondern als den Liebessänger desselben; und welch ein brennender Liebesgesang? wer könnte die Flamme noch entschuldigen? — Ich bins, der sie entschuldigt; und eben der Apulejus, der meinen Eklogisten für einen Liebessänger in seinem, ob gleich verdeckten, Namen angiebt, mag ihn auch rechtfertigen. Er rede: *Quanto modestius Mantuanus Poeta, qui itidem, ut ego, puerum amici sui Pollionis Bucolico ludicro laudans* — — Wie? so ist Virgils Ekloge, nach Apulejus Zeugniß, blos ein scherhaftes Lob — ein scherhaftes Hirtengedicht gewesen? so unschuldig, daß Apulej sich nicht sicherer stellen kann, als mit ihm in eine Classe? so unschuldig, daß es zu Apulejs Zeiten offenbar nur für einen Spaß, für eine scherhafte Tändelei galt? — Was soll den Apulej gegen ihn; er ist der beste Freund für ihn.

Und was ist wahrscheinlicher, als Apulejus Nachricht? Ich stelle mir den hübschen Jungen des Pollio, und das schaamhafte Jungfrauengesicht, den züchtigen Virgil, vor, wie er nach ihm schielet; wie er sein Auge an ihm weidet, ihn lobet, ihm lieb kostet. Pollio macht die Sache zum Spaß: sein Freund soll erst ein Coridon werden; soll erst um Alexis werben. Virgil wird Coridon: er verwandelt sich in einen Poetischen Schäfer: ahmt Theokriten nach, und setzt sich nach Sicilien mit seinem Alexis. Da klaget er den Wälbern ungefühlte Leiden: da ächzt er über seine unempfundne Verzweiflung: da seufzt er über seine Verachtung, über die Sprödigkeit seines Lieblinges — da wird seine zweite Ekloge.

Ein feines Lobgedicht auf Alexis! eine schöne Poetische Liebeswerbung — werth eines schönen Knaben, werth eines Alexis. Virgil hat ihn sich ersungen: da steht er nun, wie Martial dichtete, vor dem Tische seines neuen Herrn, ein irdischer Ganymedes, und gießt mit weißer Marmorhand Falernerwein: da kostet er mit Rosenluppen den Trank, den ein Jupiter selbst beneiden könnte. Da kann der im Schauen gesättigte Dichter wohl seine alte gesunde Landgalathée, seine verbrannte Thestylis vergessen: der feine Wohlküstling, der enthaltsame Virgil, hat bessere Freuden, die ihm — sein *ludierum Bezolizov*, sein feines Lobgedicht brachte.

So sprach das Alterthum vom Virgil: aber von jeher hat es 192 auch nicht an Klotziis<sup>a</sup> gefehlt, die die bona fama eines Dichters aus seinen Gedichten beurtheilen, die den feinen Schluß machen konnten: Quid? ea de se ipse commemorat facinora poeta, cur non alias quisque ab illo patrata esse diceret? Von jeher hat es nicht an Leuten gefehlet, die nicht nach den Schriften, sondern nach den Anekdotchen eines Autors begierig, solche Personalien halb aufhörten, und halb dichteten, und sie denn, wenn sie bescheiden waren, mit einem ungebetnen Er soll! der Welt empfahlen, oder, wenn sie die Bescheidenheit nicht brauchten, mit einem gewissenhaften Er hat! aufdrangen. Und das ist das Unglück Virgils, das ist das Unglück so mancher Unschuldigen gewesen.

Zuerst Donatus — doch nein! wie gesagt, Donatus nicht selbst, sondern sein Zusammenstoppler, sein Ergänzer — dieser Pseudo-Donatus also, was konnte er besser, als den Biographischen Grundriß, den er vorsand, mit Anekdotchen zu ergänzen, mit personellen Lügen zusammen zu stoppeln? Und zu dieser so angenehmen, den Lesern so belustigenden Sache, wie gelegen war ihm der Brocke, den Apulej entfallen lassen! Apulejus erzählt: Virgil habe seine Lieblinge nach Sokrates Art gehabt — freilich, das unleugbar! aber bilde es aus; sage: wen Virgil<sup>1</sup> so geliebet? und seze den

---

a) Opusc. var. arg. p. 249.

1) A: Sokrates (verschrieben).

höflichen locus communis voraus: eum libidinis pronioris in pueros fuisse — Freilich ein ungereimter Widerspruch! eine unerhörte sich 193 selbst strafende Lüge: denn wo hat Sokrates so geliebt? Aber, was schadet das? ein man sagt; ein fama est! kann schon etwas bei dem Pöbelleser zur Noth zudecken; und für wen andern werden Anekdoten fabricirt? So war eine Lüge, eine widersinnige Lüge fertig: widersinnig, denn welcher Mensch, der bei sich selbst ist, wird ohne Rücksicht beides glauben können, eum libidinis pronioris in pueros fuisse, und doch eum amasse ut Socrates — und doch vita et animo probum fuisse. So wenig ich mir von der Sittlichkeit der damaligen Römerwelt große Begriffe mache: so kann der Widerspruch doch in sich selbst nicht Statt finden. Er ist Chifane, er ist Verlärnung, Verdrehung eines alten gutherzigen Autors.

Woher aber die Knaben, die man ihm unterschob? Was weiß ich das? Gnug! Apulejus hatte den Namen Alexis für einen erdichteten Namen angegeben, und nun konnte unter ihm was eher, als ein Alexander, verborgen liegen, der nur ins Sylbenniaß nicht konnte? Nur noch ein Gebeß, eine Plotia Hieria, oder Leria, oder Alexia, oder wie man die Aelia Lælia Crispis nennen wolle, dazu, und die Tradition ist zum völligen Märchen geworden. Wie anders, als daß jetzt jeder gründliche Ausleger der Coridons-efloge solche artige Erläuterung nicht auslassen kann? Er lasse lieber, um derselben noch mehr Gewißheit, um seinem Texte mehr 194 Anschaulichkeit zu geben, noch gar das fama est, vulgatum est, weg: denn wer will hier Geschichte? das Märchen erläutert ja so schön! — armer Virgil! der Stab ist über dich gebrochen! deine schamlose Efloge liegt ja der Welt vor Augen! Da ist dein Servius!

Nun sage mir ein Poetischer Leser, wie, wenn die Efloge eine historisch wahre Liebesflamme seyn soll, die besten Stellen erklärt werden sollen. Wo waren denn die dunkeln Wälder, die Corydon mit seinen Klagen erfüllte? Wo ist die Wahrheit des Schäferreichtumis, den er preiset? Wo sind seine Heerden in Sicilien, seine

Umaryllis, Thestylis, Menalkas? Wo der Bach, in dem er neulich zuerst sich gesehen? Wo seine ganze Schäferwelt, in der die Ekloge lebet? Ist sie Poetisch, ist sie Dichterisch — wie? und der Inhalt soll nicht Dichterisch seyn? Ihr wollet, was ihr nicht deuten könnet, der Muse, und was ihr nicht deuten sollet, dem Virgil, als Menschen aufbürden? Ihr wollet das Gedicht zu einem Ungeheuer von historischer Ekloge, von Allegorischer Geschichte verdammen? Wie? wenn ich jedem Dichter das auf seine bona fama anrechnen wollte, was seine Muse singt — Tyrannische Verstümmlung! wer wollte noch Dichter seyn?

195 „Ja aber, alte Sage, historische Tradition!“ Was Tradition? Sie hat sich aus Martial, aus Apulejus, und wo weiß ich mehr her? entsponnen, und Martial und Apulejus strafen die Tradition selbst Lügen. Der eine schweigt, der eine nennt es ein „scherhaftes Lobgedicht“: ich habe Zeugen, die älter sind, als die Tradition.

Aber das ist Schade, daß man auf der andern Seite rettend fast immer zu weit gegangen, und damit Virgils guter Sache selbst geschadet. Die Ekloge soll blos Poetisches Exercitium, soll ganz ohne die geringste lebendige Anspielung, Corydon und Alexis sollen ganz Romantische Wesen seyn, und dies ist freilich, nach dem, was Martial und Apulejus sagen, zu viel verneinet. Virgil kann immer der verkleidete Corydon, Alexis immer der schöne Junge des Pollio, die Ekloge immer ein Individualgedicht seyn: nur es ist eine Poetische Maskerade; ein feines Lobgedicht, ein ludierum, nach Theofrits Manier.

Man thut also am besten, wenn man diese entwickelt, wenn man die dem Griechen nachgeahmten Stellen anmerket, wenn man zeigt, daß der ganze Bau des Gedichts keine Halbgeschichte, und keine Halbpoesie zulasse, daß der Poet nach seinem Plane einmal so habe dichten müssen, daß — doch was zähle ich das her, das 196 in der letzten, schönsten Ausgabe Virgils so fein und genau<sup>a</sup> erfüllt

a) Eclog. II. p. 14. etc.

worden. Es ist keine Partheilichkeit, wenn ich bekenne, daß die Heinische Ausgabe Virgils die Erste in ihrer Art sey, und daß sie in dem bisher so sehr versäumten Geschäfte, einen Schriftsteller des Alterthums in dem eigenen Geschmacke desselben, jedes Wort und jene Note an ihrer Stelle, neu und unentbehrlich, ohne den Dunst unendlicher Parallelstellen und unbrauchbarer Citationen, mit dem stillen Fleiße, und dem ruhigen Gefühle der Schönheit — ich sage, einen schönen Schriftsteller des Alterthums so zu commen-tiren, dazu macht die Heinische Ausgabe Virgils Epoche.

---

### III.

Über einige Horazische Rettungen und Erläuterungen.

197

#### 1.

Von Rettungen des schamhaften Virgils auf Rettungen meines Horaz. *Vindiciae Horatii Flacci.*<sup>a</sup> — —

Ich, Endesunterschriebener, bekenne, gelobe und schwöre vor dem Hochgelahrten Apollo, vor seinen lieben Töchtern, und vor allen ächten und unächten Söhnen des- und derselben, daß ich glaube und für wahr halte, wasmaßen ein Horatius Flaccus s. Horazius Flaccus, auf der Welt gewesen, und die Oden, Satyren und Briefe verfertigt, die von ihm verfertigt sind, die ich also demselben auf keinerlei Art absprechen und entwenden, noch nach meinem besten Wissen und Gewissen andern nicht zuerkennen, noch den Heillosen Behauptungen des Harduins und aller Harduine bei-treten, sondern vor aller Welt behaupten will, daß Horaz kein anderer in der Welt als Horaz gewesen: so wahr — —

---

a) Klotz. *Vindic. Horat. Flacc.*

198 Nun! wie komme ich an eine so schreckliche Eidesformel? Ach! mein lieber lesender Freund! wozu kann man nicht im ersten feierlichen Gefühle kommen, wenn man aus einem ängstlichen Traume, von Morraßt, von Sandwüste mit Ehren hinaus ist? — Wisse also, daß ich mich eben, dem großen Apollo sei Dank! durch ein Buch, oder vielmehr durch ein Gewimmel von Citationen durchgearbeitet, das auf 280 Seiten, s. zwei hundert und achtzig Seiten, mit einem Schatten aus Swifts Monde, mit einem Narren ficht, und nichts beweiset, als daß Horaz Horaz gewesen — dies aber mit so vielen Citationen rück- und vorwärts beweiset, daß, wenn ich die Hälfte davon auffschlagen müßte, mich vielleicht der jüngste Tag mit allen heiligen Engeln überraschen könnte. Gott Lob also, daß ich durch bin, und kaum will ich wieder zurück.

Bedächtlich schreibe ichs nieder: kaum wieder zurück: denn so gerne ich in vortrefflichen Schriften die zweite Reise thue: so sehr ichs mir zum Geseze gemacht, kein vortreffliches Buch nur einmal hinzulesen: so erfreulich mir der erste beste Wink ist, die Schriften unsrer Winkelmanns und Leßings, Hagedorne und Mendelssohns noch, und nochmals zu durchwandern: so schwer wird mir die Rückkehr hier; und ich glaube, meinen Lesern einen wahren Lie-199 besdienst zu thun, wenn ich sie durch Vorzeigung meines Reisejournals auf den sandigen, morrästigen und immer ausschweifenden Weg vorbereite.

Man kennt Harduin, und seine, es sei nun aberwitzigen oder leichtfinnigen Behauptungen, daß das meiste Alterthum kein Alterthum sey. Mag aber hinter seinen gelehrten Narrheiten auch so viel Jesuiterei stecken, als da will — ich glaube, man hätte nur immer summarisch gegen ihn verfahren, auf einzelne Einwürfe sich denn nur einlassen dörsen, wo diese durch Sonderbarkeit und falschen Anstrich blenden könnten. Viele von ihnen sind völlig unter einer Wiederlegung: keiner Aufmerksamkeit, keiner Antwort werth. Viele sind Bäche, die sich von selbst im Sande verlieren, wenn man die Quelle verstopft. Viele fallen auf die Erde, wenn man nur den statum caussae, den Punkt der Frage, nicht aus der Acht

läßet: und das letzte muß keiner, der einigermaßen gegen einen Harduin würdig schreiben will. Bei einem lebenden, noch schreibenden<sup>1</sup> Autor kann man es nöthig haben, auf einzelne nugas sich kritisch herablassen zu müssen, wenn er nämlich eine Kunst hat, die solche nugas anbetet: aber über Harduin ist schon gerichtet. Die Nachwelt, so viele würdige Männer, die über einen unsinnigen Todten urtheilten, haben das Urtheil schon gegen ihn gesprochen: das Urtheil ist allgemein angenommen: der Zustand unsrer Literatur macht, wenn auch hier und da noch eine neue Pilze, ein junger Harduin, auffschosse, eine lange formelle Wiederlegung in allen Nichtswürdigkeiten, langweilig, nichtswürdig, ekelhaft. Ich sehe ein kleines kindisches Mädchen, das, nachdem einmal der Saal aufgeräumt worden, sich hinten nach damit abgibt, in einem Winkel unnützen Staub wegzuwischen, und glaubt, sie habe den Saal aufgeräumet.

Ich kann nicht verhelen, daß bei den Vindiciis, die vor mir liegen, dies mehr als einmal mir eingefallen. Harduins Behauptungen in ihrer Quelle kaum anzusehen: jede seiner einzelnen Verdrehungen und widersinnigen Einfälle langsam mitgenommen, mit gelehrteten Citationen bis zum Ueberdrusse wiederlegt: dabei immer so entfernte Unschweife, so schöne Auswege, daß man oft nicht weiß, wo man sey? wie das hieher komme? — Denke man sich einmal solche Vindicias und urtheile. Oft ist's zum Lachen, wenn ein thörichter Einfall, ein Einwurf der Unwissenheit oder Rühnheit so ernsthaft, so gelehrt, so gründlich wiederlegt wird, ohne daß man dabei etwas, als citirte Büchertitel lerne. Noch öfter aber ist's zum Aergern, wenn man alles Nothwendige und Nutzbare vorbei, so weit abgeführt wird, daß man den aus dem lieben Collektaneentröster ausgeschütteten locus communis wohl überall anders, nur nicht hier, suchen und finden wollte.

Harduin z. E. schießt den stumpfen Pfeil gegen Horaz ab: 201 daß, da die Satyren desselben so ganz anders, als seine Oden

---

1) Η: schreibende

seyn, Horaz die Oden nicht geschrieben habe, solche Oden kaum habe schreiben können. Harduin also weiß so sicher zu schließen, als in unsren Zeiten Hr. Dusch, der es Lessingen in die Augen demonstriert hat, daß Er, Lessing, der Catull in Kleinigkeiten, durchaus kein tragisches Genie seyn könne. Was soll nun der Retter Horaz? Den Harduinschen Unfall als thöricht zeigen, und dazu sind für Vernünftige ein Paar Worte gnug! — Ja! mein Leser! so wohlfeil kommen wir bei unserm Binder nicht ab! Auf sechs langen Seiten<sup>a</sup> schüttet er uns den locus communis aus, den er, etwa als Knabe, vorwärts in seine Collektaneen zusammengetragen; non omnia possumus omnes; sunt autem, quibus etiam plura tentare licuit! und so treten wider das Lustspiel des tollen Harduins nicht weniger, als zwei und funfzig bewaffnete Männer auf, Beispiele, die zuerst, nach Kriegslist, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen scheinen. Plötzlich aber bricht der Hinterhalt hervor, und Harduin! du bist verloren! — Nun sage man: soll diese Exempelarmerie gegen Harduin streiten? Nichts Kleingrößers! nichts lächerlichers! oder soll sie eine Auseinandersezung des Satzes seyn: wie fern ein Genie sich an Einerlei und an Mehrerlei wagen dörfe? so kenne ich nichts armeligers. Es ist ein zusammengetragnes Register bekannter Maler- und Dichternamen, das ich sogleich aus dem Gedächtnisse vermehren könnte: es ist eine gelehrt Uebung, die ich nirgends, als im Tageregister der Lectüre eines Jünglinges, lesen mag: ohne Grundsätze und Gränzschiedung: ohne Kopf und Fuß — rudis indigestaque moles.

Harduin führt eine Münze von Horaz an, der Harduin selbst das Alterthum abspricht, die nichts zur Streitfrage thut. Herr Kloß also hätte den spanischen Reuter stehen lassen, oder still wegschieben können; er steht ihm ja nicht im Wege. Nicht doch! so würden ja neunzehn Seiten leer bleiben,<sup>b</sup> „daß uns allerdings alte „Münzen auf Gelehrte übrig sind! auf welche? zu welcher Zeit „gepräget? ein Verzeichniß der Bücher hierüber re. War der Har-

a) p. 18—23.

b) p. 33 etc.

duinische Nebeneinsall: „nur auf Fürsten hat das Alterthum vor- „züglich Münzen gepräget,” diesen großen Umsprung werth? Ich nenne ihn Umsprung: Abhandlung, vollständige Abhandlung über die beregte Materie ist er nicht: in den Horazischen Zwist gehöret er nicht: er ist ein locus communis, in einer müßigen Stunde aus dem Münzenfache einer Bibliothek zusammengetragen.

Der Jesuit will das Wort ales carminis nicht verdauen, und 203 der weise Geßner, der Maß wußte, hat in einer kleinen Note gegen ihn gnug gesagt. Kloß ist gelehrter und gründlicher: ausführlich zeigt er, a) daß Poeten, daß Gedichte mit Vögeln verglichen werden: ausführlich setzt er nach Schmids Register zum Pindar, eine Reihe von Stellen her, da er sich mit einem Adler, wer weiß? womit mehr — vergleiche: ausführlich die Stellen, auf die ihn wieder Pindar brachte — — Der Mann ist sehr gelehrt! Welche Belesenheit! welche Citationen! Nun aber schlage, mein lieber bewundernder Knabe! deinen Uz, deinen Gleim, deinen Gerstenberg, deinen Ramler, deinen Cramer, deinen Creuz, und wen du wollest, auf: du wirst einen Uz hören:

Wohin, wohin reißt ungewohnte Wuth  
Mich auf der Ode fühnen Flügeln u. s. w.

und nicht blos das Gleichniß, die hohe Pindarische Allegorie selbst, in dieser und andern Uzischen Oden; in Gleims Kriegsliedern oft einen Gesang,

Hoch wie des Adlers Sonnenflug,  
im Ramler den Anfang

Zu dir entfliegt mein Gesang, u. s. w.

und in den dir so lieben Tändeleien gar eine ganze mehr als Horazische Verwandlung in einen Vogel finden. Nun sage! kannst 204 du nicht mit deiner Belesenheit eben das, was Hr. Kloß mit der seinigen?

---

a) p. 95. etc.

Ges̄ner will bei dem bekannten: *animae magnae prodigum Paullum* einen Gegensāz finden, und findet freilich damit nur ein frostiges Wortspiel. Herr Klōz nimmt Ges̄ner sein Wort so hoch auf, als hätte er selbst das gräulichste Wortspiel begangen, und in eben dem Othem führt er eine Reihe von Wortspielen<sup>a</sup> an, die man bei den Alten, den Griechen, den Römern, die doch auch der aulac Augusti gefallen wollten, fände. Wider wen redet der Vin-dex, wider Harduin, wider Ges̄ner oder wider sich selbst? Und für wen ist er so gelehrt?

Er findet ein Bild des Cupido.<sup>b</sup> Siehe da! in Alciphron, in Aristanet, in Musäus, in Uz, in Tasso auch ein Bildchen! Wir wollen die Figuren zusammentragen — ei! da steht ja eine ganze Gallerie von Kupido's! Schon über das Zusammentragen kann sich ja das leicht fröhliche Herz eines Autors so freuen, als wäre man der Albano, der alle diese Liebesgötter gemacht hätte. Freilich sind diese paar Gestalten des Amors immer armselig, gegen die, die mehrere Dichter von Anakreon bis zu Gleim und andern Uzischen Schilderungen gegeben — was hindert das aber zu einer künftigen Geschichte des Amors? Eine gute Sache ist an jedem 205 Orte gut, und diese gute Sache also — bewundre, wer will; ich überschlage sie.

Der einzige Fall, wo ein solcher Philologischer<sup>1</sup> Parallelen-kram noch einiger maßen leidlich wird, ist — nun was anders, als ein Streit über ein Wort; Schade aber, daß Harduin hier meistens unter der Critik ist. Sein Geschrei: das ist nicht Latein! das ist Unpoetisch; verräth oft grobe Unwissenheit, oft noch gröbere Rühnheit, die Sprache der Römer zweitausend Jahre zurück kennen, und die Neologische Sprache eines Horaz zweitausend Jahre zurück prüfen zu wollen. Wie wenig Glauben weiß sich Harduin von dieser Seite auch nur bei einem Halbkennner der Lateinischen

---

a) p. 119. seq.      b) p. 249.

1) Φιλοσοφικ̄

Sprache zu verschaffen und wie summarisch war gegen einen solchen Thoren zu verfahren? — Aber nun! sind da nicht eine Menge von Hülfsmitteln? unsägliche Commentatoren über die Römischen Schriftsteller, die nie eine Stelle blos für sich, an ihrem Ort erläutern, sondern bei Veranlassung eines Worts, alle anderweitige mögliche und unmögliche Vorkommenheiten desselben beiläufig aufhäufen. Wie? hat hier nicht die ganze Genealogie Lateinischer Wortkritiker und Notenmacher vorgearbeitet? kann hier nicht ein mäßiger Besuch dieser Wortmärkte, dieser Sammelpläze fremder Belesenheit Wunder thun? — So komme denn, liebe Göttin gedankenloser Geduld! komme zu Hülfe! — Nimm Lexica und Register zur Hand, jage, und werbe nach ähnlichen Worten und Redarten, mache ein Gestöber von Citationen und Wortstellen, um — einen todten Hund schweigend zu machen! — In der That! nach meinem Gefühle muß ich bekennen, daß ich eine solche Philologische<sup>1</sup> Mühe nie anders, als nach Zwecke und Gebrauche, schätzen kann; wo der aber verschwindet — o! da ist unser Jahrhundert Gott Lob! so weit, unnütze Namenregister und Collectaen selbst zu überschlagen.

Der Jesuit läugnet, daß das Wort parens sonst von Jupiter gebraucht werde. Laß es nicht gebraucht werden: der Schriftsteller der Horazischen Oden brauchts, und Harduin kann ja keinen Beweis führen, daß wer parens brauche, kein Horaz seyn könnte. — Herr Kloß aber<sup>a</sup> nimmt sich die Mühe, Stellen zu citiren: wo parens und wo genitor, und wo pater, und was weiß ich mehr? vorkomme, und thut dabei so wichtig, als wenn der, der parens gebraucht, wirklich Horaz seyn müßte. Horaz singt: *stat nive candidum Soracte*; und Herr Kloß weiß,<sup>b</sup> wie eine lebendige Concordia, wer sonst das stat in diesem eben nicht, aber gnug! in andern Verstande gebraucht habe. Ist ein Wortregister nicht eine

---

a) p. 118. seq.      b) p. 110.

1) A: philosophische

herrliche Sache? — Ich berufe mich auf meine Leser. Man thue einen blinden Griff in die Vindicias meines Autors: Drei 207 gegen Eins, und man wird eine Reihe Bücher- oder Wortcitationen ohne Nutzen und Gebrauch eines denkenden Liebhabers Horaz aufgreifen.

Wie klein hätten die Vindiciae Horatii ohne diesen elenden Wortgeschwulst seyn müssen! Harduin da wiederlegt, wo ers verdient: ihm den Weg gleich anfangs verhauen: nur die scheinbarsten seiner Einwürfe entblößt: (denn die schwächsten am weitläufigsten wiederlegen, ist Papier- und Zeitverderb!) jedesmal in den Punkt der Frage, ohne Umschweife eingedrungen: so spreche man. So hat neulich (denn die ältern will ich nicht anführen) neulich noch gegen Harduin Michaelis<sup>a</sup> gesprochen; aber als Michaelis, als gegen Harduin, würdig, kurz, bündig. Nur ach! seine Abfertigung ist ja kaum acht, und nicht 180 Seiten lang; sie ist ja leider! nur Ein Paragraph, leider! ohne hundert unnütze Citationen, und (das größte leider!) selbst gedacht. — Lugete, Veneres, Cupidinesque!

Indessen tröste ich mich mit einem Reisenden in Italien, den ich gerne lese:<sup>b</sup> „Man kann hoffen, sagt er, daß der gute Geschmack „und die Gründlichkeit, welche die Herrschaft über die Wissenschaften und Gelehrsamkeit bereits ausgebreitet haben, endlich den 208 „abgeschmackten Ton verbannen werde, welcher noch in den mehren „steten gelehrten Abhandlungen Italiens herrschet, daß man diese „Abhandlungen nur auf dasjenige, was sie versprechen, einschränken, und sie von den locis communibus einer scheinbaren Gelehrsamkeit und tausendmal wiederholten und überall anzutreffenden „Sachen reinigen werde.“ Ich weiß keinen meiner Landesleute, dessen Schriften sämmtlich und sonders ich ein solches Critisches Fegefeuer mehr wünschen dörfte, als den libellis des Autors, über den ich schreibe. Zwar dörfte von seinen bisherigen alsdenn wohl

---

a) Einleit. ins N. T. p. 15.

b) Großes Nachrichten von Italien.

wenig übrig bleiben; warum aber soll man nicht in Zukunft bei ihm noch einmal die Zeit eines bessern Geschmacks und einer reellen Geliehrsamkeit hoffen?

---

## 2.

Accedit Commentarius in carmina poetae. Schon einige Harduinsche Streitigkeiten können freilich dem<sup>1</sup> Rächer Horazens Gelegenheit schaffen, ihn zu erläutern, und ich wollte, daß Hr. Kloß keine solche Gelegenheit versäumt hätte. Indessen wünschte ich den Commentarius immer von den Vindiciis lieber abgesondert: denn nun, wenn Hr. Kloß seine Streitigkeiten mit Harduin, und seinen Commentar über Horaz, und denn noch manche liebe Beiseitgedanken unter einander fortläufen läßt, die Citationen des Dichters unter hundert andere Citationen vergräbt, bei Harduin Gelegenheit zu commentiren, und beim Commentar wieder Gelegenheit nimmt, auszuschweisen — welche Verwirrung! welch ein Chaos von Büche!

Überdem ist eine Fehtschule nie der rechte Platz, einen Dichter ruhig zu lesen, mit ganzer Seele zu fühlen, und gleichsam mit neuer Heiterkeit der Seele zu erläutern; die Eregeten des heiligsten Buches haben von dieser Wahrheit zu betrübte Beispiele gegeben. Wenn Harduin sagt: dies Wort ist Barbarisch, Unpoetisch u. s. w. und Hr. Kl. sich wieder befleißt, die Latinität, die Poesie des Worts zu erhärten: wie leicht ist da die Ausschweifung auf der entgegen gesetzten Seite, Harduin zum Possen mehr Nachdruck darinn zu finden, als darinn liegt, als Horaz hinein legen wollte. Ich bin gewiß, daß, wenn Hr. Kloß, bei künftigen Jahren, wieder seinen Commentar commentirete; er manches zurückziehen werde,

---

1) A: von dem (vielleicht: vor den?). Msc. der älteren Redaction: „Schon die Harduinschen Streitigkeiten sind von der Art, daß sie dem Rächer Horazens oft Gelegenheit geben“ —

wo er jetzt in einzelnen Worten, als ein guter Coccejaner, zu viel Nachdruck fand. So hat es allemal die jugendliche Einbildungskraft der Ausleger gemacht, daß sie nur gar zu oft, bei ihrem einzelnen Nachdrucke, den Nachdruck, den Ton des Ganzen schwächten: es möchte nun dies Ganze die Bibel, oder ein Poet seyn. Alsdenn folgt gemeinlich auf den emphatischen Ausleger ein anderer von der weisen Mäßigkeit eines Geßners, wenn er hinter 210 Baxter, oder eines Ernesti, wenn er hinter Clarke einher spazieret, und mit kaltem, ruhigem Blute die Auslegung seines Vorgängers wäget. Hr. Kl. würde dieser Uebertreibung des Ausdruckes mehr entgangen seyn, wenn er nicht eben im Streite mit einem andern den Poeten hätte commentiren, sondern sich den ruhigen Eindrücken desselben, ohne einen fremden Gegenstoß, hätte überlassen wollen.

Ja, ich habe noch Eins auf dem Herzen, daß ich beim Lesen der Klozischen Schriften über Horaz mehr, als einmal, empfunden. Niemand in der Welt spricht bei aller Gelegenheit vom ingenio amæno, vom sensu boni & puleri lieber, als Hr. Kl. und niemand in der Welt hat die Kritiker mehr, und bis zum Ueberdrusse mehr getadelt, tamquam omnis venustatis expertes, als Er. Bei dem Anfange eines jeden Schriftchens, in der Mitte, und am Ende, findet er immer Gelegenheit und Platz, sein ingenium venustum, elegans, pulerum zu preisen, gegen die Criticos aller Zeiten zu preisen, es seiner Zeit, als eine Ausnahme, als den Anfang einer Epoche, als den Stifter einer neuen güldnen Zeit des Geschmacks anzurühmen; indessen sehe ich doch dies ingenium venustum nicht immer, wo ichs sehen will. Hr. Kloz, den ich nicht die Chre habe, von Person zu kennen, scheint eine feurige, zarte Seele zu haben, die den Eindruck des Schönen lebhaft fühlet, und mit der 211 Einbildungskraft oft ausbildet. Will man mir indessen ein Aber erlauben: so glaube ich diese Eindrücke seines Gefühls noch zu schnell, zu vorübergehend, als daß sie Grundsätze, selbstgefühlte Grundsätze des Schönen zurücklassen, und einen gewissen und festen Geschmack bilden könnten. Er erhaschte, was ihm auf der ersten Flucht begegnete; allein selten scheint dies Empfundne noch zu der

Bestigkeit der Seele gediehen zu seyn, die man nur durch eignes reises Nachdenken, und durch Selbstprüfung erhält. Neber einzelne Bilderchen, über die Oberfläche des Geschmacks, so weit Wortkritik, eine flüchtige Empfindung oder Gedächtniß hinreicht, mag ihm sein Urtheil gelingen; wo aber die Empfindung in den Verstand gleichsam übergeht, wo es auf ein reises selbstgebildetes Urtheil über ein Ganzes, kurz! wo es auf Grundsätze ankommt, da kenne ich wenige, die sich im Urtheile so untreu werden könnten, als Er sich selbst. — — Doch ich will ohne vorgesetzte Meinung zu seinem Commentar: wie schwer wirds, in diesem Staube Gold zu suchen.

*Hor. L. 1. Od. 1.* Ich beklage, daß Hr. Kl. uns mit seiner gelehrten Erläuterung ganz aus dem Tone, der im Ganzen der Ode herrscht, wegerläutert: uns mit seinen surchtbaren Citationen den ganzen Sinn des Liedes, die ganze schöne Stimmung der Seele, in der Horaz sang, wegcommentirt — und wer könnte gefährlicher commentiren? — Baxter hat diesmal den Hauptton der Ode mit seiner Ueberschrift sehr gut ausgedrückt: Horatius 212 fatetur, se cum cæteris mortalibus *insanire*. Er zählt nämlich seinem Mäcen die ganze Mannichfaltigkeit der Menschlichen Bestrebungen her: daß freilich jeder seine Neigung habe; daß es aber keiner an ihrer kleinen Dosis von Thorheit fehle. Der sammlet sich Olympischen Staub; dem iſts sein höchster Wunsch, ein Ziel umzufahren; den macht ein Palmenzweig ſelig, wie die Olympischen Götter: groß, wie die Herren der Erde. Dieser, wenn ihm der wandelbare Pöbel ein Paar, ein Drei Ehrenstellen zuerkennet; jener, daß, was in Libyen geerndet wird, eben in seiner, und in keines andern Menschen Scheure liege u. s. w. kurz! jeder hat seinen Kopf, und der ist ihm sein Glücksgott, warum follte ich nicht den meinen haben? Der kann eines wilden Schweins wegen Nächte lang unter freiem, kaltem Himmel dauren, und ich —

Me doctarum hederæ præmia frontium  
Dis miscent superis: me gelidum nemus &c.

Wenn jeder auf seine Art schwärmt, warum sollte ich nicht auch auf die meinige schwärmen? Man lasse mir das Glück, daß ein paar Zweige auf meiner Stirne mich in meiner Empfindung unter die Götter versetzen, daß ich in falten Hainen mit Sathren 213 und Nymphen Umgang pflege; daß ich Alles habe, wenn meine Muse mir eine Dichterstunde gönnnet, und wenn du mich, o Mänen! würdigst, mich unter die Lyrischen Dichter einzutragen — so reicht mein erhabener Scheitel bis an die Sterne! — Leser von Horazischem Gefühle werden im Ganzen dieser Ode den von mir angegebenen Ton nicht erkennen: sie werden finden, daß sich eine kleine Schattirung in die Farbe des Lächerlichen, über die Charakteristik Menschlicher Neigungen, in dieser Ode ausbreite: daß es eigentlich der Zweck Horaz sey, jede derselben, eigentlich bei einer feinen Schwachheit, zu fassen, nur so gelinde zu fassen, als es überhaupt Horazens Art ist, nur weise, nur mit ehrbarer Mine zu lächeln, zu spotten, als ob er die Wahrheit sage. — So redet er von andern, so auch von sich.

Nun denke man sich den komischen Auftritt, wenn der Commentator, der diese ganze Horazische Manier nicht fühlt, dazu kommt, um ein solches Liedchen seiner Laune, seines stillen vergnügten Anlächelns, als ein Lehrbuch voll ernsthafter Diktatorischer Sprüche, annimmt, ihm recht gelehrt aufhorcht, und, was er noch nicht gelehrt genug gesagt, noch gelchrter umschreibt. Man denke sich dies, lese:<sup>a)</sup> *Dis immixtum esse superis & secerni populo unam quideni, eandemque rem designant, sed illud significantius est,* 214 *remque clariorem reddit. Utraque sententia nihil aliud innuit, quam ingenium Poetæ lyrici concipiendis visionibus aptum, impetum, virtutem, eumque furorem, quo afflatus sibi in nemora. & specus agi, in societatem Deorum admitti, in cœlo versari, numina videre, Bacchum carmina &c. &c.* Man lasse mich nicht weiter schreiben, was alles der Lyrische Enthusiasmus sey? wie ihn Boileau beschreibe? wie er zum Lyrischen Dichter nöthig sey?

---

a) Vindic. p. 65. 66.

Vortreffliche Sachen: nur von deren Lehre Horaz sich hier nicht träumen läßt. Vielleicht, daß man sich in der muntern Gesellschaft Mäcenas über den Poetischen Paroxysmus, über sein Gefühl für eine Dichterstunde, über seine Liebe zur Einsamkeit, und Poetischen Stille, über seine Begierde nach Dichterloben, kurz! über sein Poetisches Temperament lustig gemacht; und da rächtet sich Horaz. Er bringt seinem lieben Mäcenas ein Gedichtchen, das ganz unschuldig und ehrbar anfängt: freilich sind Leute, die anders denken: der so, und jener so; der liebt diese: und der jene Thorheit; etwas Schwäche muß man ja jedem Liebhaber seiner Sache verzeihen: warum mir nicht das Bißchen Thorheit bei der meinigen? — So launigt aber, mit so halblächelndem Ernst, so unwichtig wichtig in der Charakteristik jeder einzelnen Neigung, und seines eignen Temperaments, daß eben diese Mine ja der Ton des ganzen Stücks wird. Wie würde sich nun der urbane Römer freuen, 215 wenn er sein schalkhaftes Selbstlob so ciceronianisch commentirt läse: *Si tuum, inquit, docte Mæcenas, judicium accesserit, si tibi placuerint carmina mea, tuque me in lyricorum, quos Græcia admirata est, numerum retuleris, tum mihi beatissimus videbor, tum nihil ad gloriam, ad laudem, ad felicitatem meam addi poterit: quemadmodum simili sensu dicitur: cœlum digito attingere.* Vide de formula *Schraderum* in *Observ. ad Musæum* c. 10. p. 203. &c. Wenn er sich so ehrbar ausgelegt sähe,<sup>a)</sup> wie würde er lächeln? oder vielmehr, wie würde er uns über unsre gelehrten Ausleger bedauern?

Denn nun wird der Ode ihr Geist, die lebendige Grazie der Anschaulichkeit genommen: der Ton eines Liedes verfehlt, und Sinn und Leben, und Affekt und Alles verfehlt. Was ist unangenehmer, als ein Musikalisches Stück in einer widersinnigen Temperatur: und ein Gedicht, im widersinnigen Tone zu lesen! weg mit dem Leiern! Hat Horaz ein ernsthaftes, vollständiges, gründliches Bild von der Mannichfaltigkeit Menschlicher Charaktere geben

a) p. 66.

wollen, wie ungründlich, unvollständig, wie sehr von einer Nebenseite, wie oft nahe am Kindischen? hat Horaz seine Dichtergabe, und seine Dichtergesinnung ernsthaft und vollständig schildern wollen: 216 unausstehlich! kleingroß, kindisch! . Ein Lorberzweig soll ihn unter die Götter versetzen: die Nymphen und Satyren sollen Poetische Phrasen für seine Lyrische Begeisterung seyn: wenn Mäcen seinen Namen in sein Dichterbuch einträgt, will er mit seiner Scheitel an die Sterne! — O der Thor! und mit aller Phraseologischen Auslegung noch ein Thor! Die Laune der ganzen Ode ist weg: sie ist ein unausstehliches Dichterexercitium!

Ich will nicht nachblättern, ob mehrere die Ode so weise commentirt: vermutlich! Denn was ist doch für das Heer der Scholiasten und Wortcommentatoren eine unerhörtere Sache, als auf Laune, auf Stimmung des Dichtertons zu merken? aber das weis ich, daß ich mit Mitleiden die kritische Tortur gelesen, die die Ausleger, und unter ihnen auch Hr. Kl. dieser Ode angethan. Es ist nicht zu bedauern, wie sich Bentley über die impeditam & salebrosam orationem der Ode zermartert: wie er sie zerreißt, wie ernsthaft er darüber kunstrichtert: daß doch der kein Narr sey, der nicht zu Schiffe wolle; daß es doch wahrhaftig kaum wahr sey, daß ein großer Reichthum uns unter die Götter erhebe; daß dahin der Weg so leicht, so gebahnt nicht sey, daß die Olympischen Sieger würklich *ιωσεοι* gewesen u. s. w. was giebt sich der arme Bentley für unnütze Mühe? Was für unnütze Mühe, wenn Hr. Kl. Phrasen auffucht, wie ein Lorbeerkrantz die Sieger würklich 217 habe zu Göttern machen können? wie Horaz sich habe unter die Götter versetzt, sich an den Himmel empor ragend denken können? Was für eine recht lustig Tragikalistische Nachahmung, wenn Horazianer recht Horazisch zu seyn glauben, wenn sie, wie er, schon mit dem Scheitel an den Himmel stoßen, und was er launisch sagt, mit recht guter Besinnung, und, so Gott will! recht Horazisch nachplappern! Was für ein hübsches Ebenbild endlich in der Langischen Uebersetzung, wenn diese sein schalkhafte Mine Horaz, ins ehrbarste Priestergesicht umgebildet, und mit allem körnlichen Ernst anhebt:

Mäcen, — — —

Mein Schutz, und süßer Ruhm! Es freuen sich viele,  
Wenn der olympische Staub den Wagen bedecket u. s. w.  
Und wenn ein marsisch Schwein das Garn durchgerissen,  
Und mich gesellt gelehrter Stirnen Lohn, Epheu,  
Den Göttern zu; mich unterscheidet vom Pöbel  
Ein fübler Wald — —

Wenn du mich zu den Odendichtern gesellest,  
So rühr ich mit erhabnem Nacken die Sterne!

Ist Horaz nicht ein braver Kerl? — Und dazu macht ihn auch  
Hr. Kloß, wie ich denken sollte.

Ich weiß, ich komme nicht bei allen gelehrten Lesern Horaz  
damit an, daß ich sage; so etwas widerspricht dem Tone des  
Ganzen; es zerstört die Harmonie des ganzen Lyrischen Gesanges; 218  
denn was ist Ton, Harmonie des Ganzen? Die Empfindung  
davon läßt sich dem Ohre keines Menschen geben. So muß ich  
denn leider! umgekehrt sagen, daß der Ton des Ernstes schon  
eregetisch Widersprüche in die Ode bringe: daß es ja nichtswürdig  
von Horaz wäre, von den Olympischen Siegern nichts zu sagen,  
als daß sie Staub sammeln, und mit dem Rade umlenken; daß  
unter den Römern die edlen, Göttergleichen Spiele sich eigentlich  
nicht so gefunden, wie bei den Griechen; daß das Beiwort wan-  
delbare Römer alsdenn dem Sinne Horaz selbst entgegen, daß  
es magrer Gegensatz zwischen proprio horreo, und Libyeis areis  
seyn; daß das wahre  $\eta\deltaος$  in dem patrios agros, die beste Kraft  
des numquam dimoveas verlohren gehe: daß der Widerspruch in  
dem metuens, und mox reficit rates frostig werde: daß das nec  
partem solido de die, aller Kloßischen gelehrten Erläuterung unge-  
achtet, kein wahrer Gegensatz mehr bleibe: daß ich alsdenn nicht  
sehe, warum vom Kriege eben der lituo tubae permistus sonitus  
reizen, warum die Kriege hier eben matribus detestata heißen  
müssen: warum eben das Marsische Schwein eben vor Horaz zu  
stehen kommt: warum er eben solche Armeseligkeiten, als Lohn der

Dichtkunst, anführen; warum er Götter und Volk, und Sterne, einen armseligen Lohn! dreimal sagen; warum er eben die Richtswürdigkeit wählen müsse; in ein Dichterregister gefleckt zu werden, als ob auf der alles beruhe: warum eben ein so possirliches Bild schließen soll. — Kurz! Horaz muß so nüchtern, so zusammenhangend, so kleingroß in der Ode, in seiner ersten Ode werden, als ich schon nicht zuerst dies bemerkt, als jeder aber werden muß, wenn man ein launisches Stück von ihm ernsthaft umschrauben will. — Da heißtts:

Ein Thor sagt lächerlich, was Cato weislich sprach.

Der arme Horaz! seine erste Ode bildet alsdenn wohl kaum das *προσωπο τηλαύγει*, was Pindar zur Ehrenpforte eines Lyrischen Gebäudes wollte.

Über einzelne Kloßische Erläuterungen kann ich mich nicht einlassen: manche haben verfehlt müssen, weil der Sinn des Ganzen verfehlt ist. Warum aber wiederholt Hr. Kloß so viel bekannte Sachen: als, daß terrarum dominos eine Apposition zu deos, was das partem solido de die demere sey? Geßner ist ja in aller Händen. Quid vero docti videamus? removeamus paullum illam eruditionis speciem, & simpliciter interpretemur.<sup>a</sup> Ich wollte diese Worte zum Wahlspruche des ganzen Kloßischen Commentars haben.

Noch ein Wort über die erste Ode, denn wer wird nicht von 220 Horaz wenigstens die Erste Ode inne haben? Hr. Kl. referirt<sup>b</sup> das dimoveas sechs Verse rückwärts, bis auf hunc & illum; oder umgekehrt das hunc & illum auf dimoveas; allein die Relation dünkt mich dem Baue des Horazischen Perioden in diesem Sylbenmaße entgegen; sie macht den Flug des Choriamben matt. Man erinnere sich des Bildes, das das stolzhörende klopstocksche Ohr<sup>c</sup> von dieser Art Choriambischer Ode hinwirft: „mitten im Fluge schwiebt „sie, und setzt alsdenn mit<sup>1</sup> einmal wieder den Flug fort.“ Nun

a) p. 63.      b) p. 61. 62.

c) Von Nachahm. der griech. Sylbenmaße. Messias B. 2. [S. 10]

1) Klopstock: auf

fliege man einmal auf den Fittigen dieser Ode; man fühle, wie Horaz die Absätze seiner Materie und seiner Perioden so recht in den Sylbenklang einfüge: wie beinahe jedes Wort, und jeder Gedanke von seiner Stelle Stärke empfange: wie in jedem Verse Anfang, Cäsur und Ende auch den Sinn jedesmal unterscheide, aufhalte, stütze, hebe: wie die Einpassung aller einzelnen Redeglieder das Ganze zu einem künstlichen Gebäude, auch in Absicht des Lyrischen Ausdrucks mache? — Wer dies empfindet, dem wird der Lyrische Bau, das symmetrische Sunt, quos — hunc — illum wohl nicht Zeit lassen, in einem zweiten Stücke des Gebäudes, das sich mit einem Particium schon wieder, als ein eignes Ganze anfieng, hinten nach ein dimoveas zu suchen: sollte auch im Fluge der Choriamben das hunc, illum, mitten inne zwischen iuvat und dimoveas ohne eigentliche Kuppel stehen bleiben. Immer Römis<sup>h</sup>, Poetisch, Choriambisch: da jenes zwar gut Prosaisch und Constructionsmäßig, aber die Fülle, den schwebenden Flug des Sylbenmaßes zerstört. Dignum certe Critico, sagt Hr. Kl. von Bentley, qui singula verba examinat, nec tam se Horatianae eloquentiae flumine, abripi patitur, quam &c. Von wem gölte dies bei Auslegung des Ganzen der Ode noch wohl mehr, als von Bentley?

---

### 3.

*Horat. L. 1. Od. 2.* Alles Unnütze und Nebenwerk bei Seite! nichts, als wahre und neue Erläuterung, suchend; ach! so — erläutert mich Hr. Kl. wieder aus dem Tone der Ode; er zerstört mir die Harmonie des Lyrischen Ganzen. Mich widert der Klumpe von *locus communis*,<sup>a)</sup> in welchem Allerlei August mit Merkur habe können würdig verglichen werden, denn er stürzt, wie eine einsinkende Bombe das ganze Gebäude des Gesanges nieder. Ich will mich erklären.

---

a) p. 77 — 82.

Horaz fängt mit einer Erzählung schrecklicher Zeiten, grausamer Vorbedeutungen einer Göttlichen Rache, trauriger Wunderzeichen, 222 und noch traurigerer Vorfälle an. Er wendet sich: wem wird Jupiter das Amt auftragen, das Volk zu entsündigen? Wird Apollo, oder Venus, oder Mars, oder Merkur erscheinen? Plötzlich bricht er ab, und wendet sich an Augustus, aber so geschickt, daß selbst der strengste Republikaner das Lob billigen, die Wendung schön finden konnte. Der schnelle unvermuthete Uebergang von Göttern auf den Kaiser, von rächenden, drohenden, schrecklichen Göttern auf den Vater des Vaterlandes, von Göttern, die am Blute der Römer Rache genommen, auf den, der sein Schwert gegen die Barbaren wandte — Dies ist der Gang der Lyrischen Muse, dies ist der Hauptzug des Horazischen Lobes.

Und wie schön weiß er die beiden Stücke des lobenden Gegen-  
satzes zu verschränken. Das Land ist voll schrecklicher Vorboten, und voll Strafe der Götter gewesen: das Strafwetter ist vorbei; wer wird sich der Römer, sie zu entsündigen, annehmen? Apollo? Er ist augur Apollo. Venus? Sie ist die Mutter der Römer. Mars? Er ist der Vater derselben. Merkur? Er ist der Bote der Götter mit seinem Caduceus. Einer steige herab Rom zu entsündigen. Wer ist? hier ein verstolner Wink auf Augustus thut große Wirkung: der Bote der Götter ist da! Merkur in der Gestalt August. Als Bote der Götter, also hat er Cäsars Tod gerächt:

223

— patiens vocari  
Caesaris ulti.

Als Bote der Götter giebt er jetzt Rom Entföndigung und Friede. Sogleich verschwinden Wunderzeichen, Götter und Rächer. „Lang, o Kaiser, und glücklich sei unter deinem Volke: und wende deinen Arm (von den Feinden deines Vorgängers und Hauses ab, lieber) auf die Feinde Roms, die Barbarn! Das sind Kriege, (nicht wie die, die du im Namen der Nachgötter geführet hast: bella non habitura triumphos, sondern) die dir Triumphhe bringen können: dann bist du ein Vater deines Vaterlandes. — Irre ich nicht, so

ist das der Ton, der im Ganzen der Ode herrscht! und die Feinheit, die vorige Rache des Cäsars, den strafenden Göttern, die jetzige entsündigte Ruhe Roms dem Kaiser zuzuschreiben, ist gleichsam die lebende, die Römische Grazie der Ode.

Nun komme jemand, und schreibe Seitenlang den Mythologischen locus communis aus: was Merkur für ein guter Mensch, daß er berecht, auch ein Erfinder der Citter, auch ein Aufseher der Kampfspiele, und was weiß ich mehr? gewesen, daß August wirklich mit ihm verglichen werden könne — elender Auswurf der Mythologie! So wenig, als mit Merkur, dem listigen Betrüger, dem Schafdiebe; so wenig wird er mit Merkur dem Erfinder der Citter, dem Aufseher der Kampfspiele u. s. w. verglichen. Hier ist 224 Merkur „ein Bote der Götter,“ Cäsars Tod zu rächen (patiens vocari Caesaris ultor) oder wenn man noch mehr will, Rom zu entsündigen; nichts mehr! Der Poet giebt auch nicht so eigentlich und ausführlich dem August die Prädikate Merkurs, daß ein künftiger Ausleger so manches Schöne darüber sagen könne: Augustus personam Mercurii induens pacifer, salus generis humani, eloquens etc. Wir von Gottes Gnaden, unter dem Bilde Merkurs, der Friedengeber, die Lust der Welt, berecht, ein Liebhaber der Musen, und was der Mythologische Kram uns vom Merkur mehr sagen möge. So viel ich sehe, so macht Horaz nur eine polite Einkleidung. Nicht August soll es seyn, der Cäsars Tod vorrnals gerächet: die Götter selbst sinds gewesen, und der Bote der Götter selbst. Hätte es dem Dichter gefallen, den rächenden Apollo oder den erzürnten Mars zulezt zu setzen: so hätte er, nur mit ungeänderter Einkleidung, den Römern denselben Gedanken sagen können, der jetzt die Ode durch herrscht: „die Zeiten „der Strafen und Strafbedeutungen sind vorbei: man denke nicht „mehr an Unfälle, wobei die Götter selbst ihre Hand im Spiele „gehabt: jetzt haben wir einen Entschuldiger, einen Vater des Volks, „einen August!“ Und welche Ode könnte mit der Einkleidung, die Horaz gewählt, der Zeit würdiger seyn, die Gefähr bei dieser Ode annimmt.

225 Schon gesagt, daß ich mich über einzelne Wortstreitigkeiten nicht einlasse, aber welche unwürdige Schwierigkeit, die sich Hr. Kloß über die Worte macht:<sup>a</sup>

— ulmo,

nota quae sedes fuerat columbis;

eine Schwierigkeit, bei der er so gar zum gefährlichsten Mittel greifen muß: quid prohibet, quo minus Horatio aliquid humani accidisse dicamus? Ich wollte wissen, wo Horazien denn hier Menschlichkeiten dürfen entfallen seyn. Ich bin kein Jäger, aber das weiß ich, daß mehr als eine Gattung von Tauben, die sogenannten Ringeltauben, oben auf Bäumen nisten; und columba ist ja ein Hauptgeschlecht. — Einige Blätter Harduinsche Nichtswürdigkeiten weggeschlagen, und da fallen mir wieder die schrecklichen Worte ins Gesicht:<sup>b</sup> immo totus locus non recte intellectus ab interpretibus. Laß sehen!

*L. I. Od. IV.* dum graves Cyclopum

Vulcanus ardens urit officinas.

Nun höre man den Erläuterer: *graves* expono per sulphureas officinas; *has officinas urit* i. e. igne et flammis implet: *Vulcanus ardens* i. e. qui plenus est flammis, dum in loco, ubi omnia lucent 226 igne, versatur. Quid prohibet, quo minus hunc locum ita interpretaris? Gilt die Frage: quid prohibet? auch mich: so antworte ich: alles ist zuwider! das ganze Horazische Bild verschwindet damit. Jetzt sehe ich den vor Hitze und Arbeit glühenden Vulkan; nicht einen, dem der Glanz des Feuers das Gesicht röthet: nicht einen, der einen Feuersbrand in die Schwefelhöle trägt, und damit sie voll Flammen macht: sondern, der sichs sauer werden läßt (indeß daß seine Gemahlin tanzt) es sei nun, daß er das Feuer anzacht, oder daß glühende Eisen mit dem Ambrose, auf der eigentlichen Werkstätte der Cyclop, hammerst. Gnug urit officinas, und zwar *graves officinas*; ich kann kein vielsagender kontrastirender Beimort zu der in fühler Nacht bei stillem Mondscheine tanzenden Venus

a) p. 69.

b) p. 93.

finden. Die Kloßsche Erläuterung kann gelehrt und Bergwerksmäßig seyn: sie kontrastirt nicht, sie ist nicht poetisch.

Iam te premet nox, fabulaeque manes.<sup>a</sup> Das Comma, das mit so vielem Geräusche zwischen fabulae und manes gesetzt wird, ist nichts Neues: und doch lasse ich nicht einmal zu sehr commatisiren, denn sie gehören zusammen: „eine Todtenbekanntschaft, von „der so viele Geschichtchen lauten.“ Ich schlage einige Oden weiter, und wieder eine neue und vielleicht wieder verfehlte Erklärung:

Od. X, 3. steht unter Merkurs Lobprüchen das Sabinische 227 Wort: catus:

— — qui feros cultus hominum recentum

Voce formasti catus —

und wer weiß, was catus ist? Hr. Kloß soll es sagen.<sup>b</sup> *Non sola voce* hoc fecit, sed catus h. e. acutus studia uniuscuiusque sectatus ad animos velut descendit, et callide ita quemque movere studuit, ut illius cupiditates poscere videbantur. Entweder ich verstehe Horaz nicht, oder Hr. Kloß hat ihn nicht verstanden. Merkur, denke ich, bildete die ersten Wilden, theils, daß er, der scharfsinnige Merkur, ihnen Sprache gab; theils daß er ihre Glieder bildete; jenes, nach der allgemeinen Tradition, die Menschen seyn durch die Sprache gesittet geworden; dies, um ihnen die thierische Plumpheit des Körpers abzugewöhnen. Ist dies der Verstand des Dichters: so ist das *quomodo leniverit hominum animos* wohl nichts; so ist's wohl kein Gegenfaß: non sola voce hoc fecit, sed catus: so hat mein Commentator ein Non-sense gesagt. Ist dies aber nicht der Verstand des Dichters; wollte er sagen: Merkur habe den Thiermenschen täglich eine beredte Predigt gehalten, in der er catus auf die Neigungen und Gemüthsart jedes seiner respektiven Herren Zuhörer gesehen, sich zu ihnen herabgelassen, und nach vollbrachter Predigt sie zum Fechtplaße geführt — ist dies der Sinn des Dichters, so bitte ich, der ich nicht so catus wie Merkur bin, um Verzeihung.

a) p. 94.

b) p. 112.

Od. XII. 42. 43. Horaz singt: *saeva paupertas tulit hunc et illum etc.* und wie bekannt, daß eine schwere Armut, eine drückende Noth die größten Männer hervorbrachte? *Ecce autem supercilium dialectici distinguentis:*<sup>a</sup> *saeva paupertas aliis videatur, non visa est Camillo Curioque.* So genau eben wollte ich das nicht behaupten. Eben auch den härtesten Römern konnte doch oft die Last der Dürftigkeit, des Elendes, der Verbannung empfindbar, würklich empfindbar seyn. Ein Camillus, ein Heinrich von Navarra, konnte würklich den Druck der Noth fühlen, und eben dies Gefühl, die Last der Nothwendigkeit bildete sie, wie nach der bekannten Fabel, der gedrückte Palmbaum.

Noch immer beim ersten Buche des Horaz? Ja! und ich sehe die Striche am Rande meines Buchs sich nicht mindern: sondern mehren. Wenig Erläuterungen, die neu wären, Stich hielten, eine neue Ausgabe verdienten. Meistens strauchelt der Commentator, indem er erläutert, selbst aus dem Pfade der Ode Horaz, und die wichtigsten Rettungen gegen Harduin finde ich in der Geßnerischen 229 Ausgabe Horaz schon vorgezeichnet, aber nach Geßnerscher Weise, das ist weise, kurz, und bündig — Wozu indessen soll die unseelige Mühe, jeden Strich auf dem Rande meines Exemplars in viele Worte erst zu verwandeln: hier Parenthesen, wo Seiten und Blätter nicht hergehören: dort Fragezeichen, wo ich ungewiß; hier Nullen, wo ich gegenseitiger Meinung bin, und dort ein öfters! zum Zeichen eines herzlichen Ohe. Ich will damit lieber auf die Lectiones Venusinas warten; jetzt eine allgemeine Anmerkung.

Der unverschämte Harduin spricht<sup>b</sup> dem wohlklingendsten der Lyrischen Römer allen Wohlklang ab, alle Barbarei zu: Hr. Kloß also sollte Horazens Lyrischen Wohlklang retten; allein — er hat ihn nicht gerettet. Er wiederlegt Harduin durch Citationen, und durch einige schale Beispiele, daß dieser und jener Vers bei ihm ein Echo seines Sinnes sey; allein wem war an Etwas gelegen, was Stümpern oft mehr glückt, als Dichtern, wenigstens jene oft

---

a) p. 122.      b) p. 51. 52.

gnug übertreiben. Er hätte uns auf den, dem Horaz eigenen, Lyrischen Wohlklang aufmerksam machen, in diesem und jenem Sylbenmaaße die Lieblingsgänge Horaz bemerken sollen, nach denen er die Worte stellet, und sich einen Perioden schaffet. Einmal wäre es Zeit, daß ein Deutscher Dionysius es entwickelte, wie das allgemeine Ding, was wir Periode nennen, nur eigentlich Reden 230 zukomme, und daß übrigens, so wie jede Gattung des Vortrages, so auch jedes Hauptsyllbenmaaß der Dichtkunst, gleichsam seinen eignen Perioden von Binktur, Junktur, und Concinnität, das ist seine eignen Wortbindungen, Verschränkungen und Wohlfänge habe, worüber sich, wer sich wie Kloßtock auszudrücken wüßte, bei Horaz gewiß zuerst die angenehmsten Betrachtungen machen ließen. An so Etwas hat Hr. Kloß nicht gedacht.

---

4.

Und hat überhaupt mit seinen bisherigen Horazischen Schriften wenig zum Behuße des Poetischen Lesens,<sup>1</sup> zum Lesen Horaz in Horaz Sinne beigetragen. Einzelne Bilderchen, etwa ein sectis in iuvenes unguibus, ein Oscula, quae Venus quinta parte sui etc. hat er mit Gefühle des Schönen aus einander gesetzt; mit der Methode, mit dem Geschmacke überhaupt, zu dem seine Schriften führen, Horaz zu lesen, bin ich um so weniger zufrieden.

Seine Schrift, de felici audacia Horatii,<sup>a</sup> (die, eine Menge froßiger Allgemeinsätze<sup>b</sup> abgerechnet, eine seiner besten Schriftchen, und mehr als ein specimen Academicum ist,) diese Schrift, sage ich, ist, so sehr sie sich mit ihrer schönen Critik selbst vorzeigt, für 231 mich kein Muster des Geschmacks, Horaz zu lesen. Sie ist nach

---

a) Opusc. var. argum. p. 114.

b) Audacia et fertilitas saepe scriptoribus tributa: audacia poetis necessaria: etc.

1) 2: Lesen

dem Fachregister des lieben Batteux gezimmert, wie man bei einer Ode Sprung, Abreißung, Umschweifung, Anfang und Ende, u. s. w. bemerken und sich abstecken müsse,<sup>a</sup> eben als wenn Horaz je nach solchen Absteckungen,<sup>1</sup> wie über ein Schulthema, gearbeitet hätte. An sich ist solch Fachwerk, eine solche Topik der Ode, immer gut, so fern es nur den Bemerkungsgeist bei einzelnen Oden stärken will. So bald es aber ordentliches Gerüst, und nothwendige Erklärungsart der Ode wird: so ist's mir zuwider. Ich weiß, daß ich hier gegen die Mode schreibe; denn seit einiger Zeit zirkeln wir Deutschen kein Gedicht so gern ab, als eine Ode, so wie die Franzosen ihr Drama nach allen drei Einheiten nur abzirkeln können; und das heißt denn die Manier Horaz. Und ich kenne keine Manier, in der Horaz mehr zerrissen, und seichter nachgeahmt werden könnte, als diese. Ich habe angefangen, die Stellen Horaz, die hinter jeder Kloßischen Rubrik: abgerissener Anfang, Sprung, Digression, u. s. w. stehen, aufzublättern; ekelhaft aber ward mir mein Aufblättern bald, und ich verlohr oft dabei den Sinn meines lieben Horaz. Ich schlug das Buch zu, und lernte aus Erfahrung, daß Horaz auf keiner Tortur mehr könne gedehnt und gemartert werden, als auf solchem Regelgerüste.

232 1. Abrupta carminum initia. Wie? wenn es hier Gesetz der Horazischen Ode würde:<sup>b</sup> arripit lyram poeta, nec quaerens verba, quibus ordiatur carmen, non sollicitus, quam formulam primo loco ponat, quodecunque ii, quibus excitatur, motus verbum suggerunt, eloquitur — welcher unsörmliche Parenthyrsus würde unsere Horaze bezeichnen. Nur von wenigen Horazischen Oden kann man eigentlich diese plötzliche Abgebrochenheit des Anfangs sagen, und bei jeder, wo sie sich findet, hat sie eine Art von Besonderheit in ihrer Ursache. Das so oft mißbrauchte: quo me, Bacche, rapis? ist kein allgemeines Gesetz, es ist ein einzel-

a) p. 130—40.

b) p. 130.

1) A: Absteckungen

nes, und darf ich sagen, sonderbares Beispiel. Der Poet dichtet die ganze Ode durch eine förmliche Trunkenheit: voll seines Bacchus in Hölen und Wälder getrieben, weiß er selbst nicht, wie ihm geschieht: sein Geist schwebt umher, oder vielmehr wird hinweggerissen, nichts Kleines,<sup>1</sup> nichts Sterbliches zu singen und — er singet August. Schöne Lobeskleidung; wie Plato seinen Sokrates vom trunkenen Alcibiades loben lässt: so kann hier der trunksene Flaccus dithyrambischen; es stimmt mit dem ganzen Tone der Ode. In Absicht auf diesen ist der Anfang nicht abgebrochen, weil alles in der Ode abgebrochen, hingeworfen, trunken ist: ja, die ganze Ode, kurz und bündig, ist ein abgebrochtes Stück eines Poetischen *εργεῖσμα*.<sup>2</sup> Nun komme ein nüchterner Classifizator, 233 und mache ihn folgengestalt zum *locus communis*:<sup>a</sup> Poeta admiratus egregia facta Augusti, atque plenus hac cogitatione, Augustique magnitudine excitatus sibi a Baccho abripi videtur, so ist die Harmonie der ganzen Ode zerstört. Welcher Zusammenhang, die Thaten Augusts bewundernd überdenken, und vom Bacchus fortgerissen werden? Nüchterne Trunkenheit! Unhorazischer Horaz! Nein! mein Römer berauscht sich nicht Gesetzmäßig, um Augustus zu singen: er singt August, weil ihn Bacchus treibt, weil er sich begeistert fühlt. Das Lob des Kaisers verliert alles, wenn es ein studirtes Lob ist: es ist also nur ein hingeworfner, mitten in der Begeisterung gefühlter Gedanke, und Horaz folgt seinem Bacchus weiter, ohne an August zu denken. Die Kloßsche Erklärung des Anfangs ist also nüchtern, sie ist wider den Ton der Ode.

Sch lasse mich auf die übrigen Beispiele nicht ein; sage aber nur so viel: Jeder unvermuthete Anfang scheint abgebrochen; so bald aber der abgebrochene Anfang merkbar wird, und den Ton der ganzen Ode überschreitet: so ist er keine Schönheit mehr, er ist ein Fehler der Ode. Er frappirt nicht mehr angenehm, sondern er

a) p. 131.

1) Α: Großes (nil parvum . . . nil mortale. Horat. C. III, 25, 17).

2) Heyne: *ενθουσιασμον*.

bestürmet unser Ohr entsetzlich. So sind die neuern Horazianer 234 oftmals; sie fangen an, als wollten sie mit ihrer Ode den Olymp bestürmen, und siehe da; sie liegen im Sande. Bevs niest, es blickt! fieng jener an, und ich — wünsche ihm, sich auszuniesen.

Kein Anfang also kann ohne den Ton des Ganzen in Betracht kommen: kein abgerissner Anfang an sich ist ein Zeichen der Kühnheit, wenn er nicht verfolgt, wenn er nicht ausgeführt wird. Und eine durchhin ausgeführte Abgebrochenheit der Gedanken hat Horaz nur bei wenigen Oden: etwa, wo eine Dichtung, ein Gesicht, (II. 19. Epod. 7.) ein schneller Vorfall, eine auffordernde Stimme dazu Gelegenheit giebt. Und solche Oden unterscheiden sich durchaus im Ganzen.

Andernfalls macht Horaz solche schreiende Anfänge sich wohl nicht zur Gewohnheit. Die mehresten seiner auch erhabnen Oden fangen sich mit einer langsamem Gesetzmäßigkeit: seine lehrenden Oden ruhig: und seine Oden der Freude meistens sanft an. Wo in der Ode: quis desiderio sit pudor aut modus etc. der kühne abgebrochne Anfang sey:<sup>a</sup> sehe ich nicht. Was ist sanfter und beinahe Elegisch, als wenn ein Gleim um seinen Stille anstimmt:

Wer mäßigt sich in so gerechtem Leide?  
Der meine Freud' und aller Menschen Freude,  
Der Musen Ehre war,  
Der ist nicht mehr!

235 Die erhabensten, die kühnsten der Uzischen Oden fangen sich mäßig an: nur denn ist der Anfang abgebrochen, wenn etwa ein Lyrischer Ueberfall, ein Lyrisches Blendwerk uns bereitet werden soll, und das ist meistens kurz, außerordentlich. Die abgebrochne Hymne des Callimachus ist *εὐθεῖσμος*, und die vortrefflichsten Pin-darischen Oden sind dem Anfange nach sehr gesetzt, und mäßig. Ich kenne keine Regel, die als locus communis von Horaz abgezogen, und ohne Verbindung zum ersten Stücke seines Lyrischen

---

a) p. 132.

Odenbaues erhoben, auch abgebrochner, das ist halbirt und mehr zu mißdeuten sey, als die: „er schreit abgebrochen, ohne erst Worte „zu suchen, auf!“

2. Longae digressiones. Ein neuer Canon der Horazischen Ode, und oft ein sehr mißbrauchter Canon. Meistens liegt in Horaz bei dem Anschein einer solchen Digression was Wichtigers zum Grunde, was er mitnehmen, aber nicht zum Geseze, sondern nach der Individualsituation seiner Ode so mitnehmen wollte; oft ißt auch wirklich keine Digression, was wir so zu nennen belieben. Horaz ermuntert den Thaliarchus zur Frölichkeit: sey gutes Muths, und permitte divis cetera, qui simul stravere ventos etc. Wer kann sich nun den Erklärer so einfallend denken:<sup>a</sup> Permitte divis cetera. Hic desinere poterat poeta. Ad sensum nihil require- 236 batur amplius. Poëtae vero vividum ingenium, dum deos cogitat, statim descriptionem aliquam immensae potestatis deorum praebet. — Was kann Präceptor mäßiger<sup>b</sup> gesagt werden? Ich sehe<sup>1</sup> Horaz, wie einen Schulfnaben über sein Thema arbeiten, und den Lehrer darneben: gut! gnug! der Verstand ist aus: zum Thema wird nichts mehr erfodert; aber nun! eine kleine Amplification. Permitte Divis cetera war das letzte: Götter also — wie können Götter etwa umschrieben werden? fällt deiner lebhaften Einbildungskraft — — O des armen Horaz! Wenn Thaliarch zur Freude ermuntert werden mußte, was natürlicher, als daß er mißvergnügt war, daß er Unglück hatte? Und was für ein Poëtischer Bild vom Unglücke, als Sturm, Seesturm? Und was für ein paßlicher Bild in das Ganze dieser Winterode? Wer fühlt nicht sein Caminfeuer mit doppeltem Freuden schauer gleichsam, wenn der Wind um die Fenster raset, wenn man sich Seestürme dabei gedenk't, wenn von Meersgefahren daneben erzählt wird? Wo ist hier die mindeste Digression vom Thema der Ode?

---

a) p. 135.

1) 2: sahe

Es ist keine Digression,<sup>a</sup> wenn Horaz in seiner zweiten Ode eine kurze Beschreibung der Zeiten Deukalions giebt: denn so sollen die damaligen Schreckwunderzeiten in Rom gedacht werden. Er 237 vermehrt also das Grausen im Zurückdenken an sie, wo ers nicht durch ihre eigne Schilderung thun konnte, durch ein ausgemaltes Gleichniß alter, grauser, schrecklicher Zeiten. Die Empfindung, der Ton der Ode wird mit dem Zuge der grausen Unordnung verstärkt, und ist das Digression? Nur ein Gefühlloser Scholast konnte schreiben: leviter in re tam atroci, & piscium, & palumborum meminit; denn ihm fiel nichts, als das Gericht Fische und die Tauben, ins Gesicht; wenn Hr. Kloß aber das Grausen des Andenkens an Zeiten fühlt, wo Fische auf den Gipfeln der Bäume schwimmen, und die armen Wäberscheuen, furchtsamen Tauben Angstvoll in den Fluthen arbeiten: so sollte er nicht den Scholasten nachschreiben.

I. 34. Vbi currum Iovis memorat, soll Horaz eine Digression machen?<sup>b</sup> Und wer wüßte denn nicht, daß hier die eine, oder die andere Erklärung der Ode angenommen, der Donnerwagen Jupiters das Bekhrungsmittel des Horaz, folglich nach jedem möglichen Sinne der Hauptgegenstand der Ode ist? Ist denn Digression, ein Donnerwetter zu beschreiben, wenn der gerührte Dichter sich hinsetzt, es zu beschreiben; oder gar, wenn es seine ganze Denkart ändern kann? Ich denke: eine Ode aufs Ungewitter, ohne Ungewitter, ist nichts.

238 I. 22. Vbi lupum, qui ipsi pepercerat, nominat. Digression?<sup>c</sup> Eben das Abentheuer mit dem Wolfe ist ja die Veranlassung der Ode: eben darüber macht ja Horaz die Poetische Bemerkung, mit der er anfängt: und eben darüber faßt er ja den Poetischen Entschluß, mit dem er endigt. Es ist doch grausam, uns vor sehenden Augen den Mittelpunkt des Zirkels zum Berührungs-punkte der Tangente machen zu wollen.

Was soll ich die weitern Citationen eines Commentators nachschlagen, der sein Gefühl darüber verläugnet, was Hauptgegenstand,

a) p. 136.

b) p. 136.

c) p. 136.

was Hauptton der Ode sey oder nicht? wer kann mit einem solchen darüber einig werden, was Digression sey, quod ad argumentum pertineat, nec ne? Hr. Kl. hat schon zu einer andern Zeit<sup>a</sup> Gedanken über die Digression, und zwar bei dem Poeten, in dem sie am merkbarsten wird, bei Pindar geäußert, die mich beinahe verzweifeln lassen, daß ich Pindar kenne, und den Plan seines *euðos* studirt habe. Ich habe zwar nicht den Leisten des Rückersfelders, noch die Schuldisposition des Erasmus Schmid; aber auch gewiß nicht die Digressionen in ihm gefunden, die Hr. Kl. Rückersfeldern vordemonstrirt.

Non recte Vir Cl. intellexisse videtur naturam & originem digressionum illarum Pindaricarum. Schön! unser Vir Cl. setzt 239 sich also zurecht, dem Niederländer die Natur, und den Ursprung Pindarischer Digressionen zu erläutern.

Odam, quae hoc nomine digna sit, Pindaricam *animo valde commoto* oriri, facile mihi dabunt, qui vel legerint eiusmodi carmina. Und wenn ich auch durch den Triumph, den Hr. Kl. auf seine Behauptung setzt, für einen Unwissenden in Pindar gelten müßte: so kenne ich keine, ich sage mit Fleiße keine Ode in Pindar, die zu ihrem Charakter hätte, aus einer gerührten, erregten, sehr erregten Seele zu entspringen. Als einen hohen, erhabnen, fliegenden Geist, der, nach seinem eignen Bilde, die höchste Blüthe jeder Poetischen Schönheit bricht, kenne ich meinen alten Pindar wohl; aber eine erregte, sehr erregte Seele, die dieses erregten Zustandes wegen auf Digressionen ausschweift? — Ich zufde die Achseln! nur ein größerer Kenner Pindars, als ich, kann grandes *affectus*<sup>b</sup> zum Charakter Pindars, zu seinem Unterschiedscharakter von David machen.

Quid cantavit Pindarus, certe in iis, quae ad nostram aetatem pervenerunt, carminibus? Vnum idemque est omnium argumentum: *victoria e ludis reportata*. In his quomodo poterat &

a) Klotz. act. litter. Vol. I. p. 122.

b) Klotz. act. litter. Vol. II. p. 151.

varietatem adhibere, & fastidio occurrere, nisi liberius hanc rem  
240 tractaret &c.<sup>a</sup> Der alte lahme Tröster von Entschuldigung! Frei-  
lich, wer seine Gesänge blos aus der Ueberschrift: *Ολυμπιονικαί*,  
*Πνευμονικαί*, *Νευεονικαί*, *Ισμιονικαί* ansieht, der kann Pindar  
herzlich beklagen, daß er über solch eine Kleinigkeit so viel habe  
leieren, und ihm schon im Vorauß Abläß ertheilen, wenn der arme  
Leiersmann hat ausschweifen müssen, um doch Etwas zu sagen.  
Wer aber die Griechischen Zeiten, und das National- und Stadt-  
und Familien- und Personalinteresse der Griechischen Spiele und  
Sieger kennet, der wird jede Pindarische Ode für nichts, als wofür  
sie Pindar giebt, für ein Individualstück halten: ein *ειδος* seines  
Siegers, ein Bild desselben nach Griechischen Begriffen, und o!  
welch ein Thema ist je reicher, als ein solches Individualthema!  
welch Thema reicher, als das Lob eines edeln Griechischen Jün-  
glinges, eines Helden, eines Siegers! und von allen seinen Lobwür-  
digen Seiten! und nach jeder Aussicht Griechischer Schätzbarkeit!  
Hier ein National- dort ein Familien- dort ein persönliches Lob! —  
Wer kann nun mit dem, der das Hauptthema Pindars in seinen  
Zeiten, und in seinem Individualfalle für eine wüste und wilde  
Ausschweifung seines aufgebrachten Gehirns hält, wer mag mit  
dem weiter über eine Digression streiten? einzelne Exempel unter-  
suchen? Wer das ganze Pindarische Gesanggeschäfte für ein Poe-  
tisches Exercitium hält, eine abgedroschene Materie, einen Spiel-  
241 kampf, einen Wettkampf, ein Ballschlagen; denn was ist jenes mehr?  
neu ausgeziert, schön variiert, prächtig amplificirt in Verse zu zwin-  
gen: dem Kenner Pindars ist erlaubt zu schreiben:<sup>b</sup> Nempe, si  
quid videmus, de tota re ita iudicandum est: *Exornandi argu-  
menti causa adsumere Pindarum plerumque ea, quae cum illo  
aliquo modo conjuncta sint: interdum verecunde* (welch ein Präcep-  
torurtheil!) *in his versari & modeste, saepius audacius, liberius-  
que euagari, atque etiam, quae longius petita sint, non tam*

a) Klotz. act. litter. Vol. I. p. 124.

b) Klotz. act. litter. Vol. I. p. 128.

*adducere, quam trahere* (wie ungleich wäre Pindar dem Vorbilde seines Gesanges, dem edeln Jünglinge, der gewiß ja die kürzeste Bahn nahm!) *diutius etiam interdum in iis morari, quam reliqua pati videantur*, sed habere poetam non solum *excusationem necessitatis* — — Ich schreibe nicht weiter. Für solchen theuren Schulpindar mit allen seinen Digressionen danke. Vielleicht wird mir ein anderer Ort Muße geben, den edlen Griechischen Pindar zu zeichnen, den man so sehr verkennt: und da auch die Horazischen Oden mitzunehmen, die ich in Pindars Manier glaube.

III. Saltus in carmine ab alia re in aliam. Mich dünkt, der Verfasser wird selbst den Spott, über die so genannte scientifische Methode,<sup>a</sup> hier nicht für Ortmäßig, und seine Beispiele nicht 242 immer für die gewähltesten halten. Der Ton der ganzen sieben- den Ode wird zerstört, wenn man sie in der Paraphrase des Verfassers liest.<sup>b</sup> Wie? Horaz wollte es dem Plancus voraisonieren, daß zuverlässig Rhodos, Mithlene, Corinth, und eine ganze Geographie schöner Gegenden, nicht so viel Reize habe, als die Tiburtinische villa des Plancus: das wollte mein lässiger Horaz behaupten wollen? Nichts minder! er läßt jedem Orte seine Vorzüge: er läßt jeden, was er will, loben: „mir gefällt meine villa, und „auch Du sey in deinem Tibur vergnügt: es wird schon alles „gehen: alles Schlimme schon mit der Zeit besser werden.“ Ich sehe hier keinen Poetischen Sprung, keine Stapelgerechtigkeit der Ode; es ist ein Politischer Uebergang, die artige Wendung eines Hofmannes, der sich nach seinen Zeiten richtet — Wer wollte daraus einen locus communis der Odenfünfheit machen?

Weiter hin will ich nicht nachsuchen. Ich sage überhaupt, daß ich mir meinen Horaz selbst in seiner Lyrischen Kühnheit nicht nach solchen Allgemeinfächern will zerhacken lassen, so sehr sie unter uns (Hr. Kl. hat einige Wortmäßig aus Batteux übersetzt<sup>c</sup>) Mode geworden. Seit dem wir in Deutschland diese künstliche Odenform 243

a) Opusc. p. 137.      b) p. 138.

c) p. 130. 135. &c. conf. mit Batteux Einleit. 3. B. p. 20. 21.

mit ihrem abgebrochenen Anfange, und ihrer schönen Digression, und ihrem künstlichen Sprunge, und ihrer künstlichen Unordnung, und ihren schönen Strophenübergängen, und artigen Enjambements recht Handwerksmäßig geformet und gegossen: seit dem ist wenig Neues im Geiste hoher Oden erschienen. Glückliche Theorie von der hohen Kühnheit eines Dichters, die uns das eigne Gefühl solcher Dichterkühnheit einschläfert.

---

## 5.

Der zweite Abweg, Horaz zu lesen, ist, wenn sie Hauptgeschmack wird, die Parallelenmacherei. Hr. Kl. darf nur ein großes Bild, einen gefallenden Gedanken in einem Dichter finden: so steht ihm bald ein andrer, und noch ein andrer, und endlich so viele andre zu Dienste, daß der vorige Gedanke glatt weg ist. Nun ist eine solche Arbeit bei einer mäßigen Belesenheit, oder einem mäßigen Gebrauche von Registern, Anthologien, Florilegiis, und wie die Sammelplätze mehr heißen, ziemlich leicht: sie kann auch bei Anfängern, oder bei dunkeln, verdeckten Stellen manchmal nutzbar seyn; im Ganzen ist sie verderblich. Schade um die Schönheit, die ich erst aus hundert Vergleichungen schön finden soll: Schade um die Schöne, die mich erst durch ihren Namen reizet, die mir nur denn gefällt, wenn sie neben andern steht. Der Anblick, das innere schnelle Gefühl eines Poetischen Bildes muß das Herz entwenden: wer blos durch Vergleichungen, durch Parallelen Empfindung bekommt, dem schadets nicht, wenn er keine habe.

Das schönste Bild eines Autors muß mit den Worten, an der Stelle, das schönste seyn, da ers saget, da es steht: eine Blume, die in ihrem Erdreich die natürlichste, die schönste ist. Man wurzle sie aus, man verpflanze sie unter zehn andre Gattungen ihres Geschlechts, aber nicht ihrer Art, ihres Himmelstrichs, ihres Bodens, und man hat [ihr] ihren Platz, ihre Natur, ihre beste Schönheit genommen. Jede Gattung der Poesie, jeder eigenthüm-

liche Zweck giebt auch dem Bilde Geist und Leben, nicht blos Colorit und Gewand: man reiße es aus seinem Orte, aus seiner Verbindung, aus seiner Localwirkung, und es ist ein Schatten. Immer ist es ein Verderb der Dichtkunst gewesen, aus ihr Anthologien zu sammeln, und fast immer ein kalter Gebrauch des Dichters, ihm einzelne Federn zu entrupfen, sie mit andern zusammen zu legen: da wird, nach der alten Fabel, die weiße Schwanfeder von der struppichten Adlersfeder verzehrt.

Ich könnte zehn gegen ein Beispiel meines Autors über diesen Parallelengeschmack anführen; denn es ist ja sein allerliebster Geschmack. Und für mich immer der kälteste. Solche Bilderchen an 245 sich sind Spielwerk: so hinter einander gestellt, wer mag sie lesen? Er ist auch sehr unsicher. Der Epische Dichter giebt seinem Gedanken ein Episches, der Lyrische ein Lyrisches, der Dramatische ein Dramatisches Gewand: jede Zeit, jede Sprache, jeder Zweck giebt dem Bilde wieder seine eigne Farbe. Nun stelle ein belesener Mann von Geschmacke eine Reihe solcher Bilder ohne Absicht und Zweck an einander — ein Bettlerrock! ein Harlekinspuß! Er ist auch selten weder erläuternd, noch Poetisch. Ich könnte Beispiele geben, wie weit man uns mit solchem Geschmacke wegerläutern, und vom Tone des Poeten fortleiten könne. Man wird nie das Ganze eines Dichters, eines Gedichts recht innig fühlen, recht mit seiner Seele verfolgen, wenn man an Stellen klebt. Mitten im Sonnenlichte wird man blind, wenn man mit einer Menge Lichter, Lampen, Fackeln, Kerzen kommt, unter dem Vorwande, daß eine Reihe solcher Blendwerke hinter einander doch recht schön lasse. Recht schön für den, der Lust hat.

Noch weniger kann ein Genie mit der Geschmacksvollen Erklärungsmethode zufrieden seyn, die ich den edlen Gemmengeschmack nennen will. Ich lobe die stillen, die edlen Verdienste eines Lipperds um den Geschmack an den Antiken in Deutschland; aber Hr. Kl. sollte kaum der Lobredner desselben seyn: durch das Beispiel seines eignen Gebrauchs lobt er ihn schwerlich. Welcher leidige 246 Kram der meisten Gemmengelehrsamkeit in den Kloßischen Schriften!

Selten, daß er eine wichtige Stelle neu erläutert: oft, daß er müßig da steht, und oft, daß wir ihn gar wegwünschen; denn er bringt uns aus dem Poetischen Tone des Ganzen. Der Cupido, der als Künstler vor dem Kopfe des Sokrates, Plato, Horaz sitzt, schnüze ihn, nur er verstümmle ihn nicht, er schone ihm Nas' und Wange.

Ohne daß man mirs vor demonstrierre, erkenne ich den vielfältigen, nutzbaren Gebrauch der geschnittenen Steine, und wünschte bei der Klozischen Schrift, daß nicht blos der Nutzen der Lippertschen Daftyliothek so obenhin (denn das mehrste neue Nutzbare dieser Schrift wird man bei Lippert selbst, und vielleicht edler und einfältiger finden) sondern in manchen Proben so gezeigt wäre, wie Demokrit die Bewegung demonstrierte: nämlich, ich bewege mich selbst! Aber das müßte uns Hr. Kloz doch nicht bereden wollen, daß bei Lesung der Dichter der Anblick der Gemmen uns eigentlich Poetischen Anblick gewähre. Eine Hauptfigur, eine Stellung, etwa ein Charakter, so fern er sich körperlich äußert — das kann die Kunst schildern. Aber dem Dichter, dessen Blick immer aufs Ganze geht, wie der freie Blick der Juno, der mit jedem einzelnen Bilde nur auf die Hauptwirkung seiner Energie fort arbeitet: der nicht 247 für das Auge artige, spielende Figuren und Puppen, und Bilder und Tändeleien, (wohin unsre Zeit verfällt:) sondern für die Seele, für die Einbildungskraft, für den Verstand, für die Affekten feurige Gedanken reden will, dem berührt sie nur immer den Saum seines Kleides. Will sie sich an ihn hängen: soll ich bei jedem Bildchen Homers, Pindars und Horaz erst nachsehen, wie denn dieser und jener alte Künstler das Figurchen gebildet: soll ich hier lange Klozische Compilationen durchlaufen, wie es von einer andern Seite ausschehe — hinderndes Säumniß! es hält den Dichter auf, und zerstückt ihn mit seinen Erläuterungen; oder dieser gewaltige Läufer reißt sich los, und eilt zu seinem Ziele unaufhaltsam: der Gemmenzähler aber — da liegt er Längelang auf dem Rücken!

Insonderheit bitte ich für den Poetischen Jüngling im ersten feurigen Lesen eines Dichters: daß man ihn doch da nicht mit schönen Münzerläuterungen und Gemmeneinsichten in dem Poetischen

Laufe seiner Einbildungskraft störe! daß man ihn doch nicht jeden Augenblick zurück halte, um doch ein Steinchen zu bemerken, und ihn vom süßen fortwährenden Traume seiner Lieblingsidee zu wecken, und die unaufhaltsame Ergießung seiner Seele augenblicklich zu verstopfen. Ich mag nicht Caylus in der Hand haben, wenn ich Homer lese, und noch weniger wünschte ich, ihn zur Hand gehabt zu haben, da ich ihn das erstemal las. Hr. Kl.<sup>a</sup> freue sich in der 248 Idee, wie schön sich Virgil mit allen Erläuterungen aus geschnittenen Steinen müsse lesen lassen: ich will ihn mir nicht so vorlesen lassen. Für mich liegt Horaz unter dem Kloßischen Commentar, wie jener Riese unter einem Berge voll Lava und Steine: ich finde seine Glieder zerstürt und zerstreuet, wie die Glieder jenes Absyrtus. Jsts denn nicht einmal Zeit, Gelehrsamkeit, Belesenheit und Kunstgeschmack schätzen, und doch die Schranken ihres Gebrauchs bestimmen zu dürfen?

Damit der nicht ein Barbar heiße, der so etwas sagen darf: so rede der Quintilian Deutschlands, der gelehrte Geßner:<sup>b</sup> „Seit „dem die aus den Quellen selbst geschöpfte Gelehrsamkeit abzunehmen „anfing; die seltner wurden, die jede Gattung alter Schriftsteller „selbst nachschlugen; noch aber solche übrig waren, die etwa Einen „derselben kennen und verstehen mochten: seit dem entstand das „Auslegergeschlecht, das aller Orten her, aus Gedächtniß- und „Denkmaalen<sup>1</sup> zusammenschleppte, was mir etwa zur Erläuterung „dieselben dienen könnte; so daß die, denen der übrige Vorrath „von Gelehrsamkeit fehlte, die sich nicht alles selbst verschaffen „konnten, was zur Erklärung seines Sinnes gehörte, durch die 249 „Arbeit anderer unterstützt, nichts missen dürfen. — — Bei Wie- „derauflebung der Wissenschaften<sup>2</sup> fanden sich Gelehrte, die durch „weitläufige, und nach dem Geschmacke der damaligen Zeit, weit

a) Ueber den Gebrauch der geschnittenen Steine hin und wieder.  
b) Präf. in Liv.

1) G.: ex omni memoria atque monumentis

2) sub felicem illam literarum instaurationem

„und breit belesene Vorlesungen<sup>1</sup> die alten Schriftsteller erklärten.  
„Des Mancinelli, Pomponii, Beroaldi, Calderini, Ascensii Vor-  
„lesungen wurden mit großem Fleiße gehöret, und noch jetzt füllen<sup>2</sup>  
„ihre Bände ganze Bibliotheken. Vor andern ist hier die Mühsam-  
„keit des Nic. Perotti<sup>3</sup> bekannt, der, um Ein Buch Martials zu  
„erklären, ganze Schätze Lateinischer Sprache und Gelehrsamkeit aus-  
„schüttete, und ein Cornu copiae gab, aus dem fast alles gesammlet  
„werden kann, was man jetzt aus Wörterbüchern sammlet, und  
„aus dem sich auch die Wörterbücher sehr bereichert.<sup>4</sup> — —  
„Nachher gab Salmasius uns sein ungeheueres Werk über den  
„Solinus;<sup>5</sup> in dem er aber weder mit Gelehrsamkeit, noch Digres-  
„sionen Maß wußte u. s. w. — — „Dieser Gewohnheit folgen  
„oft die Lehrer der Philologie,<sup>6</sup> die zur Erklärung eines Buchs,<sup>7</sup>  
„so viel sie nur können, den größten Apparat von Gelehrsamkeit  
„zusammentragen, und nichts unangeführt lassen, was sich nur  
„einfiger maßen, auch nur durch Umschweife, dahin wohl könnte  
„ziehen lassen. Fehlen einigen hiezu eingesammlete Hülfsmittel —  
250 „ei! die<sup>8</sup> nehmen die Commentarios anderer, Wörterbücher, und  
„solche Tröster<sup>9</sup> zu Hülfe, und wissen es so weit zu bringen, daß  
„man ihre Aufsätze für große Schatzkammern ansehe.<sup>10</sup> Mögen sie  
„doch! (Neque carbones esse dixerim equidem, sagt Geßner: wer  
„will, sage es nach) oft aber kann man sich solchen Reichthum mit  
„minderem Zeitverluste sammeln.“ Statt zu deuten, fahre ich in  
Geßner fort: er redet jetzt eigentlich vom Berbröckeln eines Autors  
in der Schule; allein der Schade ist überall derselbe.

1) praelectionibus — ad doctrinae non vulgaris, ut tam erant  
tempora, ostentationem comparatis

2) rumpunt 3) Sipontini episcopi

4) quorum [lexica] illud cornu copiae rivulos auxit non medioeriter.

5) portentosum opus Plinianarum in Solinum exercitationum

6) humaniorum literarum professores

7) publicas in bonos libros recitationes ita fere instituunt

8) at ii 9) et id genus praesidia

10) perficiuntque dictatis suis, ut magnos thesauros sibi impertitos  
iuventus arbitretur.

„Wir wollen uns also einmal die Fabel jenes von seiner „Schwester zerstückten Absyrrhus gedenken, und sie uns vorstellen, „daß sie ihren Bruder nicht Glieder- sondern Gelenkweise zerhaket,<sup>1</sup> „und hier ein halbes Auge (die andre Hälfte liegt weit ab!) dort „die Hälfte vom rechten Ohre,<sup>2</sup> hier den dritten Theil der Nase, „dort ein Stück vom Augenbraune u. s. w.<sup>3</sup> hingeworfen, alles „weit aus einander geworfen hätte: wie doch? hätte der Vater auch „wohl argwöhnen können: daß sei sein Sohn? Eben so wenig, „als ein der Optik Unerfahrner eine Anamorphose sich wird sammeln, und recht vors Auge bringen<sup>4</sup> können. Jsts aber nicht eben „so mit der heutigen Erläuterungsmethode der Classischen Schriftsteller? jedes einzelne Wort erklärst, die Perioden aus einander „gezogen, jeden vierten Tag, ein kleines Pensum auf die Art in „kleine Brocken zerstückt. Jsts möglich, daß ein Jüngling auch 251 „von Seelenkräften,<sup>5</sup> und gutem Gedächtnisse, diese mit Erklärungen „überladnen und aufgedunsteten Theile, sich so gegenwärtig erhalten, „sie so verbinden könne, daß ein Körper, ich will nicht sagen, ein „schöner Körper; nein! nur allenfalls ein Körper, daraus werde; „daß er nur, was er lese, behalte, und darüber Rechenschaft gebe.“ Geßner giebt Beispiele, die eigentlich nicht für mich gehören; ich erinnere meine Leser daran: wie oft es möglich sei, solchergestalt seinen Schriftsteller so ganz aus dem Gesichte zu verlieren, daß man endlich nichts minder, als ihn, erläutert, anführt und kennet. Er fahre fort:

„Auch daher, oder ich müßte mich sehr irren, auch daher „unter andern<sup>6</sup> röhrt der stupor paedagogicus, der fast zum Sprichworte geworden, daß man Leute sieht, die einen guten Theil ihres „Lebens unter den weisesten Geistern von der Welt zu bringen, und

1) non tota fratris membra dissipasse — sed articulatim concidisse fratrem. 2) auriculam dextram

3) digitum auricularem, quin unguem, et praeputium adeo —

4) deformatam colligere 5) ingenio

6) „unter andern“ Zusätz.

„doch daher nichts, als Worte, mitbringen; statt ihnen gleich zu werden; statt, wie sie, denken, schließen, reden zu lernen. —

„Um so minder kann jemand bei solcher Langsamkeit von der wahren Gestalt und Schönheit eines Buchs einen Eindruck bekommen: denn, je lebhafter,<sup>1</sup> um so verdrüßlicher wirds ihm seyn, sich zu bewegen, und nicht weiter zu kommen (se mouere quidem, 252 „sed non promovere) insonderheit da er, der Umschweife wegen,<sup>2</sup> „eine Stelle, ein Bild<sup>3</sup> zwei, drei, viermal hören mußte.

„So wie aber bei solcher Zerstückung und Zertheilung der Begriff der Sache<sup>4</sup> verloren geht: so ermattet, oder erlöschet auch die Lust zu lesen, die sonst vorzüglich dadurch erhalten und angefeuert<sup>5</sup> wird, daß wir zu Ende eilen, daß wir den ganzen Verlauf<sup>6</sup> zu wissen verlangen. Schon dieser Reiz macht, daß Leute, die sonst übrigens keine Leseſucht haben,<sup>7</sup> einen Telemach, Robinſon, Gulliver gleichsam verschlingen, und sie nicht weglegen, ehe sie zu Ende sind; ein Homer, Virgil, Plautus, Terenz, Ovid, Sueton, Curtius hingegen, eben so angenehme Schriftsteller, erregen der Jugend Schauder, weil sie nie ein beträchtliches Stück, gleichsam in einem Otheni weglieset, um vom ganzen Körper zu urtheilen, um durch die Erwartung des endlichen Ausfalles angefrischt zu werden.<sup>8</sup> — —

„Und gewiß durch ein so städtiges, mühsames und ängstliches Lesen wird man kaum die Alten verstehen lernen.<sup>9</sup> Wenige Worte haben einen so gewissen und bestimmten Sinn, daß sie überall Einerlei bedeuten: aus der Nachbarschaft, aus dem Zusammenhange der ganzen Rede, aus der Reihe der Sachen, bekommen sie

1) ingeniosior      2) *praeter* ambages reliquas

3) „ein Bild“ Zusätz.

4) rei aut negotii de quo tractatur notitia

5) „und angefeuert“ Zusätz.      6) totum quale sit

7) minime alioquin acres      8) solicitari

9) fieri vix potest, ut intelligere diseat antiquos libros, qui in *stataria* (molliamus age usurpando verbum, quo aptius nullum reperimus) illa, laboriosa anxiaque lectione diu nimis contineatur.

„ihren Werth;<sup>1</sup> anderswo, im Munde anderer Personen, in anderer Materie bedeuten sie anders. Um dies überall zu verstehen; um 253 es fogleich zu erreichen, nicht, was ein Wort bedeuten könne, sondern bedeute, kann nicht anders, als durch vielfaches Fortlesen vieler Bücher, geschehen u. s. w.“

Gesner redet noch weiter vom Schulgebrauche fort: ich will nur hinzufügen, daß, wenn kaum der Wortverstand, kaum der gewöhnliche historische Sinn bei solchen Commentarien und Erläuterungen erreicht werde: ei der erste feurige schnelle Anblick, der da bildet? ei das Poetische Auge, das mit einem Adlersblicke aufs Ganze, und vom Ganzen auf Theile hinläuft? ei der edle unnennbare Sinn, der allen fremden Plunder wegwirft, und hinzueilet, das nackte ganze Bild vom Geiste eines Autors zu umarmen, zu lieben, anzubeten? Gi der? —

Er höre den füßlallenden Autor:<sup>a</sup> „Wenn man einem jungen Menschen, dem die Natur eine feine Seele und ein empfindliches Herz gegeben, diese Steine zeigt, erklärt, und sie mit den Homericischen Versen vergleicht, welche Früchte kann man sich nicht von einem solchen Unterrichte versprechen! Die Erzählung geht selbst in Handlung über: wir glauben nicht mehr die Geschichte zu lesen, wir sehen sie selbst mit an: wir wohnen den Auftritten bei: in der Einbildungskraft versezen wir uns nach Troja, in 254 das Griechische Lager, und schauen die unsterblichen Helden von Angesicht. Auf diese Art fühlen wir das Nachdrückliche, das Erhabne, das Schöne der alten Dichter doppelt, und ein zartes Gemüth nimmt einen Eindruck an, den es beständig behält, und der sich in den edelsten Wirkungen äußert. Seitdem ich den Neptun gesehen, wie ihn die Göttliche Kunst eines alten Steinschneiders abgebildet, hat der Virgilianische Neptun in meiner Einbildung Leben und Seele bekommen. Vier Pferde“ — — — wer kann den süßen Ton weiter hören! Das alles, wird der Poe-

a) Ueber die geschn. Steine. [S. 144].

1) aestimanda sunt;

tische Jüngling sagen, daß alles erst, seit du das Steinchen sahest? So hatte der Virgilianische Neptun vorher nicht Leben und Seele? So gieng bei dir die Homerische Erzählung nicht in Handlung über? Du sahest sie nicht selbst? du wohntest nicht den Auftritten bei? du warst nicht in Troja? im Griechischen Lager? kanntest die Griechischen Helden nicht blos von Angesichte? sondern von Seele, von Seele? sahest sie sprechen, Affektvoll sprechen, handeln, wüten — — das alles sahest du lesend nicht? Nur vom Steine bekamst du Eindruck? O du hättest Homer nicht lesen sollen! bei mir lebte, da ich las — Doch warum wollen wir den Poetischen Jüngling weiter reden lassen? Bei wem wird denn die Schilderung Homers in allen Stellungen, Empfindungen, Reden, Handlungen im fort-255 gehenden Stromie des Epos, denn mit den einzelnen Bilderchen, die uns ein Abdruck gewährt, einerlei Wirkung thun? auch nur zu vergleichen seyn? Und die ganze Poetische Energie Homers? —

---

## 6.

Nochmals gesagt: man müsse auch in Poeten den Gebrauch so aller, so auch der Kunstbelesenheit (Kunstkenntniß, Philosophie der Kunst, kann ichs wohl bei Hrn. Klozen kaum nennen) sehr loben, wo er zu rechter Zeit kommt: aber daß eine Gliade in Steinen mehr, als die in Versen, des Poetischen Anblicks fähig, mehr als jene zur Bildung eines Poeten, oder auch nur zur Poetischen Illusion mit jener gleich energisch sey, das wolle mich niemand bereden. Kunst gewährt Kunstanblick; der ist mit der successiven Energie des Dichters gar nicht einerlei, kaum zu vergleichen, und Herr Kloz fechte immer in der Stille mit dem Schatten des Laokoons, nie zu verwirren. Ich wollte, daß Hr. Kloz durch seine Gelehrsamkeit und Kunsterläuterungen uns nie die Kraft des Dichters, die sich nur fortgehend äußert, gestört hätte.

Ich schreibe über Horaz: wer will, der höre mich von meiner Erklärungsmethode dieses Dichters schwätzen. Zuerst ist das ausge-

macht, daß keiner meiner Horazianer aus Horaz Latein oder Rö- 256  
mische Alterthümer lernen solle. Lieber komme ich jedem zuvor: lieber prävenire ich ihn unvermerkt, mit der Welt, in der ich ihn führen will, mit der Sprache, in der der Dichter sprechen wird: unvermerkt suche ich ihm die ganze Situation unterzuschieben, ihm den Pfad von Gedanken und Bildern von weitem zu zeigen, wo wir den Dichter finden werden. Ich sage an: und ohne Bemer-  
lung einzelner Schönheiten, schöner Ausdrücke, gewählter Phrasen,  
jage ich seine Ode hinab; ich fliege mit ihm, oder schwimme den Strom seines Gesanges hinunter. Unlieb, wenn mich mein Zu-  
hörer störte, unlieb, wenn sein Auge an Kleinigkeiten hängen bliebe:  
denn so würde der ganze Zweck des Dichters, die Art von Täu-  
schung gestört, in die mich sein Gesang setzen soll. Ich bin darinn  
gesetzt, ich bin zu Ende: das Ganze der Ode, Ein Hauptindruck,  
in wenigen, aber mächtigen Zügen, lebt in meiner Seele: die  
Situation der Horazischen Ode steht mir vor Augen, und — mein  
Buch ist zu. Nicht vom Papiere, aus dem tiefen Grunde meiner  
Seele hole ich diese wenigen, mächtigen Eindrücke hervor: mir ist  
die Ode ein Ganzes der Empfindung geworden. Dies bewahre ich:  
die wenigen zusammenfliessenden Züge des Bildes bleiben in meiner  
Seele: dies ist Energie, die mir die Muse successiv bereitet, sie  
will ich um keine spätere Divertissements in Kloßischen Commen- 257  
tarien geben.

Das Buch wird wieder aufgeschlagen, und nun habe ich kleine  
Auheplätze, Ausschweifungen, Unwege aber nicht. Der Lauf des  
Dichters ist mir Augenmerk, und wenn ich mir sage: hier war der  
Gesichtspunkt — wie reich, wie prächtig, wie anlockend! das alles  
nahm der Dichter ins Auge: so mußte er anfangen, und fortfahren.  
Jenes und dies kam dem Dichter in seinem Laufe zur Hand, und  
wie ein Strom, in den sich Ströme stürzen, wälzt sein Gesang sich  
prächtiger fort. Hier ein Fels: anprallend nahm er andern Weg,  
oder schlängelte sich durchs gebüllte Thal: überall aber der Römer,  
der Römer seiner Zeit, als — Dichter. Ich sage, wenn ich mir  
dies jetzt deutlicher entwicke; so um des Gottes willen! denke ich an

keine Allgemeinregeln! an keinen Longin und Batteux, an keine Fächer der Odenfabrik. Dieser Römer, und dieser Dichter, und diese Situation, und diese Ode ist mein Alles jetzt. So weit das Odengenie und —

Noch denkt an keine Gelegenheit, selbst — wie? etwa Wortkritiken zu machen? etwa über einen Geßner, eines kleinen Fehlritts wegen, seitenlang die Achseln zu ziehen? etwa die Bentleys und 258 Baxters und Sanadons zu verläumden? — o wer wird noch an so etwas denken? Es denkt selbst noch nicht an — eine Gelegenheit, diese Ode nachzubilden. „Das ist viel!“ wird man sagen. Ja das ist viel! und vortrefflich, daß es an so etwas nicht denkt. Einst stoße ihm eine Situation auf: Apollo wecke ihn mit der Leier: er wird singen, Horazisch oder — vielleicht mehr als Horazisch singen; ohne aber, daß dem geneigten Leser dabei nichts, als Purpurluppen des Römers, zu Gesichte kämen, ohne ihm die proelia virginum, und die iras faciles und das mea virtute me involvo etwa nachzulallen.

Nun gebe ich ihm einige sogenannte Horatios secundos in die Hand. Er läuft die erste Ode durch:<sup>a)</sup> „Ach der ganze Bau der selben schon bekannt; aber eins vermisste ich, Horaz den Baumeister. „Freilich sind hier die fontes vitrei und der in nemore obvius „Amor, und die gaudia amantium, und die risus hilares, und die „blandi oculi, und die colla lactea, und die mellea basia, und „die grata silentia — — alle diese Horazische Blümchen sind hier „auf einen Haufen, aber ach! zusammengelesen und verdorret.“ Hier ängstert sich der ignis insolitus, und die vis in pectore nova durch, daß der Dichter sich in seiner ersten Poetischen Wuth — „Nun! nicht etwa den Hals abschneidet, oder sich, wie jener Löwensche Romanzenpoet, mit dem Federmeißer in die Augen läuft?“ So böse nicht! daß er sich ein Myrthenfränzchen flechtet. „Nichts „mehr?“ Noch etwas! auf die Recommendation des Amors, (man denke! aber er kannte das Närrchen auch genau: es war der Gem-

a) Klotz Carm. Omn. Carm. I.

menamor, *alis conspicuus* Amor) auf die Empfehlung desselben fängt der, der im Walde ruhig lag, auf einmal an, — seine Lateinische Chloe zu besiegen,

ihre schöne schwarze Augen,  
ihre süße Honigküsse,  
ihre leichte drohnde Minen,  
ihre — —

kurz, hundert Dinge, die er auf die Empfehlung Amors so unerhört und ungesehen singen kann, als der Ritter von der traurigen Gestalt seine Dulcinea. Ich sage singen; aber besser:

Die es ihm jetzt beliebt, in Versen vorzutragen,

(juvat dicere versibus.) Und dies beliebt ihm, so oft die stille Nacht anbricht, so oft die Luna ihr schönes Haupt vorstreckt, so oft es der Echo beliebt nachzuseufzen. — Mein unverdorbner Leser Horaz wirft solche Horaze zurück, es fehlt ihnen Eins: der Geist Horaz im Ganzen der Ode.

Wer aber kein Odengenie ist? der soll wenigstens ein Jüngling von Geschmacke werden. So sang der Römer, das ist seine Welt; so wir nicht — wer hat Vorzüge? So sang Horaz: das ist sein Wortsbau, seine Lieblingsgegenstände, seine besten Uebergänge, die Composition seiner Gemälde, die Einpflanzung derselben in dies und jenes Sylbenmaß: dies wählt er jetzt, dies irgendwo anders. Nun endlich — wie ausgesucht Alles! Gedanke, Wendung, Ausdruck, Wort! das ist seine Manier, das ist mein lieber Horaz! — Und wenn mein Jüngling auch von der Kritik Profession mache: wenn ich ihm auch nachher vollständiges kritisches Geräth zur Hand legte, und die vornehmsten Abwege der Kritiker zeigte — niemals weiche er doch aus dem Gleise, aus der Odenillusio des Dichters — — Wie weit sich Herr Kloß mit seinen bisherigen Horazischen Werkchen um diese verdient gemacht, beurtheile ein ander.

7.

Ich schließe, und finde nöthig, folgendes hinzu zu setzen. Freilich habe ich diesmal, statt in Kritischen Wältern, oft in Kritischen nugis herumwandeln müssen: allein warum schreibt Hr. Kloß 261 solche am liebsten? warum hat er fast nichts, als solche, geschrieben? warum spricht er bei ihnen in so vornehmen Tone? warum läßt man sich von diesem Tone so überstimmen, daß man sie als Offenbarungen Apollo's lobet?

Das muß uns freilich Herr Kloß nicht überreden wollen, daß seine Verweise, und Lobsprüche auf Homer, daß seine Mythologischen Achtsstralen, daß seine schöne Kunstvorschläge aus unsrer Religion, daß seine Schaanvisionen, daß seine Horazischen Einfälle Etwas, auch nur einen Funken Neues enthielten; blos den mittelmäßigst belesenen Leser kann seine Mine so Etwas überreden. Aber daß alle diese sogenannten Alterthumsschriften voll Fehler und Irrthümer, und durchgängig mit dem seichtesten Urtheile abgefasset sind: das will ich nicht den Leser überreden, das mag er selbst beurtheilen.

Wie ich aber an dies Urtheil komme? Nicht anders, als auf einem sehr erlaubten Wege. Ich habe nicht die Ehre, Herrn Kloß von Person zu kennen, oder mit ihm in einiger Verbindung zu stehen; aber seine Schriftchen habe ich gelesen, überdacht, seicht gefunden, und endlich mich gewundert, daß jemand sie anders finden können. Zwar warum mich gewundert? mich selbst hat beim ersten 262 Lesen die Lateinische Sprache, und die leichte und doch so vornehme Mine blenden können; aber beim zweiten Lesen war der Duft verflogen, und eben die Mine, mit der er seine Schrift über das Studium des Alterthums, seine Münzenschmiederei geschichte u. s. w. schreiben — die gute Deutsche Ehrlichkeit, mit der so viele diese Mine haben ansehen können; freilich! die, und nichts mehr, hat mich zu einem kritischen Spätzergange in seinen Schriften lästern gemacht, mit dem ich fortzufahren gedenke.

Ich habe eigentlich nicht für, auch nicht gegen Hr. Kloß geschrieben. Ist aber jemand, der meinen Gründen Gegengründe,

und meinen Zweifeln Beweise entgegen setzen will: wohl! mein Name ist keine Sünde, ihn wolle man also nicht errathen, oder weizagen; wenn aber meine Schrift Sünde seyn soll, so bin ich der Erste, sie auf den Ersten Wink zu prüfen; zu verdammen oder zu vertheidigen. Nimmt aber jemand zu dem elenden Mittel seine Zuflucht, die Sache in Personellsvermuthungen, in leere Allgemeinsätze, in Nebensachen, oder gar in die Gegend des Lächerlichen, oder der Pöbelshimpfe zu spielen: so erkläre ich mich, daß ich dies als das sicherste Kennzeichen vom Treffenden meines Urtheils ansehen, und ruhig fortfahren werde. Und überhaupt habe ich zu viel Achtung 263 gegen mich selbst, als daß ich mit dem Verfasser des Anti-Burmannus, des Funus Petri Burmanni secundi, der Rede des Milphio ad compotores, und des Schulmeistergedichts auf den Tod Burmanns, einen gelehrten Streit führen wollte; vielleicht wird das Publikum auch etwas von der Achtung gegen mich haben, mir einen solchen Streit zu erlassen.

---

# Kritische Wälder.

---

oder  
einige Betrachtungen  
die  
Wissenschaft und Kunst  
des Schönen  
betreffend,  
nach Maßgabe neuerer Schriften.

---

Drittes Wäldchen  
noch über einige Klotzische Schriften.

---

— There are — — who will draw a man's character from no other helps in the world, but merely from his *evacuations*; — but this often gives a very incorrect out-line, — unless, indeed, you take a sketch of his *repletions* too; and by correcting one drawing from the other, compound one good figure out of them both —

TRISTRAM SHANDY. Vol. I. Chap. 23.

---

Riga, bei Hartknoch, 1769.



(3)

## Vorrede.

Ein Kunstrichter soll nicht anders, als ein böses Herz, haben können — ist dies, so wehe dem Verf. der kritischen Wälder. Er hat mit Grimm und Bitterkeit: er hat, weiß Gott, aus welchen schwarzen Gründen und zu welchen bösen Absichten geschrieben — niger est! — —

Also muß ein Kunstrichter ein böses Herz haben! warum? weil er Fehler auffüchet, und wer Fehler auffüchet, der — Aber mit einer Erlaubniß! wenn er sie nicht auffücht, nicht auffüchen darf, wenn sie ihm in vollem Maße selbst zuströmen?

(4) — Dann sollte er sie bedecken! Fehler bedecken, das thut die Menschenliebe! — Bedecken also? aber wenn sie sich nicht bedecken ließen, wenn sie, bedeckt, und mit einem sanften Gehinkum verschlucket, um so schädlicher wären, ißts da nicht doppelte Menschenliebe, sie zu entlarven? Doppelte Menschenliebe; denn so wird der junge unerfahrene Leser gewarnet, sie nicht für Tugenden anzusehen und anzunehmen: der fehlerhafte Schriftsteller selbst, wenn er noch zu bessern ist, gebessert, oder wenigstens dahin gebracht, nochmals zu prüfen, auszutilgen oder zu verstärken. Ich sehe in keinem Falle Nutzlosen Menschenhaß.

Was der webende Wind wachsenden Bäumen ist, Stärkung ihres Stammes, das ist der Widerspruch für unsere Meinungen und Lehrsätze. Ein freundschaftliches Gespräch, ein Pro und Kontra im Umgange, oder im lebendigen Vortrage, bringt oft weiter, als hundert einsame Discussionen auf einem und demselben Pfade. Dort wird jede Idee gewandt, ventilirt, geprüft, (5) und also entweder bestärkt, oder geschwächt: der Geist wächst in dem Zwiste der Akademie, wie der Leib in den Übungen der Palästra.

„Aber dazu sind Journale, Zeitungen!“ Auch meine kritischen Wälder mögen so etwas seyn, und wollen noch mehr seyn. Ein Journal gibt Auszüge und nur über dies und ein anderes Einzelne seine Meinung: der Bergliederer eines ganzen Buchs thut mehr, als — vielleicht selbst sein Verfasser gethan. Sich in den Plan des Ganzen setzen, hier und im Einzeln auf die Fehler oder Schönheiten zeigen, ergänzen, das thun vielleicht nur einige Journale! das ist so schwer, als selbst Schreiben, und eben bei dem elendesten Buche am schwersten. Klozens Münzbüchlein wird ihm nicht die halbe Arbeit gekostet haben, die seine Analyse mir; vielleicht aber wird diese auch um die Hälfte nützlicher werden können, als jenes selbst. Ein zergliedertes Buch ist doch bildender, als ein zusammen geschmiertes.

Sollte mein Zeugniß hierinn nicht gelten: so mag der englische Swift\* zeugen: er giebt so umständlichen Bergliederungen einen Werth, von dem ich mir gern auch nur die Hälfte zu eignen wollte. Eben daher wird man auch das oft Kleinfügige in meinen Disputationen entschuldigen. Sollte das Ausgefundne oft nicht wichtig seyn: so suche man an der Methode selbst zu lernen.

Ich habe dazu Schriften gewählt, die bekannt gnug waren, und über die, wenn ich gefehlet habe, ich wenigstens auf meine Kosten gefehlet. Von Lessings Laokoon erinnere ich mich keine einzige Erinnerung, die ich gemacht, sonst gelesen zu haben, und über Klozens Schriften war, was ich urtheilte, auch noch nicht geurtheilt. Da ihr Verf. sich der meisten Zeitungen und Journale in Deutschland versichert hat, und diese doch leider! für das Publikum schon gelten: was war nicht der Mann geworden? und was sind seine Schriften! Was ist nicht Hr. Riedel geworden? und was sind seine Theorie und seine Briefe?

Hier den Ton der Gleichheit und des Verdienstes herzustellen: jene Lobſchreiende, alles überschreiende Stimmen etwas

---

\*) Vertheid. des Märchen von der Tonne.

zu mäßigen, das war meine Absicht. Lessings Laokoon war, dünkte mich, noch nicht würdig gelobt: denn er war noch nicht bis auf sein Wesen durchdrungen. Klozens Schriften über schwänglich gelobt, und verdienten nicht, angesehen zu werden. Riedels Theorie übermäßig gelobt, und ist das mittelmäßigste, unordentlichste Werk, das ich mir bey einer Theorie denken kann. Hier der Kritik die Stimme der Freiheit wieder zu geben: das Unwürdige öffentlich zu tadeln, damit dem Verdienste sein Lob noch angenehm seyn könnte — das war meine patriotische Absicht!

„Aber so ernsthaft, so bitter!“ Noch immer patriotischer Ernst! ich mag die süßtönende Lammartige Stimme nicht: mag (8) nicht den schmeichelhaft sich bückenden Ton, in dem die sprechen, die wieder gelobt seyn wollen. Man tadle mich! man tadle mich heftig! ich mag nicht kriechen! und wenn es Mode des Jahrhunderts wäre!

„Ernsthaft also, aber warum bitter? warum mit Galle?“ Mit Galle gegen die Person im geringsten nicht. Da ich nicht das Glück habe, in Halle oder Erfurth zu leben: warum sollte ich den Lehrern daselbst ihren Beifall beneiden? aus Eifersucht schmälern? aus Habsucht an mich ziehen wollen? „Aber mit „Bitterkeit gegen den Schriftsteller, und dazu unwürdig, unhöflich, ungezogen!“ Die Vorwürfe sind hart, und sie wären siebenfach hart, wenn man sie von meinem ersten Wälzchen sagen könnte! Aber in einem Zeitpunkte, wo das Schmeicheln Mode wird, wo der Geschmeichelte mit dem Publikum, mit Welt und Nachwelt im hochtrabendsten Tone spricht, und auf seinen eingebildeten Werth so sicher rechnet, als der Kaufmann auf seine (9) Papiere — wie? ist's da dem Patrioten so unverzeihlich, wenn er auch in der Gegenstimme ausschweift? wenn er seinen rechtmäßigen Tadel mit Feuer sagt? O sollte mancher so viel zurückzahlen müssen, als er unrecht zu empfangen gewußt, wie viel ist er noch schuldig? — Und zudem, ist hier wohl die Hälfte der Ungezogenheiten, die die Klozische Bibliothek gegen die besten

Schriftsteller Deutschlands bewiesen? und ist bey einem Klub, wo sanfte Kritik den Lauf des Muthwillens nicht stören kann, ein andrer Weg möglich?

„Aber warum Namenlos, aus dem Dunkeln hervor?“ Habe ichs nicht schon gesagt: mein Name ist keine Sünde! War mein Buch wider den Charakter der Ehrlichkeit seines Schriftstellers: war es wider die Religion und den Staat; so ging es die Censur, so sollte es nicht gedruckt werden! Und in diesem Fall allein ist der Name des Schriftstellers und seine Person in sein Werk verflochten! — Aber nun! nichts als kritische Streitigkeiten, Ventilationen dieser und jener Frage, Berglie- (10) derungen von Schriften, um den Werth und Unwerth derselben zu zeigen — wozu da der Name? Der Verf. darf ihn nicht, und wird ihn auch nie entdecken: er wird nie das Buch unter die Kinder seines Namens aufnehmen: denn es war nicht dazu. Es war blos für eine Zeitverbindung geschrieben, die der Literatur schädlich ward: in einem Tone geschrieben, der für das Ohr dieser Zeitverbindung eingerichtet war: über Sachen, wovon damals jeder sprach und schwätzte. Er kann also wohl einmal einzelne Materien ausheben, und für die feinigen erkennen, die etwa dauren können: der Wald selbst aber hat keinen Namen — *αγωνισμα μαλλον, ει κτημα ει αει.*

## I. Ueber Hrn. Klozens Buch vom Münzengeschmacke.

1. Die Schrift ist weder schön im Vortrage, noch Beitrag zur Geschichte, noch im würdigen Ton geschrieben. Was der süße Kammerton unsrer Zeiten seh?
2. Probe von der Feinheit der Klozischen Empfindungen. Rettung der Münzgelehrten, die mehr thun, als schmecken. Einfügung der Geschmackslehre auf Münzen mit andern eben so nutzbaren Zwecken.
3. Ein langes Register von Stellen, wo Addison mit unserm Kloz gewandert. Vorzüge des Deutschen vor dem Britten an Rednerischem Schmuck, an Bestimmtheit und Ordnung.
4. Vorzeichnung zu einer historischen Theorie des Geschmacks alter und neuer Münzen. Vorzüge der Griechischen Numismatik erklärt, aus ihrem Nationalcharakter, aus ihrer Succession auf die Aegypter in der Bildersprache, aus ihrer Religion, ihren Allegorien von Städten und Ländern, abzubildenden Sachen und Begebenheiten, Personen und Inschriften, aus ihrer Bilderkunst, und Poetischen Cultur des Publikum — alles im Kontrast unsrer Zeiten.
5. Hiernach eine Pragmatische Münzengeschichte des Geschmacks. Prüfung der Klozischen Ideen darüber. Ob sich auf alten Münzen nur schöne Gestalten finden? Ob Winkelmann seine Gesetze der Allegorie für Münzen gegeben? Ob eine Münze freies Kunstwerk sey? Ihre wahre Natur ist symbolisch.
6. Wie weit sich aus Münzen auf den Geschmack einer Nation schließen lasse? Nach Einer, nach allen Griechischen, nach den Römischen, nach den Gothischen und Barbarischen der mittlern Zeiten; nach der Numismatik unsrer Zeit geprüft. Wunsch nach einem Numismatischen Goguet.
7. Wie fern die bildenden Künste die Denkart des Künstlers verrathen? Wie fern eine Münze dies kann? Ob sie die Denkart des Fürsten schilddere? Proben der Alberheit dieses Satzes. Ob der Moralische Charakter ganzer Nationen auf Münzen zu suchen sei? Beispiele an den mittlern Zeiten, Holländern, und Deutschen. Lobrede auf die Epoche des Geschmacks, die Hr. Kloz in Deutschland macht.

8. Wenn Münzen vom Geschmack der Nation zeugen sollen: so müssen sie ein Werk des Publikum, und ein freies Kunstwerk seyn. Ob sich von ihnen die Bildung des Geschmacks anfange?

Statt des Beschlusses der Auszug aus einem Briefe.

## II. Proben von der Gründlichkeit und Unpartheilichkeit (13) des kritischen Urtheils der actorum.

Neber Harles Vitas philologorum. Ob sich ein biographischer Charakter aus Oden entwerfen lasse? Lächerliche Kleinigkeiten in Hrn. Kloz' eignem Leben.

Neber den Charakter Pindars. Rettung und Erklärung der ausschweifendsteu Pindarischen Ode.

Neber Breitenbauchs Schilderungen, der uns einen Horaz liefern wird.

Hausens Geschichte: dergleichen noch nie erschienen.

Neber D'Argens Julian. Charakter Julians, wie ihn Hr. Kloz kennet.

Neber Damms Lexicon. Nutzbarer Gebrauch desselben.

Neber die Briefe eines Mentors. Beste Probe von charakterisirenden Anekdoten.

Hausens Weltgeschichte. Seine schöne Gabe zu charakterisiren. Charaktere Karls des Großen, Ludwigs des Frommen u. s. w. Neber die Charakterstellung überhaupt.

Urtheil über die acta überhaupt in ihrer Schreibart, und kritischem Geist.

1. Hr. Kloz sollte sich nicht mit der Theologie befassen. Seine Classification mit Teller und Basedow. Ob unsre Orthodoxie in Kloz' Latein um= (14) gegossen werden solle?

2. Die Reichsgeschichte ist nicht à la Grecque oder à la Françoise zu schreiben. Unterschied unsrer Geschichte von andern in der ältesten Zeit, und in den mittlern Jahrhunderten. Ob eine Deutsche und Reichshistorie zwei Dinge sind? Bemerkungen über die Eigenheit unsrer Geschichte und wie sie Idiotistisch zu schreiben sei.

3. Satyren auf die Metaphysik und Philosophie. Sie rächtet sich gegen ihre Verächter.

4. Von dem Buche über geschnittne Steine. Dessen Belesenheit, Ordnung und Eintheilung wird gelobt. Proben von dem guten Tone in ihm. Allgemeines Urtheil. — —

— Leßings Antiquarische Briefe. Schluß —

Drittes Wäldchen  
über einige Klozische Schriften.

---

1.

Münzenschmeckerei — das Wort scheint verächtlich: wie aber, wenn ein Titel Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen<sup>a</sup> seiner Ausführung nach nicht besser, als so, könnte zusammen gezogen werden? — Ich will mich, so viel ich kann, nach Griechenland zurück setzen, und lesen, als ob ich einen Griechen läse. Das Attische Publikum in Deutschland sei zwischen ihm und mir Zeuge.

Zwar Griechisch schön im Vortrage ist dies Schriftchen wohl 16 eben nicht, daß nämlich einfältige Hoheit, nachdrückliche Kürze, und seine Schönheiten des Styls sich in ihm vereinigen sollten. Der Klozische Styl mag immer die Schönheiten haben, die der Kupferstecher Allechement nennet; aber Richtigkeit der Zeichnung, und Kraft entgeht ihm völlig. Der Freund und Beurtheiler<sup>b</sup> Hr. Klozens, „bei dem seine zärtliche Liebe gegen den Berf. diesmal „über seine großen Einsichten, und scharfe Beurtheilungskraft die „Oberhand behalten,“ mag davon sagen „was Hr. Kloz ihm nicht verbothen;“<sup>c</sup> ich kann nicht anders, als durchgängig einen langweiligen homiletischen Ton finden, der fast nie so recht Griechisch oder Deutsch heraus sagt, was er sagen wollte. Langweilig jedes

a) Beitr. zur Gesch. des Geschm. und der Kunst aus Münzen vom Hrn. Geheimenrath Kloz, Altenb. 1767.

b) Kloz. eigne Bibliothek St. I. Vorr.

c) Ebendas. Seite 71.

Punktum her<sup>1</sup> geholet, gefettet und umwunden, nach einem zehn Seiten langen Eingange, der eine höfliche Empfehlung sein selbst und weiter nichts enthält, als denn erst ein prächtiges ebenfalls zehnseitiges Exordium vorausgeschickt, als denn ein halbblindes Thema Kanzelmäßig in zween Theile zerstückt, so mit beständigen Ausschweifungen, in lauter Geschmacksvollen Anmerkungen, mit öftern höflichen Freundschaftsbezeugungen zweihundert Seiten hin deflamirt, als wenn jede Periode aus dem Lateinischen übersetzt wäre, als wenn zu jedem Stäubchen zween Windmühlen und zur Schriftstellerhöflichkeit beständig fortscharrende Komplimente nöthig wären — zu einem solchen Vortrage würde ein Griechischer Longin frei heraus sagen: *φλοιωδῆς γαρ δὲ αὐτῷ καὶ φυσιῶν, κατὰ τὸν Σοφοκλέα „οὐ συνρροῖς μεν αὐλισκοῖσι.. φροβεῖας δὲ τερεροῦς δὲ φῆσι ξηροτερούς τιθετικας.* Wer da will, verdeutsche das Urtheil.

Was ein Griechen mit dem Worte Geschichte verbände, ist hier nicht verbunden: ich mag das Titelwort Beitrag zur Geschichte so diminutivisch nehmen, als ich kann. Hier wird weder Zeitfolge sorgfältig bemerkt: noch die überhingeworfnen Anmerkungen wenigstens durch einzelne Beispiele der fortgehenden Zeitfolge scharf bewiesen: noch weniger von einer Nation nach der andern, insonderheit in den neuern Zeiten, Beispiele der successiven und coexistenten Geschmacksvänderungen gesucht; noch weniger die Ursachen des veränderten Geschmackes aus dem Chaos der Geschichte heraufgeholt — ist das Beitrag zur Geschichte? Zu einigen allgemeinen und zu sehr bekannten Bemerkungen, die über Völker und Zeiten durchhingeworfen, und fast immer halbschielend wiederholt werden, zu diesen einige leidliche Exempel beizutragen, die aus bekannten Büchern, und im ganzen süßen Flüßwasser des Buchs doch nur rari nantes in gurgite vasto sind — — aus diesen von der Ehre und Schande aller neuern Münzen so allgemein und entscheidend zu reden, als hätten sich alle zur Musterung dargestellt, und doch

1) A: „Punkt umher“ („Punktum umher geholet“? vgl. II, 341 Z. 19)

nichts als die allgemeinen Geschmacks- und Barbareiperioden, jede mit Einem Beispiele vielleicht auszurüsten, und diese ausgerüstete Figur dann mit halbem Leibe uns hinzustellen — ist das die Ciceronianische Ankündigung „der Sache, die ich mir vorgesetzt habe? Meine Absicht ist, aus den Münzen gleichsam eine „Geschichte des Geschmacks und der Künste zusammen zu setzen, und ihre Blüthe, oder ihren Verfall aus denselben zu beurtheilen. Ich werde daher die alten Münzen, welche besonders unsre Aufmerksamkeit auf sich ziehen, mit den neuern vergleichen: Ich werde die merkwürdigsten Perioden in der Geschichte der Kunst durchgehen, die Münzen, welche zu jeder derselben gehören, betrachten, und nach der größern Anzahl „guter oder schlechter Stücke mein Urtheil fällen.“\* O Dea Moneta, wo ist dies alles in meinem lieben Büchlein?

Noch minder ist der Ton getroffen, in dem die Griechen etwas, was zur Geschichte gehörte, lesen wollten: der Ton des bescheidenen Anstandes, der weisen Mäßigkeit. Kein Herodot, ob er gleich mit seiner Historie als ein Wunder seiner Zeit auftrat, kein Thucydides, kein Xenophon, oder jeder andre Geschichtsartige Schriftsteller kündigte sein Thema so kostbar, so selbstwichtig an, als wenn man blos der Stirne nach von aller Welt schon mit zurückfahrender Bewunderung empfangen werde,<sup>a)</sup> „Augen voll Entzückungsvoller Aufmerksamkeit habe, die Niemand hat, die nur ein Nikomachus, Pietro di Cortona, Angelo, Addison, oder wie die Litanei der Geschmacksnamen nach der neuesten Mode weiter heiße, ohngefähr habe: als wenn man an Münzen hören, sehen, schmecken, und fühlen könnte, was sonst niemand sah, als wenn man von allen Vorgängern in der Münzwissenschaft, (einen Addison ausgenommen) verschieden, als eine Seltenheit seiner Tage, als ein Rüstzeug des guten Geschmacks auftrete, eine Epoche machen, und der Welt Tag geben solle u. s. w.“ so würde ein Griech nicht

\*) [S. 23.]

a) Eigne Worte Klotzens. S. 3. 4. 5. 6. — —

sprechen. Nicht bei Ankündigung seiner Schrift, nicht mitten in der Materie zur Zeit und Unzeit, nicht bei dem Schlußseegen, nirgends würde er sich als eine Mauer für den Geschmack eines ganzen Landes gegen die Ausländer vorziehen, allen Zeiten vor ihm die Spitze bieten, auf einen Zug von Nachfolgern hinter sich rechnen, überall im Tone des Rednerego sprechen — ein Grieche spräche so nirgends.

Um wenigsten wüßte ein Grieche von dem seligen Privattone, in dem unsre Zeit, die so sehr das Natürliche liebt, in manchen 20 schönen und überschönen Schriften lieb kostet. Jene redeten vor dem Publikum, als vor einem Kreise würdiger Kenner und Richter; nicht aber so freundschaftlich süße, *amicus ad amicum*, oder wie Cicero *ad familiares*. In ihren besten Zeiten kannten sie die Lallagen des Styls nicht, *dulce ridentem, dulce loquentem*; sie sprächen mit dem Publikum doch etwas anders, als der Ehegatte in seiner Schlaffammer, oder der süße Schriftsteller im Cabinette seines lieben, seines herzlich lieben Freundes.

Ein Grieche dachte selbst — — doch wo zu der fortgesetzte Name eines Griechen? Hr. Klop ist kein Grieche; er läßt andre für sich denken und schreibt; eben dadurch aber wird, was andre gedacht haben, und er anzuführen beliebt, sein. Im Alterthume ist seine Kunstmuse von Winckelmann, Lessing, Du-bos, Caylus; und in Neuern von Addison, Hagedorn, Watelet, Du-bos und einigen andern Franzosen so ganz besessen, daß, wie gesagt, immer Herr Klop spricht, und fast immer ein anderer durch ihn. Er weiset andre durch andre, Winckelmann durch Wacker, Lessing durch Wacker, Caylus durch Winckelmann, und Lessing durch Caylus zurecht; so zurecht, als wenn alle diese, als Unterbibliothekare seiner Bibliothek unter der Aufsicht des Herrn Geheimen Raths, sich wechselseitig verbessert und das entscheidende Urtheil darüber durch 21 eine bündige Citation ihm überlassen hätten. Ueberhaupt gehört hinter jede leidliche Anmerkung ein fremder Name, und wo er nicht steht, wollte ich ihn zuschreiben. Zu diesem Münzbüchlein wenigstens dörfte ich nicht eben lange nachsuchen: denn was Plato zum

Antimachus sagte: würde ich hier zu Addison sagen können: hic mihi instar omnium! und Addison, welch ein guter Tröster!

Da nun Hr. Kl. als Critikus über den Geschmack gesammelter Völker und Zeiten urtheilen; als Sammler Belesenheit zeigen: als ein Schriftsteller von sittlich feinem Geschmacke schön schreiben: als ein Ehrenmann Höflichig sprechen: als ein Gefühlvoller Freund, Dankbarkeit und Ergebenheit bezeugen: und bei allen als Magister der freien Künste zuweilen noch eine kleine lustige Schnurre anbringen will; so denke man sich in diesem Gemische den würdigen Ton eines Lehrers über die Geschichte der Kunst, den wir an Winkelmann so tief bewundern. Man vergleiche diesen artigen Beitrag mit des andern seiner Geschichte, und siehe da! Winkelmann in klein Octav! — Verzogene Anpreisungen des guten Geschmacks wechseln mit sittlichfeinen Artigkeiten, mit spaßhaften Anekdoten, mit herzlichschönen Complimenten an seine Freunde und Gönner ab: bald spricht „ein Kunstrichter von richtigem Geschmacke,  
22 „Du Bos, bald der unsterbliche Mengs, bald ein Mann, wel-  
„cher die tiefen Einsichten, und alle Eigenschaften eines großen  
„Genies durch sein Menschenfreundliches und tugendhaftes Herz ver-  
„edelt, und von welchem man sagen kann, daß seine Schriften die  
„Schilderung des liebenswürdigsten Mannes sind;“ bald Hr. von Vol-  
taire in seinem temple du goût: bald thut der Verf. „für Deutsch-  
„land das Gebet, das Hr. Watelet an die himmlische Venus  
„abschickt;“ bald befiehlt er den Fürsten im Namen der Nachkom-  
menschaft, wenn sie Münzen schlagen lassen, Longin zu lesen. Der  
Abt Böhmer und „jene geistreiche Engländerin Montague:“ Span-  
heim und ein Französischer Landjunker: Young in seinen Nach-  
gedanken und Lucian, und „ein wißiger Mann, der Abt Trublet“ — auf zwei Blätterchen<sup>a</sup> kommt diese seltne Gesellschaft zusammen, und drückt sich so auf einander, daß der Verf. mit einmal „ermü-  
„det von Scholiaſten und gesättigt mit der Gelehrsamkeit stolzer  
„Kunstrichter, in Leſſings, Weißens, Duschens, Uzens und Hage-

a) S. 98. 99. [100. 101. 102]

„dorns Schriften Erquidung sucht, von furchtbaren Folianten in „die lieblichen Umarmungen des freundschaftlichen Gleims flieht, „oder bewundert in den Schriften des Patrioten Mosers erhabne „Züge der deutschen Redlichkeit.“\* D wenn einst Griechen wieder 23 aufleben —, unpartheiische Nachwelt, die entfernt von unserm Familienton und süßen Zeitgeschmack unsre viros suavissimos wägen wird — oder du unser Deutsches Publikum, das von jeher entmannete Weichlichkeit, und verwelkte Rosen verachtet hat, dessen Gesinnung immer ernste Vernunft, Kraft, und das Nahrhafte des Geschmacks gewesen, wirst du dich mit einem schönen Blumengespinste, das man wie jenen alles übertreffenden<sup>a</sup> Tryphonischen Schleier, dir überwirft, dich immer täuschen lassen? — Ich schreibe für Deutschland, und ich weiß, die stillen Kenner (und sie sind das wahre Deutsche Publikum) auf meiner Seite: der große helle Haufe lobt und wird gelobt, allein — — the charm's<sup>1</sup> wound up!

Warum aber so lange bei dem Gerüste eines Buchs? Denkart eines Schriftstellers, Denkart, die sich in allen Schriften desselben äussert, Denkart, die sich, wie eine Lustseuche des guten Geschmacks, so gern weiter ausbreitet, ist mehr als Gerüst. Und wenn es auch nur dies wäre: ins Gebäude selbst wage ich mich kaum; es drohet über mich einzustürzen. Ich fürchte: ich fürchte, die ungeheure 24 Anheisung: „aus Münzen eine Geschichte des Geschmacks und der „Künste zusammenzusetzen, und ihre Blüthe, oder ihren Verfall aus „denselben zu beurtheilen“ sey, so wie sie Hr. Kl. nimmt, eine farbichte Luftblase, sie ist das prächtige Thema des Buchs.

Geschmack aus Münzen: wie weit lassen sich Münzen schmecken? was lassen sie für Geschmack auf der Zunge?

---

\*) [S. 103].

a) Die Allegorie der Griechen und Römer (das muß ich doch sagen, Hr. Kloß mags wollen, oder nicht, daß diese Stelle vortrefflich ist!) ist wie der leichte Schleier des Tryphon. s. Kloß. Bibl. [I]. S. 64.

1) Η: charms

Geschichte des Geschmacks aus Münzen: läßt sie sich geben? wie weit ist sie sicher? Geschichte des Geschmacks und der Künste aus Münzen nach Zeiten und Völkern? Kann die Göttin Moneta eine sichre Zeugin über so Etwas seyn?

Man sieht, ich muß anfangen, wo der Autor nicht anfing, von Grundaus; ich werde zeitig gnug ans Gebäude und endlich auch ans Gerüste zurückkommen.

---

2.

Geschmack aus Münzen. „Vielleicht äussern einige Antiquarien unsers Vaterlandes über meine Absicht, das Wachsthum und den Verfall des Geschmacks und der Künste bei einem Volke aus dessen Münzen zu zeigen, eben die Verwundung, mit welcher man vor Zeiten die entzückungsvolle 25 Aufmerksamkeit begleitete, die die Augen des Nicostatus auf des Zeuges Helena gehetzt hatte. Ich wünschte, daß ich mich durch das Bewußtseyn größerer Verdienste und Einsichten in die Kunst berechtigt fühlte, mit dem edlen Stolze des Malers ihnen antworten zu können: „Ihr würdet euch nicht wundern, wenn ihr meine Augen hättest.“ Es ist gewiß, daß viele Personen einerlei Gegenstand betrachten, und gleichwohl viele nicht dasselbe an ihm bemerken können, was sich dem Auge eines Einzigen in einem reizenden Glanze darstellt. Manchen wird der Anblick einer Gothischen Cathedralkirche eben so sehr rühren, als des Pantheons zu Rom, und die Entzückung, welche Pietro di Cortona bei dem Anblicke des Pferdes des Marcus Aurels in dem Hofe des Capitols die Worte oft ablockte: „So gehe doch fort, weißt du nicht, daß du lebendig bist?“ kann von den wenigsten auch nur begriffen werden. Wie viele Künstler waren nicht von jenem Rumpfe einer alten Bildsäule weggegangen, ohne die glückliche Entdeckung gemacht zu haben, die Michel Angelo fand! Er

„bemerkt blos an ihm einen gewissen Grundsatz, welcher nach „Hogarth's Urtheile, seinen Werken einen erhabnen Geschmack gegeben, der den guten Stücken des Alterthums gleich kommt. „Ich glaube, daß Addison aus einer Empfindung, die er 26 sehr oft in seinem Leben erfahren haben muß, die Vorzüge eines glücklichen Geistes geschildert habe. „Ein Mensch, sagt er, von einer geschräfsten Einbildungskraft, wird in mancherlei große Vergnügen geführt, die der gemeine Mann zu bekommen nicht fähig ist.“ u. s. w.<sup>a</sup> So aufmerksam man bei Erzählung solcher vornehmen Empfindungen und Erfahrungen seyn mag, wer kann dem Geschmackvollen Autor bis auf Felder und Wiesen folgen? Gläubig höre ich den Parenthyrus unnenbarer Gefühlsarten: „entzückungsvolle Aufmerksamkeit, die die Augen anheftet, „die mit Verwunderung begleitet wird: das Bewußtseyn, das sich „wozu berechtigt fühlt: Die Bemerkungen an dem, was sich dem „Auge eines einzigen in einem reizenden Glanze darstellt: die Entzückung, die Worte ablockt, und die von den wenigsten auch nur „begriffen werden kann: die Bemerkung eines Grundsatzes, der „den Werken erhabnen Geschmack gibt: die Empfindung, die der „und jener sehr oft in seinem Leben erfahren haben muß u. s. w.“ Diesem ästhetisch-psychologisch-mystisch erhabnen Jargon von Kunstgefühlen, der jetzt in die Stelle abgelebter Theosophischer Empfindungen und Seelenerfahrungen tritt, höre ich andächtig zu, und antworte Hr. Klozen auf sein „Ei ja! wenn ihr meine Augen 27 hättet!“ durch den herzlichen Seufzer: „Ach! hätte ich Deine „Augen!“

Er fährt epanorthotisch fort: <sup>b</sup> „Wie verschieden sind nicht die „Absichten, welche die Gelehrten bei dem Studio der alten Münzwissenschaft haben! Unter einer großen Anzahl derer, welche sich „damit beschäftigen, habe ich nur sehr wenige angetroffen, „die einen andern Nutzen davon zu ziehen gewünscht hätten, als „welchen der gemeine Haufe der Antiquarien bei seinen mühs

„samen Arbeiten kennet. Zufrieden mit sich selbst und vergnügt  
„über die Lasten, welche sie ihrem geduldigen Gedächtnisse auflegen,  
„lachen diese bestaubten Männer über unsre gutgemeinte Frage, ob  
„sie auch in den Tempel des Geschmacks gehen wollen? und ant-  
„worten mutig: Nein! dem Himmel sei Dank! das ist nicht unsre  
„Sache. Geschmack ist nichts: wir besitzen die Geschicklichkeit, fremde  
„Gedanken durch lange Auslegungen zu erweitern; aber selbst den-  
„ken wir nicht. Die nützlichsten unter ihnen sind die, welche die  
„alten Münzen um deßwillen lieben, weil sie ihnen Gelegenheit  
„geben, chronologische Untersuchungen anzustellen. Ihre Arbeit  
„müssen wir mit Dank erkennen, und sie selbst verdienen ein  
28 „aufrichtiges Mitleiden, weil ihnen das Vermögen versagt ist,  
„bey ihrer Gelehrsamkeit zugleich das Vergnügen zu genießen, wel-  
„ches andern ein guter Geschmack gewähret. Spon, unter-  
„richtet in den Geheimnissen der Physiognomie, las die Denkungs-  
„art und die Eigenschaften der Menschen auf dem Gesichte, daß ihm  
„die Münze vorstelle, und Addison, höherer Gedanken fähig, ver-  
„gleich die Bilder auf Münzen mit den Gedanken der Dichter, und  
„rechtfertigte hiедurch seine Hochachtung für das Alter-  
„thum. Ich wünsche meinem Vaterlande mehrere Nachfolger  
„des letzten, und ich werde mich freuen, wenn unsre Ge-  
„lehrten künftig an den Gott der Künste und des Geschmacks  
„eben die Bitte thun, die Ajax beim Homer an den Jupiter that:  
„O! Vater vertreibe die Nacht, laß es helle werden, und gib, daß  
„unsre Augen sehen!"

Alle Hochachtung für Spons Sibyllenweissagungen, für  
Addisons Vergleichungen, für unsrer Deutschen Ajax Gebet an  
den Jupiter, oder für das Gebet des Aegyptischen Cynocepha-  
lus, daß der helle Mond wiederkehre; indessen dünkt mich doch das  
„aufrichtige Mitleiden," mit allen Gelehrten, die nicht, wie Hr.  
Kloß, an einer Geschichte des Geschmacks der Völker, Zeiten und  
Künste, aus Münzen, arbeiten, sehr entbehrlich. Es wäre um-  
29 sonst, die Nutzbarkeit des Münzenstudium zur Geschichte, Chrono-  
logie, Geographie, Naturwissenschaft, Mythologie, Rechtslehre und

der ganzen Rännniß des Alterthums, erweisen zu wollen, da solche in dieser Wissenschaft große Namen vor dieser Materie stehen, oder da viele, welches noch besser ist, durch ihr Beispiel die Sache selbst erwiesen haben. Nur so viel also gegen Hr. Kl., daß die Bearbeitung der Münzwissenschaft aus einem andern Gesichtspunkte; er sei nun Geschichte, oder Rechtsgelehrheit, oder Mythologie, oder eine Theorie der Medaillen überhaupt, noch gar nicht dem Geschmack an Münzen wiederspreche, ihn nicht verdränge; ihn vielmehr vorausseze, und mit ihm als Führer einerlei Reise thue. Hier den Geschmack als ein entlegnes eignes Land ansehen, ist eine Aussicht nach Utopien hin; und eben so viel, als Lebenslang die Logik studiren, ohne sie und alle ihre Zauberkünste jemals anzuwenden, sich Lebenslang den Geschmack zu kitzeln, ohne sich einige Nahrung dadurch erschmecken zu wollen. Der wahre Tempel des Geschmackß ist nicht eine Orientalische Pagode, ein Ruhesitz, wo man als am Ende seiner Wallfahrt sich niederläßt; er ist vielmehr wie der Tempel des Marcellus gebauet; die Pforte des Geschmackß, auch in Münzen, ein Durchgang zur Wissenschaft: zur Wissenschaft, welche es wolle.

Der Pöbel der Münzverständigen freilich — aber wer wollte 30 sich (es sei nun zu eignem Lobe, oder zum Tadel anderer,) unter den Pöbel mischen? Die Nutzbaren, die würdigen Münzgelehrten gerechnet; und bei denen sollte ihre Gelehrsamkeit dem Geschmacke wiedersprechen müssen? dieser von jener nicht oft eine Gesellin, oft gar eine verdeckte Minerva haben seyn dürfen, selbst wenn es auf wissenschaftliche Untersuchungen ausging? — Nicht zweifeln soll einmal diese Frage; sie soll blos die Erinnerung wecken! Wie? alle die großen Bearbeitungen in den Feldern der Numismatik, ohne Geschmack der Münzen bewerkstelligt? unter allen um diese Wissenschaft so verdienten Namen, wäre ein Addison, und Kloß das einige Duumvirat des Geschmackß? Jene Münzenhämmer und Münzenerklärer, weil sie nicht offenbar und allein vom Geschmacke schrieben; weil jener einen Theil der Geschichte, dieser einen Theil der Alterthümer, ein andrer einzelne Stellen der Alten und ein

vierter die Chronologie aus Münzen aufgekläret; darum sollten sie vom Geschmacke nichts gewußt? nicht die Schönheit der Bilder, und das Bedeutende der Allegorien, und die Weisheit der Inschriften gefühlt haben, an denen sie eine so unersättliche Augenweide fanden? Nicht im Mechanischen der Münzen Geschmack besessen, dafür sie eben auch in der Abbildung sorgten, und das mit Entzücken 31 priesen, was sich nicht abbilden ließ? Wie? daß sie bei diesem Selbstgefühl nicht stehen blieben, und eben mit der Erfahrenheit ihres Auges, und mit der Gelehrsamkeit ihres Geschmackes höhere Zwecke auszurichten suchten; nicht mit dem Instrument prahlen, sondern lieber Werke aufwiesen, die ihr Instrument in stiller Werkstatt verfertigt: soll dies ihnen gegen den zum Nachtheile<sup>a</sup> gereichen, der nichts als sein Instrument vorzeiget, der blos von Geschmack redet, ohne, was er damit zur anderweitigen Nahrung ausgestoßt?

Hr. Kl. hat ungefähr sagen wollen: daß es Leute gebe, die bei einer Münze vorzüglich auf Gelehrsamkeit sehen, und bei denen dieser Hang zur Belesenheit, das, was er Geschmack nennt, verschlinget; daß es Leute gebe, die bei einer Münze das Mechanische der Kunst richtig im Auge haben, und (man nenne dieses nun Kunsthissenschaft oder Kunstgeschmack,) von ihnen, als Geprägen, 32 urtheilen, und wenn sie muntern Geistes sind, sich über ein Kunstbild freuen können; daß es endlich auch Leute gebe, die vorzüglich auf das Schöne ihr Auge richten, und weder von Gelehrsamkeit noch dem Kunstmäßigen Hauptwerk machen. Wir wollen jene Münzgelehrten: die mitlern Kunstkänner: die letzten Liebhaber nennen; sie sind alle drei unterschieden, ihre Unterschiede aber fließen, so wie die Farben eines Regenbogens, oder eines spielenden Seiden-

---

a) Schon lange haben gründliche Kenner des Alterthums es beklagt, daß man so gern mit einem schönen Blendwerk aus den Alten davon prahle; ohne die Antiquität zur Wissenschaft anzuwenden. Noch neulich hat Ernesti in der Vorrede zu seiner Archäologie darüber geßagt, daß diese versäumt — er hätte dazu setzen können, daß sie nach der neuesten Mode gar verspottet werde.

gewandes, in einander. Der Künstler kann mehr oder weniger Liebhaber, der Gelehrte mehr oder weniger Kunstkennner, der Liebhaber mehr oder minder Gelehrter seyn. Nichts schadet dem andern: eins muß dem andern aufhelfen: und der wahre Philosoph der Numismatik ist alles Drei. Niemand also zum Nachtheile, wenn er seine Münzenwissenschaft auf Chronologie, auf Geschichte, auf Genealogie, auf Alterthümer gewandt: hätte er dem Publikum auch nichts als solche wissenschaftliche Untersuchungen geliefert, und den Geschmack an Münzen für sich behalten — unbeschadet! Röhlers historische Münzbelustigungen mögen nichts als historische Belustigungen, Gatterers Theorie der Medaillen nichts als Theorie der Medaillen; Baillants Münzenreihen der Könige, Städte und Colonien nichts als Numismatische Geschichte seyn: das Schöne, das überdem gesehen, und gefühlt werden kann, finde jedes Auge, jede Seele von selbst; wenn ihm nur das Bild des Schönen vor- 33 gehalten, wenn auch nicht jede Seite herab Geschmack gepredigt wird — denn überhaupt läßt dieser sich wohl wenig predigen.

Von jeher sind darüber Beeinträchtigungen gnug entstanden, daß Ein Gelehrter, oder überhaupt Ein Werkmeister die Arbeit einer andern Gattung über die Achseln angesehen: und es wäre Zeit, solche Blicke wenigstens öffentlich einzuhalten. Der Münzenschmecker, der auf das Schöne ausgeht, wirft dem Münzenkenner, der auf das Seltne, auf das Gelehrte, auf das Erläuternde sieht, vor, er habe nicht seine Augen. Habe er doch nicht! Hast du denn die seinigen? Wollte jeder nur das Schöne auf Münzen erjagen, wer würde sich um die Zeitpunkte bemühen, da es nichts Schönes auf Münzen gibt? Wer das Rechtsmäßige, das Urkundliche, das Zeitberechnende, das blos Seltne, auf ihnen bemerken? Und ob dies etwa nicht auch nöthig oder nützlich. Freilich sagt Heusinger zu viel, daß sich über die Münzen des mittlern Zeitpunktes ein so schönes Buch, als Spanheim, schreiben ließe; nicht aber ein so nützliches Buch? Der Rechtsgelehrte, der Diplomatikus, der Geschichtschreiber, der Alterthumskenner Deutschlands und so viele fleißige Beispiele reden. Sollen wir nun einen Joachim

mit Mitleiden ansehen, weil er kein Kloß ist, und die Verdienste eines Gatterers überschien, weil er auf keine Zfologie des Schönen arbeitet? Unbilliges Achselzucken! so bleibt Eine der nützlichsten Quellen von Urkunden unberührt! die nach unserer jetzigen Weltverfassung in guten Ausflüssen ausgebreiteter seyn dörste, als blos ein Gericht vom Münzengeschmacke.

Weg also aus dem Schriftlein unsers Autors — durch und durch weg mit dem gezierten hochtrabenden Tone, der sich überall brüsst. Herr Kloß lasse jeden die Münzen ansehen, wie er wolle; wenn er sie nicht des Geschmacks wegen ansiehet, gehört er eigentlich nicht vor diesen Richtersthuhl. Noch weniger schließe man, daß, wenn jemand mit seiner Münzwissenschaft zu der und jener andern nützlichen Absicht angeklagen, er deswegen nicht das Gefühl des Schönen besessen, nicht der Grazie geopfert habe, und wie die Modeausdrücke mehr heißen. Am wenigsten halte sich Herr Kloß für den ersten Apostel des Geschmacks in Deutschland. Viele, viele vor ihm Münzenkenner, Münzensammler, Münzenbeschreiber, Münzenzeichner, und selbst Münztheoristen vor und neben ihm, die das Schöne in den Alten geliebet, angepriesen, und zum Theil selbst nachgeahmet; die lange vor ihm über den bösen Geschmack geklagt; aber Hindernisse fanden, die Herr Kloß mit seinen süßen Vorschlägen übersiehet. Ob also viel Neues, und Gründliches im Kloßischen Buche sey, wollen wir noch nicht wissen; daß aber durchaus viel Geziertes, ein falscher Federschmuck, ein unausstehlich selbstwichtiger Ton herrsche — o ich will nicht alle Stellen auszeichnen, wo Herr Kloß „von dem gelehrten Auge des Kämers, von der „jetzigen und erst jetzigen Epoche des Geschmacks in Deutschland, „von den classischen Autoren desselben, von dem Zeitpunkte, „der auch den spätesten Nachkommen bewundernswürdig seyn „wird, von einem Manne, der die Vorzüge der Alten kennt, „von einer ganz eignen Art von Augen, Kunstwerke zu sehen „u. s. w.“ so sehr in seiner Person spricht, daß der geneigte Leser nichts als Komplimente gegen einen Schriftsteller machen kann,

der sich selbst so gut kennet, und so artig de se ipso ad se ipsum und ad familiares zu reden weiß, daß nichts darüber.

3.

Dies bei Seite, so ist doch das Schriftlein vielleicht eine Aesthetik, eine Geschmackslehre der Münzen, die in den Händen aller, deren Sache diese sind, von der Münzobrigkeit bis zum Münzenschlager Wunder thun müßte. Oder vielleicht eine Philosophische Grundlage zur Geschichte der Numismatik; oder — — wir wollen nicht zu viel erwarten.

Ein wohlbekannter Autor Joseph Addisōn hat wohlbekannte Gespräche über den Nutzen und die Vorzüge der alten Münzen geschrieben, die auch unter uns durch zwei oder drei Uebersetzungen <sup>36</sup> bekannt sind. Nun kommt ein wohlbekannter Autor, Christ. Ad. Kloß, der die Gespräche des Engländer <sup>36</sup> so artig in seine Deklamationen verpflanzen kann, daß es eine Freude ist. Er sagt selbst: Er könne nicht dafür, wenn er sich mit diesem Autor manchmal begegne: ich glaube wohl; aber wer kann denn dafür? — — Wir wollen uns das Vergnügen machen, die beiden Wanderer neben einander traben zu sehen: aber keine Nationalwette! der Deutsche kommt gewiß vor.

Addisōn, oder vielmehr sein Philander, giebts als Unterschied zwischen alten und neuen Münzen, „daß er sich auf jenen „keiner Bilder von Einnehmung der Städte erinnere, weil damals „noch kein Pulver und Blei im Gebrauche gewesen; unsre hingegen „stellten Belagerungen, Risse von Festungen u. s. w. mit allen „ihren Theilen vor.“ — — So Philander, und sein Mitsprecher Eugen zeigt ironisch als sehr recht und billig an, daß ein Fürst Modelle von dem Platze hinterlässe, den er verwüstet. — — Addisōn der zweite trifft hier so unvermuthet auf das Paar, als fände ers vornehm und unverhofft selbst als einen besondern Einfall, auf neuern Münzen ganze Pläne abzuzeichnen u. s. w.<sup>a)</sup>

a) S. 34. 35. 36.

37 — — Kein Wunder, sagt Hr. Kloß,<sup>a</sup> denn „wenn zwei Wan-  
„derer auf verschiedenen Wegen nach einer Stadt gehen, so kann  
„man nicht sagen, daß einer dem andern als seinem Wegweiser  
„nachfolge.“

„Die alten Münzen, sagt Addison, gehen in ihren Kompli-  
„menten gegen den Kaiser weiter, indem sie Gelegenheit nehmen,  
„seine Privattugenden zu rühmen: nicht nur, wie sie sich in Thaten  
„geäußert: sondern auch, wie sie überhaupt aus seinem Leben her-  
„vorgeleuchtet haben. Dies geht so weit, daß wir Neronen auf  
„der Laute spielen sehen u. f.“ Als Unterschied führt Hr. Kloß so  
Etwas nicht an, denn wer wird mit Addison Einerlei Weg nehmen  
wollen? unvermuthet aber und an desto unrechtern Orte trifft<sup>b</sup> er  
mit ihm, wer kann dafür? so ansehnlich zusammen, als folget:  
„ob es gleich unter den Römischen Kaisern wunderliche Leute gege-  
„ben hat, und ein Nero selbst mit einer Citter auf Münzen  
„erscheint: so haben sie doch niemals etwas auf dieselben gesetzt,  
„daß diesem gleich käme.“ Und dies wunderliche Dies ist? ein  
Deutsches Weinfäß. O wer nun noch sagen wollte, daß der  
Deutsche dem Britten folge, selbst wenn er ihm folget! Welche  
Neuheit im Kontrast! welche Richtigkeit in der Vergleichung! welche  
Genauigkeit zu charakterisiren! „Wunderliche Leute von Kaisern:  
„denn selbst Nero mit einer Citter! Wunderliche Leute von Deut-  
38 „schen: denn ein Weinfäß auf der Münze!“ Schöne Vergleichung,  
Citter und Weinfäß, Nero und der Deutsche! — — Die wun-  
derliche Citter ins wunderliche deutsche Weinfäß gespündet — welche  
Neuigkeit!

„Münzen wurden, sagt Addison, bei den Römern nicht zu  
„Spöttereien angewandt: bei den Neuern oft,“ und die beiden  
Sprechenden wechseln darüber ihr unterhaltendes Pro und Contra.  
— — Der deutsche Addison wird bestimmter. Was jener blos als  
Unterschied, mit gehöriger Einschränkung und Gegeneinanderab-  
wägung, angegeben, wird bei diesem der Nationalcharakter einer

Nation, und das Münzenlob einer ganzen Republik.<sup>a</sup> „Man hat „den Holländern oft eine beleidigungsvolle Verachtung gegen Könige „und Fürsten vorgeworfen. Ob man ihnen gleich die Begierde über „andre zu lachen und zu spotten gelassen, so hat man doch die „Artigkeit, Höflichkeit und den Anstand von ihren Sathyren getren- „net.“ Kurz! nach einer langen Einschaltung, wo Herr Klozengs Saite wieder auf seine liebe Burmanns springt (denn wo kann Freund Sancho ans Wirthshaus denken, ohne daß ihm nicht zugleich das Luftsliegen und der Balsam Fier a bras einfalle?) nach einer unpassenden Einschaltung also läufts wider die Spottmünzen der Holländer hinaus, die ihr Nationalcharakter werden. — Welch eine 39 neue, und mehrere Bestimmtheit!

Addison besinnet sich nicht, auf Römischen Münzen das Gesicht einer einzigen Privatperson gesehen zu haben, und wendet sich artig darüber weg, unsre neuern Privatcomplimente auf Münzen anders als mit einem stillen Winke anzuspotten. — — Doch was stille Winke! was doch sich artig vorbeiwenden! Hier eben<sup>b</sup> fand unser Landsmann von Geschmack recht Zeit, auszuschütten, und zu dehnen, und zu verspotten, und mit einem Ueberguß der besten Laune zu tadeln. Kein Wunder! „wenn zwei Wandrer nach einer „Stadt gehen: so ifts natürlich, daß beide oft einerlei Gegenstand<sup>1</sup> „wahrnehmen müssen, und es ist auch eben so wahr, daß der eine „einen Blumenreichern und angenehmern Weg, als der andre neh- „men<sup>2</sup> kann“, wie Hr. Kl. mit vieler Feinheit bemerket.

Addison kommt auf die Inschriften; „eine Ciceronianische Weit- „läufigkeit sei bei den heutigen der erste Fehler.“ Hr. Kloz kommt auf die Inschriften: „eine Ciceronianische Weitläufigkeit ist bei „den heutigen der erste Fehler.“ Wie aber, mein Deutscher Hr. Addison, und beim Nachschreiben, beim trocknen Ausschreiben kein Fehler? bei einem recht Ciceronianisch weitläufigen und desto unbe- 40 stimmtern Wiederkaufen kein Fehler?

---

a) S. 20.      b) S. 96. 97. 98. 2c.      c) S. 85. u. f.

1) Kl.: Gegenstände      2) Kl.: treffen

Addison giebt Proben von der Machtvollen Kürze der Alten, ihre Kaiser zu loben, und folgt eben dadurch ihnen, daß er statt schielender allgemeiner Lobprüche Beispiele giebt. Was Beispiele? was Proben? Hr. Kloß, um nicht Addison zu seyn, zieht eine lange Schelstrede<sup>a</sup> daraus über die weitläufigen Titel der neuern Fürsten, über die Schwachheit und Eitelkeit derselben, über — — und was weiß ich, worüber mehr? Der Deutsche wandelt auf einem Blumenreichen Pfade.

Addison redet wider Wortspiele und Spitzfindigkeiten auf Münzen. Er redet dagegen: Hr. Kloß wählt sich einen bessern Weg, darüber zu schelten<sup>b</sup>, Seitenlang erbärmlich zu schelten, und das arme Deutschland, dessen Krone ohne Zweifel aus solchen Wortspielen geflochten seyn muß, redlich zu befeußen. Gott tröste den Deutschen Patrioten!

Addison spricht wider die Münzverse, Hexameterausgänge &c. kurz und bündig. Der Deutsche Wandrer auch, aber mit der Mine, als wenn er so etwas nur über die Achsel im Vorbeigehen ansehe<sup>c</sup> — — Denn siehe! da kommt etwas, was den Patrioten billiger beschäftigt.

41 Addison schreibt uns Deutschen die Münzchronostichen als Eigenthum, als Erb- und Lieblingseigenthum zu. — Uns armen Deutschen! Und siehe! da steht der rüstige Deutsche auf: läßt alles, was er unter Händen hatte, liegen, um, als ein wahrer Gottsched! seine Nation darüber zu entschuldigen,<sup>d</sup> „das wären nur Zeiten der „Barbarei gewesen, jetzt nehme schon die Liebe zu solchem Spielwerk „ab, jetzt da der Geschmack wachse, jetzt da — —“ Alles gut; aber gegen wen redet der Mann? Vor wem entschuldigt er? Warum wendet sich seine Schelmine auf einmal ins Antworten hin? — — Ach! die beiden Wandrer sind wieder zu nahe zusammen: Die Addisonschen Dialogen haben dem Pulte des Deutschen

a) S. 88. 89.

b) S. 90. 91. 92. u. f. f.

c) S. 92.

d) S. 93.— 97.

zu nahe gelegen: der Britte beschuldigt, muß nicht der brave Deutsche entschuldigen? — so wenig schläßt der Verräther.

Doch verrathen, oder errathen? ich schreibe ab:

Addison,

Kloß<sup>a</sup> rednerisch

„Die Römer erscheinen allezeit „in der gewöhnlichen Tracht ihres „Landes, so gar, daß man die „kleinsten Aenderungen der Mode „auf der Kleidung der Münzen „wahrnimmt. Sie würden es für „lächerlich gehalten haben, einen „Römischen Kaiser mit einem Grie- „chischen Mantel, oder einer Phry- „gischen Mütze zu kleiden. Hin- „gegen unsre heutige Münzen sind „voll Togen, Tuniken, Trabeen „und Paludamente, nebst einer „Menge von andern dergleichen „abgekommenen Kleidern, welche „seit tausend Jahren nicht mehr „gewöhnlich gewesen. Man sieht „oft einen König von England „oder Frankreich als einen Julius „Cäsar gefleidet: man sollte den- „ken, sie hätten bei den Nach- „kommen vor Römische Kaiser an- „gesehen sehn wollen — — —

„Wir müssen die Münzen, als „so manche Denkmale ansehen, „welche der Ewigkeit übergeben „werden, und die vermutlich noch „fortdauern, wenn alle andre Nach-

„Ich kenne die Freyheit, „mit welcher der Künstler an „Statuen und Münzen das Alter- „thum nachahmen darf; allein 42 (man denke sich den schönen Ge- gengesäß!) „allein ich kenne nicht „die alten Originale, nach welchen „die geharnischten Brustbilder auf „den meisten neuen Münzen ge- „zeichnet sehn sollen. Es bleibt „diese Abbildung doch alle Zeit „für unsre Zeiten fremd, und sie „stellt eine Sache vor, die wir in „der Natur nicht mehr sehen. „Haben sich die Römer jemals in „Egyptischer Kleidung oder mit „Parthischen Tiaren abbilden las- „sen? Würden sie nicht, wenn „sie das gethan hätten, was unsre „Fürsten thun, der Nachkommen- „schaft ganz falsche Begriffe von „den Trachten ihrer Zeiten beige- „bracht haben? u. s. f. — — —

„Longin ermahnet die Schrift- 43 steller, an das Urtheil zu denken, „welches dermaleinst die Nach- „kommenschaft von ihren Schriften „fallen werde. Ein Fürst, wel-

„richten verloren gegangen sind. „cher seine Schaumünzen als Denk-  
„Sie sind eine Art des Geschenks, „male ansieht, die er der Ewigkeit  
„welches die jetzt lebenden denen „widmet und die zugleich der spät-  
„übermachen, die sc. „sten Nachkommenschaft sc.

Da stehen die Menschen zusammen! zwei Wandrer, auf  
einem Wege nach einer Stadt, mit einerlei Fußtritten! Nur frei-  
lich daß der unsre Blumen liebet, oder wie er beliebt, sich Blumen-  
reichere Wege wählt — er wird gelehrt; er gibt den Fürsten an,  
was sie ihren Künstlern aus Lichtvers Tabeln und Lucian ant-  
worten sollen: er geräth in Patriotische Seufzer, und will zwar  
den Wunsch des Ajax nicht wiederholen, thut aber für Deutschland  
ein Heimgebetlein, das Hr. Batelet an die himmlische Venus ab-  
schickt, macht einen Non-sens von Gegensäzen: „ich kenne aller-  
„dings — — aber ich kenne nicht“, ermahnet die Fürsten, Longin  
zu lesen u. s. w. lauter Land von Auszierung, wo Addison immer  
44 Addison bleibt. Und gnug, das merkwürdigste bei Hr. Kl. in  
Bergleichung alter und neuer Münzen ist Addison jäm-  
merlich geraubt: jämmerlich, denn der Britte redet bestimmt, bün-  
dig, angenehm; der kopirende Deutsche kopirt und kompilirt unor-  
dentlich, unbestimmt, mit schönem Non-sense durchstückt! O Chre  
unsrer Nation und Zeiten!

Auf Hrn. Kl. möchte ich am allerwenigsten so ein Wort hin-  
gesagt haben, wovon nicht die Probe den Augen aller Welt vor-  
läge: hier sind noch ein Paar Streiche mehr, die den Kompilator  
verrathen; den Kompilator, der nichts, gar nichts in seinem Ori-  
ginal umsonst gelesen haben will, und der sich doch wieder nie will  
merken lassen, daß er abschreibt; der immer den Schweif hängen  
läßt, um seine Spuren zu vertreiben, und der seinen Schleichgang  
eben damit desto sicher verräth — laß sehen!

Bei Addison sprechen drei Freunde: jeder auch in diesen Münz-  
materien von eigner Denkart, ein eigner Charakter. Cynthio, dem  
die Münzwissenschaft unnütz dünkt, kann also Einwürfe machen, die  
Eugen nicht machen kann, die Philander beantworten muß. Eugen  
hält zwischen beiden das Gleichgewicht, und bleibt Eugen: Philander

ist Philander — und eben daher, aus dem Unterschiede der Charaktere wird eine freundschaftliche Gruppe. Feder steht in seiner Gestalt, in seinem Lichte da, und Addison, der gesellschaftlichste Schriftsteller Britanniens, der den guten Ton worinn anders setzt, 45 als in artige Complimente, ist auch hier Gesellschafter. Er hat die Rollen vertheilt, jeder der Dialogisten nimmt von seiner Seite Anteil: aus der Verkettung, dem Contraste, den Wendungen des Dialogs wird das schöne Ganze, das Leben des Stücks.

Mr. Kloß aber immer in seiner Person, und da er dem ohngeachtet auch die Vorwürfe des Cynthio gegen die Münzwissenschaft, nicht will umsonst gelesen haben, und sie also auf die Geschmacklosen Münzenkenner bannet: so wird was bei Addison durch den dialogischen Contrast bestimmt und gemildert wurde, bei ihm, der immer in seinem Namen spricht, und immer in seinem Namen schilt, eine Misgeburt, dogmatische Satyre, und satyrische Dogmatik. Philander, Cynthio, Eugen sprechen alle durch eine Röhre auf einmal — —

an odd promiscuous Tone  
as if h' had talk'd three Parts in one  
which made some think, when he had gabble,  
Th' had heard three Labourers of Babel. — —

Nun laß es noch gar seyn, daß Cynthio Seitenlang den Oberton behalte, noch gar dazu schreien, was Pope dem Addison im Namen des Cynthio gesagt, noch gar, was andre ehrliche Leute gegen den schlechten Münzengeschmack gesagt: — ei! da ist der schöne bunte Rock fertig, Farbe über Farbe, Lappe an Lappe, Tuch über 46 Seide und Leinwand über Tuch — ei! da ist der schöne belesene gute Ton des Hrn. Kloß.

Ein anderer Streich, den Addison seinem Deutschen Mitwanderer spielt, ist noch ärger. Fast immer lockt er ihn von seinem Wege ab, und da dieser doch durchaus mit ihm nicht einen Weg nehmen will, und sich also immer wieder besinnet, um zurück zu reisen, und immer sorgfältig die Spuren vertritt, auf denen er zu ihm

gekommen, und immer doch zu ihm zurückkommt: so hat er endlich gar keinen Weg. Er geht ab und zu: ist, wie jenes Ding

— — das ging und wiederkam:

wie wird der Wandrer nach der Stadt kommen? — —

Alle Präliminarausschweife abgerechnet, fange ich an, von „der Sache, die ich mir vorgesetzt habe. Meine Absicht ist, aus „den Münzen gleichsam eine Geschichte des Geschmacks und „der Künste zusammen zu setzen, und ihre Blüthe, oder „ihren Verfall aus denselben zu beurtheilen. Ich werde „daher die alten Münzen, welche besonders unsre Aufmerksamkeit „an sich ziehen, mit den neuern vergleichen; ich werde die merk- „würdigsten Perioden in der Geschichte der Kunst durchgehen, „die Münzen, welche zu jeder derselben gehören, betrachten, „und nach der größern Anzahl guter oder schlechter Stücke  
47 „mein Urtheil fällen!“<sup>a</sup> Wie groß ist das Ich werde! des Verfassers; aber der böse Addison! Er ist im Stande, einen viel-versprechenden Wandrer so weit von seinem Ich werde! abzubringen, so weit in Kreuzgänge zu verführen, daß er endlich mit dem alten Fabelhansen Aesop wohl sagen kann: weiß ich doch selbst nicht, wohin ich gehe!

Raum ist das Thema in alle<sup>1</sup> seinem Werde gesprochen: so wird nichts. So gleich kommt der Autor auf eine Meilenlange Parenthese,<sup>b</sup> was er zu einem Zeitalter des Geschmacks rechne? so gleich auf eine Addison'sche Parallele zwischen den Alten und Neuern<sup>2c</sup> und das aus Einer Münze.

Er besinnt sich an sein Thema, und kündigt die Theile seiner Abhandlung ab:<sup>d</sup> und unvermuthet<sup>e</sup> ist er wieder bei Vergleichung der A. und N. bei Addison. Es fängt eine lange Parallele an, da doch der Autor etwas anders, als Parallele, schreiben wollte.

a) S. 22. 23.      b) S. 24. u. f.      c) S. 26. 27.  
d) S. 27.      e) S. 30.

1) A: allen      2) A: den A. und N.

Jetzt will er von der Allegorie auf Münzen überhaupt reden: er will; aber da<sup>a</sup> sind ihm wieder die Bilder der Alten und die Bestungsplane der Neuern vor Augen — aus Addison.

Jetzt kommen ihm Winkelmann und Lessing in den Weg,<sup>b</sup> 48 und werfen ihn wie einen Ball umher: er kommt zu sich und findet sich bei Addison.<sup>c</sup> Der gute Schriftsteller wollte von Vorstellungen des Geschmacks überhaupt reden, und redet von Parallelen.

Er erinnert sich wieder an seinen Weg: ei aber! da<sup>d</sup> sind die Hrn. Mengs und Hagedorn — ganz unvermuthet! Ach! und eben so unvermuthet bei dem Cynthio Addisons, und Pope an Addison, und nachdem er über die klassischen Schriftsteller seiner Zeit hinweggeschweift ist, wieder bei dem Costume Addisons auf alten Münzen.<sup>e</sup>

Und nun haben sich die beiden Wandrer schon so lieb gewonnen,<sup>f</sup> daß sie sich seltner trennen. Inschriften, Wortspiele, Verse, Chronostichen sind Addisons und Klozéns Weg, und da bei dem letztern ein kleiner freundschaftlicher Zwist vorfiel: so beugt der Deutsche in Entschuldigung ab: eine Addisonsche Bemerkung kommt als Stempel darauf und — — „Soviel vom ersten Theile.“ Er sollte freilich eine Theorie des Münzengeschmacks nach Vorstellungen, Sinnbildern und Aufschriften — er sollte gar eine Geschichte dieses Geschmacks nach Völkern und Zeiten enthalten — durch ein Zusam- 49 mentreffen der Wege aber ward er ein unordentliches Gemisch fremder Bemerkungen, Regeln und Beispiele, aus welchen nur der zärtliche Freund Hrn. Klozéns, und Hrn. Klozéns eigne Bibliothek, den schönsten Plan und Ordnung ausspinnen kann. — Mich dünkt, Hr. Gatterer behalte zu seiner Theorie der Medaillen, zu welcher er schon einen lezenswerthen Beitrag gegeben, die Materie ziemlich ganz übrig.

a) S. 32. 33. u. f.

b) S. 38. 39 — 51.

c) S. 52.

d) S. 65 — 69.

e) S. 70 — 79.

f) S. 85 — 99.

4.

Noch hab' ich erst nach Grundsätzen zur Theorie des Geschmacks auf Münzen nachgesucht: nun aber ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks? Auch mir ist die Numismatik vorzüglich eine Ästhetik des Schönen, und eine Urkunde zur Geschichte der Völker, und da ich in dieser überhaupt am liebsten die Geschichte des Menschlichen Geistes studire: nach allem Betracht eine Geschichte des Geschmacks auf Münzen; welch ein Geschenk! So nahm ich das Kloßische Schriftchen zur Hand und — — legte es mit der beschämten Mine weg, mit der ein Bogenschütze den lieben Bogen weghängt, den er freudig und Hoffnungsvoll nahm, mit dem er aber — — nichts getroffen.

Nichts thun, als den Geschmack der Alten auch von Münzen herab loben, und in allgemeinen Ausdrücken preisen — kommt 50 heute etwas zu spät: Hierüber liegen schon Denkmale und Sammlungen der Welt vor Augen, daß man sich eine Lobrede ins Allgemeine hin, ohne Beispiele und fast ohne Grundsätze, ersparen kann. Nichts thun, als den Geschmack der mitlern und neuen Zeiten fein lächelnd auszischen, oder ansehnlich ausschelten — immer auch zu spät, da schon so viele Klagen vergebens in die Winde verflogen sind, und selbst bessere Bemühungen nichts ausrichten können. Um besten also, weder preisen, noch tadeln; sondern — erklären. Die Alten sind auch in diesem Stücke so weit vor; was hat ihnen dahin geholfen? wir ihnen so weit nach; was hält uns zurück? was hat uns so lang zurück gehalten? — — Auf die Weise steigt man in die Tiefen der Geschichte alter und neuer Zeiten, und kann die schwere Frage lösen: wie weit können wir ihnen auch in diesem Felde nachahmen? wo sie erreichen? wo sie übertreffen? und so wird eine Geschichte des Geschmacks auch auf Münzen für unsre Zeit Pragmatisch.

Da Hr. Kl. sich auf diesen schlüpfrigen Weg nicht hat begeben wollen, und ich in allem, ohne welches ich keinen Beitrag zur Geschichte des Geschmacks mir denken konnte, meine Erwartung betrogen

fand, so entwarf ich, wie sie mir einfiesen, einige Linien, die wenigstens zeigen mögen, daß ich über diese Materie Geschichtmäßig und Antiquarisch nachgedacht hatte: ein Riß, aber nur ein unvollendeter 51 Schattenriß, den ich dem künftigen Verfasser einer Theorie und Geschichte der Medaillen übergebe.

Die Numismatik, als Kunst und als Wissenschaft ist, so wie jede Wissenschaft und Kunst, die Produktion einer Nationalgesellschaft. Aus der Verfassung, der Regierung, der Denkart, der Religion, den Unternehmungen, den Zwecken, den Bestrebungen eines Volks muß sich also Ursprung, Blüthe, und Verfall dieser so wohl als jeder andern Kunst und Wissenschaft, erklären. Nun will ich nicht vom Ei der Leda anfangen, wie es mit Nationen stehe, die keine Münzen haben und brauchen? welches Volk sie in Gang gebracht? wie die ersten Münzen, die niemand gesehen, ausgeschenkt haben? u. f. Warum, frage ich allein, warum kamen die Münzen in Griechenland und Rom zu dem Glanze, daß sie Vorbilder, und meist unerreichte Vorbilder der Neuern seyn können?

Die Liebe der Griechen zum Schönen bleibt wohl die erste Triebfeder auch hier. Sie, die von Dichterideen die erste Bildung ihrer Jugend erhielten: sie, deren Auge überall das Schöne zu erblicken gewohnt war, im Schooße der wohlküstigen Natur geboren, und an den Brüsten schöner Kunst genähret — sie sollten das Metall, das ein Kennzeichen des Werths für ihre Hand war, ohne 52 Werth für Aug' und Seele lassen? sic eine Gold- oder Silberfläche, die der Nachkommenenschaft bestimmt war, leer in die Hände derselben senden? sie Tafeln, die täglich ihren Blick auf sich zogen, ohne Augenweide bei sich vorbeistreichen lassen? Das Griechische Auge suchte Schönheit; eine Griechische Seele Weisheit in Schönheit, und so ward auch ihre Münze der Schönheit, und der schönen Weisheit, der Allegorie, gewidmet. Gewiß! so natürlich, daß, wenn in dem Cirkellaufe der Weltveränderungen ein Nordisches Volk auf den Platz des Commerzes und der Cultur getroffen wäre, auf dem jetzt die Griechen stehen, so gewiß ihre Münzen mit Nordischer Wissenschaft, mit Buchstaben und Amuleten und Fragen-

gestalten überhäuft wären, so natürlich, daß der Griechen seine Münze der Schönheit und offnen Allegorie weihete — —

Der Charakter der Griechischen Nation, der sich in allen ihren Nationalproduktionen, (ich will es Hr. Klozen überlassen, sie hinzurechnen) zeigte, der muß sich, die Numismatik sei auch eine kleine, eine unbeträchtliche Nationalproduktion, nach Maß auch in ihr zeigen, und welche Triebfedern lagen also für diese, wie für alle Künste des Schönen, in der Nation!

53 Die vortrefflichste Bildersprache war ihr. Sie, die im Plane des Schicksals der Völker zunächst hinter die Aegypter trafen, und Cultur, Kunst und Weisheit, ja wenn man will, auch Politische Glückseligkeit aus den Händen dieses Reichs, wie einer ablebenden Matrone, empfangen, sie, die den über Völker und Zeiten fortgehenden Faden der Cultur des Menschlichen Geschlechts da auffassen sollten, wo er zunächst aus Aegyptischen Händen kam: sie erbten von diesen Allegoristen auch die reichste, die bedeutendste Bildersprache, die auf der Welt gewesen. Aus den Händen einer Nation, die überall Bedeutung suchte, und Bedeutung gnug in ihn gelegt hatte, kam also ein Bilderschätz in die Hände einer Erbin, die für ihr Theil nichts als Schönheit sehen und denken wollte. Reich, Bedeutungsvoll, schön, was kann man von einer Bildersprache mehr sagen?

So manche gelehrte Werke wir über dies Allegorische Alterthum haben: so fehlt uns eine wahre Geschichte der Allegorie noch, die das insonderheit zeige, wie aus der Bedeutungsvollen Bilderlehre Aegyptens die schöne Ikonologie Griechenlandes zum Theil geworden? Und die Untersuchung hierüber ist sie nicht oft der Schlüssel zur Bildergallerie Griechischer Dichtkunst, Kunst und Weisheit? Die Hieroglyphen der Aegypter, ihre Hierographische und Kyriologische Bildersprache, behalten, oder verschönert, oder verbessert, wie manches hat sie in Griechenland hervor bringen können? Und wenn auch nur dies, daß da auf solche Art die Griechen einen Schätz von Bildern aus der Geheimnißdunkelheit der Aegypter gezogen, und auf den Märkten gleichsam dem Volke gemein machten, die

schöne Bildersprache einer Nation entstehen können, die sich in allen Werken der Griechen und auch auf Münzen äußert —

In solcher Bildersprache sprach ihre Religion. Ihre Gottheiten waren dem Auge sichtbar, in schönen Gestalten sichtbar, in ihren Verrichtungen Menschlich, in der Geschichte ihrer Tugenden und Schwachheiten Dichterisch, in allem sinnlich. Es ist bekannt, welche vortreffliche Münzenfolge mit den Bildern der Götter und Göttinnen, der Schutzgottheiten einzelner Länder, Provinzen, Städte, Familien und Personen prangen — wer kann ihnen diese nun nachbilden, so daß jede Gottheit, das, was sie ihnen war, bliebe? Neben einer Dreifaltigkeit unter dem Bilde eines dreiköpfigen Janus lachen,<sup>a)</sup> ist leicht, sehr leicht; aber ein besseres Bild der Dreifaltigkeit angeben, das die Probe Griechischer Bildsamkeit hielte, wäre schwerer, ja unmöglich: dieses Bild also gar zur Vergleichung unsrer mit den Alten nehmen, ist unzeitig. Die Griechen hatten keine Dreifaltigkeit, wie wir; sonst würden sie dieselbe so wenig, als wir, 55 haben bilden können. Unser Gott ist ganz über das Sinnliche der Kunst erhaben: die gewöhnlichen Vorstellungen der Dreieinigkeit in den Gestalten einzelner Personen von dem göttlichen Greise an bis an die himmlische Taube sind nicht gnugthuend: der Triangel blos eine tropische Symbole: die Glorie mit dem heiligen Namen nichts als eine Epistolische Hieroglyphe: die Wirksamkeit unsrer Gottheit ist nicht bildsam: einzelne Schutzgötter hat unsre Religion nicht: die Vorsteuershafheit besondrer Wesen über besondre Dinge kennet sie nicht — wer wird sich hier mit den Heiden vergleichen wollen?

Wo unsre Religion noch sinnlichen Vorstellungen Raum gibt, wo sie sich einer Poetischen Bildersprache bequemt: da ist sie — Orientalisch. Unter einem Volke gebildet, das ihr Gott auf alle Art von Bildnissen abwenden wollte, in Gegenden, die das Übermenschliche suchten, in Nationen, die Verhüllungen des Körpers, und Geheimnisse des Geistes lieber verehren, als das offne Schöne lieben wollten — im Geist und in der Sprache dieses Volks die

sinnliche Bildersprache unsrer Religion also geoffenbaret; wer wird in ihr Offenbarungen für die Kunst suchen wollen. Ueber das 56 Bild von der seligen Abfahrt Gustav Adolphs ist wieder leicht spotten,<sup>a</sup> und der Spott fast so verächtlich, als das Bild selbst; gar aber dieses Bild als einen Revers mit der Römischen Vergötterung anführen, vergleichen wollen? Der Spötter gebe uns nach Christlichen Begriffen eine Reihe solcher Verhimmelungen, als sich auf Griechischen und Römischen Münzen Vergötterungen finden, und wir wollen ihm danken.

Ich ward auf eine unangenehme Weise hintergangen, da ich des Mery Malertheologie in die Hand nahm, um meinen alten Wunsch ausgeführt zu lesen: wie weit sich von den vornehmsten Gegenständen unsrer Religion Malerische Vorstellungen geben lassen? Und eben so unangenehm getäuschet, da ich bei der Recension dieses Buchs in den actis literariis<sup>b</sup> ein genaues Urtheil, und die tief eindringenden Ergänzungen erwartete, die ein würdiger Kunstrichter jedesmal seinem Autor über solch eine Sache wiederfahren lässt. Unser Künstler hat noch eine Ikonologie unsrer Religion zu wünschen, die ihn nicht blos vor unwürdigen Vorstellungen bewahre, sondern ihn mit würdigen Bildern versehe. — Auch auf Münzen ließe sich in keiner Sorte von Abbildungen eine solche Reihe abentheuerlicher, lächerlicher, und unwürdiger Vorstellungen geben, als in dem, was an Religion trifft: wer wird aber durch solch ein 57 Lachen Geschmack zeigen wollen? den ersten besten Griff in eine Münzensammlung Christlicher, und insonderheit der mitlern Barbarischen Mönchszeiten, und man wird von Gott und Belial, von Himmel und Hölle, von Engeln und Teufeln, von Märtern und Heiligen Bilder finden, nicht geschwind gnug zu überschlagen. Selbst die beste Vorstellung des Christenthums, die betende Mönche, die kniende Figur der Andacht scheint nicht für einen ewigen, offnen Anblick der Kunst die beste, so häufig uns der Gothischpapistische Mönchsgeschmack damit beschönigt hat. Das wahre Gebet flieht in

a) S. 26.

b) Vol. III.

eine stille Kammer: es will sich nicht zur Schau stellen lassen: die vor allem anschauenden Volke verzückte Mine kommt bei dem langen Anblieke, der ärgernden Mine des Heuchlers zu nahe, und das ist noch eine der würdigsten Kunstvorstellungen aus unsrer Religion!

2. Sinnbilder von Städten, Provinzen, Ländern geben auf den alten Münzen eine einfachere Bildersprache, als in Zeiten, da die Heraldik eine zusammengesetzte, künstliche Wissenschaft geworden, die allein beinahe die Lebenszeit eines Mannes fodert. Eine einfache Figur war dort die Symbole einer Stadt, einer Kolonie, eines Landes; unsre Wapen sind eine Zusammensetzung vieler Figuren, um deren Eine oft Ströme von Menschenblut vergossen, 58 deren keine also, wo es die Ehre und das Erbrecht des Münzherrn erfodert, ausgelassen werden darf, an deren Einer in künftigen Zeiten vielleicht ein ganzes Land gelegen seyn kann. Nun ißt's leicht, in solchem Fall über die mit Bildern beladenen Münzen der Neuern Geschmackvoll zu spotten:<sup>a)</sup> aber wie zu ändern? Der Rechtsgelehrte, der Staatskundige, der Heraldikus künftiger Zeiten wird, da die Sache einmal so ist, uns für die Geschmacklose Überladung der Münzfiguren vielleicht so danken, als ein Grieche vergangener Zeiten sie wegwerfen würde. Wie also, da es höherer Ursachen wegen nicht anders seyn kann?

Die Wapen, wie bekannt, sind eine Erfindung und Anordnung der mitlern Gothisch-Barbarischen Turnierzeiten; ihre Schilder und Kreuze, und Sparren und Bandstreifen, und Thierfiguren und Fahnen haben ihren Ursprung dem Zeitgeschmacke zu danken, der sich, als eine Vermischung des Nordischgothischen, des Spanisch-Arabisch Ritterlichen, des Barbarisch-Christlichen Mönchsgeschmacks über Europa dahergog, Ritter- und Riesenkämpfe, Turnier- und Kreuzzüge gebar, und er wäre, was er wolle, nur wenig Ideen von der Tapferkeit eines Griechischen oder Römischen Helden in sich hält — welcher Thor wird also diese unter jenen suchen? So verschiedne Geschöpfe ein alter Griechischer und ein Gothischer Held

---

a) S. 33. u. f.

der nutlern Zeiten: ein Römischer Patriot, der für sein Vaterland, und ein andächtiger Kreuzkrieger, der auch, aber für ein anders Rom, Römisch gesinnet, für Papst und Kirche fochte — so verschieden diese: so verschieden auch die Bilder ihrer Tapferkeit. In den Schilden und Helmen, in den Heroldsfiguren und Ehrenstücken, in den Lilien, die keine Lilien sind, in Drutensfüßen und Alpenkreuzen, in Kronen und Mützen, Helindecken und Wapenzelten wird da wohl eine Dea Roma oder das einfache Sinnbild einer Griechischen Stadt wohnen? — Einmal sind schon die Wapen höchst verwilligte oder brüderlich beliebte Charakterzeichen der Personen, Familien und Länder, daher die Anordnung und der Plan der Wapen; das Herkommen hat sie geschlagen: jedes Fähnlein hat seine Rechte und Deutung, woran nach unsrer Verfassung mehr liegt, als an einem Gericht Geschmack: sie sind Urkunden und Diplome — wer will sie ändern? wer, wo sie erscheinen müssen, als überladen schelten? wer den Kaisern, Königen, Fürsten, Grafen und Herren, Erzbischöfen, Bischöfen und Abtten, Ländern und Städten, Aemtern und Familien in Europa neue Gnadenwapen nach altem Griechischen Geschmacke geben, daß sie doch nicht so 60 Gothisch = Papistisch = Barbarisch überladen aussehen — wer ist der Münzenlehrer vom Geschmack?

Zu dem waren in den alten Zeiten der Griechen weniger Städte und Länder, die als Unterscheidungszeichen auf Münzen kamen, als jetzt. Ich weiß die ansehnliche Zahl Griechischer Münzen von Städten und Colonien, und auf Römischen die öftern Bilder von eroberten Ländern und Provinzen; alles aber reicht auf keine Art, an die dreißig tausend Wapen unsrer Zeit, die Gatterer als die mindeste Zahl der zuverlässigen angibt. Die Münzen Griechischer Städte waren Patronymisch; jede hatte den Genius, oder den höhern Schutzgott, oder die Symbole ihres Orts, und damit wohl! Die Römischen Münzen stellen die eroberten Provinzen nicht anders, als erobert vor: sie wählten sich also ein Merkmal des Landes, wodurch sich dasselbe für sie, nach dem Gesichtspunkte ihrer Unwissenheit oder Politischen Absichten unterschied,

personificirten es zur Symbole: damit wohl! Wo reicht dies aber an die Menge, an die Beschaffenheit, an die Bestandheit, an die Politischen Rechte und Absichten der Wapen, der Unterscheidungszeichen unsrer Länder, Städte und Provinzen? Man erlasse mir über Sachen von solchem Augenscheine alle leidige Gelehrsamkeit, die ich in solchem Falle immer lieber bei Hrn. Kloß lesen mag. Die mittelmäßige Ränntrifß der alten und neuen Geschichte, sofern sie alte und neue Münzen erläutert, macht den Himmelweiten Unterschied begreiflich, wie die Alten ihre Städte und Länder symbolisiren und personificiren und allegorisiren konnten, nach dem damaligen Zustande der Länderkenntniß, oder der Politischen Absicht: und wie wir sie nach der Verfassung unsrer Welt andeuten müssen — hier vergleichen, heißt in den Wind vergleichen! <sup>a)</sup>

3. In Ansehung der abzubildenden Sachen, und Gegebenheiten überhaupt hat die Numismatische Welt der Alten vor der unsren große Vorzüge —

Selten waren die dort vorzustellenden Sachen und Gegebenheiten so verwickelt, so sehr mit Umständen begleitet, mit Bestimmungen umlagert, als in jetzigen Zeitaltungen. Ein Sieg zu Lande oder Wasser hatte einmal seine Victorie mit dem Kranze in der Hand, seine Minerva, seinen Jupiter mit dem Adler, und andre Symbole, die in ihrer schönen Einförmigkeit so gern auf alten Münzen wiederkommen, und so oft sie wiederkommen, noch immer dem Auge gefallen. Die öffentlichen Anreden und Geschenke, die Vergötterungen, Adoptionen, Vermählungen, Spiele, überhaupt die öffentlichen Gelegenheiten zu Münzen waren unverworren, als jetzt, da man oft mit allen Bildern rings um die zusammengesetzte Idee herum gehet, ohne sie zu treffen, sie entweder halb und schielend ausdrückt, oder die Münze mit Symbolen überladen muß. Die Anlässe zu Münzen haben sich ins Große, und im Detail der anzudeutenden Umstände so sehr ins Kleine vernichtet, daß mir grauet, über alle Politische, kirchliche, gelehrte, Kunst- und wissen-

schäftsliche Situationen und Merkwürdigkeiten unserer Zeit Münzen nach alter Art anzugeben, wo man sie fodert, und fodern kann. Gatterer hat angemerkt, daß die Französischen Münzen auf die Geburt eines Kronprinzen sämtlich nicht die concrete Idee ausdrücken, die sie ausdrücken sollen, sie sagen entweder zu viel, oder zu wenig — und wie, wenn sich ein Philosophischer Theorist der Medaillenwissenschaft nun überhaupt darauf einlassen müßte, die Vorstellung aller vornehmsten Merkwürdigkeiten unsrer Politisch so verfeinerten Zeiten, nach dem Geschmacke der Alten zu verbessern — welch Labyrinth! Ich sage kein Wort davon; denn wie viel wäre sonst zu sagen?

Wenigstens also nicht so ganz unsinnig, daß die neuern Münzen in ein Topographisches, oder historisches, oder Ceremoniendetail<sup>a</sup> abgewichen sind, das die Alten nicht haben: die heutigen Zeit- und 63 Staatsläufte sind damit überhäuft, wie konnten die Bilder derselben frei bleiben? Geburt und Tod, Schlachten und Siege, Belagerungen und Eroberungen, Krönungen und Jubelfeste, Stiftungen und Friedensschlüsse, Aemter und Stände sind mit einem Getümmel individualisirender Umstände begleitet, die diese Begebenheit von allen ähnlichen Begebenheiten unterscheiden sollen. Nun ist freilich hier die Regel leicht zu geben: Abstrahire von allen diesen concreten Umständen einen Hauptbegrif, kleide ihn in [ein] Bild nach Art der Alten und du hast eine Münze von Geschmack: allgemein hingesagt, ist dies Recipe, misse, fiet, leicht; aber anzuwenden? Daß jedesmal die Sache nur eben die bleibt und keine andre wird? Daß unter dem abstrakten Begriffe im Bilde, nicht die concrete Begebenheit verschwinde? Wahrhaftig schwerer! und ein vollständiges Repertorium besserer Vorstellungen geben im Geschmacke der Alten, und doch, daß unsre Welt omnimod angedeutet werde, vielleicht unmöglich. Ueberweg also vergleichen, trifft nicht. Das Mittelstück der Vergleichung schwankt; die sinnlich abzubildende und abgebildete Welt der Alten ist nicht mehr unsre Welt.

---

a) S. 32. 33. 34.

Nichts weniger, als daß ich hiemit die Topographischen Beschreibungen unserer Schlachten und Siege, die Risse unsrer Städte und Festungen, das Getümmel von Figuren bei einer Krönung, oder 64 Ankunft, das Gewühl von Kriegsgeräthschaft bei einer Belagerung, das lächerliche Freudenleben bei manchen Jubelfesten, alles Kinderzeug bei Geburten, und Himmelsanstalten bei dem Hintritt eines Wohl- oder Hochseligen retten oder loben wolle. Wer mag alle unzeitige oder gar lächerliche Münzhistorien lange ansehen? Daß aber überhaupt unsere Münzvorstellungen mehr ins Historische, ins genau bestimmende einschlagen, als die alten, das, sage ich, ist oft unvermeidlich, oft nöthig, und wenn man erlauben will, auch nützlich. Münzen sind Denkmale einer Merkwürdigkeit an die Nachwelt — was sind sie, wenn sie nicht deutlich, nicht bestimmt reden? und wenn sie über unsre Welt von Denkwürdigkeiten nicht immer nach der Weise der Alten reden können? Immer lasset sie sich alsdenn ihre eigne Weise nehmen. Mit allen Vorzügen der Alten hierinn sind nicht viele ihrer Münzen deswegen für uns undeutlich, weil sie zu wenig historisch, zu wenig individuell, zu abstrakt, zu allegorisch sind?

Nun stelle man sich nach Jahrhunderten eine Nachkommenschaft auf unsren Gräbern vor; eine gegen uns so fremde Nation, als wir gegen Griechen und Römer, eine, die mit eben der Begierde in der Geschichte von uns forschen wollte, mit der wir unter den Alten forschen — Oder wenn wir ein solches Gericht einer Nation nicht erwarten dürfen: so lasset nur im Verfolg der Zeiten nach 65 kommenden Gelehrten und Staatskundigen an genauen Denkmälern der Vorwelt gelegen seyn dürfen: wird ihnen etwa eine reine würdige historische Vorstellung nicht gelegner kommen, als eine hinter die Allegorie versteckte? als eine allegorisch halb gesagte? als eine nur im Nebenbegriffe angedeutete? — In diesem Falle ist der Unterschied so, wie in den mancherlei Erzählungsarten der Geschichte. Die älteste Geschichte war Gedicht, war Epischer Gesang — schön allerdings, in rührende Bilder gefleidet freilich, so gar mit täuschen- den Fiktionen untermischt; aber Geschichte? Trockne Zeugnisse der

Wahrheit? Wie verlassen ist der Geschichtschreiber in diesen Gegen-  
den schöner Poetischer Halbwahrheit, oder schöner halbwahrer  
Dichtung! Und was diese Mischung einen langen Mythologischen  
Gesang hinunter; das ist sie, wenn eine neue Begebenheit hinter  
eine halb andeutende Allegorie versteckt wird, auf einer Münze, auf  
einem Denkmale für die Nachwelt.

Eben dazu ist's schon, daß die Neuern ihren Medaillenvor-  
stellungen eine grössere Fläche, als je die Alten, eingeräumt haben.  
Möchten sie nur auch die historische Begebenheit so kurz, so an-  
schaulich, so entladen von entbehrlichen Nebenumständen, von Zier-  
rathen einer fremden Zeit, und von verwirrender Dichtung vor-  
stellen: möchten sie nur statt immer neue Vorstellungen zu erkünsteln,  
bei wiederkommender Veranlassung auch gute, obgleich schon  
gebrauchte, Abbildungen wiederholen, und das Individuelle des  
gegenwärtigen Falls nur so leicht bestimmen, als möglich: freilich,  
so könnten wir, weil sich auch unsre Welt von Merkwürdigkeiten  
doch so oft wiederhole, auch einmal zu einer für uns eignen  
Iconologie kommen, so bestimmt, als die Antike in ihrer Art; nur  
freilich ein gut Theil historischer, Politischer, detaillirter.

4. Die vorzustellenden Personen nehmen in etwas an  
dieser Schwürigkeit Theil. Wenn es in den mitlern Zeiten Reichs-  
gängig war, den Kaiser *sitzend* auf einem halben Cirkel, oder  
auf einem Thore zwischen zween Thürmen abzubilden, als wären  
die Füße dem Bauche entwachsen; wer dörste da bei solcher kaiser-  
lichen majestätischen Stellung nicht an die Mine Vespasians beim  
Sueton gedenken: *velut nitentis!* Er mit Kron und Scepter,  
Schwert und Reichsapfel — einen Fürsten mit Helm und Panzer,  
in seiner Hermelindecke und Hermelinmütze, mit Fahne und Wappen  
reitend — der Bischof mit Hut und Stab und Kreuz und Ober-  
rock — drei Heilige auf einer Zürcher Münze, mit einem Nimbus  
oben statt des Haupts, das jeder Kumpf zum Zeichen ihres  
67 Märterthums in der Hand hält. — Diese erzwungene Tracht und  
Stellung, die fast jedes Land des guten Herkommens wegen seinen  
Fürsten und Herren gibt, durchlaufen; und denn an das freie

Kopfbild eines Alexanders, zurück gedacht — welch ein Unterschied! wo wohnt das freie Schöne?

Mich wundert, wie Hr. Kl. über die geharnischten Brustbilder auf unsren Münzen so fremde wie ein Kind thut: „Wider „das Costume sind sie doch: den alten Römern sind sie nicht nachgeahmt, den byzantinischen Kaisern auch nicht so recht: sie müssen „endlich wohl aus Rüstungen verschiedner Zeiten zusammen gesetzt „sein.“ — — So wenig ich in dergleichen Reichsurkundlichen Sachen belesen seyn mag, so weiß ich doch außer der Zeit unsres Costumes, (in die kein Schüler der Numismatik ihre Erfindung setzen wird,) außer der Römischen und Byzantinischen Rüstung, noch eine mitlere Zeit Deutschen Ritterthums, da die Herzoge und Grafen von den Kaisern in denen ihnen anvertraueten Ländern zu Heerführern der Ritterschaft verordnet gewesen, da diese durch solche Turnier- und Heldenrüstung sich unterschieden, da also die Herzoge ihr Heerführerthum durch Harnische und Ritteraufzüge auch auf Münzen signalisirten, sie als herzogliche Insignien und Gerechtsame behielten u. s. w. Dies weiß ich, und wer sollte das nicht wissen?

Und weiß man das; wem wird die weitläufige prächtige Anmahnung: „die Fürsten sollten doch bedenken, daß sie ihre Münzen für die Nachwelt schlagen lassen, daß diese ja der spätesten Nachkommenschaft ihren Geschmack verkündigen sollen: die geharnischten Brustbilder wären doch wider das Uebliche unsrer Zeiten: an Münzen und Statuen des Alterthums fände er doch solche Rüstung nicht: an byzantinischen Kaisern auch nicht so ganz; sie bleibe doch für unsre Zeiten fremde: sie stelle doch eine Sache vor, die wir in der Natur nicht mehr sehen: die Römer hätten sich doch nie in ägyptischer Kleidung, oder mit parthischen Tiaren abbilden lassen: man brächte damit der Nachkommenschaft nichts, als ganz falsche Begriffe von den Trachten unsrer Zeit bei“ — — und was der Verf. darüber auf sieben Seiten Gelehr-

---

a) S. 79. 80. u. f. [Freies Citat]

tes, Wohlschmeckendes und Zurechtweisendes von Heliogabalius und Childerich, von Alexander und Aristobulus sagen möge, das artige Gebet des Hrn. Watelets, und den artigen Spaas vom Löwen und Affen d. i. vom Fürsten und seinem Künstler, von der friedfertigen und mit frommem Abscheu gegen alles Morden und Blutvergießen verwahrten Bürgerkompagnie, von der lockteten Peruke 69 und Threr Herrlichkeit breitem Halskragen — — diesen artigen Spaas mit eingeschlossen, wer wird die ganze Ermahnungsrede nicht so fade, als möglich, finden? Wenn die liebe Nachkommenschaft nur etwas weiß, so weiß sie, daß dies nicht eine Tracht unseres Ueblichen im gemeinen Leben, sondern ein fürstliches Herkommen, das Insigne eines gewissen Ranges, gewesen: so weiß sie, daß, wenn den Geheimden Räthen unsrer Zeit diese Kleidungstracht, wie billig, unbräuchlich ist: sie bei fürstlichen Installationen in Deutschland urkundlich sey: so weiß sie, daß, wenn der Papst nicht täglich seine dreifache Krone trage, er sich dieselbe doch anmaße, und daß, wenn Thre Herrlichkeiten den breiten Halskragen nicht über den Harnisch zu binden befugt sind, sie es auch nicht thun werden, wie der Hr. Verf. meinet: so weiß sie — — und das weiß ja jeder Schüler der Reichsgeschichte.

Nun mag es etwa der Affe eines Löwen, das ist nach Hr. Kl. Fabeldeutung der Künstler und Historiograph eines Fürsten ausmachen, wie weit Seine Durchlauchten dies Erz abschütteln könne, oder nicht? Aber dazu gehört wahrhaftig kein Geheimer Rath, es auszumachen, daß kein Fürst unsrer Zeiten diese Rüstung ersonnen, um „der spätesten Nachkommenschaft seinen Geschmack zu verkündigen, um den Enkeln die vortheilhafteste Schilderung von 70 „sich zu überlassen.“ Dazu gehört auch kein erster Philologe der Nachwelt, um etwa das Costume unsrer Zeit daher zu mutmaßen, so wenig die Ammonshörner Alexanders und Lysimachus uns auf den Verdacht bringen, als wäre er eine gehörnte Misgeburt gewesen. Wenn sich indeß ein Fürst einem solchen Insigne auch nur des Herkommens, des Ranges, des Nationellen bei seiner Huldigung und Krönung wegen bequemt — immer sei er zu

beflügen; denn hinter welchen Fässern und Gewändern muß ich nicht einen solchen König Saul suchen? aber auch der Unterschied werde erwogen zwischen einer Zeit, die ihre Fürsten frei hinstellt, und einer Zeit, die sie nach Recht und Herkommen zu einem spanischen Mantel, oder zur Tonne des Diogenes, verurtheilt — wer wird das verkennen?

5. Ich komme auf die Christen, zu denen ich hier so wohl Titel, als Legenden rechne. Titel! mit welchem Ballast sind unsre Fürsten nicht überladen? mit diesem des Erbrechts, der Familie, eines historischen Umstandes, einer Protestation wegen, mit jenem der wirklichen Besitze halben — wo ist hier die edle Armut der Griechen und Römer? Der Römer war Herr und Kaiser der Welt, nichts mehr dünkte er sich, aber auch nichts weniger: Ein Titel also seiner Römischen Größe und Hoheit; jeder übrige 71 Zusatz nach Provinzen und Ländern wäre für ihn (ich nehme den Fall der Eroberung aus) verkleinernd. Ein Imperator, Caesar, Dictator, Pater Patriae, war genug, um gleichsam den Einen zu bezeichnen, der nicht seines gleichen hat —

Vnde nil maius generatur ipso

Nec viget quidquam simile aut secundum.

Das Titulaturrecht unsrer heutigen Fürsten muß von dieser Römischen Größe mehr in die Currentmünze der Titel gehen. Hier diese Acquisition, dort jene Gerechtsame, dort jene Anwartschaft von Gottes Gnaden: sie muß nicht vergessen werden, und so kommt eine Titelreihe heraus, die oft auch die Münze besäet. So mache man, wird man sagen, diese zu keiner Heroldstafel, und lasse sie weg! Gut, aber die lasse man doch nicht weg, die in dieser Situation mit zur Bestimmung, zur historischen Erklärung gehören? Und eben dies, wie sehr läuft oft ins Detail? Um nur der Nachwelt deutlich zu seyn, um diesen von so manchen andern Fürsten zu unterscheiden — welche Unterschiedenheit, von der ein Griech und Römer nichts wußte! Um eben diese und keine andre Denkwürdigkeit der Nachwelt aus unsrer Staatsverfassung zu erklären — welche Unterschiedenheit, von der ein Griech

und Römer nichts wußte. Die bloße Schuldeklamation des Hrn.  
72 Geheimdenrath<sup>s</sup><sup>a</sup> über die Schwachheiten der Fürsten, über eine  
Eitelkeit, von der sie keinen Nutzen ziehen, reicht hier kaum zu: in  
diesem und jenem einzelnen Falle würde ihn mancher andre  
Geheimderath eines bessern belehren.

Griechen und Römer inscribiren in ihrer Sprache, und man  
kennet dieselben nach ihrer Stärke und Höhe, nach ihrer Kürze  
und Nachdruck; verläumden will ich die unsrige nicht: sie hat in  
manchem so gar Vorzüge; aber zur schönen Aufschrift einer schönen  
Münzallegorie ist sie nicht gebildet. Nicht gebildet dazu in der  
Form der Buchstaben, in den hart und vielfach zusammengesetzten  
Bestandtheilen der Wörter, in dem Bau der Rede, der sich weniger  
mit einem ausgerissnen Casu, oder einer ellipsirten Construktion  
verträgt, in dem Geiste der Sprache, der sich hierum eben so weit  
von der offnen *χαρις* der Griechen, von der *elegantia inscriptio-*  
num der Römer, als von der Französischen Pointe, entfernen  
dürfte. Unsre Sprache hat ihre Gothischen Buchstaben, die gut  
erscheinen mögen, nur nicht auf Metall: sie hat ihre vielen Konso-  
nanten, die in einem starken Gedichte so prächtig klingen, als sie  
auf einer Münze schwer zu buchstabiren, noch schwerer abzukürzen  
sind: sie liebt den vollen Bau der Rede mit Artikeln, Verschrän-  
73 kungen und Construktionen ohne Ellipsen, ohne einzelne Redetheile:  
sie liebt auch im Sinne mehr das voll- und ausführlich gesagte,  
als das schön Andeutende der Griechen und Römer: sie ist also  
nicht, wie diese, zur Münzenaufschrift. Was soll hier ein Geschmack-  
voller Tadel über den Mangel an Geschmack in einer Sache, wo  
es an etwas mehr fehlt, als diesem?

So nehme man die Römische Sprache statt der unsrigen! Gut  
gesagt! aber ist denn auch die Münze so National, als die  
Römische war? so einem jeden verständlich? so fürs Publikum,  
als jene? — Zudem: „man brauche die Römische:“ aber, ans  
Landübliche, ans Costume nicht zu denken, wird man sie auch als

---

a) S. 88. 89.

ein Römer brauchen? Ist die Römische denn auch für unsre Welt von Münzdenkwürdigkeiten gebildet? wird man nicht oft, indem man alte Worte auf neue Gebräuche anwendet, Centauren schmieden? Vermischungen der Zeiten und Länder, die einem Nachkommen befremdlich seyn müssen, schielende Übertragungen Römischer Worte und Begriffe unter Deutsche oder neuere Begriffe überhaupt, für einen Kenner beider Seiten unausstehlich. Die Griechische und Römische Sprache war National: die Denkwürdigkeiten, welche auf Münzen kamen, National, eines also für das andre gebildet: Körper und Seele. Ist aber die Römische Sprache für unsre Welt 74 von Merkwürdigkeiten, oder diese für jene ursprünglich gebildet worden? und doch soll eine die andre ausdrücken? So stoßen sich zwo Seiten und Völker, wie jene Zwillinge im Leibe der Mutter! — —

Will man also zur Nationalsprache zurückkehren, und einigermaßen doch die sinnreiche Einfalt, die edle Kürze, gleichsam die Poesie in Gedanken und Wörtern ersetzen, die sich bei den Alten findet — ach! unsre Sprache bietet uns auch eine Poesie dar, aber sinnreiche Leberreime, oder gar frostige Wortspiele. So wie die Nordländer in der Dichtkunst die Harmonie der Alten durch Reime nach ihrer Art zu ersetzen gesucht: so auch auf Münzen durch Reime — aber welche Ersetzung? National freilich, oft sinnreich genug und oft nicht blos für den Pöbel, sondern auch für den Weisen, sinnreich; aber eine Ersetzung der Griechischen und Römischen Einfalt? Ich sehe von beiden Seiten Schwierigkeiten: Hr. Kl. sieht keine, er stimmt eine Elegie über den Pöbelhaften Geschmack der Neuern an — wie vornehm!

Weiter mag ich mich nicht einlassen in die unendliche Verschiedenheit der alten und neuen Numismatischen Münzgesetze, Künstler, einzelnen Veranlassungen, des äußern Werths und Zuhörers; noch zum Schluß eine allgemeine Anmerkung, die Anfang hätte seyn sollen.

6. Die Alten hatten überhaupt mehr Bildersprache, mehr Allegorische Dichtung, als wir. Von Dichtern war ihre Sprache

gebildet, und da bei den Griechen insonderheit die ältesten Dichter Liebhaber von Bildern, Metaphern, und Allegorien waren, welch ein Schatz lag gleichsam schon in der Sprache theils im Geschlechte, theils in Form, theils in Bedeutung der Worte! Ihre Dichterische Sprache war Allegorischen Aufschriften gleichsam in die Hand gebildet! Allegorien wurden aus der Sprache geschöpft, und mit der Sprache, aus der sie geschöpft waren, begleitet — welche gute Lage!

Zudem: Die erste Schrift und die erste Sprache ist eine Malerei von Begriffen: mit der Zeit kommen in beide künstliche Abkürzungen der Bilder: mit der Zeit verlieren sich gar viele Bilder selbst, und es bleiben allgemeine Begriffe. Wo sind wir nun in der Reihe der Völker und Zeiten? ohne Zweifel diesem Ende näher, als jenem. Die meisten Allegorien allgemeiner Begriffe nach Griechen, Römern, zumal Aegyptern, sind uns schon fremde: die meisten, die z. E. auch Winckelmann aus den Alten anführt, erkennen wir kaum mehr unter solcher Gestalt: sie sind nach unsrer 76 Horizonthöhe beinahe schon über das sinnliche Bild erhoben, oder wenigstens so oft von jenen Vorstellungen abgewichen, als wären sie nicht mehr dieselben. In dieser, meines Wissens noch nicht so bemerkten Aussicht sollte man das Winckelmannische Werk<sup>a</sup> durchgehen, so würde man sehen, wie vorzüglich bei den Aegyptern, (denn sie sind die ältesten,) so dann bei Griechen und Römern Tugenden und Laster, und abstrakte Ideen von allerlei Art fast immer eine andre Gestalt gehabt, als bei uns, wenigstens hie und da von einer Nebenseite angesehen worden, die sie bei uns verloren. Oft ist das Allegorische Bild einer Tugend, einer abstrakten Idee nach Griechischer Art mit dem Namen derselben nach dem

---

a) Ueber die Allegorie. Getadest gnug hat man diesen Versuch, der doch nichts als Versuch seyn sollte; aber recensirt, in der vorgestellten Aussicht durchgegangen? ich weiß nicht. Und sie ist die einzige, nach der man die Frage entscheiden kann, wie weit wir den Alten nachallegorisiren können, oder nicht?

Sinne unsrer Zeit, eine Gesellschaft zweier Personen, die sich sehr seltsam zusammen finden.

Noch eine augenscheinliche Folge. Dichter haben den Alten ihre Allegorie und Sprache angebildet: National war also ihre Bildersprache, und wenn sie entlehnt war, so wurde sie nationalisiert. Der Unterschied wird wichtig: denn bei uns ist eine Bildersprache 77 so Patronymisch nicht. Dort konnte alles auf einem Wege fortgehen: der Dichter hatte durch seine Poetische Bildersprache das Volk gebildet: der Weise, der nach ihm kam, trat, so viel er konnte, in seine Fußstapfen: er bediente sich des Bilderschakés, den jener in die Sprache gelegt, nach seinen Zwecken: er bildete die Allegorien des ersteren zu Wesen seiner Art um: er wurde ein Plato gegen einen Homer. An seiner Hand gieng der dritte Mann, der Künstler, und erhob jene Bildersprache der Dichter und Weisen zum schönsten Anschauen. Die Götter, die der Dichter dem Volke sang, und der Weise erklärte, schafft der Künstler ihm vor: die Ideen, die es in alten geerbten und früherlernten Gesängen auf der Zunge, und aus dem Munde des Weisen gleichsam im Ohr hatte, standen ihm in den Werken des Künstlers vor Augen — durch alles ward also ein Poetisches, ein Allegorisches Publikum gebildet, das die Bildersprache verstand, fühlte, beurtheilte, fortpflanzte. Die Allegorie hatte tiefe Wurzeln in allem was National heißt, geschlagen, in Sprache,<sup>1</sup> Gedichten, Philosophien, Kunstwerken: sie gehörte zur Cultur des Volks, sie ward Denkart des Publikum.

Unser Publikum ist aus diesem Gleise der Cultur, aus diesem Behikulum der Denkart hinaus. Wenige Bilder ausgenommen, und die Ikonographie der Alten ist uns nicht Nationell. Nicht 78 aus unsrer Sprache geschöpft, und oft nicht einmal mit dieser stimmend; nicht aus unsren angebohrnen Idolen, in denen wir uns als Kinder allgemeine Begriffe denken, gebildet, und oft denselben wiedersprechend — nicht also dem Auge des gemeinen guten

---

1) A: Sprachen

Verstandes unter uns̄ kennbar, nicht also National. Die Idole etwa und Märchen, in die uns̄re Kindheit allgemeine Begriffe kleidet, sind Gothisch, oft ungeheuer, fast niemals für die Kunst. Sie sind nicht von Griechischen Dichtern der Schönheit, sondern durch Nordische Märchen eingepflanzt: einige von ihnen bestätigt uns̄re Sprache, die sich nach ihnen bequemt: alle aber sind gegen die Menge Griechischer Nationalbilder ein verschwindendes Zwei oder Drei. In den Schatten der Jahrhunderte sind sie verschwunden; und für die Kunst haben wir auch an solchen Gothischen Gestalten der Einbildungskraft nichts verloren. Die reinere Wissenschaft, die in uns̄ren Nordischen Gegenden durchaus freier von solchen Hüllen der Mittagsländer gedacht wird, die Cultur des Publikum nach uns̄rer unsinnlichen Religion, und unsinnlichen Philosophie hat sie vertrieben: wir haben also kein Dichterisches, Allegorisches Publikum mehr.

79 Und können uns̄ die Allegorien der Alten dazu machen? Seltens sind diese ja unserm Volke, (ich sage nicht, unserm Pöbel,) kennbar: oft ihm ja so unverständlich, als die Lateinische Ueberschrift ringsum. So wie es nach uns̄rer gelehrten Handwerksbildung in manchen Ländern dem Pöbel zur Synonyme geworden: er ist ein Lateiner, das ist ein Gelehrter: so wenigstens in diesem Falle ist die Ikonologie der Alten eine Ueberpflanzung fremder Nationalbilder, sich in ihnen Götter zu denken, die wir nicht haben, Städte und Länder in Schutzgöttinnen und Genien zu denken, die wir nicht kennen, Tugenden und Laster zu denken, wie wir sie nicht denken wollen, allgemeine Begriffe zu denken, ohne daß wir sie in der Symbole sehen. Sie ist also ein gelehrtes Rüst = ich will nicht sagen Spielzeug aus fremden Ländern, das unter uns̄ keinen Markt des Anschauens, kein Publikum hat.

Eben hiemit ist Herrn Klozen ein unerklärlicher Leidesvoller Unterschied erklärt; <sup>a)</sup> „Mit den Sinnbildern auf alten Münzen „konnte der Lehrer des Geschmacks, der Dichter, der Künstler

---

a) S. 55. 56.

„zufrieden seyn. Den neuern Vorstellungen widerspricht oft Ver-  
„nunft, Geschmack und Kunst. Wer wollte es wagen, die Vor-  
„stellungen auf neuern Münzen mit den Bildern unsrer Dichter 80  
„zu vergleichen? Gleichwohl hat Addison mit den alten Mün-  
„zen und Versen dieses gethan: Er hat oft eine große Ahn-  
„lichkeit zwischen beiden bemerkt, und Ursache gefunden, den  
„feinen Geschmack dessen zu loben, der die Vorstellung zu einer  
„Münze angegeben. Der Poet hat die Idee mit eben  
„dem Bilde ausgedrückt, welches der Stempelschneider  
„gebraucht, um einen Gedanken sinnlich zu machen.“ Wie man sieht, bleibt Alles im Unterschiede der Alten und Neuern bei ihm eine qualitas occulta des Geschmacks zum Staunen. Freilich konnte der Dichter mit solchen Münzvorstellungen zufrieden seyn: denn sie waren aus ihm geschöpft, oder wenigstens nach der Denkart gebildet, die er dem Weisen, dem Künstler, dem Lehrer des Geschmacks, die alle Söhne seines Geschlechts waren, ange- schaffen. Freilich lassen sich Verse und Münzen unter den Alten vergleichen: was aber jetzt in Addison eine solche gelehrt und Geschmackshexerei ist, das konnte unter den Alten ein jeder wohl- erzogner gebildeter Mann. Wenn er durch Dichter gebildet war, wenn einem Publikum in Griechenland Dichterverse und Poetische Bilder ihrer Mythologie im Kopfe schwelten, ohngefähr auf die Art, als unserm Volke Kirchenlieder, Bibelsprüche, (eine Vergleichung, die hier blos Nationalunterschied seyn soll,) wenn die Sprache und die Erziehung solchen anschaulichen Vorstellungen ent- 81 sprach — was natürlicher, als eine Vergleichung zwischen Bildern und Versen? was aber auch unmehrlicher, als bei uns solche Vergleichung zu fordern? Die Münzallegorien sind uns meistens überbrachte Ideen: unsre Dichter, der Muse sei Dank! aber uns National — ich sehe keine Parallele. Die Münzvorstellungen aus den Alten entsprechen höchstens auch den Dichtern der Alten; und so sehr diese auch unsrer lieben Schuljugend eingeprägt werden: so haben wir doch nimmer ein Attisches, ein Römisches Publikum, das, wie jenes, nach diesen Dichtern gebildet wäre. Die

lange Deklamation des Hrn. Kl. über die Parallele, vom Geschmack auf Münzen,<sup>a</sup> der sich zu unsrer Zeit, unter der Regierung Friederichs des Großen (vermuthlich zu Halle) angefangen, und von Classischen Schriftstellern, die unsren Zeitpunkt allen Völkern und der spätesten Nachkommenschaft bewundernswürdig machen werden, die ganze Parallele ist in Vergleichung der Alten sinkt.

---

5.

Doch wie anders, als sinkt ist's, wie unser Verf. am liebsten redet? Ein Büchlein über die Geschichte des Geschmacks auf Münzen; und dies Büchlein wird seinem größesten Theile nach nichts, als eine Vergleichung der Alten und Neuern: und diese Vergleichung wieder nichts, als ein Preis des Geschmacks der Alten, und eine Satyre auf den Münzengeschmack der Neuern. Beiderlei Arten des Geschmacks als die Produktion einer ganzen Zeitverfassung und Nationaldenkmal anzusehen, den Unterschied zu entwickeln, der sich zwischen der Numismatischen Welt der Alten und der Neuern in Bildersprache der Religion, in den Symbolen der Länder, in den Allegorien der Begebenheiten, in dem Ceremoniel der Personen, in der Sprache der Aufschriften, in dem Publikum, das Münzen erfand, sah und beurtheilte, in allen äußern Umständen der Numismatik ereignet, diesen Hinunselweiten Unterschied, von dem ich einige Schattenzüge entworfen, vergißt er; schreibt dem lieben Addison nach, macht dessen Gespräche zur feinen Satyre, zur lahmsten, Lendenlahmsten Strafpredigt über den übeln Münzengeschmack unsrer Zeit, von Fürsten an, bis zu Münzenstemplern zu —

Und das ist sein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks auf Münzen. Wie?<sup>1</sup> von allen Nationen, wie im Traume, durchhin reden? bei keiner ihre historischen Data, als Erfolge, die aus einer Ursache entspringen, ansehen? bei keiner auch nur darauf kommen,

---

a) p. 70—76.

1) A: Wie von

die Natur des Faktum, aus einem seiner Umstände und Veränderungen in Entwurf zu bringen? bei keiner auf den Boden der 83 Sache sehen, aus dem sie sich erhob und aufblühte? die verschiedensten Zeitpunkte überweg vergleichen, die kaum einer Vergleichung fähig sind? O des armeligen Alterthumskenners! keines Namens unwürdiger, als dessen! Sein klingender Beitrag ist eine Satyre auf unsre Zeiten und Völker, so fein, so gründlich, so treffend, als seine *mores eruditorum*, als sein *genius seculi*. Nichts als ridicula kann er schreiben; aber seine ridicula literaria und monetaria sind von einem Gepräge.

Eine Geschichte des Geschmacks auf Münzen, was ist sie, wenn sie uns bei den Griechen die Ursachen des Geschmacks nicht entwickelt: jetzt Griechen und Römer vergleicht, und auch bei diesen nichts erklärt? Was ist sie, wenn sie nicht genau auf die Veranlassungen merkt, durch welche der Geschmack fiel, den falschen Geschmack, der sich statt des Römischen einschlich, nicht zergliedert, diesen neuen Gothisch Christlichen Geschmack nicht bis auf seine Quellen, und bis in die Abgründe der Diplomatik, Heraldik und Staatsgeschichte, die seine Abschlüsse sind, verfolgt, auf keine seiner Hauptveränderungen merkt, die Reformation des Geschmacks, die eigentlichen Verdienste der Reformatoren nicht bestimmt, dem Laufe ihrer Verbesserungen nicht nacheile: die Reste des alten Herkommens, die sich ihm widersezten, nicht prüft: und an eine Anleitung denkt, uns zu unsrer Numismatischen Welt ein Münzenkabinett nach dem Geschmacke der Alten zu sammeln — was sie ist, wenn sie nichts von diesem ist? Und iſt nach Einem der angegebenen Gesichtspunkte der Kloßische Beitrag auch nur im dürresten Grundrisse, (vom Mechanischen der Kunst rede ich noch nicht,) so will ich umsonst gelesen haben.

Ein paar mal kommt er auf so etwas, aber beidemal iſt's Ausschweifung, und es wird grobe Falschheit. „Bei den Griechen, „sagt er,<sup>a</sup> hatten die Künste überhaupt engere Schranken, als bei

---

a) S. 40. [42.]

„uns. Wir erlauben ihnen größtentheils die Nachahmung eines jeden Körpers, ohne daß die Kunst durch die Würde des Gegenstandes veredet würde. Der Griechen hatte ihnen blos die Nachahmung schöner Körper verstattet.“ Wer Lessings Laokoon gelesen, weiß, wem die Bemerkung zugehöre: dafür aber, daß Lessing Klozen eine Bemerkung lieb, schenkt dieser ihm großmuthig eine Verbesserung: „Entgegengesetzte Zeugnisse der Schriftsteller und Beispiele der Künstler bestimmen mich, dieser Beobachtung engere Gränzen zu setzen, und sie blos auf öffentliche Denkmäler einzuschränken. —“ Die Verbesserung in ihrem Werthe 85 und Unwerthe, was thut dies auf die Münzen? gehören die auch zu den öffentlichen Denkmälern, die nichts, als daß Schöne, bildeten?

Allerdings, sagt Hr. Kl.<sup>a</sup> „Auf alten Münzen finden wir, weder häßliche, noch schreckliche Vorstellungen. Zwei derselben zeigen uns die Furien: aber in welcher Gestalt? Nicht mit den furchtbaren Gesichtszügen, welche der Grimm auf neuern Werken vorstellt. Blos Fackeln und Dolche zeigen diese Göttinnen an. Uebrigens ist auch die Münze, welche die Einwohner Antiochiens zu Ehren des jüngern Philipps haben schlagen lassen, aus der Zeit, da die Blüthe der Künste längst verschwunden und mit ihr zugleich der Begriff der Schönheit aus den Seelen der Sterblichen entwichen war. Wie ungleich sind hierinnen die neuern Stempelschneider den Alten.“ Offenbarer gesagt kann nichts seyn. Es werden in der Folge<sup>b</sup> an dem himmlischen Gesichte der Meduse so gar die Schlangen in Erwägung gezogen, und aus vier verschiedenen Ursachen gerechtfertigt, daß „diese ein Sinnbild des Wohlthuns und des Heils gewesen, daher sie viele Götter zur Symbole geführet, daß Hogarth in ihnen das Wellenförmige Schöne suche, daß sie mehr zieren, als verstehen: daß endlich und insonderheit Griechen und Römer über diesen Punkt ein von dem unsern ganz verschiednes Gefühl, einen ganz besondern

a) S. 43. b) S. 46.

„Schlangenappetit gehabt;“ und der Recensent des Herrn Aloß, („bei dem diesmal seine zärtliche Liebe gegen den Herrn Verfasser über seine großen Einsichten und scharfe Beurtheilungskraft im Kampfe die Oberhand behalten“) findet eben die letzte Bemerkung von den Schlangen gar nach dem Geschmack der Alten, vorzüglich wichtig. Ich kann also nach Hrn. Kl. bis auf die Schlangen, bis auf zwei Münzen mit Jurien nichts allgemeiners vertheilen, als „daß auf alten Münzen sich gar nicht, weder häßliche, noch schreckliche Figuren finden.“

Ich nehme indeß ein Paar Bücher zur Hand, die Hr. Kl. zur Hand gehabt haben muß, weil er sie anführt, und so zuerst den lieben Beger: und in ihm mehr als eine Vorstellung auf alten Münzen von Schweinen, furchterlichen Löwenhäuptern ohne die freundliche Münze der Meduse, die zum Küssen einladiet, das bekannte unsömliche Sinnbild Siciliens, drei Füße, rings um ein Haupt voll Schlangen, und andre, nicht eben so unhäßliche, oder unschreckliche Figuren, die Eule der Minerva ungerechnet. Ich nehme Haym: da Scorpionen, Elephanten, brüllende Löwen, Ochsenhäupter, Nachteulen, kämpfende Schlangen: so Geßner, so andre — keine Sammlung alter Münzen geht von solchen Vorstellungen ganz leer aus — wenn ich nur dem Fleiße 87 des Herrn Geheimden Raths nachfolgen und Bilderchen aufsuchen wollte.

Ja, wird Hr. Kl. sagen, das waren Sinnbilder von Städten, von Ländern. Nicht alle, und doch von Griechischen Städten? von Griechischen Ländern? doch Vorstellungen auf Griechischen Münzen? Sie stehen mit keinem mindern Rechte darauf, als Jurien nicht darauf stehen können, weil sie keine Schutzgöttinnen, keine Sinnbilder von Städten waren. Wie? weil Ganymed oder Antäus auf keiner Münze Bild gibt: wer wollte deswegen deuten? Erst beweise man, daß Jurien auf Münzen gehören, wenn, daß sie nicht da sind, etwas beweisen soll.

Ueberhaupt bestimmet Herr Kl. das Allegorische der Münzen so, daß man sieht, er habe vom Münzenartigen seltne Begriffe.

Winkelmanns Erklärungen der Allegorie zu folgen, ist gut; nur ihnen mit Einschränkung auf Münzen zu folgen, noch besser. Da er seinen Versuch von der Allegorie überhaupt für die bildenden Künste, nicht blos für die Münzen, geschrieben: so sind seine Regeln ohne Bestimmung auf diese zu lax, zu weit, und nichts unsicherer, als der Kloßsche Satz: „die Pflichten des Malers sind „auch die Pflichten des Stempelschneiders, nur daß jener ein „geräumiger Feld hat.“ Um Gottes Willen nicht! die Allegorien auf Münzen haben ihre eigne Natur; sie sind nicht etwa blos wie Malereien, der Kunst selbst; sondern allemal der Deutung wegen da: sie sind Mnemonisch. Das Bild als Bild ist Nichts; der Sinn des Bildes ist Alles. In allen Schriften wirft Hr. Kloß Münzen, Gemmen, Malereien, Statuen grausam durcheinander; und kaum kann etwas verschiedners an Natur, Zweck und Gesetzen seyn! Ein Kunstwerk ist der Kunst wegen da: aber bei einer Symbolik, sie sei der Religion, oder der Politischen Verfassung, oder der Geschichte gewidmet, ist die Kunst dienend, eine Helferin zu einem andern Zwecke, so bei der Münze. Lasset uns also die Griechen nicht auf unrechte Art loben: sie widersprechen solchem Lobe, und es wird Tadel auf sie: es wird Unwissenheit für uns.

Auf der andern Seite, lasset uns auch die Neuern nicht ohne Ursache tadeln. Ich will ihre „durch die häßlichsten Verzerrungen des Gesichts verunstalteten Ungeheuer,“ die Hrn. Kl. vornehmtes Auge beleidigen, „das sich an die griechische Schönheit gewöhnt „hat“ nicht vertheidigen; aber so billig sollte man doch auch seyn, zu fragen: ist dieses Ungeheuer die Haupt- oder nur eine Nebenvorstellung? Wenn z. B. ein Hercules, als Drachentödter, zum Sinnbilde der Tapferkeit da stünde, und der Drache selbst ein häßliches Ungeheuer wäre: nicht der Drache, der Drachentödter ist das Bild, und jener nur eine unterliegende Vorstellung. Daß die Alten eben so gedacht haben, bezeugen eine Menge Gemmen, und Gemälde, die ja doch eigentlichere Kunstwerke, als Münzen, sind. —

Nebenfiguren also; aber, wenn sie auch selbst Hauptfiguren wären: noch sind sie auf Münzen nichts, als Revers; man kehre um, so hat man die Deutung. Das ekle Auge meines Verfassers, das sich an Griechische Schönheit gewöhnt hat, wird am meisten von Holländischen Münzen beleidigt. „Die Zwietracht, die Tyrannie, die Grausamkeit sind als Ungeheuer mit der größten Häßlichkeit vorgestellt,“ und so gleich hat Hr. Kl. den bekanntesten Tadel ihrer Maler und ein Sprüchlein aus Hagedorn fertig, das hier so hingehört, als Faust aufs Auge. Auch ich sehe lieber das Schöne, als das Häßliche, lieber das Liebliche, als Carrikaturen; wie aber? wenn die Enthauptung Karls des ersten durch kein lachendes Gesicht, und durch keine Amors angedeutet werden konnte, und das wütende vielföpfige Volk also als ein vielföpfiges Schlangenungeheuer erscheint — und neben an das traurige Haupt des Königes auf dem Boden — wird da nicht die Vorstellung von dem Sinne, von der Allegorie gleichsam verschlungen? Und ist dies Bild denn anders geschlagen, als um so verschlungen zu werden? und wird je eine Münze als absolutes Kunstwerk gepräget? Ist sie je unter den Griechen anders, als zum Denkmale gepräget worden? — — Man denke sich einen Autor, der so ganz die ersten Grundsätze der Künste vergißt, der so sehr ihre Gränzen verwirret, und eben auf diese Verwirrung den halben Theil seines Buchs bauet, wie schief, wie elend wird er bauen? Alle die süßen Anmerkungen über die Griechische Lieblichkeit und Schönheit sind entweder hier Halbsachen, oder Hr. Kl. kennt die Natur der Münzen halb. Er nimmt sie als Kunstwerke und nicht als Denkmale; die Kunst bei ihnen nicht als Hülfsmittel des bedeutenden, den Künstler nicht als Handarbeiter — so schreibt er von ihnen, und verkennet ihre Natur.

Und das ist Alles, was Hr. Aloß unter den Griechen fand, um ihnen ihren Rang im Münzengeschmacke zu geben? — ja! und unter den Römern an ihrem Theil nichts besondres? Wenig, als eine sichre Parallele mit den Griechen, die hier nicht hingehört, und über die ich zu anderer Zeit reden werde. Und nichts be-

stimmtes an Ursachen, die den guten Geschmack herunter gebracht? Nein! und nichts vom Diplomatischen, Heraldischen und Rechtlichen Ursprunge unsers Münzengeschmacks? Auch nein! — O des sonderbaren Beitrages zu einer Geschichte!

## 6.

Ich thue dem Verfasser vielleicht Unrecht: „Ein Beitrag kann 91 „ja so viel oder so wenig beitragen, als er will.“ — — Ei! so muß Hr. Kloß nicht großsprechen: denn wie er jetzt ankündigt, hat er über einem weit weitern Thema gearbeitet, als ich gesucht habe — nicht blos an einer Geschichte des Geschmacks auf Münzen, sondern gar an einer Geschichte des Geschmacks und der Künste bei einem Volk aus Münzen. Diesen Faden will er über die merkwürdigsten Perioden der Geschichte, über Völker und Zeiten verfolgen, und aus ihnen liefern eine Geschichte des Geschmacks und der Künste überhaupt aus Münzen.

Das ist freilich noch mehr! auf einer Münze mag sich immer der Geschmack einer Nation offenbaren dürfen: aber daß sie eigentlich eine Tafel des Geschmacks einer ganzen Nation vorstellen sollte, vorstellen müßte? — dem ersten Anblicke scheint das schon gewagt. Auf einer Münze mag sich immer Kunst, und wenn man will, auch Künste, offenbaren dürfen; daß sie aber eigentlich eine Zeugin über die Kunst, ja über die Künste seyn sollte, seyn müßte — noch gewagter: und das ist doch „die Ausführung der „Sache, die ich mir vorgesetzt habe. Meine Absicht ist aus den „Münzen gleichsam eine Geschichte des Geschmacks und der Künste „zusammenzusetzen, und ihre Blüthe, oder ihren Verfall aus den- „selben zu beurtheilen. Ich werde daher u. s. w. — —“ Mich 92 dünkt, der Verfasser übernahm, was niemand, als etwa ein Sohn der Sibylle, ausführen kann.

Die schöne Griechische Münze, und freilich läßt sich viel daraus ersehen. Das Volk, dem sie gehört, muß gebildet seyn, Commerz haben; Sinnbilder haben; eine gebildete Sprache haben; Zeichner

und Stempelschneider haben, oder gehabt haben: das sehe ich. Träte ich auf ein fremdes Eiland und fände Münzen, von denen ich vermuthen könnte, daß sie kein Fremder verloren: so wären diese Muthmaßungen fertig. Aber eine Geschichte ihres Geschmacks und ihrer Künste, den Inbegriff ihres Geschmacks und ihrer Künste — unmöglich. Ob sie Dichter oder Weltweise, Bildhauer, Tonkünstler und Tänzer neben ihren Stempelschneidern gehabt, ob ihr Zeitpunkt des Geschmacks ihnen eigen oder eine<sup>1</sup> Colonie, ob ein langes oder kurzes Drama gewesen, sehe ich das aus einer Münze? Und ist nicht eben diese frappante Intonation: ich will aus Münzen eine Geschichte des Geschmacks und der Künste geben! nach allen Zeitungspanegyren auf Hrn. Kl. sein erstes Verdienst bei diesem ganzen Buche? Indianer, Perse, Araber! was kann man aus euren Münzen nicht weissagen?

Jetzt eine Sammlung, oder, wenn man kann, die ganze Menge Griechischer Münzen: und zwar, welches noch angenommener heißt, in ihrer Zeitfolge nach und neben einander — allerdings kann man jetzt vieles auf die Nation schliessen, was Geschichte, Regierung, Beschaffenheit ihres Landes, ihre Kleider, Waffen, Gebräuche, Gebäude, Religion und vergleichen anbetrifft. — Hieraus lässt sich ohngefähr ein Nationalcharakter bilden, der viel in sich hielte, aber keine<sup>2</sup> Geschichte des Geschmacks und der Künste? — ich wollte, daß ein Numismatischer Goguet so ein Werk schriebe. Wohlverstanden, daß er in seinen Schlüssen keinen Schritt vergebens thue, bei jedem den Grad der Wahrscheinlichkeit in Maas nehme, und den seltnen Philosophischen Genius hätte, einzelne Data niemals zu allgemein zu generalisiren, noch auch diesseit des Ziels stehen bleibe, auf welches man zu schließen könnte — wäre dies, was sich bei Hrn. Kl. fast alles im Gegenthile zeiget: so hätte man freilich „eine Geschichte des Geschmacks und der Künste „bei den Griechen aus Münzen,“ aber auch zugleich ein in Beispiele gebrachtes Lehrbuch der historischen Wahrscheinlichkeit, eine

---

1) A: einer      2) eine (?)

Logik historischer Schlüsse, nicht solch eine Sammlung fahler Allgemeinsätze, als dies ist.

Vorausgesetzt wird hier zum Grunde der ganzen Schlussfolge: daß die Griechen auf der Bahn ihrer Kultur selbst fortgegangen, nicht etwa von der unsichtbaren Macht fremder Völker darauf fort-94 getrieben, und umhergestoßen seyn, daß also aus ihrem Laufe die Kraft der Nation mit Grunde berechnet werden könne. Was es für Fehlschlüsse gebe, diesen Lauf anzunehmen und zu berechnen, wo er nicht ist, werde ich an andern Orte an den Griechen zeigen; hier die Römer.

Aus der Römischen Münzenfolge eine Geschichte ihres Geschmacks und der Künste ist durchaus trüglich: denn nicht sie, eine fremde Nation ist, die durch sie wirkt. So viel aus ihren Münzen geschlossen werden mag; auf ihren Geschmack und Liebe zu den Künsten wenig. Was in dem Römischen Geschmack und Künsten denn eigentlich Römischt, was hingegen nur von Griechen geformt nach der Römer Weise gewesen? wo die Römer selbst gedacht, und gearbeitet, oder nur denken und arbeiten lassen? verliert sich in den Schatten, und ist dies nicht eben das Hauptlicht „einer „Geschichte des Geschmacks und der Künste Roms aus Münzen?“ Wie? wenn die Griechen bis auf jedes Einzelne verloren gingen wie würden die Römer nicht Siegprangen? Da sie aber nicht verloren sind, da wir aus andern Quellen, als aus Münzen, es wissen, wie sehr sie in den Geschmack- und Kunstlauf der Römer unsichtbar eingewirkt: welchen Behaupter wird das nicht zweifelhaft machen, aus Münzen ihre Geschmack- und Kunstgeschichte zimmern zu wollen?

95 Die Zeit der so genannten Gothischen Münzen. Daß ihre Urheber keine Griechen und Römer weder an Geschmack, noch an Kunst, noch an irgend Etwas gewesen: das sieht der Blinde; ja es lassen sich die Ursachen so gar einsehen, warum sie nicht das Eine, nicht das Andre, haben seyn können? Es läßt sich so gar der falsche Geschmack, der diese Völker angefüllt, nach seinem Ursprunge und Geschichte berechnen; und ob ich gleich kein Polykarp

Lyser bin: so wünschte ich diesen Zeiten einen solchen Berechner, aber einen, der sich vor dem Namen der Barbarei nicht scheue, noch dies Wort so überhin nehme, als wir gemeinlich im Zeitlaufe der Geschichte, wenn wir aus Griechen und Römern, voll von ihrem Geschmacke, kommen, hinzuworfen pflegen. Ein Erklärer ist mehr als Tadler; und der muß er seyn, weil unser Erbgeschmack alle sein gutes Herkommen von daraus ableitet.

Wieder also ein Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst? Immer ja! da diesem Zeitpunkte aber sein Geschmack und seine Kunst nicht so ganz eigenthümlich, da die Litteratur dieser Völker so verdorben, als sie sey, ursprünglich eine fremde Colonie ist, die sich im Stillen mehr oder weniger ausgebreitet haben kann: so wird, nach Maafz dieser Ausbreitung, in eben dem Maafze auch eine Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen unsicherer. 96 Es ist keine Hypothese, es ist eine von den Kennern der mittlern Zeit längst angenommene Sache, daß die Reformation der Wissenschaften wahrhaftig nicht mit einmal losgebrochen: sondern lange im Stillen genähret, gewachsen, gereift sey. Und eben dieser Fortgang des stillen Wachsthums ist der auf Münzen bemerkbar? Galt hier nicht einmal für alle Herkommen, Nationalgeschmack, der bleierne Druck des Zeitgeistes? unter diesem könnte nicht immer viel reifender guter Geschmack liegen, der sich nur nicht äußern durfte, und am wenigsten ja auf Münzen zuerst äußern konnte? galt wohl auf diesen etwas mehr, als Herkommen, das Joch des Jahrhunderts? Wie viel verliere ich aber in einer Geschichte des Geschmacks, wo ich diese reifenden, ausbrechenden Saamenkörner verliere? Wie oft kann ich irren? Wie oft auf das Ganze unzulässig schliessen?

Endlich die neuere Münzgeschichte, und eben sie ist die unzulässigste auf einer Geschichte des Geschmacks und der Künste bei ganzen Völkern und Zeiten. In diesen ist die ganze schönere Numismatik ein Zweig Griechischer und Römischer Zeiten, in die Geschichte des damaligen Zeitgeschmacks eingepropft; nichts weniger aber, als ein im Boden des Jahrhunderts selbstgewachsener Stamm.

97 Bilderschrift, Sprache und Kunst ist Nachahmung der Alten: immerhin also eine Zeugin, daß der Urheber dieser Münze die Alten gekannt und nachgeahmt; um ein Haar aber auch nichts weiter. Ob der gnädigste Fürst, der auf der Münze steht, und dem Urheber und Künstler seinen guten Geschmack allergnädigst vergönnet; ob jedermann, der diese Münze in seiner Tasche getragen, ob das ganze Publicum, Land, Volk und Zeit, eben den Geschmack gehabt, ist dem ersten Anblicke nach die abentheuerlichste Folge. Wie kunterbunt würde doch in den neuern Zeiten die Geschichte des Geschmacks und der Künste laufen, wenn hie und da ein einzelner guter Medaillleur, ein Antiquitätenprofessor, dem eine Münzenallegorie und Inschrift geräth, so gleich ein Zeuge seyn sollte: wie sehr sein durchlauchtiger Herr den Geschmack geliebt und gehabt, wie erleuchtet sein Jahrhundert im Geschmack und in Künsten gewesen? — fast nichts kann mehr Mitleiden verdienen, als diese Schlüßfolge. Wie? ein um Lohn gedungener geglückter oder verunglückter Münzenschmidt, ein Schulfuchs, der seinen lieben Alten eine Allegorie und Aufschrift entwenden kann — der ein Rüstzeug für den Geschmack und die Künste seiner Zeit, der ein Apollo und Praxiteles seines Jahrhunderts an die Nachwelt? Schöner Apollo! Ohne daß sein Jahrhundert vielleicht ihn versteht, beurtheilt, schätzt, 98 soll er ihren Geschmack und Kunst predigen — Was für ein leichter Wegweiser zum Tempel des Geschmacks, und zur Unsterblichkeit ist doch der Geschmackvolle unsterbliche Kloß!

Eben so unbegreiflich ist die Gegenseite der Schlüßfolge auf den bösen Geschmack neuerer Zeiten und Völker aus Münzen. Ein Land, das einem Staatsysteme, einem Ceremoniel, einem Herkommen alter Jahrhunderte von bösem Geschmack unterworfen ist: eine Zeit, deren Religion höhere und geistigere Zwecke hat, als in Allegorien auf Münzen zu paradierten: ein Volk, dessen Sprache fast vortrefflich, wissenschaftlich und genau seyn kann, nur daß sie, gerade aus gesagt, keine Münzensprache ist: eine Nation, deren Merkwürdigkeiten eben so verwickelt von der Politischen Wissenschaft sind, daß eine einzelne Münzensymbole sie nicht vorstellen kann, ein

Volk, das aus der verblümten Bilderzeit hinaus, Wahrheit sucht, und Wahrheit findet: ein Volk endlich, in dem die Münzen und der Geschmack auf denselben durchaus für keine Produktion des Publikum gelten kann — ein solches Volk soll sich seine Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen weissagen, sich ein Buch durch mit einem andern, dessen Numismatik Himmelweit von der ihrigen abliegt, hämisch vergleichen lassen? wer ist Bürger dieses Volks, und sagt nicht: unde mihi lapides?

## 7.

99

Nun so arg kann es doch Hr. Kloß nicht gemacht haben, da ihm ja öffentlich so viele Ehrensäulen schwarz auf weiß gesetzt sind, ihm, dem Patrioten, der für den Geschmack seiner Nation, seines Vaterlands eifere — — o ja! Eifern ist gut, aber wohin kann Eifer nicht führen? ich habe im vorigen Abschnitte mich nicht durch seine Beispiele unterbrechen wollen: lasset uns seiner Gedankenreihe folgen.

„Ueberhaupt können wir die bildenden Künste als verborgne „Verrätherinnen der Denkungsart desjenigen ansehen, welcher sich „mit ihnen beschäftiget. Die Wahl des Gegenstandes und die Be- „arbeitung desselben mahnen uns den Künstler auf eine ihm selbst „unbemerkte Art. Ein Werk eines Künstlers ist oft eine noch „getreuere Schilderung seines sittlichen Charakters, als eine Schrift „das Bild des Schriftstellers. Wir lesen in jenem noch deutlicher, „als in dieser, die Triebfedern, die den Geist des Künstlers in „Bewegung gesetzt, und die Neigungen, welche gleichsam seine Hand „geleitet.“<sup>a)</sup>

So unbestimmt und Moderecht, als dieser Allgemeinsatz hier steht, ist er wieder blos das Meteor von einer Bemerkung. Welche bildende Künste sind Verrätherinnen der Denkungsart desjenigen, 100

a) S. 10. 11.

der sich mit ihnen beschäftigt? Ohne Zweifel, die ihm Wahl, Eigenheit, und Eigensinn erlauben: dieses sind nicht alle in einem Grade, ja die vollkommensten der bildenden Künste erlauben am wenigsten. Die Bildhauerkunst, die Baukunst hat bei ihren Idealen so hohe und strenge Regeln, daß es wohl kaum dem Künstler frei steht, mit der Kunst gleichsam zu buhlen, die eine Göttliche königliche Juno ist. — — Die Malerei, die in Allem ungemein viele Eigenheiten, Veränderungen, und willkürliche Pinselstriche erlaubt, mag an ihrem Theile eine [so] verborgne Verrätherin der Denkart seyn, als alle Sibyllenbrüder wollen: die Modebeispiele, die Hr. Kl. anführt,<sup>a)</sup> vom sanften Raphael und vom ernsthaften Angelo, vom hitzigen Hannibal Caraecio und vom schreckhaften Ribera, und vom niedrigen Brouwer, vom versäumten Kupežki, und vom fühlbaren Vandyl — alle diese Taschenraritäten, mit denen er sich so gern umher trägt, sind aus ihr, der Malerei, und in so gutem Tone sie auch mögen gesagt seyn, was gehen sie an die Münzkunst? Unter allen kann diese am wenigsten vom Künstler verrathen: selten ist der Erfinder der Medaille auch der Zeichner, der Stempelschneider, der Arbeiter: meistens ist dieser nur der Handarbeiter von dem 101 Kopfe des ersten — und wie nun? daß die Münze „eine noch „getreuere Schilderung seines sittlichen Charakters seyn soll, als „eine Schrift das Bild des Schriftstellers“ — welch ein Dunst! — Unter allen bildenden Künsten ist das Münzengepräge am wenigsten freies Kunstwerk. Landesherrschaffliches Hoheitszeichen, Denkmal einer Begebenheit, veranlaßte Symbole — also der Hofherrlichkeit, der Geschichte, des Bedeutenden wegen, dazu ist. Das Schöne tritt zurück, und wie weit hinten nach die freie Wahl des Künstlers? die Willkür seiner Bearbeitung? seine Denkungsart? zudem die Triebfedern, die ihn in Bewegung gesetzt? zudem gar sein sittlicher Charakter? und gar deutlicher, als eine Schrift das Bild des Schriftstellers mahlet? Das alles, liebe Göttin Moneta! auf einer Münze! O der erleuchtete Münzenschauer!

Es ist nicht gut, daß es dem Verf. beinahe zur Gewohnheit geworden, die Gedanken andrer so anzuführen, daß sie sich selbst kaum mehr ähnlich sehen, und so selbst mit seinen Leibautoren. Hier<sup>a</sup> citirt er z. E. so seltsam und weitschweifig, als der verspottete<sup>b</sup> Grillo seinen Pindar nicht beirufen kann, um einige Seiten des unbestimtesten Gemisches zu bestätigen: „So wahr ist der „Ausspruch eines Mannes, welcher die tiefen Einsichten und alle „Eigenschaften eines großen Genies“ u. s. w. — wie? und dieser 102 wirklich große Mann sollte mit seinem Ausspruch das vorhergehende Getümmel von Halbwahrheiten bestätigen? Er es bestätigen, daß alle bildende Künste überhaupt als verborgne Verrätherinnen der Denkungsart desjenigen [anzusehen] sind, der sich mit ihnen beschäftigt? Er es bestätigen, daß Ein Werk eines Künstlers eine noch getreuere Schilderung seines sittlichen Charakters (seines sittlichen Charakters!) sey, als eine Schrift das Bild des Schriftstellers? Er die erniedrigende Besichtigung anrathen, in einem Kunstwerke die Triebfedern lesen zu wollen, die den Geist des Künstlers (wie eines Taglöhners) in Bewegung gesetzt, und die Neigungen, welche seine Hand geleitet? Er mit dem Geister sehen<sup>1</sup> zufrieden seyn, in Kunstwerken nichts so eigentlich, als das vornehme oft so unverständne Wort: sittlicher Charakter! sehen zu wollen? — So schielende Anführungen, die Hr. Kl. zur Zeit und Unzeit auf der Bunge hat, entehren; und einen von Hagedorn entehren sie doppelt. — — Wir wollen es unterwegens lassen, aus der Lippe Leopolds des Großen auf seinen Münzen den sittlichen Charakter, die Triebfedern, die Neigungen, den Geist, die Denkungsart seines Stempelschneiders zu weißagen.

Ich wünsche unsrer Zeit, die sich beinahe darein verliebt hat, aus Dichtungs- und Kunstwerken den sittlichen Charakter des Dichters und Malers zu studiren, einen zweiten Leßing, der die Gränze zwischen Dichtkunst und persönlicher Sittlichkeit, zwischen Kunstwerk

a) S. 14.      b) S. Klozengs Bibl. St. 3.

1) U: Geist ersehen

und Charakter scheide. Auf den Münzmeister aber, der seine Denkungsart auf Münzen offenbaret, wird der sich wohl nicht einmal herablassen wollen und dürfen: denn dieser wischt durch die Hände.  
— — Das war der Künstler und

2. Der Fürst.<sup>a</sup> „Auf eine zwar verschiedene, aber eben „so deutliche Art scheint der Fürst, welcher die Bilder zu Münzen „entwirft und die Aufschrift dazu setzt, seine Denkungsart an den „Tag zu legen.“ Und wie viel Fürsten sind denn, die Bilder zu Münzen entwerfen, und die Aufschrift dazu setzen? Und wenn sie es thun, wie werden sie sich auf Denkmälern anders schildern, als sie sich der Welt und der Ewigkeit zeigen wollen? Worauf kann ich also mit Zuverlässigkeit schließen? Da auf alten Münzen selbst die entschlossensten Geschichtforscher aus der Numismatik nicht Herz gnug gehabt, jede Vorstellung eines Kaisers oder Königes für ein Sinnbild seines Charakters anzunehmen: wie? so hätten wirs bei den Neuen? Was für eine einförmige und falsche Charakteristik, der Fürsten ihre Denkungsart (man überdenke den wichtigen Namen) aus ihren Münzen zu studiren? Welcher Römische Tyrann wäre alsdenn nicht Vater des Vaterlandes? Welcher schlafende Monarch neuerer Zeiten nicht auf seinen Münzen thätig, tapfer, groß und edel?

Statt daß man die Wahrsagungskunst des Hrn. Al. aus Münzen durch einen Kontrast neuer und alter Beispiele lächerlich machen könnte: will ich im ganzen Buche seine Beispiele aufsuchen, da er mit der Geheimnißvollen Mine eines Weißagers herantritt: ei doch! habe ich nicht getroffen? — Nur ei doch, daß ich nicht lauter Meteoren von prächtigen Perioden abschreiben müßte: „der „gothaische Ernst,<sup>b</sup> welcher seinen Unterthanen da ein Muster „gab, wo er ihnen keine Gesetze geben konnte, schämte sich auch „nicht auf seinen Münzen zu bekennen, daß er sich überzeugt „habe, es sei das Glück und die Pflicht eines Fürsten, ein Freund „und Verehrer der Religion zu seyn. Wir lesen auf seinen Münzen

---

a) S. 15.      b) S. 17.

„den Charakter eines Prinzen, der seinen ehrenwürdigen Beinamen, welchen der Kaiser Ludewig durch Einfalt und thörichte Freigebigkeit von den Mönchen erkaufen mußte, durch die Rechtschaffenheit seines Herzens erlangt hat, und dessen vortreffliche Gesinnungen desto größere Hochachtung verdienen, da er sie nicht aus einer Schwachheit und einem Unvermögen im Nachdenken angenommen 105 hat, sondern weil er nach Prüfungen, deren sein großer Geist fähig war, sie für wahr gefunden.“ Welcher Parenthyrsus von Denkungsart, den kaum ein Geschichtschreiber, der sein ganzes Leben vor sich hätte, anstiniumen sollte, von Denkungsart, die kaum sein Busenfreund so unwidersprechlich predigen wollte! o was kann Hr. Kl. aus Münzen nicht alles lesen?

Nun aber die Medaillen andrer Fürsten, die nach der Geschichte auch rechtschaffen und fromm gewesen; ihre Münzen indessen haben nichts auszeichnendes und Schautragendes von Frömmigkeit — was gölt' es, wenn man im Gegensätze unsres Autors sie als Negativen charakterisirte? Nun alte Münzen, die auch mit der Pietas prangen: was gölt' es, wenn man im Tone unsres Kloß ihre Frömmigkeit charakterisirte? Was? wenn man allen Fürsten, die nicht wie Ernst die Münzen zu Heroldstafeln ihrer Frömmigkeit gemacht, diese und die ewige Seligkeit ab =; allein denen, die davon auf ihren Münzen gepredigt, sie zuspräche — Weißager! Weißager! wo kommen wir hin?

„Offenbahrte sich der Geist Ludewigs des XIV, welcher seiner Chrbegierde keine Gränzen<sup>1</sup> wußte, und ihr mit Freuden Treue, Menschenliebe und das Wohl seiner Länder aufopferte, nicht eben so deutlich auf den Münzen dieses Königs, als in allen seinen 106 Handlungen?“<sup>a</sup> Nichts weniger! und mich wundert, daß ein Gesunder so etwas behaupten könne. Vielmehr ist auf Münzen nichts, als die Größe, die Tapferkeit, der Heldenmuth Ludwigs, recht das Ideal eines Ludwigs des Großen sichtbar. Eine Grän-

a) S. 19.

1) R: Gränzen zu setzen

zenlose Chrbegierde, eine freudige Aufopferung der Treue, der Menschenliebe, des Wohls seiner Länder offenbart sich da nicht, und Ludwig würde es der Akademie schlecht verdankt haben, wenn sie so etwas auf Münzen hätte offenbaren wollen. Umgekehrt kann beinahe kein Fürst seyn, dessen würfliche Handlungen und Münzvorstellungen, was Geist, was Charakter anbetrifft, uneiniger seyn können, und Gnade allen Königen und Fürsten des Jahrhunderts Ludewigs und unsrer Zeit, wenn die Nachwelt so, wie der Richter unsrer und der Vormelt, Hr. Kloß, aus Münzen ihr Urtheil fällen, auf Münzen Geister sehen, Charaktere kennen, Denkungsarten erforschen, und so den Rang bestimmen wollte. Wie sehr riefe alsdenn Ludwig vor allen Neuern hervor? und wie klein ist oft die Veranlassung zu seiner prächtigsten Münze.

„Mir wenigstens, fährt Kloß fort,<sup>a)</sup> gibt die Akademie, welche „dafür bezahlt wurde, daß sie ihren Stifter durch pralende Münzen 107 „vergnügte, keinen geringern Beweis von der damals in Frankreich „herrschenden Schmeichelei und allgemeinen Bemühung, den König „leichtsinnig zu vergöttern, als jener Bischof, welcher von dem „Strome der Niederträchtigkeit hingerissen, als ihm Ludwig —“ ich kann den Rednerischen Ton bei dem Geschichtchen eines Bischofs, der Ludwigen zu gefallen keine Zähne haben will, nicht aushalten — fühlt denn Hr. Kl. nicht, daß dies Eine Geschichtchen sein ganzes System der Hieroscopie aus Münzen umwerfe? Könnte eine ganze Akademie, die dafür bezahlt wurde, auf ihren Münzen nichts als schmeicheln? Kann eine Legion von Münzen noch so wenig Zeugin über den Charakter eines Prinzen werden: ein ganzes Jahrhundert beinahe könnte im Strome prächtiger Lügen fortgehen — „ach Sire! wo findet man alsdenn jemand, der Zähne „hat?“ wer wird alsdenn den Charakter, die Denkungsart, die Wahrheit eines Fürsten aus dessen Münzen lesen wollen?

Des Fürsten Hauptbeschäftigung etwa könnte man noch endlich aus vielen Münzen, am liebsten aus allen seinen zusammen genom-

men, ersehen: ohngefähr die Richtung seiner Nase und das Profil seines Gesichts. Über Geist, Denkungsart, historischer Charakter, Wahrheit? — Alle Münzen haben gleichsam den Ton, den sie als Münzen anstimmen müssen; so wie eine Epopoe eine Erhebung 108 über die Geschichte, und das Drama eine Erhöhung über das gemeine Leben zum Wesen hat. Wer nun eine Epopoe zur Urkunde, und ein Drama zur Moral des Lebens machen kann, der studire auch die Geschichte vom Geiste und Charakter eines Prinzen aus seinen Münzen, und aus seinem Grabmonumente, wo, ohne noch an unterthänige Schmeicheleien und Lügen zu gedenken, beide schon ihren Ton, ihr Epos haben, der immer, ja auch bey der wahrsten Auffschrift, Poetische Natur hat, und keine historische Natur haben will. — — Wie sehr könnte ein Fürst den Hrn. Geheimdenrath in Verlegenheit setzen, aus den Münzen seiner Vorfahren die Geschichte ihrer Denkungsart zu entwerfen? Und zu folge dieses Grundsatzes würde ich ihm wahrhaftig nicht seine Paränesis über die Münzen neuerer Zeiten nachschreiben, um diese nach seinem Calcul zu charakterisiren, und Augen zu zeigen, die nur ein Angelo, Pietro di Cortona, Nikostratus, Addison und Kloß haben!

Drittens aber gar, und endlich:<sup>a)</sup> „Ich glaube nicht zu irren, wenn ich den moralischen Charakter gewisser Nationen und gewisser Zeiten auf den Münzen suche, und entdecke.“ O ganz Göttlich! Weiß Hr. Kl. was eine Nation, eine Zeit, ein Moralischer 109 Charakter einer Nation und Zeit sei: die Feder würde ihm entfallen seyn, da er so etwas schreiben wollte. Nicht auf den Moralischen Charakter der Griechen und Römer einmal, als Zeiten, als Nationen betrachtet, lässt sich aus ihren Münzen, aus allen ihren Münzen zusammenommen, schließen: und in neuern Zeiten, auf neuere Völker, wo die Numismatik beinahe ganz Privatsache, beinahe ganz historische Urkunde ist, im Tone des Herkommens, das auf Münzen einmal gäng und gäbe geworden — da aus ihnen auf den Moralischen Charakter ganzer Nationen und Zeiten schließen? — O Logik! Logik! Logik!

---

a) S. 15.

Hr. Kl. führt Beispiele.<sup>a)</sup> „Die Gewalt des Aberglaubens und „einer slavischen Unterwerfung gegen die Priester herrscht in den „Büchern und Briefen jener finstern Zeiten eben so sehr, als auf „den Münzen, welche die Fürsten, vornehmlich in Deutschland, „damals schlagen ließen, als man theils zu ohnmächtig und schwach „war, sich der geistlichen Herrschaft zu widersetzen, theils noch der „wohlthätigen Hülfe der Weltweisheit, dieser Freundin und Schwei- „ster der Religion, entbehrte, um die Fesseln des Vorurtheils zu „zerbrechen. Ist es zu verwundern, daß ein Zeitalter“ — nun  
110 kommen ein Paar schöne Possen, die ich übergehe — — „daß ein „solches Zeitalter nichts lieber auch auf Münzen sah, als Kreuze, „Schlüssel, Bücher, Bischofsstäbe und Kirchen. — —“ Der Viel- wissere Klotz muß nichts wissen, was er wissen soll. Wie? die mittelmäßige Känntniß der mitlern Geschichte und Rechtsgelehrsam- keit, die diplomatische Stavrologie und Sphragistik, zeigt sie nicht, daß Kreuze und andere Zeichen altes Herkommen gewesen, das freilich im Anfange aus Aberglauben aufkam, nachher aber Jahrhunderte hinweg urkundliche Gewohnheit, bestimmtes Rechts- und Hoheitszeichen u. s. w. blieb — wie also in jedem Jahrhun- dert, und in jedem Subjekt ein Zeuge auf Moralischen Charakter? Wie manche von diesen werden noch heut zu Tage signiret, wo sie ihres Orts sind? und in den damaligen Zeiten sollte man sie aus gutem Wohlgeschmack unterlassen, sich den Haß der Geistlichen, und vielleicht die Ungültigkeit der Gepräge zuziehen, die sich dem Her- kommen nicht unterwerfen? Nicht lieber ein Kreuz signiren, wo es Zeit- und Landüblich war, als ein Thor und ein Ketzer des guten Geschmacks wegen seyn wollen? Unzeitiges Anbringen des guten Geschmacks zuerst auf einer Münze, noch unzeitiger aber da, wo alles Herkommen ist, guten Geschmack suchen und verur- theilen wollen — was in der Welt geht über die Halbkänntniß!  
111 „Man hat den Holländern oft eine beleidigungsvolle „Verachtung gegen Könige und Fürsten vorgeworfen. Ob man

a) p. 15.

„ihnen gleich die Begierde, über andre zu lachen und zu spotten „gelassen, so hat man doch die Artigkeit, Höflichkeit, und den „Anstand von ihren Sathren getrennet. Die bei vielen Gelegen- „heiten in Holland erfundenen und geschlagenen Münzen bestä- „tigen jenes Urtheil vollkommen.“<sup>a</sup> Aber wer hat sie erfunden? wer hat sie prägen lassen? Gewiß nicht die ganze Nation, über deren sittlichen Charakter der Hr. Geheimderath nach dem Völkerrechte so billig urtheilt: oft Privatpersonen, und oft Fremde. Wer die Freiheit der Holländischen Münze kennet, den Zusammenfluß so vieler Nationen daselbst, das Interesse, das dies Volk des Com- merzes wegen an den Begebenheiten der meisten Länder hat, und denn die ehrliche Dreistigkeit, die sich der Holländer nimmt, seine Meinung heraus zu sagen, und denn die ehrliche Dreistigkeit andrer, die sich hinter diesen Schirm verstecken — der wird sich, ohne in den Loostopf der Sibylle greifen zu dürfen, die Menge satyrischer Münzen, die in Holland herauskommen, erklären können. Wird er aber auch den weisen Schluß [machen] auf den Charakter und zwar den Moralischen Charakter der Nation „beleidigungsvolle Verach- „tung gegen Könige und Fürsten: Begierde über andre zu lachen 112 „und spotten: Mangel der Artigkeit, der Höflichkeit und des An- „standes?“ ich weiß nicht; wenigstens kenne ich den Holländer zwar als einen Menschen, der seinen trocknen Spotteinfall reinweg sagt; aber als ein Thier, das so begierig wäre, über andere zu lachen und zu spotten, das eine Beleidigungsvolle Verachtung gegen Könige und Fürsten eben zu seinem „Moralischen Charakter“ hätte? — das mag ein Holländer wissen.

Ueber Holland kommt Hr. Kl. an sein liebes Vaterland, um den sittlichen Charakter desselben aus Münzen zu erklären.<sup>b</sup> „Es „war eine Zeit, da Deutschlands Fürsten es für eine Ehre hielten, „große Weinfäßer zu bauen, so wie etwan andre Fürsten sich be- eiferten, ihren Geschmack an der Bildhauerei und Baukunst zu „zeigen. Damit auch die Nachkommenschaft die wichtige Geschichte

a) S. 20.

b) S. 21.

„des Heidelbergischen Fasses erführe, wurde dieselbe im Jahre 1664 durch zwei Münzen verewiget, wovon die eine mit den elendesten Reimen angefüllt ist. — — Ich als ein Deutscher schäme mich, „den Schlüß hieraus zu ziehen, welchen ein Ausländer leicht machen wird.“ — — Nur herausgesagt! der Schlüß soll vom Weinfasse einer Münze auf nichts minder, als den sittlichen Charakter, den 113 ganzen sittlichen Charakter, die Denkungsart, den Geist der Deutschen gehen: denn Deutschland verräth sich ja gegen die Ausländer hiermit so stark, daß Er, Hr. Kl., als ein Deutscher, sich deswegen gegen die Ausländer fast schämet, ein Deutscher zu seyn. —

Welchem Leser wird es nicht in die Länge unausstehlich, mit mir durch alle die Schlüsse hinzuschleppen, die Hr. Kl. Längelang seines Buchs aus einigen Münzen auf den Geschmack seiner Nation, seiner ganzen Nation so sicher macht, als wäre er zum Dictator formandi gustatus enhellig von seinem Vaterlande gewählt. Mehr als einmal ist seine Patriotische Schlüßfolge: „was müssen sich nicht die Ausländer von dem Geschmack unsrer Großen für „Begriffe machen, wenn sie dergleichen Münzen zu sehn bekommen? „doch sie haben es uns leider! deutlich gnug gesagt, was sie „denken.“<sup>a</sup> Er wirft die Frage auf:<sup>b</sup> wie es vor seiner Zeit um den Geschmack in Deutschland ausgesehen? und beantwortet sie durch eine andre feine Frage: „wenn hat Deutschland in seiner „Sprache Schriftsteller bekommen, denen man von den Enkeln den „Titel classischer Autoren unsers Vaterlandes versprechen kann?“ Er ist zwar zu furchtsam, diese Epoche zu bestimmen; aber doch 114 auch, wie er sich höflich ausdrückt, so kühn, zu sagen, daß man nicht allzuweit zurückgehen müsse. Er bestimmt endlich, nach artigen Verweisen, diese Epoche mit dem Anfange seiner und seiner Freunde Zeitalter, und schließt urplötzlich: „Brauche ich mehr zu sagen, um „die Ursachen zu erklären, warum die Erfindung und Vorstellung „auf so vielen deutschen Münzen schlecht, kindisch, undeutlich, lächerlich sey.“ Durchgängig also sieht er aus einer Münze sehr mit-

a) S. 55.

b) S. 70.

leidig auf den Geschmack seiner Nation herab, und wie sein Freund und Beurtheiler<sup>a</sup> uns versichert, ist dies ein Eifer im Patriotischen Tone, ein edler Enthusiasmus für sein Vaterland. Eine andere Bibliothek,<sup>b</sup> die sich sonst durch ein gründliches und kaltes Urtheil vor andern so sehr auszeichnet, hält dem Verfasser eben in seinem artigen Tone eine förmliche lange Lobrede darüber, „daß er mit „seinen geschmaakvollen Vergleichungen seine Landesleute eine sehr „lächerliche Rolle spielen lasse.“ — —

Ich kann also nichts, als dem Hrn. V. zu seiner Logik, und Deutschland zum Hrn. Verfasser Glück wünschen.

---

## 8.

1. Münzen können nicht eigentlich auf den Geschmack eines Volks, einer Zeit zeugen, wenn das Münzwesen nicht ein Werk 115 des Volks und der Zeit ist. Nichts ist deutlicher, als diese Einschränkung: nichts räumt auch mehr auf. In Griechenland, zu den Zeiten der Republiken war das Münzwesen eine Sache des Publikum: die Vorstellungen waren entweder öffentlich bestimmt, oder wenn sie neu bestimmt wurden, so von der Obrigkeit, die den Staat vorstellte. Man konnte also in gelindem Verstande sagen, diese wählten im Namen des Volks, das wenigstens ihr Bild und Aufschrift kannte, beurtheilen konnte, und vielleicht gebilligt hatte. — — In den Republikanischen Zeiten Roms weiß man die strengen Münzgesetze, die kein Privatbild auf die Münzen zuließen. In diesen Zeiten kann man noch sagen, daß die Münzen ein Werk des Publikum; allein man weiß auch, wie simpel und einförmig bei nahe sie damals gerathen, da man in freien Republiken nie gern ohne Noth Abänderungen macht.

Zu den Zeiten einer Monarchie kann sich aus vielen Ursachen die Münzenkunst mehr aufnehmen: allein um so uneigentlicher

---

a) Kloß. Bibl. St. I. S. 61.

b) R. Bibl. der sch. W.

schon ein Werk des Publikum. Unter einem Philippus, und Alexander dem Großen, und den Ptolomäern, und den Seleuciden, und den Cäsaren sind die Münzen vortrefflich: sie können über nichts als die Unverwerflichkeit derer zeugen, denen der Hof die 116 Münzsorte aufgetragen, und wenn man will, über die Güte des Hofgeschmacks. Unter Ludwig XIV war die Akademie der Zuschriften das Publikum, das Münzen schuf — sie dem ganzen Frankreich, das sie größtentheils nicht verstand, zur Last zu legen, wäre ungerecht. Zu Christinens Zeiten waren ihre Antiquitätenliebhaber das gebildete Schwedische Publikum, das sich nach ihrer Antiquarischen Königin bequemte. Und die Cultur Russlands aus den guten Münzen zu berechnen,<sup>a)</sup> die unter der Kaiserin Anna und andern geschlagen, ist für Russland eine sehr leidige Ehre, die ihm ein Mitglied der Akademie und ein Stempelschneider verschaffen und verderben kann. Ich weiß, daß Hr. Al. alle diese Beispiele für sich anziehet, und in seinem süßen Molltone singet: „wie genau „mit der Verbesserung der Wissenschaften und Künste in einem „Lande auch eine bessere Gestalt der Münzen verbunden sey, kön- „nen wir unter andern auch aus Russlands Beispiel sehen u. s. w. „Man mag mir immer einwenden, daß die Künstler Ausländer „sind: es zeigen doch allezeit jene Schaustücke den Geschmack der „Großen des Landes und die Liebe des Hofes zu den Künsten —“ und da er sich also nichts einwenden läßt: so zucke ich die Achseln.

Hume soll für mich reden. Er macht bei seiner vortrefflichen 117 Abhandlung von dem Ursprunge und Fortgange der Künste und Wissenschaften gleich anfangs den Grundsatz: „was auf wenige „Personen ankommt, muß größtentheils dem Zufalle oder verborg- „nen und unbekannten Ursachen zugeschrieben werden: nur was „aus einer großen Anzahl herkommt, kann oftmals aus bestimmten „und bekannten Ursachen erkläret werden.“ Er giebt von diesem Grundsätze die scharfsinnigsten Gründe, und mit ihnen fällt das

---

a) Seite 170.

Gebäude des ganzen Klozischen Werks. Bei neuern Münzen kommt es nur auf zwei Personen an, einen Erfinder und einen Künstler: so ist das Ding gut oder böse. Und wie kann hier der Zufall tyrannisiren! Der Erfinder, vielleicht ein Mann von Geschmack und Wissenschaft, ist eben kein Münzenkopf, er ist ein Grübler — die Münze ist verdorben! Er hat eben jetzt sein böses Stündlein: ihm will kein Münzeneinfall glücken — verdorben! Er hat in diesem und dem Punkte seinen Eigensinn — verdorben! Er ist ein Ausländer, vielleicht durch einen Zufall dahingespielt, vielleicht ungeschätzt, vielleicht verachtet: vielleicht durch einen Zufall zur Ehre, Erfinder zu seyn, gekommen: vielleicht zu einem glücklichen Einfalle durch das Auffschlagen eines Buchs, vielleicht in einem glücklichen Traume zu diesem glücklichen Einfalle gelanget, ich weiß nicht, wie? — So auch sein Künstler: sie mögen sich secundiren oder entgegenarbeiten — es sind zwei Privatpersonen: und sie sollen mit ihrer 118 Armseligkeit für oder gegen den Geschmack eines ganzen Landes streiten? — O Logik ohne ihres gleichen!

Wenn aber viele Münzen von einerlei Art — o so sind auch viele Reihen von Zufällen von einerlei Art: gnug! bei uns ist keine Münze National, keine Sache des Publikum, so kann auch ihr Zeugniß nicht öffentlich seyn. Der größte Theil des Klozischen Buchs ist auf diesen Schluß gebauet, und Gnade Gott dem Schluße. Er hat vermutlich seinen Grund in den Augen, die Nikostratus und Kloz, Michael Angelo und Kloz, Pietro di Cortona und Kloz, Addison und Kloz hat, und sonst niemand!

2. Nie kann etwas ein Zeugniß vom Geschmacke seyn, wenn es nicht ein freies Kunstwerk ist, und das ist die Münze bei uns selten. Lessing hat die alten Religionskünstler von der Regel seiner strengen Kunst beurlaubet, und Kloz redet ihm zu Gefallen die Beurlaubung nach, die er doch in allen seinen Schriften so schlecht anwendet. Schon bei den Alten war die Münze Symbole — bei uns gar Historisch = Politisch = Kirchlich = Landesherrliche Urkunde — wer will sie nach Gesetzen der Kunst richten? Geldeswerth tritt voran: Herrschaftszeichen hinten drauf: Denkmal der

119 Geschichte alsdenn: nun erst Symbole — und nach allem erst Geschmack: will dieser sich vordrängen, wie übel kann er oft zurückkommen. Ich habe den Unterschied gezeigt, ich mag ihn nicht wiederholen.

Eben daher nimmt sich in sehr unabhängigen Monarchien, wo alles auf die Willkür und den Geschmack des Landesherrn ankommt, die Münzenkunst eben so leicht auf, als sie in einem Lande voll Fürsten und Stände, voll Staatsrecht und Herkommen, wie z. E. Deutschland ist, dem anderweitigen guten Geschmacke unbeschadet, leider! zurückbleiben muß. Ich wünschte, daß ein Mann von Staatskunde zugleich der Lehrer des Geschmacks, der Könige und Fürsten geworden wäre; die Satyre meines Verf. über Deutschland ohne Einsicht in die Deutsche Verfassung ist mit nichts, als der Satyre über das Deutsche Publikum, zu vergleichen, die er selbst an seinem liebsten Grillo so süß verspottet hat.<sup>a)</sup>

3. So sehr ich auch den Münzen Geschmack wünsche: so sehe ich doch eine Reformation ihrer am wenigsten als die Reformation eines Landes an. Nach unsrer Verfassung kann von ihnen am mindesten der bessere Geschmack ausgehen, da sie nur durch das schwächste Band mit der Cultur einer Nation in Wissenschaften und 120 Künsten zusammenhängen. Und nun — doch gnug! die Kloßsche Schrift, ihrem Tone und Inhalte, ihrer Schlußart und Ordnung nach, zusammen den Lobsprüchen, die sie erheilt und erhalten, wird unsrer Nachkommenchaft eine so schöne Probe vom bündigen Geschmacke unsrer Zeit geben, daß ich ihr also mit gutem Herzen die Ewigkeit wünsche, und unwillig die Feder wegwerfe — —

— statt des Beschlusses  
ein Auszug aus einem Briefe. —

Nun das heißt Geduld! Sagen Sie mir doch, welcher gütige oder ungütige Dämon Sie bei einem Buche hat verthalten können,

a) S. Kloß. Bibl. St. 3.

das für mich eins der langweiligsten unsres Jahrhunderts gewesen? welcher Dämon sie festgehalten, die Schlüsse, die Schlussreihen zu entblößen, die keine Schlüsse, die die größten Armseligkeiten des feinen Geschmacks sind, der von unerklärlichen Empfindungen kommt, und wieder zu unerklärlichen Empfindungen hineilet. — —

Und Ihre Analyse dieses Münzenwerks soll gedruckt werden? Sie wollen es wagen, den Artigsten unsrer Schriftsteller in dem Jämmerlichen zu zeigen, was er wiederfauet, in dem völlig Unbestimmten, wie ers herlalset, in dem Unzusammenhangenden, wie er fremde halbverstandne Gedanken neben einander stoppelt? Und 121 wissen Sie denn nicht, wie sich dieser urbane Mann betragen wird? Mit einer vornehmien Mine auf Sie herab hohnlächeln oder gar spotten: sagen, daß Sie aus unedlen Gefinnungen gegen ihn geschrieben hätten: daß Sie ihn nicht verstanden: daß er so etwas nicht habe sagen wollen: kurz! ohne auf einen Ihrer Gründe und Vorwürfe bestimmt und gründlich zu antworten, wird alles dahin auslaufen, daß es Ihm, und nur Ihm allein frei stehe, so unbestimmt, so schielend, so sehr mit fremden Federn zu schreiben, als er wolle.

Glauben Sie mir, Freund! ich weiß keinen Deutschen, der ohne alles A. B. C. der Wissenschaft, über die er schreibt, so wie Kloß schreiben kann. Ist Ihnen im Münzenbüchlein die Stelle entgangen: mittelmäßige Künstler müßten mit guten zusammen leben: so fodre es die Natur der Dinge: so wie in einem Gemälde neben große Schatten große Lichter gesetzt werden — ein Mann, der so etwas schreiben kann, und doch immer von Kunst und Kolorit predigt, ist der nicht unter der Critik? u. s. w.

## II.

Ob das kritische Urtheil des Hrn. Kloß in alle dem Vielfachen, worüber er urtheilt, überall gleich gründlich, und unpartheiisch sey? — gründlich und unpartheiisch zugleich? — — Ich glaube, der Leser wird die Wahl haben — —

*Act. litter. Vol. I. Pars. I.* Die einzige Recension dieses Stücks, die Geschmack betrifft, wäre die<sup>a</sup> über Hrn. Harles Vitas Philologorum, nostra ætate clarissimorum: wie aber hat Hr. Kloß diese Lebensbeschreibungen mit so vielem Lobe, ohne die geringste Erörterung ihres historischen Baues, oder wie man jetzt spricht, ihrer historischen Kunst, als einen zweiten Nepos in die Welt senden können?

Ich nehme z. G. das Richtmaß, nach welchem die Bibliothek<sup>b</sup>, die unter des nämlichen Hrn. Kloß Aufsicht geschrieben wird, die Nicolaische Biographie Abbts beurtheilt: und halte es an die Biographie, die Harles von<sup>c</sup> (nun wer kann sich mit allem kalten 123 Blute denn rechtlicher und billiger unter den Philologis nostra ætate clarissimis erwarten?) von Hrn. Kloß liefert:

Christianus Adolphus Klotzius

Philosophiae et L. L. A. Magister, Professor Philosophiae in ..... Ordinarius Rev. Capitul. Wurc. Capitul. Extraord. Poet. Cæs. Laur. Acad. Cæs. Scient. Roboret. Soc. Altdorf. Teuton. Acad. Elect. Mogunt. Scientiar. Vtil. Soc. Litterariæ Zittaviens. et Latinæ Jenensis Collega.

— Si — würde ich hinzufügen, wenn ich den feinen Spaß wiederholen müßte, den Hr. Kloß den Titeln seines lieben Burmanns zwisch'ne schiebt —

Si ante lucem ire occipias ab huius primo nomine,  
Concubium sit noctis, priusquam ad postremum perveneris —

a) p. 58.

b) Kloß. Bibl. St. 4. p. 44.

c) p. 64.

Doch zur Sache!

Zuerst nimmt sich Hr. Harles den neuen und seltnen Griff, das Bildniß seines Freundes ganz aus — seinen Poetischen Jugendübungen zu entwerfen. Aus Gedichten? aus Jugendübungen? aus Nachahmungen eines fremden Originals einen biographischen Charakter entwerfen? — Freilich selten! unerhört! denn mit eben dem Rechte, da Hr. Kloß jetzt aus seinen Gedichten der Länge nach, ein Stoiker, ein Weiser, ein Held, ein Patriot, ein Verächter des 124 Lebens u. s. w. wird: mit eben dem Rechte würde ich ja einen Gleim, Wieland, und Lessing aus ihren Gedichten zu ganz etwas anders machen; und wollten das die Herren Kloß und Harles verantworten? Ja aus Hrn. Kloßens Gedichten selbst, wenn aus ihnen sein persönlicher Charakter gebildet werden sollte, was würde Hr. Kl. nicht alles seyn? Schon vor mir hats Abbt<sup>a)</sup> bemerkt, daß sich derselbe in allen Gedichten durchweg nicht einmal so treu bleibe, als sich jeder Dichter, dem einmal angenommenen Charakter gemäß treu bleiben sollte, und also? Wer auf der einen Seite den Amor und die Venus singt, und den Mond ansieht, — der stürzt auf der folgenden Seite in den Feind — und auf der dritten hat er wider die friedlichste, und ruhigste Denkart, die je der bequeme, Kriegscheueste Wollüstling haben kann — läßt sich daraus nicht recht tapfer charakterisiren:

Humana fortis subiiciam mihi  
Magnoque spernam pectore! &c.

Und läßt sich für einen solchen Charakter nicht nachher in der Recension der Biograph aufs wärmste umarmen: In summa voluptate, quam ex amore erga me Tuo, mi Harlesi, percipio, doleo &c. 125 Da ist ja wohl eine Liebe der andern werth.

Hr. Harles erzählt von seinem Helden, daß er an Genie und Gelehrsamkeit wenige seines gleichen habe, daß er im Griechisch und Latein den meisten überlegen, daß er ehrgeizig und jachzornig sey, daß er Geld und Titel verachte, selten traurig, unbeständig in

---

a) In den Litt. Br. [13, 66]

Aufschlägen und Meinungen, nicht lange fortarbeiten könne, mehr seinem Kopfe, als seinem Fleiße, schuldig sey, sich allein höre, andre gern verspottet; gern etwas von der Malerei, auch gerne Deutsche Bücher lese u. s. w. (warum nicht gar, daß er auch Deutsch könne?) das alles Hr. Harles; Hr. Kloß hätte uns sagen sollen, ob das sein Bild sey?

Nun gehen die Lebensumstände an, wie in den Personalien eines Verstorbenen: den Hrn. Hofmeister, der jetzt Prediger seyn soll, unvergessen, daß der Hr. Geh. Rath als Gymnasiast auch öfters in den Vorstädten von Görlitz gepredigt: unvergessen, daß er auch habe Herrnhuter werden wollen: unvergessen, daß er auch so gar einmal in seiner Vaterstadt gepredigt: — — Und ach! warum denn vergessen, wie sehr sich darüber vielleicht die 126 lieben Seinigen erfreuet! wie herzlich sie geweint! wie herzlich sie sich erbaut! u. s. w.

„Sein Hochzeitstag war der vierzehnte Junius. Wobei er „das insonderheit wunderbar fand (mirabile illud sibi videri, aliquoties dixit) daß ihm eine Braut eben des Namens, als sein „Freund, der berühmte Saxe, führet, bescheret gewesen, ob diese „gleich mit jenem in keiner Verwandschaft stünde.“ Spotten möchte ich nicht gern, und insonderheit nicht über eine Freude der heiligen Ehe. Allein das Bewunderungswürdige darinn, daß ein Professor Saxe in Utrecht lebt, und daß Hr. Kloß eine Jungfer Sachsen in Göttingen heirathet, dies Wunderbare sei nun ein oft wiederholtes Wortspiel, (aliquoties dictum) oder ein galantes Kompliment in der Brautkammer, oder ein artiger Einfall im Hochzeits-schreiben an Hrn. Prof. Saxe in Utrecht, oder endlich eine tiefe Betrachtung über die wunderbaren Führungen Gottes mit seinen Kindern — in keinem Betrachte scheint es mir des Herrn, der den Einfall hatte, und des Herrn, der den Einfall, als einen Brocken von Hochzeitreden, auffschrieb, würdig.

Und so gehts in ein Chronologisches Bücherverzeichniß mit 127 beigesetzten Zeitungsurtheilen gestempelt: bis der Biograph auf die Burmannische Streitigkeit kommt, wo er so sehr die Würde seines

Autors und die Unpartheilichkeit eines Biographen vergibt, daß die richterische Nachwelt vielleicht kurzweg sagen wird: Pastillos Rufillus olet, Gargonius hircum! — —

So viel Lob Hr. Harles über seinen Fleiß in Sammlung der Materialien verdienien mag: so bleibt er in allen seinen Lebensläufen einem Tone von Gemeinheiten und bald gesagt, Nichtswürdigkeiten, treu: er vergibt das Eigne seiner Philologischen Person, und das Erlesene ihrer Verdienste, was allein auf die Nachwelt komme: er vergräbt sie unter triviale Umstände, Disputationstitel und Zeitungsgebühre, daß er endlich jenes Kloßischen Lobes wohl werth war: bene, bene respondere &c.

*Act. litt. Vol. I. Pars II. „Rücksäfder über den „Charakter der Oden Pindars.“*<sup>a</sup> Den gemeinen Begriff haben wir gesehen,<sup>b</sup> den sich der Recensent von den Digressionen in Pindars Oden macht, und hier die gemeinen Beweise. Aber, wie billig und Kloßisch ist: zuerst Beispiele von andern Zeugen. 128 Ich wollte, daß Hr. Kl. niemals Bücher anführte, als die eigentlich an den Ort gehören, eigentlich beweisen, und die er, wenn ich hinzusetzen darf, selbst gelesen. Der Franz Blondel, den er anführt,<sup>c</sup> beschäftigt sich ja in seiner Parallele zwischen Pindar und Horaz mehr mit der elenden Analogie von den Lebensumständen beider Dichter, als mit ihren Gedichten: mehr damit, daß sie beide honnetes-gens und es fehlet nicht viel auch galant-hommes gewesen, als welchen Charakter sie als Dichter besessen — in diesem überhaupt verdient er kaum angezogen zu werden. La-Motten kennet man schon als Richter Griechischer Oden so wenig als den Abt Massieu und andre, die der Verfasser noch überdem hätte anführen können. Weil aber Hr. Kloß einmal diese Schriftsteller unter seinen locus communis: Lyrische Poesie, Ode, angeschrieben: so schreibt er sie auch mehrmals unter seinen Text, selbst wo sie so wenig Entscheidung geben können, als Er selbst Beispiele der Aus-

a) Klotz. act. p. 117.

b) Zweites Wäldchen p. 239. 40. 41. c) p. 125.

schweifungen im Pindar: wer hoffet wohl ein ehres, als die vierte Pythische Ode, und doch auch sie, die so manchem zum Vergernisse dient, ist als National- Local- und Individualstück auf den Arce-  
129 silaus aus Cyrene betrachtet, nicht blos zu retten, sondern in der That zu loben. Wenn man einmal den Unpindarischen Begriff verbannet, der Pythische Dichter habe solch ein Lobgedicht auf eine Person, blos wegen dieses Sieges und weiter nichts, machen wollen, wie heut zu Tage Todten- und Hochzeitgedichte verfertiget werden: wenn man sich in die Griechischen Zeiten zurückseht, da der Sieger eine öffentliche Person Griechenlands, und der Sänger ein Sänger fürs Vaterland, und ein Lehrer der Könige war: so tritt auch die gegenwärtige Ode mit allen ihren sogenannten Ausschweifungen in herrliches Licht. Ein Pythischer Sieg wars: ein Delphischer Gesang sollt' es werden, und was also angemessner, als die Stimme: aus Delphis, o Arcesilaus, haben deine Vorfahren, und dein Anherr Battus Cyrene empfangen: Der Pythische Apollo hat es euch gegeben. Der ganze erste Theil der Ode in aller Feier des Göttlichen, des weissagenden Ursprungs ist prächtig, hat Personalinteresse: denn Arcesilaus, der aus seinem Königreiche vertrieben gewesen, tritt eben damit in den Glanz seines rechtmäßigen Ursprungs: hat Familieninteresse, denn wie viel galt bei den Griechen das Ansehen großer Väter! und wie viel mußte bei einem herabgekommenen, abgetheilten Battiaiden, der Ruhm seines Urvaters, des Göttlichen Battus, gelten! — ist Ort- und Zeitmäßig:  
130 Denn der Pythische Apollinarische Gesang, wovon konnte er würdiger, als von solchen Wohlthaten des Apollo, reden? Mit Bracht also schließt Pindar diesen Theil der Ode, und stellt seinen Arcesilaus als einen vom Apollo ernannten und zum zweitentinal jetzt bestätigten König von Cyrene im Schmuck des Pythischen Sieges dar. Und nur Hr. Kl. etwa kann, wie wenn Pindar über ein Schulthema gearbeitet hätte, sagen: Pythicum IV. maxima historiarum varietate distinctum. Nam dum parat se ad laudes Arcesilai cantandas, quomodo, qui e maioribus illius, Battus in Cyrenaicam venerit, enarrat: Medeæ vaticinio copiose commemorato. Quibus

dictis ad Arcesilaum [quidem] redit, sed &c. Nur Er: denn hat Pindar nicht schon längst einen Unterschied gemacht zwischen dem Gross seiner Ausleger, (*το παν ερμηνευτην*) und zwischen denen, die sich um das Innere seiner Gesänge bemühen — —

Pindar bekommt Lust, die Geschichte der Argonauten, und des güldnen Bliesses einzubringen. Man sollte diese Episode nicht als ein Beispiel seiner gewöhnlichen Ausschweifungen nehmen: denn er selbst kündigt sie als Episode, als etwas außerordentliches an. Wer weiß nun die Zeitursachen, die Pindar damals vorlagen, einmal die ganze Geschichte ausführlich zu erzählen? So viel ich aus diesen und andern Stellen Pindars vermuthe, lag bei vielen folgende Ursache vor. Pindar lebte in einem Zeitalter, da 131 die Traditionen der Heroischen Mythologie, auf welchen meistens der heruntergeerbte Vorzug im Ursprunge der Städte, der Geschlechter, der Königreiche, die er sang, beruhete, schon halb in das Licht historischer Urkunden treten sollten: und da ihn also die Muse zum National- und Patronymischen Sänger Griechischer Geschlechter und Personen sandte, so hatte er auch das Geschäft, den Rest solcher Heroischen Urkunden zu retten, und mit der Weisheit zu erklären, die sein Zeitalter forderte, und deren er sich in so vielen Gesängen rühmt. Wenn mir die Muse Pindars die Muße geben wird, über den Charakter dieses Thebaners, des edeln Freundes meiner Jugend, mich ausführlich zu erklären: so werde ich bei den Mythologischen Expositionen desselben diese Poetische Weisheit, die ein aufbrechender Rosenkeim zur künftigen historischen Wahrheit war, entwickeln, um auch in ihr Pindar, als den Sänger seiner Zeit, ohne tolle Ausschweifungen zu zeigen. Hier stehe so viel: daß die Geschichte der Argonauten der Situation gegenwärtiger Ode nicht so fremde ist, als Hr. Kl. meinet.

Von den Argonauten stammt das Geschlecht des Arcesilaus ab: und nach Griechischer Denkart, auf welche Ahnen läßt sich herrlicher kommen, als auf die Argonauten? Die Einnahme, das 132 Anrecht der Battadien auf Cyrene war aus dem Schoß der Argonautischen Geschichte hergenommen: sie war ein Zweig mitten aus

der Verwicklung dieser Abentheurer hinausgerissen — wo ist er in seiner Generation besser zu erkennen, als wenn er wieder mitten in die Verwicklung zurück gepflanzt, lebendig da steht. Die Vorfälle so wohl des Zweiges, der Theräer, als des Stammes, der Argonauten und Iasonis insonderheit, rührten vom Pythischen Apollo her: wo schallten sie würdiger, als am Feste seines Tempels? Die Episode wird ja auch nicht anders, als Pythisch, als Apollinarisch, eingelenkt, und erzählt: und endlich, der ganze Zweck, die verschlochne Veranlassung der Ode in diesem Zustande von Cyrene und Arceſilaus macht alles nothwendig. Arceſilaus war seines Ungehorsames wegen gegen die Einrichtungen des Drakels, vertrieben gewesen: er fragte den Apollo, und der gab ihm, dem achten Battiaſen, nur einen sehr eingeschränkten Troſt, aber dabei desto schärfere Anmahnungen. Arceſilaus nach seiner Wiedererstattung blieb ihnen nicht treu: das Vaterland und alle Unordnungen seiner Regierung flagten: wer war der Erfüllung des drohenden Drakels, seinem Verderben, und dem Untergange seines Stammes näher, als der dem Apollo ungehorsame, unweise Arceſilaus? Hier ward der Pythonische Sänger ein Lehrer des Königes im 133 Namen seines Gottes: er legt seinen ganzen Gesang schon von ferne auf diese erhabne Pflicht an: er predigt ihm die Wohlthaten, die Apollo um seine Väter, und die Lehnsherrschaft, die er über Cyrene habe: hiezu und zu nichts weiter lässt er die Stimme der alten Weissagung, und die Geschichte der Argonauten und Battiaſen reden: hiezu lenkt er bei dem Vorbilde der Weisheit des Oedipus zurück, und gibt dem Könige im erhabenſten Tone die besten Weisheitslehren zur Gelindigkeit und Weisheit, sein Volk zu regieren. Hiezu nimmt er zuletzt für den unschuldig vertriebenen, klugen, aufrichtigen, vom Vaterlande bedaureten Demophilus das Wort, und kommt, da er für diesen im Namen so vieler spricht, dem Herzen des Königs am nächsten. — — Ein weiser Gesang! nichts ist in ihm unmüß: nichts da, um vierzige von Strophen auszufüllen: nichts da, um doch bei einem so unfruchtbaren Thema etwas zu sagen: nichts da, um Pindarisch zu räsen — nein! ein

so Individueller, Griechischer und Cyrenaischer Gesang, so ganz für Arceſſlaus gesungen, so weise darauf angelegt, was ihm gesagt werden sollte: so Pythisch, so Pindarisch — daß ich zum Kontrast nichts als die Kloßischen Worte<sup>a</sup> zuschreiben darf: *Quid est longe a re proposita digredi, aut omittere potius eam, si hoc non est?* Wie, wenn Pindar auflebte, wie würde er sich freuen, einen solchen 134 geheimen Ausleger des Innersten seiner Gesänge zu haben?

Ich habe das *ειδος* Pindars gerettet, das Hr. Kl. als das Verzweifelste hinzugeben scheint, und mag die Vorwürfe nach andern Oden nicht verfolgen: ein Mann, der Pindar so von der Oberfläche kennet, wie wollte der einen Rückersfelder verbessern? Wie konnte er sagen: *ita, credimus, complures nobiscum existimatueros esse.*

*Vol. I. P. III.* Schilderungen berühmter Gegenden des Alterthums vom Hrn. v. Breitenbauch.<sup>b</sup> Nun ja! vom Hrn. v. Breitenbauch, und so gleich sind die Ehrennamen erklärt, die dieser — dieser *vir generosus*, *qui nuper pastoralia carmina edidit*, in quibus illam naturae iucunditatem, illam simplicitatem morum, illud amabile vivendi genus *feliciter* expressit, dieser *vir elegantissimi ingenii*, *qui eleganter & venuste...* etiam in hoc libro regionum amoenitatem depinxit, historiam rerum docte exponit &c. ja, der im ganzen Werke sich so gezeigt hat, daß wir eine neue Uebersezung des Horaz, die er Deutschland versprochen, nicht blos sehnlich erwarten, sondern auch bei nahe mit Ungeduld fôdern können. Zwar werden manche von diesen Lobsprüchen, als einer Sprache des Publikum nicht wissen, da die an sich mittelmäßigen und oft schlechten Gedichte des 135 Verf. nie einen Dichter der ersten Größe zu errathen gegeben. Noch wenigern wird je das sehnliche Verlangen, die fodernde Ungeduld angekommen seyn, an einem jungen Schriftsteller, der noch nicht korrekt schreibt, und immer zwischen Prose und Poesie schwankt, einen Deutschen Horaz zu erwarten. Gnug aber! Hr. Kloß sagt,

a) p. 126.

b) p. 245.

und wer die Erklärung wünscht, sehe die süße Zuschrift der Homerischen Briefe.

Johann Winckelmanns Geschichte der Kunst:<sup>a</sup> ohne Anmerkungen und eigne Gedanken in Kloßisches Latein hingegossen und ausgespült — seliger Winckelmann! wo schwiebt dein Geist über diesen Wassern der Sündfluth?

*Act. litt. Vol. I. P. IV.* Lowth de sacra poesi Hebraeorum:<sup>b</sup> ohne alles Critische Urtheil, mit dem so lange abgelebten Spotte über eine gewisse Gattung von Theologen begleitet, die Herrn Kloß wenigstens nicht gränzen — —

Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn.<sup>c</sup> Es ist ein Vergnügen, wie hier der Gott Stupor die gemeinsten Sachen in diesen an sich nützlichen, oft aber so seichten und unvollkommenen Briefen anstaunet, übersetzt, abschreibt, und ohne allen Beitrag zur Vervollkommenheit anpreiset. Bei 136 so gemeinnützigen Handbüchern eben sollte sich ja die Einficht und der Fleiß des Critikus zuerst zeigen — —

*Act. litt. Vol. II. P. I.* Hausens Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.<sup>d</sup> Quae a viris doctis dudum desiderata fuit, copiosa, accurata, immo vera rerum hoc seculo gestarum expositio: eam nunc primus adgressus est Cl. *Hausenius*, vir *magni ingenii*, plurimae industriae, praeclarae doctrinae, quodque in primis historicum decet, ab omni adulatione abhorrens, & veritatis studiosus. — — In ipso opere scribendo deseruit morem plurimorum historicorum, res minutae & exiguae utilitatis negotia anxia cura enarrantium. — — Totus fuit in eo, ut quae ad rem publicam accuratius cognoscendam, ad arcana singulorum eventuum caussas intelligendas, eorumque inopinatos saepe effectus perspiciendos, ad artes, quibus res a legatis tractatae fuerint, aperiendas, ad singularum gentium commoda demonstranda facerent, non accurata solum narratione exponeret, verum etiam observationibus e civili prudentia, ipsaque rerum, quae tum erat, conditione

a) p. 336.      b) p. 403.      c) p. 436.      d) p. 64.

*collectis illustraret.* Res vero in bello gestas paucis attigit, eaque ex iis attulit, quae *pragmaticae historiae studiosi nosse interest.* Quae quidem *omnia non e turbidis rivulis sed e limpidis fontibus hausit* — — „O alle, die die Staaten von Europa tief und 137 genau einsehen, die geheimsten Ursachen jedes einzelnen Vorfalls ausforschen, und ihre oft unvermuteten Wirkungen sich erklären wollen — alle, die die verborgenen Kunstgriffe der Gesandten bei ihren Staatsgeschäften aufgedeckt, das Interesse aller Völker deutlich erklärt, das alles in der genausten Erzählung vorgetragen, mit tiefen Bemerkungen der Staatsklugheit begleitet, aus den Kriegsläufen das Pragmatische herausgelesen“ — — die alles dies sehen und lernen wollen, ladet Hr. Kloß ein zu seinem Freunde, dem Hrn. Magister Haufsen. — Was alle gelehrte Männer bisher gewünscht, was die Mascovs, und Bünauß, und Struve und Kölers und Häberline und Pütters nicht haben leisten können: sehet! das hat endlich erfüllt Cl. Hausenius, vir magni ingenii, plurimae industriae, praeclarae doctrinae, &c. &c. Wunder unsrer Tage, Haufsns Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts!

*Vol. II. P. II. Défense du paganisme par l'Emperur Julien.*<sup>a</sup> Da diese Schrift des Marq. d'Argens wenigstens das Verdienst hat, genauere Erörterungen über Julians Charakter und Zeitpunkt veranlaßt zu haben, unter welchen die Gedanken eines Meiers, Crichtons, Abbs und andrer, jede in ihrer Art schätzbar sind: so wird man begierig seyn, auch die Zeichnung 138 Kloßens von Julian zu sehen: hier ist die Rarität: Julianum existimo virum fuisse elegantissimi magnique ingenii (etwas davon hat Klopstock im nordischen Aufseher<sup>b</sup> gezeigt, und wo wird nicht ein Kloß und ein Klopstock einerlei sehn?) magnique animi,<sup>1</sup> nec militaris solum rei, sed artium quoque liberalium (wenn diese vielleicht die Redekunst eines schwäbenden Sophisten heißen kann) insigni scientia ornatissimum: eundem liberalem, eastum,

a) p. 175. b) Th. I. St. 17.

1) „magnique animi“ von Herder zugesezt.

sobrium, frugalem, benignum et prudentem censeo. Patres quos appellant ecclesiasticos, non nego, mihi, si paucos exceperim, non ea laude integritatis, pietatis et eruditionis dignos videri, qua a quibusdam celebrati sunt. In aliis *multum stuporis, parum ingenii*: in aliis *partium studium*: in aliis *arrogantem, superbum et atroem animum* invenio. De Iuliani denique opinionibus mitius censendum esse censeo, quam vulgo fit, (und warum denn? wichtige Ursache!) aut non considerata *ingenii humani imbecillitate*, aut non satis illorum temporum ratione cognita — wer hat nun wohl, der in den Zeiten Julians, und in den neuern Zeugnissen von ihm geforscht hat, je etwas seichteres von ihm und den Kirchenvätern überhaupt, und dem ganzen Zeitraume desselben gelesen, 139 als was hier Hr. Kloß dafür hält, daß man's dafür halten sollte?

*Vol. II. P. III.* Lexicon Graecum: collegit et digessit Damm.<sup>a)</sup> Gleich bei dem ersten Vorwurfe fuhr ich zurück: pro nostra *aequitate* illud *nobis* ab Auctore dari volumus, ut *profiteatur nobis* — non ad universam Graecam linguam hoc Lexicon spectare — — wie? und hat es darauf absehen wollen? und hat nicht der mühsame und gelehrte Sammler es ausdrücklich zur Basis einer Concordanz und Erläuterung über Homer und Pindar dargeboten? und muß nicht eben das jedem Liebhaber Griechenlands, der aus der Sprache den Geist der Griechen studirt, schätzbar seyn, in diesem Werke der Cyclopen die Blüthe der Poetischen Sprache Griechenlands zu finden, unvermischt mit der späteren Prose: in ihm die Mythologie der schönsten Dichterzeiten Griechenlands zu finden, unvermischt mit der späteren Philosophie und Sophistik über die Götterlehre: in ihm die Reime der Griechischen Dichterweisheit zu finden, unvermischt mit der späteren Politischen Denkart und Sittlichkeit: in ihm also das Gebiet einer Griechischen Zeit zu überschauen, die man durchgehends zu vermischen gewohnt ist, und aus der sich alles Spätere erzeugt hat? — Und ist für einen Mann,

a) pag. 272.

der dies nicht weiß, der dies nicht einmal vom Titelblatte herab lesen mag, ist für solchen das Lexicon zu beurtheilen? — —

Ueber jede Sache in der Welt lässt sich spotten, und ein Mann, 140 wie Damm, trägt seine Fehler am wenigsten unter dem Mantel: allein die nutzbaren Früchte eines so langen Fleisches, des Fleisches eines halben Menschenalters beinahe, einiger Fehler wegen, die jeder . . . findet, verspotten zu sehen, verdient Mitleiden der Menschheit, und ich wenigstens lege dem Verf. hiemit für seine zwar nicht Kloßianisch süße, aber gründliche Ueberseitzungen, für seine in Allegorien zwar gefästelte, aber so reiche Götterlehre, als ich keine andre im Kleinen kenne: und denn für sein zwar oft gefästeltes, aber sehr nutzbares Wörterbuch, meine weiße Scherbe unbekannt hin — —

Orphei opera: recensuit Gesnerus.<sup>a</sup> Mit einem kalten mat-ten Lobe geht das vortreffliche und auf manchen Seiten so uner-kannte Werk vorüber.

Poétique Françoise par M. Marmontel.<sup>b</sup> Nicht auszuſtehen, mit welchem Jubelton die Deutschen noch inimer Franzöſiſche Werke aufzunehmen, die, so Gott will! schön, aber von Herzen mittelmäßig sind. Da in Frankreich jetzt selten Hauptwerke des Menschlichen Geistes, und Geburten, die Jahrhunderte leben werden, erscheinen: so handeln die Franzosen Landesmännisch, auch mittelmäßige Werke 141 mit Entzücken aufzunehmen, und mit ihrem gewohnten Tone: nichts geht darüber! zu verkündigen. Aber daß wir Deutsche ihnen so gleich nachrufen, überſetzen, citiren, posaunen: das ist wider alle Gefeze der Nation. — — Hr. Kloß hat für gut gefunden, Marmontels Poetik in einem langen Auszuge, ohne weitere Critische Verpflegung in sein liebes Latein auszugießen, und ein paar Not-chen mit unter zu nischen, die den Zeh verſtellen, da der Körper wanft.

Act. litter. Vol. II. P. II. Winkelmanns Versuch einer Allegorie.<sup>c</sup> Das Ganze im Werthe dieses Buchs und das

a) p. 228.

b) p. 296.

c) p. 107.

Wesentliche in den Fehlern desselben bleibt verkannt und unberührt. Einige einzelne Vorstellungen, wo man Winkelmann durch ein Münzchen, durch eine Scherbe etwas anhaben kann: im übrigen auf den lieben Du-Bos gewiesen; der es ja nie zum Zwecke gehabt, den Begriff der Allegorie überhaupt zu erschöpfen; sondern nur den Künstlergebrauch derselben einigermaassen zu sichern.

*Lettres de Mentor à un jeune Seigneur.*<sup>a</sup> Auch hier werden Dinge angestaunet, von denen ein Deutscher Mentor zu seinem Züglinge sagen würde: wir gehn vorüber! So z. B. einige bekannte 142 Gedanken von der Biographie, die er aus Liebe, so gar durch ein Märchen beweiset — durch ein Märchen aus Voltaires Geschichte Karls des Zwölften. Dieser vortreffliche Biograph, dessen Dichterischer Kopf gewiß vollzufüllen weiß, was die Geschichte selbst leer lässt, erzählt uns von Karl dem Schweden so manches schöne Fabelchen und Märchen (Ein kritisches Journal,<sup>b</sup> das viel Verdienste um Deutschland hat, hat einige offenbar uns als Märchen gezeigt) und Hr. Kloß zieht daraus sehr bündige Schlüsse.

Geschichte des Menschlichen Geschlechts. Neue Geschichte von Häusen: kein Werk der neuern Litteratur ist, ehe es erschien, mehr ausposaunet worden; und kein Werk hat, da es erschien, mehr die Hoffnungen des Publikum vereitelt, als dies. Daß Kloß zum Ersten das Seine redlich beigetragen, ist auch gegenwärtige Recension Zeuge. Zuerst richtet sie, wie billig, die Weltgeschichte der Engländer und alle Deutsche Geschichte, die wir haben, Hahn, Bünau, Barre, Mascow, und alle die neuern Compendien, „die sich des Vortrages bedienen, der die Deutschen „Akademien, und die Regensburgischen Reichsvorträge kleiden soll, „Bücher, die selten ihre Verfasser überleben, und nicht für die „Nachwelt, sondern für einen Knabenunterricht, und für düst're „Schulörter geschrieben sind“, alle diese, und wenn hat er sie hie- 143 mit nicht kenntlich gemacht? richtet er jede mit einem Streiche hin, damit auf dem Gerippe aller das Häusens prange.

a) p. 143.

b) Litt. Br. Th. 4. [307—310. Nicolai]

Hernach ein Lob, das erst mit Hrn. Kloß, nachher mit Hrn. Haußens Worten gesagt, über zwei völlige Seiten, aus so vollem Munde strömet, daß eine Periode, mit Lobeserhebungen verschmürt, sich über eine Seite hinstrecket. Ohne Zweifel wird es der Nachwelt eine vergnügte Stunde geben, den Panegyrischen Ton des Recensenten, und das Werk des Verf. das ja so eigentlich für die Nachwelt geschrieben seyn soll, zusammen zu halten. O wehe denn! wehe den viris Cl. die sich wechsweise loben!

Noch aber hat der Censor über alles vorige so manches Bewundernswürdige ausgezeichnet: Daß Proben über Proben Beweise seyn sollen, von der tiefen Kunst des Verf. die Fürsten zu charakterisiren, und von der Denkart desselben, sein Werk durch eigne Bemerkungen Pragmatisch zu machen: wohl an die Ausruffungen!

„Wem wird das Bild Karls des Großen nicht gefallen?“ „In ihm findet unser berühmter Schriftsteller alles, was einen „grossen Mann macht, u. s. w.“ Wem es nicht gefallen könnte? Mir nicht; und wem, der einen schönen Charakter kennt, könnte es gefallen? Statt so viel von historischer Kunst zu sprechen, sollte sich der V. vorher Eins erbitten, historisches Temperament: die 144 gleichmäßige Denkart, was er sieht, gerad an zu sehen, und was er spricht, ganz zu sprechen; noch hat er kaum Eins von beiden. Wenn ich einen recht schön gesagten, und beinahe Rednerischen Charakter von Karl dem Großen lesen will: so lese ich ihn, gegen den der Haußenche nichts ist, in unserm deutschen Boßuet: in diesem Classischen Werke — vielleicht das Einzige, womit unser Cramer vor der Nachwelt erscheinen wird — —

Das war das Gefallende: aber was ist das Schön gesagte bei einem Charakter der Geschichte? Nichts! Leget mir der Geschichtschreiber nicht erst die Data der Geschichte ausführlich, richtig, ordentlich vor, daß ich nachher selbst mit ihm den Charakter ausziehen darf, daß er, nach jener längst abgekommenen Sokratischen

Manier, nur meine Erinnerung wecket, und nicht mir vorcharakterisiert, sondern mich aus vorgelegten Einzelheiten den Charakter selbst finden lehret — thut er dies nicht: so ist der Geschichtschreiber ein Romanenschreiber. Und das ist Häusen bei seinen gepriesenen Charakteren. Die Lebensdata, die Thaten, wo sich Denkart äussert, sind bei ihm wenig oder nichts — mit einmal strömt Seiten herab ein Charakter: ein vom Himmel gefallenes Bild, eine Figur, zu der das Vorstehende auch nicht einmal Fußgestelle seyn kann — ist 145 das Geschichte? Roman, Dichtung mag es seyn: aber in der Geschichte will ich nichts glauben, was ich nicht sehe: Thaten hören, ehe ich das Bild erkenne: Gesichtszüge sehen, ehe ich Personen charakterisire: das will ich. Was drüber ist, ist vom Nebel.

Hr. Häusen ist von diesem, so wie von andern Sachen, ein williger Nachahmer der Franzosen: aber wie jämmerlich geräth doch meistens die Creatur, wenn der Deutsche den Franzosen nachahmt? Dieser malet uns seine ganze Geschichte wenigstens so, daß nachher nichts mehr und nichts weniger, als sein Charakter, herauskommt: er stellet alles so hin, daß seine endliche Reflexion eben daraus erhellt, und wie, wenn die Geschichte so gegangen wäre, auch wir freilich nichts mehr und weniger folgern würden, als was er folgert. Wir lesen also einen sinnreichen Roman, den wir mit seinen Porträts und Charakteren so lange für Wahrheit halten, bis wir etwa zu einer andern Geschichte kommen. Nun aber der trockne Deutsche? er ziehet ein verstümmeltes Skelet von Geschichte aus einer, und ein Fräzenbild von Charakter aus einer andern Quelle heraus: stellt sie neben einander, daß Eins das Andre nicht erkennet und — — siehe da! ist Hr. Häusen. *Ingenia principum exploravit, moresque descripsit, atque cum hinc caussas elicuit eorum quae ab iis acta sunt, tum, quam principum mores vim ad civium vitam fingendam formandamque habuerint, docuit: non solum docto lectori, sed cuicunque civi, qui maiorum vitia cognoscere, eorumque exemplis sapere cupiat, prodesse studuit: porro sumnum veritatis studium ubique ostendit, liberrime vitia principum enarravit & — — — &c.* Vortreffliche Charaktere!

eingefleckte, überkleckte Bilderchen, die — aus seiner Geschichte nicht folgen —

Und oft der Wahrheit selbst im Wege; oft sind sie nur eben so, wie sie sich die Stunde Hr. Haufen dachte. Ob das Karl der große sei, was er malet? so wenig, als was er uns an Luthern vorzuzeichnen beliebt. Wie? Karl, ganz ohne Fehler, ausgenommen etwas viel Liebe? Und was hat denn in ihm den Eroberungsgeist angefacht? was ihn von den Pyrenäen bis zur Nordsee, und von der Nordsee nach Pannonien, und von Pannonien nach Rom getrieben? was die Blutströme der Sachsen vergossen, und Völker zu Sklaven gemacht, denen die Freiheit Alles war? Und was hat durch ihn das Longobardische Reich verheeret? Und was ihn zu einem Vater des Pabsts gemacht? Und was zu dem, der um die Kaiserin Irene warb? Und was zu einem Liebhaber der Künste und Wissenschaften? Und was zu dem Menschenfeinde, der seine Hände mit Blut der Deutschen färbte? — Chrgeiz und Aber- 147 glauben! Aus Wohlküst lässt sich wahrhaftig weder die gute noch böse Seite Karls erklären, und es ist Partheilichkeit, vor dieser ganz die Augen verschließen zu wollen. Mönche und Capitularen und Kanzler und Schwiegersöhne haben Karls Leben geschrieben: im Mönchsgeist, im Geiste des Pabstthums und der Lateinischen Verdienste -- wo ist ein wahrer Deutscher, der ihn sieht?

Und was Hr. Haufen dem an sich großen Karl zugibt, nimmt er dem ihm freilich so unähnlichen Ludwig: eins trifft also so wenig als das Andre. Ludwig der Fromme war eine der gewöhnlichen Produktionen seines Jahrhunderts, nicht besser und nicht schlechter, als ein mittelmäßiger gutherziger Mann der Zeit seyn konnte. Gelehrt, fromm, gutherzig, auf seine Art Philosophisch, das ohngefähr, was Jakob der erste, nach dem Geiste seiner Zeit und seines Landes, und manche . . . unter uns. Schon sein Vater nahm ihn zum Mitregenten an: unter ihm wurden glückliche Kriege geführt: alles ging gut bis auf die Theilung seiner Länder. Diese aber, lag die allein in seiner Schwachheit oder nicht auch in dem Altfränkischen lange gebräuchlichen Herkommen? Und die übeln

Folgen daher allein in seiner Schwachheit oder auch in dem Charakter seiner Söhne? Und das Glück dieser übeln Folgen allein 148 in seiner Schwachheit, oder auch in dem Zustande der Kirche, an dem sowohl sein Vater, als Er, Schuld war, an dem Geiste seines Jahrhunderts, den auch Karl nicht ändern konnte, an einer Verwicklung von Zufällen, die nur der kennet, der die Zeit Ludwigs studiret. Ludwig wurde ein Opfer dieser Zeit: daß wir ihm aber neunhundert Jahr nachher Staatsfehler nachrechnen, die uns nur der Erfolg von Jahrhunderten gezeigt hat, ist freilich eine gute Sache, nur ist die Sache des Geschichtschreibers?

Aber „nirgends ist ja Haufen nach Hr. Kloß mehr in seinem „Felsde, als wenn er uns Aberglauben, Dummheit, und Betrug „der Pfaffen malet.“ Ganz gut, wie ich glaube: nur sollte es nicht so gemein, so schwätzhaft wiederholt, so schielend, und etwas eigenthümlicher der Zeit seyn, die es gilt. Aus seinem Lehrstule<sup>1</sup> mit einem halb Voltairischen, halb noch Protestantischen Auge, nach dem Jahrhundert Ludwigs, der Ottonen, und der Heinriche hinzielen, kann freilich nichts, als solche Charaktere, geben, wie Hr. Haufen zeichnet, und ohne Zweifel ist es ölos schonende Nachsicht gewesen, daß Häberlin, ein so ganz andrer Mann, der Geschichte und den Charakteren, das ist, den geschwätzigen Wiederholungen seines Vorgängers vor seiner Geschichte noch Platz gegönnet.

Und das ist der Geschichtschreiber, dessen Charaktere, dessen Anmerkungen über Ludwig, die Ottonen, die Heinriche, dessen tiefe Betrachtungen über die Pfaffen, über die Religion, und Reformation eine Erleuchtung unsres Jahrhunderts sind, die Hr. Kloß so getreu übersetzt? Das ist der Geschichtschreiber, der hier schon alle jene fruchtbare Saamenkörner fallen läßt, die nachher zu dem Philosophischhistorischen Roman über die Reformation aufgewachsen: bündige Wahrheiten, die Hr. Kloß zum Possen aller mit Vorurtheil behafteten, zum Voraus als Geheimnisse der Welt vorlatinisirte.

---

1) Lehrstule (?)

Das sind die Männer, die an der Religion arbeiten, deren „völ-  
„liger Tag sich jetzt jetzt allmälich nähert.“<sup>a</sup>

— — Raum bin ich in der Mitte des dritten Bandes der Actorum, und ach! wer mag den Hercynischen Wald durchgehen? Hrn. Kloz'ens vollständige Anmerkungen über d' Argens Geschichte des Menschlichen Verstandes, seine vortrefflichen Verbesserungen des Leßingischen Laokoons, sein zurücksetzendes Urtheil über Gebauers altes Deutschland, die Zusätze zu Winkelmanns Kunstgeschichte, die süßlächelnde Umarnung an seinen Herelius, über dessen so alte, mittelmäßige und gegen Nürnberg inurbane Satyren — — die niedrigen Verspottungen solcher Schüze, die Pöbelpaßquelle auf einen Fischer u. a. wo mag ich diesen Morraß durchwaten? 150 und selbst mit diesen noch kein Ende. — — Jeder prüfende Leser wird sich ungemein irren, in den Actis einen Schatz von eigner Critik des Censors, selbstgedachte Anmerkungen, um etwa die Lücken der gerügten Autoren vollzufüllen, und ihre Werke vollkommner zu machen: stille Beleuchtungen der verborgnen Fehler, die eben nicht jedes lesende Auge sehen dörste und doch sehen muß: eigen ausgedachte Betrachtungen, die da zeigen, daß der Recensent mit dem Autor gedacht, und über ihn weg, ihm vordenkeln könne: solche Critik, und sie ist die einzige wahre, in den Actis? ich zücke die Schultern. Auszüge, Genomenregister, am urechten Orte schreiende Verbesserungen, die jeder sieht und wegwirft, mit unter niedriger Spott — siehe da den Geist der Actorum. Die Lateinische Hülle hat die Deutschen geblendet, und auch die wird unerträglich, wenn wir ein nahrhaftes Buch durch Auszüge in ein Phraseslatein hingeschwemmt sehen, wo nichts minder, als der ursprüngliche Individuelle Charakter von der Denk- und Schreibart des Verfassers, übrig geblieben. Auf Hrn. Kloz Lateinischer Scene lasset Winkelmann so wie Häusen, und Häusen so wie Leßing, und alle wie — — der Lateinische Hr. Klotzius.

---

a) Kloz Beitr. zu Münzen S. 17.

Der Verfasser hat überhaupt seine sehr enge Sphäre zu urtheilen, und da er innerhalb dieser nicht bleibt, sondern seinen einseitigen Gesichtspunkt, als Polyhistor, allgemein machen will: wie anders als Fehlritte über Fehlritte, und schaale Urtheile durch einander. Ein Mann, wie Klotz, schreibt von Allem, Gottesgefahrtheit, Rechtsgelahrtheit, Geschichte, Philosophie, Alterthum, geschnittenen Steinen, Münzen, Gedichten, und von allen gleich. Beispiele — wer mag sie geben? wer wird in solchen Büchern des Nachschlagens nicht müde? ich gebe sie also aus dem Gedächtnisse. Triegen wirds mich nicht; denn die Spuren darin sind zu oft und ärgerlich wiederholt.

152

---

### Über die Gottesgefahrtheit.

---

Wie kommt Herr Klotz, der Bienschreiber, dazu, daß er sich bei allem Anlaß, zur Zeit und Unzeit, hinter die Basedow und Heilmanns und Tellers, als ein Märtrer der Wahrheit hindrängt, und sich in Klagen und Kontestationen zu Männern nebenansetzt, mit denen er nichts gemein hat? Das Publikum schlafst eine Biertheilstunde, oder ist über Feld gegangen; nachher aber macht's genau Unterscheid, wohin jemand gehöre, und wohin es ihm beliebt, sich zu classificiren; und spricht alsdenn gerade hin: Freund! rücke hinweg!

Herr Klotz hat die Namen einiger Theologen auf der Zunge, selten mit Ehren, ohne daß Er doch über sie Richter und der Ueberweiser ihrer Meinungen gewesen wäre. Einer davon ist Götz. Senior Götz mag seine Fehler, und wenn man will, seine Irrthümer haben: gut oder nicht gut, daß er dieselbe vertheidigt: aber was gewinnt der liebe Leser für Wahrheit und Ueberzeugung, wenn er in einer Klotzischen Satyre das Pasquill liest:

Goetzius Hamburgi clamoribus omnia compleat,  
Voce tonat rauca, turris templumque tremiscit.

Was hat man damit anders gelesen, als daß Hr. Göze eine durchdringende Stimme habe und Hr. Kloß ein — — Spötter sey. 153 Will der Verf. antworten: das Fehlerhafte, das Irrige haben ihm und seines Gleichen schon andre Theologen gezeigt, worauf ich mich gleichsam mit einer stummen Anzeige berufen darf: o schön! die Richter haben ihr Urtheil gesprochen, und wer sind die nun, die sich auf der Straße hinzufinden, die dem Verurtheilten nachrüssen, nachspotten — wer sind die?

In unserm Kritischen Jahrhunderte sollten wir endlich einmal so weit seyn, auf eignem Boden und nicht nach solchen fremden Postulaten zu urtheilen. Alle Annahmenswürdigkeit der Kritik fällt weg, wenn man, ohne Gründe und Beweise, mit einer Schimpfsentenz losbricht, ohne daß man weiß, woher und wo hieher? Solche Füzung auf fremde Machtspüche, mit einem Machtstreiche begleitet, sind immer Vorboten vom Verfalle der Litteratur gewesen: und zu unsrer Zeit ist dies ja der Lieblingston dieser und jener Zeitungen und Journäle. So bekommt mancher ehrliche Mann einen Banditenstich, wo er sichs am wenigsten versah.

Ferner: Der schöne, reinlateinische Styl ist bei Hrn. Kloß so nahe mit dem Herzen seiner Litteratur verwandt, daß er an mehr als einem Orte die Dogmatische Barbarei der Theologen, aus ihres Königs theologia positiva, oder Neumanns aphorismis sich sehr vornehm leid seyn läßt. Mich dauert der manchmal unnöthig verflogne Seufzer. Barbarei ist nirgends gut, und bei dem Lehrer der 154 Religion, der uns Geschmack an den Wahrheiten derselben beibringen soll, am wenigsten; nie aber kann die Reinigkeit des Styls, die Süßigkeit der Lateinischen Schreibart, nach Hrn. Kloß Halbbegriffen in der Theologie Souveraine seyn, oder es wird noch ärger. Die Wahrheiten der Religion sind uns nicht in Cicerons Büchern von der Natur der Götter, sondern in andern Sprachen, offenbart, aus denen in ihren Vortrag bei aller einzelnen Wortreinigkeit sich ein Orientalischer Hellenismus einschleichen wird, und vielleicht

als Geist des Ganzen. Der gute Geßner hat mit Recht aus Cellars Latinitas ecclesiastica viele Barbarismen canonisirt: und der strenge Schriftausleger wird noch weit mehr canonisiren: wo ihm an dem Ganzen, dem Unverfälschten, dem Unverworrenen des Begriffs Alles gelegen ist. Wer will nun lieber eine nach den Büchern der Offenbarung streng gesagte, unhalbirt Theologie; oder süßes Lateinisches Geschwätz, wo das Runde des Biblischen Begriffes in dem Spülwasser schöner Umschreibungen zerfließt? Wem ist nicht die Sicherheit seines theoretischen Glaubens mehr, als Alles? — Zweyten: Aus den Händen der Eregeten, wird nun erst die Wahrheit in die Hände der Dogmatiker geliefert, denen es wiederum Hauptgesichtspunkt ist, ihre Säze von den Verwirrungen so vieler 155 Jahrhunderte, von dem Gewebe so mancher Ketzer und Ketzmacher loszuwickeln, und sie so rund, so gewiß, so klar darzustellen, als es hinter den Denkarten und Vermischungen so vieler Perioden der Religion geschehen kann. Auch hier also ist die Strenge des Begriffes und Beweises Alles. Wer will jenen und diesen im Gefolge süßer und reiner Worte erst auffuchen? Ein Ernesti, (und wessen Zeugniß kann hierinn mehr seyn, als dieses theologischen Cicero?) hat über Materien, die hiezu die Grundlage seyn müssen, geredet, und selbst an Heilmann die Schwürigkeit gezeigt, Lateinische Worte und Ausdrücke Gedanken des Systems zu substituiren. Einige neuere Dogmatiken, wovon ich selbst die Schriften Mosheims nicht ausnehme, bestätigen es, wie viel von der genauen Präcision und Dogmatischen Bestigkeit oft durch den schönen Styl verloren gehe, und denn selbst in Reden sind die Bergerischen Orationes selectiores Zeugen von den Schwürigkeiten, beides zu gatten. — — Geschmackvoll also mögen solche Klagen über die Dogmatische Barbarie der Theologen immer seyn; nur gründlich? — — Am besten, daß sich Hr. Kl. nicht darein mische, und die Namen guter und böser Theologen dem Urtheile andrer überlässe.

Ueber die Reichsgeschichte:  
ein historischer Spaziergang.

156

Was müßte ein vernünftiger Alter denken, wenn er auf-  
lebte, und unsre Geschichte betrachtete? Die Lehren unsrer histo-  
rischen Kunst, und den Kontrast in Ausübung derselben? — Doch,  
ach! wenn dies nur der einzige unverantwortliche Widerspruch in  
unsrer Litteratur zwischen Lehren und Thaten wäre!

Die Alten, Griechen und Römer, haben uns so vortreffliche  
Muster der Geschichte hinterlassen, daß es ein canonisirter Spruch  
geworden: hos sequere! und wer wäre es, dem man diesen Spruch,  
und das Nachahmungswürdige Schöne ihrer Historiographie erst  
vorbeweisen müßte. Warum ziehet der kleine südliche Strich von  
Europa, Griechenland und Rom, Jahrhunderte durch die Augen  
aller Welt so auf sich? Warum gehen wir an die Geschichte der  
mitlern Zeiten, im Occidente und so gar im Oriente, so ungern  
daran? Warum ist in dem Körper unsrer Welthistorie die Be-  
schreibung dieser beiden Völker uns gewiß nicht blos National-  
geschichte, Thaten, die im Winkel geschehen, sondern Merkwürdig-  
keiten der Welt? — — Eine kleine Vergleichung mit andern  
Zeiten und Gegenden wird zeigen, wie vieles dazu auch der Ton 157  
der Stimme beitrage, der Alles dies der Welt verkündigte.

Das ist nun gut für Griechen und Römer: aber warum, daß  
wir unsre Geschichte nicht eben so verkündigen? und den Ton  
unsrer Stimme nicht auch würdig unsres Vaterlandes und unsrer  
Zeit machen? — Regeln gnug liegen da. Historische Gesellschaften  
sind errichtet. Jeder arbeitet an der historischen Kunst: nur, an  
der Historie selbst — wenige. Und selbst unter den wenigen, wo  
sind die Thucydides, Xenophons, Livius, Tacitus, und Hume's  
unsres Deutschland? — — Ist es einem Wanderer, der nicht  
ein Dogmatischer Künstler der Geschichte seyn will, und kein Pra-  
ktischer Künstler seyn kann, erlaubt, den mitlern Weg der Unter-  
suchung zu nehmen: nicht, worin und warum sich die Historio-

graphie der Neuen und Alten unterscheide? denn dieses große Thema ist für diesen Ort zu groß; sondern nur, warum sich die Deutsche Geschichte nicht so schlechtweg à la Grecque oder à la Françoise behandeln lasse, wie unsre Gräcisirenden und Französisirenden Schönsprecher wollen.

Zuerst, die ältesten Nachrichten von Deutschland haben eine andre Bewandniß, als die alte Geschichte des Griechischen oder Römischen Ursprunges. Wenn diese Altmütternärrchen ist, so ist sie 158 es wenigstens im Munde ihrer Landesmütter, im Munde ihrer Liedersänger, ihrer Dichter, ihrer Fabelschreiber. Aus dieser Blume von eigner Nationalmythologie wird mit der Zeit die Frucht reifer wahrer Geschichte, ohne wundersame Einpfropfungen und Bezauberungen, nach dem Laufe der Natur. Und eben das Ordentliche dieses Naturlaufes ergänzt ungemein die Lücken der ältesten Geschichte. Die ersten historisch Dichterischen Mythologisten waren eine Produktion ihres Zeitalters: der Zeitgeist nahm ihnen allgemach immer mehr von ihrem Dichterischen Wunderbaren: sie fanden das Zeitalter der Wahrheit — Wie viel lässt sich nun bei diesem ungestörten Naturlaufe rückwärts schließen? wie manche Wahrscheinlichkeit zurück ausfinden, wo sonst nur Fabel wäre? Wie ungemein viel von der Veränderung solcher Laiodescenen mit Gründen und Ursachen erklären? Philosophie tritt hier der Geschichte zur Seite, wo sie kaum noch Geschichte ist: sie leuchtet auch selbst, Chronologisch gerechnet, der Wahrheit gleichsam vor: die älteste Halbgeschichte wird Pragmatisch — wenigstens ein lehrender, ein bildender Dichterischer Roman.

Nicht so unsre älteste Landesgeschichte. Unsre Barden sind vertilgt, mit ihnen also auch die sinnreichen Dichtungen vertilgt, die sich aus den Altgriechischen Dichtern zusammenlesen und zu dem 159 Tempel voll ehrwürdigen Ruinen aufhäufen lassen, an dem die Antiquarien seit Jahrtausenden gebauet. Aus Dichtern und über Dichter lässt sich auch historisch am besten dichten: wie aber, wo keine solche Dichter da sind? Man tritt in den Tempel der Griechischen Geschichte: Chöre von Sängern empfangen uns, und hinter

ihnen dringen Dollmetscher ihrer Gesänge doch unmittelbar an. Dollmetscher der Wahrheit? freilich nicht! aber so mancher Wahrscheinlichkeit, so mancher Erzählung, die den Boden der Geschichte nicht ganz leer lässt, so mancher Sage, die ungemein Flug machen kann: durch die Griechen und Römer ihrer Geschichte so viel Farbe des Pragmatischen Ursprunges gegeben, die manchen Schulgrübler geblendet, die unsre Hübners mit so artigen Märchen ausgefüllt, die so viel Antiquarische Hypothesen und Untersuchungen veranlässet — alles nicht bei der Deutschen Geschichte. Ich trete in ihren Tempel und — die Stimme der Barden schweigt. Kein Laut, kein Echo vergangener Zeiten.

Aber die Taciti unter den Römern? Sie haben mit ihren einzelnen Sylben und Stückwerken von den Deutschen uns mehr Ton gegeben, als ganze Liederzählungen der Barden. Sie, Schriftsteller eines gebildeten Roms, Geschichtschreiber, die an den Merkwürdigkeiten so viel anderer Völker ihren historischen Geist gebildet hatten: sie, Geschichtschreiber der Deutschen nach Römischer 160 Weise — — und eben des alles wegen sehr einseitige Schriftsteller Deutschlands. Da sie die Deutschen nur über und von den Gränen aus, nur als Fremde, nur als ungesittete Barbaren, nur als Feinde kannten: so kannten sie sie nur immer, so fern sie nicht Römer waren, und das ist wenig. Wer sich nicht in die eigenthümliche Denkart eines so verschiedenen Volks versetzen, aus dem eigenthümlichen Geiste desselben, aus den Geheimnissen seiner und ihrer Erziehung urtheilen kann, der weiß nur immer wenig: und wer als fremder, unbekannter, Politischer Feind, und was über alles ist, als Mensch einer andern Denkart schreibt, immer wenig. Er kann blos die von seinem Volke und seiner Cultur abstehende, oder höchstens die ihnen zugeführte Seite zeichnen, und freilich die zeichnen Römische Taciti vortrefflich.

Indessen sieht man, was hier zu einer Pragmatischen Geschichte fehlt? wie sehr sie in diesem verlassenen Anfange von der Römischen und Griechischen Historie, die die Origines ihres Volks, in einländischen alten Schriftstellern besitzen, absteche? in welchem

Gesichtspunkte man allein die Römer brauchen? auf welche Lücken man lieber zeigen, als sie hinterlistig verbergen? kurz! daß von den alten Deutschen keine innere Pragmatische Geschichte zu geben sey — —

161 So bis auf Karl den großen: in ihm aber entwickelt sich ein Zeitpunkt, der freilich so vieler historischen Intuition fähig ist, als einer seyn kann, nur daß er noch keinen so intuitiven Philosophen über sich gehabt. Karl könnte in der Nacht seiner Zeiten, wie ein Stern seyn, der über Frankreich, Deutschland und Italien leuchtet.

Jetzt aber sein Geschlecht — wie viel geht hier von dem Stempel der Pragmatischen Geschichte weg. Ein Zeitpunkt der Barbarei und des Aberglaubens; siehe da! diese Larve liegt auch auf allen Gesichtern der Zeit, sie ist Gesichtspunkt der Begebenheiten, Triebfeder der Thaten, Farbe der Veränderungen, Ton der Historiographen. Nun wolle ein Griechischer Porträtmaler Charaktere zeichnen: und siehe! da steht eine Reihe voll heiliger oder unheiliger Affengestalten, Kreuz in der Hand, und Kreuz auf dem Haupte, vor oder gegen die Pfaffen beschäftigt, entweder canonisiert oder im Fegefeuer, weder im Guten noch Bösen frei, eignethümlich, Römisch, Griechisch. — Einförmige Mönchspatrone, oder Mönchsfeinde, ein in Nichtswürdigkeiten wühlender Unheiliger, oder was noch seichter ist, ein — Heiliger Ora pro nobis — Eine Gallerie solcher Köpfe, was ist sie gegen die Reihe Römischer und Griechischer Helden und Unmenschen in Plutarch und Tacitus? — Haufen sei Gewährsmann unter Carolingern, Sachsen und Franken.

162 Er betet seine einförmigen Charaktere so wiederholentlich her, als eine Nonne die Vaterunser ihres Rosenkranzes: und Häberlin, der nicht hinter her beten wollte, muß also nur zu Ende der Zeiträume charakterisiren — wie viel klüger!

In dieser Zeit fängt sich an das heutige Römische Reich zu bilden. Die große Wasserblase ist zersprungen: kleinere reißen sich los: und durch ein wechselndes Zerspringen und Werden ist die Menge kleiner Fürsten, gleichsam am Mande des Gefäßes, gesichert.

Hauptgesichtspunkt ist also nicht blos der Reichs-, sondern der Deutschen Geschichte überhaupt, daß man diese allmäßliche Schöpfung zum heutigen Staatskörper bei jeder Progression der Umbildung merke, genau aus Urkunden anmerke, auszeichne.

Einige süße Herren unsers Jahrhunderts haben sich mit guter Manier von diesem dunkeln und beschwerlichen Wege losgezählet, und vornehm zwischen Reichsgeschichte und Geschichte Deutschlands, zwischen genauen Nachrichten von der jedesmaligen Staatsverfassung, und zwischen einer schönen Geschichte voll Charaktere und hübscher Moralischen Reflexionen unterschieden. Das Citiren der Urkunden, die veste Bestimmtheit bei jedem Schritte, das gerade Hinblicken auf Staatskörper u. s. w. ist eine Pedanterie, die man einem Professor des Staatsrechts allenfalls verzeihen könne: die Masscove, Bünauß und Hahne sind veraltete Bibliothekenwächter: die 163 Pütters und Gatterers endlich noch zum leidigen Gebrauch ihrer Reichsurkundlichen Zuhörer: die Haussens und alle neuere schöne Geister schreiben besser: schön, malend, Pragmatisch. Schade der trocknen Reichs- und Staatsgeschichte.

Und was ist denn eine Geschichte Deutschlands, die dies nicht wäre? Eine Griechische und Römische war eine Geschichte von Republiken ganz andrer Art, oder einzelnen großen Welthändeln, eines großen Mannes, oder einer großen Versammlung, die das Triebad der größten Begebenheiten waren. Deutschland im Verfolg seiner Jahrhunderte ist weder Athen noch Rom, weder eine Monarchie, noch eine Republik, die der ganzen Welt (dieser orbis terrarum sei nun so groß, als er wolle) Ton gäbe: weder ein Schauplatz Griechischer Cultur und Freiheit, noch des Römischen Groberungsgeistes. Es ist in sich eingezogen ein werden des heiligen Römischen Reich, das noch heute in seiner Einrichtung das sonderbarste von Europa ist; es ist Jahrhunderte durch ein Chaos, aus dem sich Herzoge, Grafen und Herren, Bischöfe und Prälaten heben: ohne die es kein Deutschland gibt. Wie also eine Geschichte Deutschlands, die keine Staats- oder Reichsgeschichte

sei? Eine Reihe von Römischen Kaisern in ihren Brustbildern, in 164 ihren Privatanekdoten, in ihren Leibes- und Seelenbeschaffenheiten, zusammen ein Paar ihrer Thaten, füllt nichts aus, so lange Deutschland kein Schauplatz des Despotismus oder der Diktatur gewesen; ja das Meiste von diesem allen hat oft nicht einmal aufs Ganze Einfluß. Eine Kaiserhistorie für eine Geschichte Deutschlands genommen: so wird alles neben ihnen vergessen, was doch das wahre Deutschland ist: das liebe Herz der Kaiser mahlen, das doch nicht eben, wie der Charakter Alcibiades, Alexanders, Augustus und Nero, zugleich das Herz Deutschlands war? Eine Kaiserkrone schildern, die auf ihrem Kissen oft ruhig lag, und gewiß den Kopf von Deutschland nicht ausmachte. — —

Jeder sieht, daß hier kaum eine Pragmatische Geschichte nach Art der Alten möglich ist. Dort gingen alle Fäden an gewisse Hauptenden zusammen, aus denen sie sich gesponnen: hier steht man Jahrhunderte durch am brausenden Meere, damit aus ihm eine Menge von Inseln werde. Wo hier Einheit? wo Evidenz? wo Interesse nach Art der Alten, wenn ihre Geschichte das Muster seyn soll? Die Geschichte von Deutschland muß so ein Original seyn, als Deutschlands Verfassung.

Und ist diese werdende Verfassung Hauptgesichtspunkt, wo kommen wir hin, wenn wir Urkunden und Diplome, u. s. w. verachten, und schön Französisch dichten? Dichten läßt sich noch zur 165 Noth der Roman eines Monarchen, einer einfachen Republik: aber über die trockne Frage: wie ward jeder in Deutschland, was er ist? was ist er in jedem Zeitalter gewesen? über die läßt sich nicht dichten. Eine Geschichte voll Geist und Thaten, wie die Alte, wird unsre nie werden; sie ist eine trockne Geschichte des Ranges, des Rechtes, des Banks; aber eine Französische sollte sie nie werden wollen, weil sie bei ihren Materien mit Wahrheit und Genauigkeit Alles verliert. Nicht der Geist des Bernünftelns kann ihre Seele seyn; denn wie wenig ist in Deutschland durch Bernünftelei geworden? fortgehende Aufklärung ihres ganzen Seyns ist ihr Geist und Leben —

Die Geschichte der Carolinger, Sachsen und Franken ist hiezu eine wichtige, aber wie verdrießliche, wie verwirrte, wie unannehmbliche Scene, wenn wir Französisch denken, wenn wir blos malen, vernünfteln, überraschen, und darf ich noch dazu setzen, blos bilden wollen? Der Charakter der Deutschen hat von jeher das Trockne gehabt, sich um einen Ceremonienrang, um dies und jenes urkundliche Hoheitszeichen, um ein und das andre Recht, nicht weil es Vortheil, sondern weil es Rechtsfoderung war, zu interessiren, sich interessiren zu lassen, sich oft die Hälse zu brechen. Diesen Charakter wird auch die Geschichte Deutschlands nicht verläugnen, und muß sie es nicht, wenn wir sie nach einer andern, sie sei Griechisch oder Römisch, Britisch oder Französisch, modeln wollen? Der 166 Geist, der alle diese Völker belebte, und wenn wir ihn auch jedesmal Ehre nennen wollen; Himmel! wie sehr ist nicht die Griechische Ehre, und die Römische Ehre, und die Britische Ehre, und die Französische Gloire und der Deutschen Rang verschieden? oder wenn wir diese Triebfeder hier und da auch Freiheit nennen wollen, nicht noch immer verschieden? — — Und wenn nun eine Idiotistische Nationalgeschichte der Deutschen, Merkmale dieser Deutschen Freiheitlichkeit, einige Franzen dieses Ceremonienhimmels, und wenn sie auch so sehr auf Kosten ihrer Nation gesponnen wären, haben muß; wird da nicht eine gewisse trockne Pünktlichkeit, ein steifer gemessener Schritt von Urkunde zu Urkunde oft beinahe unvermeidlich seyn?

Und für Deutsche fast unentbehrlich. Es sei Ungelenkigkeit, oder was es sei, daß ich bei Geschichte auf schönen Vortrag und Weltweise Anmerkungen nur immer zuletzt sehe, bei jedem Factum trockne und genaue Nachricht, bei jedem Datum sichere Gewährleistung verlange, und bei manchen schönen Geschichtsromänen mal über mal mit Unwillen frage: Redest du daß von dir oder haben dir's andre gesagt? daß ich mit Unwillen umherirre, wenn ich nicht weiß, ob dies Sache, That, Geschichte — oder Bemerkung, Einfall, Meinung des Geschichtschreibers ist: daß ich mit Peinlichkeit unterscheide: ist dies Geschichte Englands, wie sie geschehen ist, oder 167

wie Hume meint, daß sie sich hätte zutragen können? ja, daß ichs für Fehler und Verderbniß aller Geschichte halte, auf nichts als Historische Kunst, Epische Anordnung, Pragmatische Bemerkungen, Philosophische Einlenkungen zu dringen, unter denen ich den nackten wahren Körper der Geschichte so wenig erkennen kann, wie er ist, als wenn der Emil des Bruder Philipp's vor seinem Gänsehnen stille stehet, und aus dem äußerlichen Anzuge, und dem Reifrode, und der Schnürbrust desselben auf die verborgene wahre Gestalt des gepunkteten weiblichen Körpers weissagen sollte. — — Bei aller unsrer Zurichtung der Historie für den guten Geschmack sollte es also Hauptregel seyn, genau dem Leser die Gränze zu bezeichnen, wo Geschichte aufhört, und Vermuthung anfängt; ja genau den Grad der Gewißheit bei jedem Tritte. Gehört dies nun der ganzen Geschichtskunde als Eigenthum zu: vielmehr unsrer strengen trocknen Deutschen. Bei uns kommt das Wort Geschichte, nicht von Schichten und Episch ordnen, und Pragmatisch durchweben, sondern von dem vielbedeutenden strengen Worte: geschehen her, und darüber will ich auch nicht bis auf einen Punkt in Ungewißheit bleiben.

Darf ich mein Gutachten zu einer Deutschen Reichsgeschichte 168 fortführen? Viele Jahrhunderte durch ist Deutschland in die Geschichte eines andern Landes rechtlich, und dazu kirchlich verwickelt gewesen, und eine rechtlich-kirchliche Verwicklung ist für Deutschland nach seiner Verfassung, und für einen Geschichtschreiber, der dieser Verfassung folgen will, die größte Verwicklung. Dies Land ist Italien. Pfaffen waren die Befehrer der Deutschen zum Papst, und diese Päpstlichen Apostel, vom heil. Bonifacius an, wurden die ersten Reichsfürsten: Pfaffen und Bischöfe wurden die ersten Reichsstände und Freiherrlichkeiten: die ersten kleinen Souveränen und Friedensstörer. Nicht blos also daher, daß Deutschland gleich von seiner ersten Formung vor andern eine sehr kirchliche Gestalt bekam, sondern auch, daß lange nachher seine Kriege so oft nahe an Pfaffenstreitigkeiten und Bischofsvorzüge gränzten. Und da diese Rang- und Rechtsgeistliche zwei

Häupter hatten, eins in, und eins außer Deutschland: wie anders, als daß daher der Mittelpunkt Deutscher Thaten und Geschichte so lange und oft außer Deutschland fällt, nach Italien, nach Rom hin — eine neue Quelle historischer Verwirrungen! Und wie anders, als da diese Päpstisch=Italienisch=Deutschen=Geschichte so lange und oft wieder nichts als Rang=Kirchen= und Rechtsstreitigkeiten enthalten, diese die trockensten, verwickeltesten, und oft eckelhaft seyn müssen? Und doch müssen sie es seyn. Und doch ist eben diese Entäußerung Deutschlands Deutsche Geschichte. Und 169 doch eben diese Streitigkeiten und Rang= und Römerzüge der Ursprung Deutscher Verfassung — wie wenig Franzöiren kam hier unsre Geschichte! Der Historiograph muß hier schon Schild= und Wapenträger des heil. Römischen Reichs werden, er wolle, oder nicht.

So läuft die Geschichte viele Kaiserreihen herunter, wo der Historikus auf einem Gebirge sitzen muß, um auf Deutschland und Italien seine Augen fliegen zu lassen, um keine bloße Fürsten= noch Kaiser= noch Päpstgeschichte, sondern eine Historie Deutscher Nation zu schreiben, wo diese sich findet, in Kreuz= oder Römerzügen; wo sie lernet, in Neapel bei den Saracenen, oder in Schwaben bei den Sängern der Liebe: womit sie sich beschäftigt, es sei mit dem Faustrechte oder Guelfenstreite — überall Deutsche Geschichte: und jedesmal der Geschichtschreiber ein Hausgenosse, ein Ministerial des Zeitgeistes. Helle Punkte, leuchtende Sterne, Milchstrassen gibts überall, insonderheit im Schwäbischen Zeitalter: aber der Grund bleibt nächtlicher Himmel: Reichsurkundliche Trockenheit!

Bis auf die mittlere Habsburgische Geschichte, wo sie sich mehr entwickelt, aber auch mit jedem Zolle der Entwicklung rechtlicher und Reichsurkundlicher wird. Das Gerechte, das Reichskräftige wird immer augenscheinlicher Deutschlands Geist, und so auch 170 Geist Deutscher Geschichte. So fort bis auf Maximilian und Karl den fünften, deren Zeitalter ich für den Mittelpunkt aller Geschichte hinter den Römern, für die Basis aller neuern Europäischen Verfassung, und für einen Raum halte, der durch alle

Länder Europens hinüber der vortrefflichste zu der besten historischen Bearbeitung seyn müßte. Von hieraus fängt sich alles an, Staats-Litteratur=Religionsveränderung — eine neue Geburt des Menschlichen Geistes durch ganz Europa.

Weiter gehe ich nicht: wie sich die neueste Deutsche Geschichte Pragmatisch behandeln lasse, werden Adlung<sup>1</sup> und Hauser beantworten, jener ein Zeitungsstoppler, dieser ein Geschichtmaler zur Gnüge. Ich ziehe aus meinen Miscellanen nur dies heraus: daß die Deutsche Geschichte sich gar nicht Halbgriechisch oder Halbfranzösisch behandeln lasse — ein Thema, das ich an andern Orte mit verunglückten Beispielen beweisen werde. Hier nur so viel: daß Hr. Kl. ohne innere Räkntniß der Sache urtheile, wenn er die Mascove, und Bünauß, und Büters so tadeln, wie er tadeln, und ohne Räkntniß der Sache urtheilet, wenn er die Häusens auf Kosten dieser Männer lobet. Eine Deutsche Geschichte soll freilich noch geschrieben werden: aber wahrhaftig nicht nach Kloßischem 171 Ideal, da dieser Vielwisser aus einigen Proben<sup>a</sup> nichts weniger zu wissen scheint, als Deutsche Geschichte — —

Und Griechische Geschichte — wenn ich manche seiner Urtheile über das Innere Griechenlandes, und am meisten seinen süßen in lauter Hogarthischen Wellen- und Schlangenlinien schleppenden Stil betrachte — nie hat Hr. Kl. weiser geurtheilet, und weiser geschrieben, als da er dem Auszuge aus der Allgemeinen Weltgeschichte, wichtigerer Thaten wegen, entsagte.

#### Neber die Philosophie des Hrn. Kloß.

Kloß und die Philosophie! das Paar scheint sich nicht sonderlich zu lieben, und wenn beide gar offenbar gegen einander antipathisiren,

a) Siehe zurück in die Beurtheil. des Beitr. zur Geschichte der Münzen.

1) A: Adlung

was wollte sie verbinden? Nur sollte das Männlein auch also das arme Fräulein unbeschimpft lassen, und nicht an ihrer Ehre kränken.

Gegen die Metaphysik hat Hr. Kloß feierlich eine satyrische Lobrede<sup>a</sup> gehalten: er hat ihre allweite Herrschaft, ihre Abstammung 172 von der Zankgöttinn, ihr Regiment über die Theologen, Juristen und Poeten, ihre Nutzbarkeit zu Zänkereien und Erfindung neuer Wörter, ihre Annehmlichkeit und Unsterblichkeit — so fein und langweilig ausgezischt, daß ich nicht weiß, was ich erst fragen soll? ob nach der Gründlichkeit der Materie, oder der Neuheit der Ironie, oder der Bestimmtheit des Spottes, oder der Kürze in Wendungen — wornach zuerst? Hr. Kl. geruhet, die ganze Metaphysik, ohne Einschränkung und Bestimmung, ihrem Wesen und Nutzen, und nicht ihrem Missbrauche nach, ohne Reim und Ursache, schaal und matt auszuzischen — O des Philosophischen Satyrs im achtzehnten Jahrhundert.

Gegen die scientifische Methode, und gegen die Systematische Philosophie und gegen die Barbarischen Kunstwörter der Philosophie hat Hr. Kl. einen magern, wiederholten Spott sich so zur Falte eines verrunzelten Geistes werden lassen,<sup>b</sup> daß er auf dieser Saite sehr gerne leiert. So tief wie Cicero, und so systematisch wie Montagne, sollen unsre Philosophen philosophiren; sie sollen die Metaphysische Grundlage, die Polybius und Tacitus geliefert, weiter ausbauen: sie sollen so genau und bestimmt wie Bacon sprechen, und Montesquieu, wie wir schon eine Probe haben, in ein Compendium bringen: das will Hr. Kloß, oder redet wenigstens so unbestimmt, und der trocknen Philosophischen Genauigkeit und Ordnung so gehäßig, als ob er dies wollte.

„Sie rächtet sich gegen ihre Verächter!“ dies sagt Luther von der Grammatik der Worte, und noch mehr ließe es sich von der Grammatik der Gedanken, von der Philosophie, sagen. Sie rächtet

---

a) Ridic. litter.

b) Opusc. var. argum. und Neber das Stud. des Alterth. u. s. w.

sich gegen ihre Verächter, und sie hat sich reichlich an Hrn. Kloß gerochen. Sie, die genaue Philosophie ifts, die jeden Satz in seinem Münzengerichtlein bestimmt und vest gemacht hat: sie, die genaue Philosophie ifts, die sein Büchlein von der verecundia Virgils geschrieben, die mit ihm über Homer critisiret, die die Mythologie verworfen und uns eine neue geschaffen, die gegen Lessing gestritten, die aus geschnittenen Steinen eine Aeneide und Iliade erbauet, die die Hallische Deutsche Bibliothek, wie ein Weltgeist, und ein rector Archaeus füllt; die in alle Schriften meines Hrn. Verfassers Ordnung bringet; die ihn nie ein Wort zu viel und unzeitig und unerträglich schielend schreiben lässt; die die Baumgarten'sche Aesthetik, und die Wölfi'sche Philosophie in Stücken zerhauen; <sup>a)</sup> die in einem Athemzuge ohne ein stummes Wort des Beweises „Hollmann 174 „ zum Schulphilosophen und Paläologus, der nichts, was schön ist, kennet, Crusius zum Diebe Hoffmanns, und die Darfesianer „ihrem meisten Theile nach zu Barbaren ohne Geschmack, ohne „Wissenschaft und Rämnisse“ macht: sie ifts, die große Freundin des Hrn. Kloß, die Philosophie. — — Sie rächtet sich gegen ihre Verächter!

---

Nun komme ich endlich in das rechte Feld des Hrn. Kl., wo er unter geschnittenen Steinen und Münzen und Scherben daszt, wie ein Kind unter Schnecken, und bunten Steinchen und Spielzeuge: Ich soll von seinem Buche reden:

#### Über die geschnittenen Steine.

---

Wo doch Hr. Kl. wahrhaftig alle seine Belesenheit, recht häßlich weite Gelehrsamkeit, und recht Honigsüßchen Geschmack bewiesen hat? Habe er doch! Mein einziges Urtheil ist dies, daß, wenn ein Mann würklich so viel große, schöne, kostbare Werke nach-

---

a) S. Kloß. Bibl. vom Anfange an bis zum künftigen seligen Ende.

gelesen, nachgeschlagen hat, und nichts mehr, als die elenden, trivialen Anmerkungen, daß halbkluge und verzudertfüße Geschwätz herauslesen und herausauffschlagen kann, was Hr. Kl. hier vorzeiget: so schlage man ihm die Bücher zu. Mit allem seinen 175 Lesen wird der belesene Leser in seinem Leben nichts Rechts herausbringen.

Ein denkender Schriftsteller, der da irrt; und ein irrender Schriftsteller, der da denkt; und ein strauchelnder Schriftsteller, der noch nicht gnug gelesen, aber lesen kann: der nehme Bücher in die Hand; er wird denken, er wird nützliche und große Sachen hervor-denken: sein Geist wird wachsen. Aber der Anagnoste, der da liest, um gelesen zu haben, und citirt, was er nicht gelesen, und mit allen seinen Citationen nichts herausbringt, als was nicht jeder Halbgelehrte weiß: an dem gebe man die Hoffnung auf; der flickt sich einen Rock von Citationen zusammen, um seine Blöße zu decken. — —

Für wen ich zu frei schreibe, der sage mir: was der Stein-Münzen- und Bilder- und Buchstabenbelesne Kloß denn bisher mit seiner Lecture Neues gesagt? Wer mit so vieler Belesenheit über Tyrtäus, und Homer, und Virgil, und Horaz, und den Geschmack auf Münzen, und den Nutzen der geschnittenen Steine nicht mehr sagt, als Er, der hat mir nichts gesagt: der sage Nichts.

Herr Kloß hat aus Ursachen, die ich nicht weiß, und nicht wissen will, den guten Vorsatz gehabt, die Lippertsche Dactyllothek der Welt und insonderheit den Schulen anzupreisen. Es sei guter Vorsatz. Es sei, daß dazu die Anpreisung unsrer halbhundert 176 Deutschen und Lateinischen Journale, Bibliotheken, Akten, Zeitungen nicht gnug war: es sei, daß das eigne Lippertsche Verzeichniß, woraus ich mich nicht schäme, manches gelernt zu haben, nicht gnug war: es sei, daß die Anpreisung der Bibliothek d. sch. W., der Göttingischen Zeitungen, und aller der Journale, in denen Hr. Kloß, als ein Proteus, in mehr als einer Zunge und Sprache redet, nicht gnug war: aber warum mußte denn Hr. Kloß sogar Lipperten plündern, und was dieser in Reihen sagt, Seitenlang wiederkaufen?

warum denn Caylus und Winkelmann plündern, die doch jeder Halbkennner kennt! warum so ein unordentliches Gemisch von Anmerkungen, wo man nicht weiß, ob der Steinleser mit Knaben oder mit Künstlern, oder Gelehrten, oder Liebhabern spreche? warum nach allen solchen Anführungen so arm, wie eine Kirchenmaus, erscheinen? — —

Es wird mir schwer, mich über Einzelheiten zu erklären, und das wiederzufinden, was ich im Buche des Hrn. Kl. vorbeiging. Ohne Abschnitte und Theilungen watet man in ihm eine Strecke von zweihundert sieben und dreyzig Seiten, ich hätte beinahe geschrieben, Meilen, durch eine große Sandwüste, ohne Ruhespäle, voll lauter Misschmaterien, in denen der Autor bald mit der lieben 177 Jugend, bald mit dem lieben Künstler, und bald mit dem Antiquariensammler ohne Geschmack, und bald mit dem Liebhaber voller Geschmack, und mit Einem, wie mit dem Andern redet — so wallet man eine Dürre von eignen Gedanken durch, um hinten auf ein sehr unterrichtendes Jurienhaupt<sup>a</sup> zu kommen, das mich nicht aus dem Gedächtniß herfragen sollte, was ich gelesen? So watete Alexanders Heer die Lybische Sandwüste durstig und in der Sonnenhitze gebraten durch, und fand — ein Ziegenbild, einen gehörnten Jupiter Ammon.

Fallen wir Deutsche nicht immer von einem Neuersten aufs andre? Vor kurzem der Geschmack in Paragraphen: aus Paragraphen wurden zerschnittne Brocken von Capiteln à la Montesquieu: nun wieder Akademische Diskurse ein ganzes Buch durchweg, ohne Kopf und Hand, eine langgestreckte sich fortringelnde Schlange, ein liebes Bild der Unendlichkeit. In Kritischen Wäldern herumspazieren, heißt freilich nicht wie ein Seiltänzer schreiben; aber in einem Werke, wie des Hrn. Kloß, wo er die Künstler lehret, und den Liebhabern vorschmecket, und den Antiquaren vorerklärt, und die

---

a) Ich habe es beigefügt, um Hr. Leßing zu überzeugen, daß die alten Künstler u. s. w. [S. 242]

liebe Jugend umarmet, und überall so wichtig und vornehm spricht: da keinen Plan und Ordnung haben? — —

Doch ich weiß, warum ihn Hr. Kloß nicht haben mag; wenig- 178 stens darf ichs rathen. Ist ein Buch genau eingetheilt: steht jedes Chor unter seinem Hauptmanne: so ist's leicht zu übersehen und, wenn ich dazu setzen darf, auch leicht zu prüfen. Das Auge läuft drüber weg, und da es jedes seine Stelle weiß, so weiß es auch: wo dieses her? warum jenes nicht da ist? Es hält scharfe Muste- rung im Einzelnen und im Ganzen, es prüft, wie viel jede Materie neu, wahr, vollständig sey. Wer seine Böller aber nach Codoman- nus Art, auf gut Scythisch oder Persisch stellt: freilich, der ist auf eine sehr eigne Weise unüberschbar.

Ich nehme z. B. das Winkelmannische Gebäude der Kunst- geschichte — welch ein großer ergötzender Blick, der sich an der Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit der Theile und des Ganzen weidet! Einheit und Mannichfaltigkeit! Größe und Schön- heit! zum Anstaunen und zur süßen Anschauung des Schönen! Ein Griechischer Pallast, an Materialien ein Werk der Cyclopen, an Bauart und Form ein Mächtniß der Götter, in Ausszierung eine Arbeit der Grazien und Misen — wer wünschte sich nicht, es gebauet zu haben? Ich nehme Kloßens Buch über die geschnittenen Steine; mit allem seinem kleinen Mannichfaltigen ist's ein Haufen kleiner Ruinenstücke und Scherbchen.

— — Und sein Vortrag, sein Styl? damit es nicht heiße, als suche ich mißgünstige Stellen auf: o so lese man den honig- 179 süßen, bis zum Ekeln süßen Anfang:

„Wenn die gute Absicht, die ein Schriftsteller bei seiner „Arbeit gehabt hat, zugleich für dieselbe eine Empfehlung „seyn kann: so verspreche ich diesem Buche einigen Beyfall und „ihrem (des Buchs oder der Absicht?) Verfasser von den Freunden „der Künste und des Geschmacks Dank.“ An guter Absicht hat es bisher, Gott sei Dank! noch keinem Schriftsteller gefehlt; und kann schon die gute Absicht nach Hrn. Kl. süßer Manier zu schreiben: Empfehlung seyn: so verspreche ich allen Betrübten

und Blöden Beifall, und von allen Freunden der Künste und des Geschmackes den ergebensten Dank.

„Dieses Bekanntniß macht nicht aus der Ursache den Anfang meiner Schrift, aus welcher es von vielen für ein wesentliches Stück ihrer Vorreden angesehen wird. Diese mögen allein und aus eigner Erfahrung die Stärke dieser Worte kennen, und man mißgönne ihnen die Kunst nicht, hiedurch entweder gutherzige Richter zu ihrem Vortheile einzunehmen, oder wenn ihnen diese Hoffnung mißlingt, das Publikum, dessen größer Theil sich aus gewissen eignen Empfindungen auf die Seite des getadelten Schriftstellers schlägt, zum Mitleiden zu bewegen.“ — Tand! lauter süßer Tand! Hr. Kl. will nichts 180 mit dem gemeinen Haufen der Schriftsteller gemein haben, als was er mit ihnen gemein hat, und mit ihnen das nicht gemein haben, was er mit ihnen nicht gemein hat, und alles dies läuft in die kleinzähligen Brüche von Absichten, von Empfindungen ein, deren Aesthetometrie ich nicht verstehe.

„Ich rechne mir den aufrichtigen Wunsch, daß die gründliche Gelehrsamkeit rc. in meinem Vaterlande ausgebreitet werde, zu einem Verdienste an, dessen Werth ich nie verkennen werde, und dessen Bewußtseyn mir den Mangel andrer Verdienste ersehen muß u. s. w. Wie? so ist dies der ganze Unterschied des Verfassers von den vorigen Schriftstellern? So ist ein Wunsch, ein krüppelhafter Wunsch schon ein Verdienst? ein Verdienst, das man sich selbst vor den Augen des Publikum anrechnen, so kühn anrechnen kann, daß es der Welt bei dem Anfange der Schrift dreust vorschwören: „ein Verdienst, dessen Werth ich nie verkennen werde, dessen Bewußtseyn mir den Mangel andrer Verdienste ersehen muß.“ Und das alles ein Wunsch? Und das alles heißt Urbanität, guter Ton, Patriotismus? —

„Eben um deßwillen halte ich es auch für meine Pflicht, die Lehrer der Wissenschaften auf gewisse Mittel, wodurch sie sich diesem Endzwecke, der auf das Wohl unsrer Mitbürger und das Glück der Nachkommenschaft abzielt, näher können, auf

„merksamer zu machen, als sie es bisher gewesen sind, oder „vielmehr haben seyn können.“ — Und was sind diese 181 geheimen gewissen Mittel, die so sehr aufs Große der Welt und Nachwelt gehen, die keiner bisher hat wissen können? — es kommt im Metorenzuge: „Ist aber ein Mittel leichter, gewisser und edler, „als wenn man ihnen behülflich wird, das Herz unsrer Jugend „den sanften Eindrücken des Schönen zu öffnen, und welches alle- „zeit eine Folge von der aufrichtigen und weisen Cultur der Wissen- „schaften ist, es selbst gegen die Reize der Tugend hierdurch fühl- „barer zu machen? —“ Und das ist alles: und wer hat dies Mittel nicht längst gewußt? nöthig erkannt? angepriesen? Von Quintilian bis auf unsre Quintiliane, wer hört damit etwas Neues? und wenn es, bestimmter als Hr. Klotz gesprochen, auf die Bildung der Kunst abzwecken soll: wer kennt nicht auch hierüber die vor- treffliche Winkelmannsche Abhandlung? Und was hat Hr. Kl. unter dem, was er geschrieben hat, und schreiben wird, was hiebei gestellt zu werden verdiente? Und was bleibt ihm also übrig, als sein frommer Christlicher Wunsch, und ein Honigüßes Geschwätz?

Das letzte zieht sich fort: Er lobt die heutige Verfassung der Schulen, bellagt den Mangel an geschickten Männern, bekennt endlich, „daß einige vernünftige Männer das Glück gehabt (denn an „den Siegen über Vorurtheile und Unwissenheit hätte das Glück „einen viel größern Antheil, als unsre Kräfte und Arbeiten) andre „zu überzeugen, daß der gute Geschmack — —“ Gottlob! so gehört schon das außerordentlichste Wunderglück dazu, um das 182 Publikum von der Nützlichkeit des guten Geschmacks zu über- zeugen: so sind wir nicht weiter, als daß einige vernünftige Männer, und das blos durch ein Glücksspiel, andre davon überzeuget: so tief hätte ich mir doch nicht unsre Zeit gedacht!

Doch Hr. Klotz weiß es gut zu machen. Er frohlockt, wie weit man in Verbesserung der Schulen gekommen, malet eine Seitenlang verfleckte Aussicht über die Gelehrsamkeit, und empfiehlt sich folgender Gestalt: „Meine Schrift wird einsichtsvollen Richtern „vielleicht nicht mißfallen, wenn man es ihr gleich ansieht, daß ihr

„Werf. sie nicht mit der seufzenden und düstern Mine geschrieben<sup>1</sup>  
„hat, welche so viele unsrer Verbesserer der Schulen annehmen.  
„Das Bewußtseyn meiner Absicht, und die Ueberzeugung  
„von dem Nutzen, welchen mein Vorschlag nothwendig haben  
„muß, gibt mir den Muth, mich unter dem Haufen derer, die  
„einerlei Endzweck mit mir haben,<sup>2</sup> hervorzudrängen, und zu  
„verlangen, daß man mich anhöre — —“ Sachte! sachte!  
Ueber nichts, als eine Schulmaterie, wer wird sich unter dem Haufen  
aller u. s. w. hervordrängen: über eine Materie, über die andre  
schon besser geschrieben, deren schüchterne Mine gewiß mehr gefallen  
wird, als die fodernde unsres Schreibers, der sich hervordrägt, und  
verlangt, daß man ihn höre: über eine Materie — Kurz! hier ist  
mein Urtheil:

183 Hat Hr. Klotz für Schulen geschrieben: so finde ich sein Buch  
weder zu einem bildenden Buche in die Hand der Jugend, noch in  
die Hand der Lehrer würdig. Für jene ein Ruinenhaufen von  
alten Schlößern, in dem sie wahrhaftig nicht werden umher klettern  
wollen: für diese ein Mengsel von unbestimmten, zusammengerafften  
Materien, wo eben das fehlt, was sie zu Bildung der Jugend  
deutlich, ausführlich, gründlich, bestimmt suchten.

Hat Hr. Kl. zu Lipperts Dactyllothek geschrieben: schlecht!  
Die schönsten und einzigen Anmerkungen sind aus Lipperts Com-  
mentar: und welcher Liebhaber, welche Schule diesen hat, wirft  
jenen weg.

Hat ers für Liebhaber, für Exoterische Leser geschrieben, wie  
etwa ein Algarotti, ein Fontenelle; — ich habe Proben seines  
schönen Styls, seiner Ordnung, seines guten Tons gegeben.

Soll es endlich für Gelehrte, für Künstler seyn —

Und da kommen mir eben Lezings Antiquarische Briefe, die  
ich gern eher gehabt hätte! Welch ein hinreissender Strom! welche  
Belesenheit! welche Rämntrijß des Alterthums! welcher Scharffinn!

---

1) R.: niedergeschrieben

2) R.: mit mir zu haben vorgeben

— Schade, daß Ein Leßing seine Zeit verschwenden muß, um einem Kloß das zu sagen, was ihm jetzt mehrere von Gesicht ansehen werden.

In meinen Wäldern wird bisher wohl niemand eine Spur von Verabredung und Einstimmung haben exträumen wollen, und daher so entfernt L. von mir lebt; so einen Stral von gutem Vor- 184 urtheile geben mir seine Briefe für manches, das ich an Kloß aus- gesetzt. Ein Schriftsteller, wie dieser, von dem unser Lustrum bisher so willig gelernt, ist ja auch wohl werth, daß das zweite Lustrum an ihm lerne.

So wenig die Grazien im Styl des Hrn. L.<sup>1</sup> meine Freundinnen seyn mögen; so wünsche ich doch mich in Entschul- digung meines oft scharfen, oft Antiquarischen Ausdrucks an ihn anzuschließen. Mit ihm sage ich: „der schleichende süße Kompli- „mententon<sup>2</sup> schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Ein- „kleidung; auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht. Die Alten „kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre „Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit, „entfernet.

„Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verheßer, „der ist, er mag sich noch so höflich ausdrücken, der wahre Grobe;“ und wer in diesem süßen Tone seine Seichtigkeit und Halbgelehr- heit verbirgt, für alle, die er anlockt, sich nach ihm zu bilden, der schädlichste Gleißner. — Die Kloßische Episode in der Deutschen Litteratur Schande, wahre Schande!

— — — Doch, wie viel Zeit habe ich verloren — —

---

1) A: Hrn. Kl.

2) L.: Komplimententon

## A n m e r k u n g e n.

7, 7. „Erscheinungen — Demokritus.“ Aus Windelmanns „Erläuterung der Gedanken über die Nachahmung“ u. s. w. (WW. I, 147): „Nach des Demokritus Vorgeben sollen wir die Götter bitten, daß uns nur glückliche Bilder vorkommen.“ Plutarch. Vit. Aemil. c. 1.

8, 9. „Ilyssus“ — Die Schreibung mit y, wie 9, 10 Syrenen, wie anderwärts Hypokrene, Pthya; ebenso das th an unrechter Stelle in griechischen Namen (Absyrtus u. a.) gehört zum „Costüm“ und ist absichtlich beibehalten. — „blödfinnig, wie Claudius“ — vgl. I, 171, 62. Hier sollte es vielmehr heißen: „wie Caligula“ (Sueton. Calig. 34.)

9, 10. a. Ernst Ludwig Dan. Huch († 1774. Prof. am Gymnas. zu Berbst): „Verdienste des Archilochus um die Sathren; mit einer Nachlese wider den Harduin.“ Berbst 1767. (R.)

10, 12. „jenem Griechischen Künstler“ — dem Praxiteles die Aphrodite. — „Kleists Amynt“ — Gedichte. Berlin 1756. S. 128. (Amynt — Galathée.)

14, 17. a. Soph. Phil. 732 ss.

15, 19. ἀπολωλα ss. v. 745.

16, 21. Hudemann (Ludw. Friedr.) Der Brudermord des Cain. Trauerspiel. Bütow. 1761.

23, 32. versus querimoniae — Horat. A. P. 75. vgl. Bd. II, 302.

25, 35. b. (J. J. Schröter) Allgemeine Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Nebst einer Vorrede Siegm. Jac. Baumgartens. Halle 1752. 53. 2 Bde. 4°. Die Schilderungen, welche das betreffende Capitel „Von der Todesart der Slaven im mitternächtigen America“ enthält, sind von Herder in sehr freier Weise wiedergegeben. (R.). Reminiszenzen aus Haller mischen sich ein: Züge aus dem Gedichte „Die Falschheit menschlicher Tugenden“ (Versuch Schweiz. Gedichte. IX. Aufl. 1762. S. 91—93), die Herders Phantasie schon in früheren Jahren beschäftigt hatten. „Am Marterfest des Eskimaux,“ Sujet eines „Dithyrambus,“ nachher als „Todten-Lied eines Eskimaux am Marterpfalz“ findet sich in einem Königsberger Notizenhefte (1763) verzeichnet.

27, 38. b. Fragmente der alten Hochschottländischen Dichtkunst. Hamburg 1764. vgl. Adrastea V, 341.

30, 42. „ein Silberton“ — Klopstock, Ode am Feste der Souveränität (Das neue Jahrhundert); vgl. II, 385.

31, 43. Roger de Rabutin, Comte de Bussy (1618—93). Discours du bon usage des afflictions et des adversités. — Haller, Sehnsucht nach dem Vaterlande. 1726. (Gedichte S. 5 fgg.) — Kleist, Sehnsucht nach Ruhe. 1744. (Gedichte 1756. S. 130 fgg.) (R.)

32.\* Joh. Jac. Reiske, Proben der Arabischen Dichtkunst in versiebten und traurigen Gedichten, aus dem Motanabbi. Arabisch und Deutsch, nebst Anmerkungen. Leipzig 1765. (R.)

33, 45. Haller, Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane. 1736. (Gedichte S. 216 fgg.). Ueber eben dieselbe. 1737. S. 223 fgg. Ueber den Tod seiner zweyten Gemahlin. 1741. (S. 260 fgg.) — Klopstock; Hinterlaßne Schriften von Margareta Klopstock, Hamburg 1759. S. VII fgg. vgl. Band I, 477, 222. — Canitz, Klagode über den Tod seiner ersten Gemahlin; Gedichte, Berlin u. Leipzig 1750. S. 309 fgg. (R.) — Über Georg Wilh. Deder vgl. Adrastea V, 2, 293. Redlich zu Lessings Werken XII, 556.

35, 49. „Briefe zwischen Mannspersonen“ — Briefe von Herrn Gleim und Jacobi. Berlin 1768. vgl. Lebensbild I, 2, 324. Mit den nächsten Sätzen im Texte scheint es Herder abgesehen zu haben auf die „Romantischen Briefe“ eines Anonymus, deren erster Band 1769 bei Nicolai erschien. Vgl. Lebensbild I, 2, 409. 426. 442. 450. Lessings Schriften 12, 205. 13, 154. L.

36, 50. „wie ein — Pappelbaum“ Hom. Iliad. A, 473—489. Protesilaus B, 698 ss.

47, 67. „Skävopoeie“ — Herder eignete sich das Kunstwort in der fehlerhaften Schreibung Lessings an; richtig wäre „Skenopoeie.“ ( $\sigma \kappa \epsilon \nu \pi \sigma \sigma \iota \alpha$ . Anfertigung der Masken). Blümner, Laotoon S. 66.

e) „den Ersten ihrer Verfasser“ — Mendelssohn. Das Referat Herders gibt den Inhalt kurz und in eigenem Ausdruck; Anführungsstriche gebraucht Herder auch sonst bei ganz freien Citaten.

53, 75. Pireicus — Lessings Schreibung, statt Piraeicus (Plin. N. H. 35, 10, 37).

55, 78. a. Chr. Gottl. Heyne Programma, quo pro luduntur nonnulla ad quaestionem de causs. fab. s. myth. phys. Gottingae 1764. (R.)

56, 79. a. Klop, Über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke. Altenburg 1768.

57, 81. „Venus“ — nicht „bei Moßhus“ — vgl. 91, 132 — sondern bei Bion. Bionis Ἐπιτάφιος Ἀδώνιδος. (Idyll. I) v. 1—12.

58, 84. b. Über die von Herder mit Recht beanstandete Übersetzung des Ausdrucks *διεστραμμέρος τοὺς πόδας* vgl. Blümner, Laokoon S. 140. 141.

62, 88. a. Eurip. Iphig. Aul. 1547—50. Nauck.

64, 92. *tibi cum* — Ovid. Met. IV, 19. 20. „wie den Seeräubern Homers“ — Hymni Hom. VII, 3 ss. (*νεηνίη ἀρδοὶ ξοικώσ*): vgl. I, 320, 323.

67, 96. Servius — zu Virg. Aen. II, 201.

69, 99. „acht an Zahl — Kleinen.“ Die Übersetzung geht vielleicht nicht ohne Absicht in das originale Metrum über (v. 313. 314).

71, 103. „Terrasson — Séthos.“ Jean Terrasson (1670—1750) Séthos, Histoire ou Vie tirée des inomments anecdotes de l'ancienne Egypte, Paris 1731. Terrasson hat den Diodor übersetzt; daraus erklärt sich der Zusatz „mit dem Diodor“ u. s. w. (R.) — Über Terrasson, Ramsay (A new Cyropaedia), den besten von den „andern“ Verfassern historisch=geographischer Romane, vgl. Abraſtea II, 167 fg. (Aus dem Séthos p. 70 stammt wahrscheinlich die „Arzneikammer der Seele“ II, 328 Z. 10 v. u., für welche bisher ein Nachweis fehlte. Es heißt daselbst, die Überschrift der Bibliothek zu Memphis sei gewesen „La Nourriture de l'Ame.“ Dunlop, Gesch. der Prosaübersetzungen, übers. v. Liebrecht. S. 509. Nummrf. 439).

78, 112. a. Sammlung vermischter Schriften zu Beförderung der schönen Wissenschaften und der freien Künste. Sechs Bände. Berlin 1759—63; von Nicolai ins Leben gerufen. Sulzers Portrait in Bd. 5. (R.)

113. „Eintheilung des Aristoteles“ — Eth. Nicom. I, 1, 2.

79, 115. a. Die aus dem Mendelssohn'schen Briefe angeführte Stelle ist frei behandelt. Der Schluss lautet in den Litt. Br.: „und bloß die Dichter sollten nach dem Ausspruch Plutarchs genötigt sein, Gutes mit Bösem, und also Schönes mit Häßlichem zu vermischen?“

83, 121. *nudam effigiem* — Juvenal. Sat. XI, 106 s. Blümner Seite 99.

89, 129. „nach Damms Lehrart“ — vgl. S. 451, 139 fg.

95, 138. b. Horatii Eclogae, una cum scholis veteribus ed. Baxter. Editionem secundam cur. M. Gesner. Lipsiae 1752. Über William Baxter (+ 1723), den Herausgeber des Horaz, vgl. Abraſtea V, 61 fgg.

97, 141. a. Addisons Dialogues — zuerst London 1726 in 12° gedruckt. Von den „zwo oder drei Übersetzungen,“ die das Dritte Wälzchen 386, 36 erwähnt, erschien eine schon 1740 in Bayreuth. (R.)

98, 142. 143. Les Poésies d'Horace, traduites en françois avec des remarques et des dissertations critiques par Sanadon. Paris 1728. „attirail patibulaire“ nach Sanadons Ausdruck. Lessing 6, 444. 2.

101, 147. a. Über Bentleis Horaz (Cantabrigae 1711) vgl. Abraſtea V, 27.

102—104. Über die „epischen Maschinen“ hatte sich Herder schon erklärte in der Recension von Joh. G. Schlegels Werken, Allg. D. Bibl. V, 1, 165. Lebensbild I, 3, 2, 20—22.

104, 152. „Winkelmanns Werk“ — Versuch einer Allegorie besonders für die Kunst. 1766. WW. 9, 3—270.

109, 159. b. Callimach. hymn. V. εἰς λοῦτρα τῆς Παλλάδος v. 53 ss. 100 ss. Hymnus III εἰς Ἀρτεμίν hat auf die „badende Diana“ keinen Bezug. Das Citat ist so unsicher wie der Text, zu dem es gehört; „Kalydon,“ der Überrascher der Göttin, ist eine höchst fragwürdige Gestalt, an deren Dasein vielleicht eine misverstandene Virgilstelle (VII, 306) den meisten Anteil hat.

110, 160. a. Anthol. Graeca IX, 625. Das Citat im Texte ist ungenau. Nach der ältesten von Planudes selbst herührenden Einteilung müßte es L. IV. c. 18 ep. 33 heißen; nach der Anordnung des Stephanus (Paris 1566) IV, 19, 20.

111, 162. „In einer Wolke steigt sie zum Jupiter — A, 497.

113, 165. Die Belegstellen sind: E, 407 ss. Z, 122 ss. X, 7 ss.

117, 171. Die Homer-Ausgabe von Samuel Clarke 1735—40, die von Ernesti 1759—64. Vgl. Band II, 165. 375.

117, 171. „Micromegas“ — Anspielung auf Voltaire's Micromégas, histoire philosophique (1739 geschrieben). (R.)

125, 184. d. Theoph. Chr. Harles, De Fato Homeri, Gottingae 1763. De Jove Homeri, Erlangae 1763 (nach Meusels Angaben); wieder abgedruckt unter dem Titel De Theologia Homeri in Harlesii Opuscula varii argumenti, Halis 1773.. (R.)

126, 184. Joh. Nif. Meinhard, Vf. der „Versuche über den Charakter und die Werke der besten Italiänischen Dichter“ und Übersetzer von Home's Elements of Criticism, † 16. Juni 1767. vgl. Eb. I, 2, 259. Seiner (nicht zur Ausführung gekommenen) Homerübersetzung wird gedacht in Lessings Briefwechsel. (Schriften XIII, 164. 2.)

127, 187. b. Friedr. Just Riedel, Denkmahl des Herrn J. N. Meinhard, an den Herrn Geheimen Rath Klotz. Jena 1768. (R.)

132, 193. „Eupolis — von Pericles“ — τὸ κέντρον ἐγκατέλειπε τοῖς ἀκροωμένοις (Meineke Fragm. Comicor. Gr. Vol. II. 1. p. 458). Herder entnahm das Citat aus Plin. Epist. I, 20; eben daher die Interpretation der Homerischen Worte von der „Sprechart des Mysses“ (Iliad. I, 222) „orationem similem nivibus hibernis, id est cerebram et adsiduam et largam.“ Vgl. Lebensbild I, 3, 2, 124. (Recension von Denis' Ossian-Übersetzung).

151, 222. „aus seinem Poem vorrufe“ — vgl. 170 Z. 2 v. u., 225 Z. 4 v. u., 334 Z. 2 v. u., 392, Z. 11 v. u. — charakteristisch für Herders Sprache, wie er Ton- und Schallausdrückefigürlich zu verwenden sucht.

159, 233. a. James Harris, three treatises, the first concerning art, the second concerning music, painting and poetry, the third concerning happiness. London 1744.

161, 236. „Hier wünsche — Lessing.“ So schon im October 1766 an Scheffner: „Hier lebe noch ein Lessing auf, der uns einen Plato über die Gränzen der Poesie und Musik gebe.“ Lebensbild I, 2, 195.

163, 239. Die „schönkniechte Briseis“ — kommt im Homer nicht vor; bloß *ηύκομος* (Iliad. II, 689) und *καλλιπάρογος* (XIX, 246. XXIV, 676) sind ihre Epitheta. Sollte die lateinische Übersetzung des letzteren Wortes (pulchris genis liegt ja von pulchris genibus nicht weit ab) das Misverständnis herbeigeführt haben? Von ähnlichen kleinen „wörtlichen Schwächen“ ist Herder auch in reiferen Jahren und auch in Sprachen, die er völlig beherrschte, nicht frei. Möglicherdings ist auch, daß ihm *καλλισφυρος* vorgeschwebt hat.

164, 211. „jene seine Lobsatyre“ — eine solche findet sich unter Ariosts Sätiren nicht. Ein Irrtum Herders liegt nicht außer der Möglichkeit; sonst wäre, wie es S. 21. Z. 17 unbedenklich geschehen könnte, „seine“ in „feine“ geändert worden.

170, 249. *οὐ φθαρτικόν* — Aristot. Poet. 5, 1. (p. 1449<sup>a</sup> 35).

171, 251. „ein zweiter Riccius“ — Man kann zweifeln, ob die Anspielung auf den Epistolographen Bartolomeo Ricci (1480—1569) geht, von dem *acti Libri Epistolarum Bononiae* 1560 erschienen sind (wiederholt in seinen *Opera ed. Emaldus, Patav. 1748*), oder auf Angelus Maria Riccius, den Verfasser der *Dissertationes Homericae*. (Florent. 1740). Das erstere ist wahrscheinlicher.

172, 253. *for scull* — Butler, Hudibras I, 1, 159 fg. (R.)

173, 254. „Trauerspiele erweden“ — eine vielleicht absichtlich steife Übersetzung von „tragoedias excitare.“

185, 273. Longin — De Sublim. 9, 5.

187, 276. „von Winkelmann — Blick des Beifalls.“ — Auf einem jetzt nicht mehr zu ermittelnden Wege müssen die Zeilen voll erkenntlichen Beifalls für den „pindarischen Scribenten,“ den Verfasser der Fragmente, die Winkelmann an zwei Freunde in der Schweiz am 2. und 13. Januar 1768 schrieb, von dort aus an Herder bestellt worden sein. Sämtliche Werke XI, 451. 453.

188, 278. „Artige Wortspiele“ — hatte Hamann in den Königsbergischen Zeitungen (1768 Stück 53. Schriften III, 413) mit dem Titel der Schrift über Thomas Abt getrieben; ihm gilt die Schluszwendung und er

beherzigt sie als Recensent der Wälzer (Schriften III, 429). Für die Klotzianer aber wurde die empfindliche Verwahrung ein Fingerzeig zu recht unartigen Sticheleien. (vgl. Haym, Herder I, 1, 306).

191, 3. Den durchgehenden Fehler „di Vega,” den schon Klotz rügt, habe ich nicht beseitigt.

195, 8. „Freund und Gönner“ — Georg August von Breitenbauch; vgl. S. 448, 134 fg. Band I, 259, 210. 346, 364.

196, 8. „einen großen Minister“ — Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen, hannöverischer Minister seit 1765, † 1770.

9. „was will aus dem Männlein werden?“ Anspielung auf Ev. Luc. 1, 66.

202, 18. „das Ziel“ — Haller, Versuch Schw. Ged. 1762. S. 61.

204, 22. Jocos [jetzt logos] ridiculos etc. — Plaut. Stich. I, 3, 68 (v. 221).

206, 24. a. Den Gedächtnissfehler d'Argenson statt d'Argenville rügt wiederum Klotz zuerst. — Das Buch, Abrégé de la Vie des Peintres, erschien in einer Übersetzung („Leben der berühmtesten Maler“ u. s. w.) von J. J. Boltzmann. Leipzig 1767. 8.

212, 34. b. Plato de Rep. III p. 388 E (φιλογέλωτας) 389 A (ἀσβεστος γέλως).

214, 36. ibis, Homere — Band II, 164. 374.

215, 37. Ate — Iliad. XIX, 93. — 38. b. Aus Lope's „Versuch einer Dichtkunst für das Theater.“

220, 45. the warlike — Milton, Parad. lost IV, 902 fg. (R.)

221, 47. a Knight [statt wight] he was — Hudibras I, 1, 15—18.

241. 242. (R.)

226, 54. P. Tommaso Ceva (1648—1737), Verfasser eines epischen Gedichtes Puer Jesus (1699), das von burlesken Zügen nicht frei war. Über ihn Klotz in den Epist. Hom. p. 36.

228, 57. Marcus Hieronymus Vida 1470—1566. Seine Christias in sechs Büchern, seine Hymni de rebus divinis sowohl einzeln als in seinen gesammelten Werken öfters gedruckt. (R.)

„ein ganzer Dithyrambe“ — Carmina Omnia 1766 p. 14. Vindemia. Dithyrambus.

230, 60. Sannazaro (1458—1530). Sein Gedicht De partu virginis, drei Bücher, mehrfach gedruckt. — George Buchanan (1506—82). Sein Baptistes s. calumnia. Tragoedia. Edinb. 1578, dann auch in seinen Werken. (R.)

231, 61. Trischlin (1547—90). Für seine Comoedia Rebecca (1575) wurde er von Kaiser Rudolf II zum Poeten gekrönt.

233, 64. Le Donne — Ariost. Orl. Furios. I, 1. — Prose-Critiks — wol Warton, Observations on the Fairy Queen. Lond. 1762. — Joh. Friedr. D est — vgl. Band I, 97. — F oster — wahrscheinlich der Anabaptistenprediger James F oster, 1697—1753, von dem Sermons, London 1733 fgg. und Discourses on all the principal branches of natural religion and social virtue Lond. 1749 gedruckt sind. (R.) — Nicomachus — vgl. I, 276, 241. II, 386. Nach einer schlechten Lesart bei Aelian. Var. Hist. XIV, 17 wird unten 432, 108. 438, 118 derselbe Maler Nisostratus genannt.

237, 70. Über L a u d e r (Lawder) Essay on Milton's use and imitation of the moderns in his Paradise lost, London 1750, vgl. Nedlich in Lessings WW. IX, 226 Hempel. — „Voltaire“ — im Dictionnaire philosophique s. v. épopée. (R.)

71. (Bodmer) Jacob und Joseph, Zyrch 1751. Jacob und Rachel. Ein Gedicht in zweien Gesängen, Zyrch 1752. Im ersten Bände der Calliope: Jacob. Rahel. Joseph. Jacobs Wiederkunft.

239, 74. Sal. Geßner, Der Tod Abels. In fünf Gesängen. 1758. Sämmtl. Werke. Wien 1789. I.

242, 77. a. De vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum auctore Harlesio I. Bremae 1764. Vgl. S. 441, 122.

244 a. b. Der M e s s i a s, II. Aufl. (1760) II, 23. 44.

245, 83. „Klopstocks Salomo“ — Werke 1806. IX, 24.

246, 84. „und Dromazes“ — Ramler, Der Anbeter der Gottheit. Poetische Werke 1825. II, 195. — Kleist, Die Unzufriedenheit der Menschen. Gedichte (1756) S. 88.

247, 85. Die angeführten Stellen stehen in Gleims „Preußischen Kriegsliedern“ I. Ausg. S. 13. 31. 16. 12. 6. Werke hg. v. Körte IV, 5. 14. 7. 5. 2. (R.)

251, 91. Dan. Webb, An inquiry into the beauty of painting and the merit of the most celebrated masters. Lond. 1760. (Untersuchung des Schönen in der Malerey und der Verdienste der berühmtesten alten und neuen Maler. Zürich 1766). Auszüge in Herders Heften beweisen ein sorgfältiges Studium.

92. et avertens — Vergil. Aen. I, 402.

254, 95. Ἐλετὴρ ὑπέρτατος — Ol. IV, 1.

256, 98. „[Doch] kann der“ — M e s s i a s, Gesang 6. (Halle 1756. II, 23.)

99. „Wie wollet — vergleichen?“ — Jesaias 40, 25.

257, 100. „Wer hat dich“ — Kriegslieder, I. Ausg. S. 26. Werke IV, 12. — „Wenn nun dein Wagen“ — zuerst in der „Sammlung vermischter Schriften von den Bff. der Bremer Beyträge. Leipzig 1749. I. 5.

S. 341. Cramer, Sämtl. Gedichte, Leipzig 1783. III, 251. (R.) — „Groß ist der Herr“ — Anfang von Kleists Hymne (Werke 1761. I. S. 7) Herders „Lieblingsstück;“ vgl. Lb. I, 3, 1, 571. Gott 1787. S. 154. — In dem letzten Citat, aus Ramlers „Hirten bei der Krippe zu Bethlehem“ (3. 63 fgg.) sind gerade die beiden bezeichnendsten Zeilen „Unschädlich rollt sein ehrner Wagen Hoch über unsren Häuptern hin“ ausgelassen. — Die Bemerkung über Klopstock geht vielleicht zu weit; „die ihm der Donnerer anschuf“ heißt es z. B. im zweiten Gesange (Hall. Ausg. I, 42 3. 3 v. u.) — Das nächste Citat „Wenn er (A: Der) Welten — den Untergang (A: dem) zuwinkt“: Messias, zweiter Gesang, I, 40 3. 1 v. u.

258, 101. „Gemälde Galatons“ — vgl. Bd. I, 443, 157. 546.

259, 103. Bibliothek des Apollodors. Aus dem Griech. übers. von J. G. Meusel. Nebst einer Vorrede von Herrn Kloß. Halle 1768. „Vorredner“ — vgl. Band I, 74. 535.

260, 105. „Rathgeben, sagt Plato,“ — Theages p. 122 B. (*λέγεται γε συμβουλὴ τερόν χρῆμα εἶναι*). — Bernhard Nieuwentijt, praktischer Arzt und Bürgermeister zu Purmerend in Nordholland (1654—1718); Johannes Swammerdam, berühmter Anatom und Naturforscher (Entomologe) (1637—1680); Joseph Pitton de Tournefort (1656—1708), ausgezeichneter Botaniker; Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften; seine Forschungsreisen brachten dem Studium der Botanik reichen Gewinn.

261, 106. John Dyer — vgl. I, 118. 536. Grongar Hill, Lond. 1727. The Fleece in five books, Lond. 1757. — Michael Konrad Curtius (1724—1802). An seinen Lehrgedichten (Von dem Schicksale der Dichtkunst; Vom Zustande der Seelen nach dem Tode) tadelst Mendelssohn in den Litt. Briefen (IX, 185—188) besonders die weit hergeholt Naturgleichnisse.

107. Cornelius Agrippa von Nettesheim (1486—1535) wegen seiner Schrift De occulta philosophia libri III. Colon. 1533 neben Paracelsus genannt.

262, 108. „Fontenelle — Descartes,“ nach Kant in den „Beobachtungen üb. das Gefühl des Schönen und Erhabenen“, WW. in chronol. Reihenf. II, 253. — Georg Eberhard Rumpf (Jöcher: Rumpf), geb. 1637 in Hanau, gest. 1706 in Amboina, von der Academia Naturae Curiosorum wegen seines Werkes Museum Amboinicum (1705) mit dem Beinamen Plinius Indicus geehrt. — Maria Sibylla Graff, geb. Merian, berühmte Naturforscherin, aus Frankfurt a/M. gebürtig (1647—1717). Ihre Untersuchungen über die niedere Thierwelt von Surinam veröffentlichte sie in einem illustrierten Prachtwerk, Amsterdam 1705. — „Malabarischen Garten“ — Hortus Indicus Malabaricus von Henrik van Rheede. — „Der Verfasser

des Zuckerrohrs" James Grainger (1724—1767) The sugar cane, Lond. 1764; vgl. die Recension von Dusch's Briefen, Lebensbild I, 3, 2, 73.

169. „Niagarens Wasserfall" — „Vielleicht in der ersten Ausgabe der Gräber, Frankfurt 1760 (vgl. Bd. I, 484, 235). In den 'Oden und andern Gedichten' I. Ausg. 1750. II. 1769 finde ich Nil, Niger, Oby, Orinoko, aber nicht Niagarens Fall." (R.)

264, 111. „Bacchus am Lyfurgus" — Apollodor. III, 5, 1, 3. 4. Ovid. Met. IV, 22.

265, 113. The earth — Macbeth I, 3. b) The Rambler, eine von Samuel Johnson herausgegebene Zeitschrift, erschien vom 20. März 1750 — 14. März 1752. (Hettner, Gesch. der engl. Lit. S. 423.)

266, 114. „Uzens Morpheus" — Lyrische Gedichte, IV. Aufl. Leipz. 1765. S. 75. Sämtl. Poet. WW. Leipz. 1768. I, 108. (R.)

115. „Hagedorn der Freude" — vergl. Bd. I, 106. 536. II, 280, 39.

380. (Oden und Lieder. Hamburg 1747. S. 42.)

267, 116. „Hagedorn — seinen Morpheus:" An den Schlaf. Oden und Lieder. S. 168. Rambler, Lieder der Deutschen. Berlin 1766. S. 114. (R.)

268, 117. „Jacobischen — Tändeleien." Briefe von Herrn Johann Georg Jacobi. Berlin 1768; besonders S. 24. 33. (R.)

270, 120. Vgl. S. 126, 184. — „Benoni" — Messias, zweiter Gesang (I, 37 fgg. Hall. Ausg.)

121. Moses Mendelssohn — Gesammelte Schriften I, 324 fgg. (R.)

271, 121. „Thersagoras bei Lucian" — Demosthenis Encomium c. 2. Reitz III. p. 492. Das Citat ist wahrscheinlich aus einer Schrift Winkelmanns entnommen.

272, 123. animamque poetae — nach Vergil. Aen. VI, 884—86. vgl. Bd. II, 245.

274, 126. „Es donnert" — Lessings Schr. I, 70. 2. M.

127. „Einen Fehler" — a. a. D. S. 89; „mit dem Tode capituliret" — S. 76; „ein und kein Türke" — S. 55; „Alexanders Wunsch" — S. 56; „der Faulheit" — S. 61.

275, 276, 128, 129. Die Citate aus Gleim beziehen sich auf dessen „Versuch in scherhaftem Liedern" (Erster Theil) Berlin 1744. Das Citat e) p. 16 gehört zum „Rauschen der Küsse" 276 a), und zu 275 e) ist zu citiren: p. 15. (R.)

276, 129 e. „ein sehr erbaulicher Schriftsteller" — Stichelei auf Sebastian Friedrich Trescho, dessen „Tägliches Andenken des Todes zu einem vergnügten Leben" oder „Sterbebibel" i. J. 1766 bereits in dritter Auflage erschienen war.

277, 130. „Bruder Yorif — verstehen wollte:“ — *Tristram Shandis Leben und Meinungen* (übers. von Bode) Hamburg 1774. IV. S. 195 fgg. (R.) — Wieland, *Komische Erzählungen*, o. D. 1766. rep. 1768.

131. Joh. Christoph Rost, *Schäfererzählungen*. Berlin 1742. *Versuch von Schäfergedichten* — Dresden 1744. 5. Aufl. 1768. — *Campan* (vgl. S. 303, 171) ist wol Johannes Antonius Campanus 1427—77, unter dessen Epigrammen nach Bayle sehr lascive stecken. Seine Palinodie steht nach Klozéns Angabe in seinen Briefen ad Cardinalem Papiensem. — „Der bußfertige Wunsch Lafontaines“ in den Anmerkungen zu Boileau's Werken IV. p. 117. — Mathurin Regnier, der Vater der französischen Satire, 1573—1613. *Satyres et autres oeuvres*, Paris 1608. Von ihm führt Klozé ein Epigramm an: *J'ai vécu sans nul pensement etc.* — Die „Epanorthose des Beichtvaters Young“ steht im Anfange seiner fünften Nacht. Die Stelle in Klozéns *Libellus de Verecundia*, welcher diese Angaben entnommen sind, ist Opusc. p. 252—253, nicht wie im Texte 277 a) steht: 151—153. (R.) — „eastum decet esse, [pium] poetam“ etc. Catull. 16, 5.

278, 132. Erdmann Heinrich Graf von Henkel, Freiherr von Donnersmark, *Die letzten Stunden einiger der evangel. Lehre zugethanen und in diesem und nächst verflossenen Jahren selig in dem Herrn verstorbenen Personen, von unterschiedenem Stande, Geschlecht und Alter, zum Lobe Gottes und zu allgemeiner Erweckung, Erbauung und Stärkung sowohl denen jetzt Lebenden, als den Nachkommen aus gewissen und wohlgeprüften Nachrichten zusammengetragen.* 4 Theile. Halle 1720—33. (R.)

279, 134. „Die Tugend“ — Landpr. v. Wakef. Cap. 5. zu Ende. — „Jener frug:“ Ev. Joh. 18, 38.

135. „auf so viele — ziehet“ — Ausdruck der alten Rechtssprache: „auf einen ziehen“ s. v. a. sich aufemand als „Zeugen“ beziehen.

280, 136. a. Kants *Schriften* in *Chronol. Reihens.* II, 257 fgg.

282, 139. b. Bei Quintilian (*Inst. Or.* VIII, 3, 44) liest man jetzt *zazéμpator*.

284, 142. „in Homer der Liebesantrag“ — *Iliad.* III, 441—446.

285, 144. „haud equidem“ — Umstellung eines Virgilverses (Buc. I, 11: *Non equidem invideo; miror magis*).

292, 154. „Sofrates — dithyrambifirte,“ — Plat. *Phaedr.* p. 237 A. 243 B.

293, 155. „Diana bei Virgil ihrer Dreaden“ — vgl. Band II, 264, Anmerk. 1.

296, 160. a. Harles — *libellus promissus* — bei der Ankündigung ist es geblieben; das Schriftchen ist nicht herausgekommen. (R.) — b) vgl. Bd. II, 145.

298, 163. *ἀπαλῶν δ' ὑπερῷε* — Bergk, Poetae Lyrici Graeci III, 1056. Anacreontea XX. 16. [29] v. 34 ss.

299, 165. *Anacharsis* — Lucian. Anach. 1. (p. 883).

301, 167. His Back — 168. To poise — Hudibras I, 1. 287—294. 295—300. Die „Bürrhische Übersetzung“ v. J. 1765 ist nicht von Bodmer, sondern von Heinrich Waser. Vergl. Deutsches Museum 1784. 1. S. 511 fgg. (R.) So nennt den Übersetzer auch das Vierthe Kritishe Wälzchen, Lebensbild I, 3, 2, 507.

303, 171. „Der Consularis vir“ — „quam legem [nämlich die zu 277, 131 angegebenen Verse Catullus] Plinius, consularis vir, verissimam dicit.“ Klotz.

304, 172. Youngs Zeugnis von Addison nach Klotz (vgl. zu 277, 131) in den Conjectures on original composition. Vielleicht denkt Herder auch an Youngs Letter to Mr. Tickell, occasioned by the Death of . . Joseph Addison, Esq. Lond. 1719. (R.)

305, 173. „da ist wieder Crispin“ — Iuv. Sat. IV, 1. Ecce iterum Crispinus, et est mihi saepe vocandus In partes.

307, 176. incipiunt — Verg. Georg. I, 357. Quintil. Inst. Or. VIII, 3, 47.

308, 178. Ille dies — Verg. Aen. IV, 169. 170.

312, 185. „Swifts — Märchen von der Tonne.“ — „A tale of a tub“ erschien zuerst 1704. Den späteren Ausgaben ist eine vom 3. Juni 1709 datirte Apology for the author vorgesetzt. In derselben die Stelle, auf welche sich Herder S. 368, 6 bezieht: to answer a book effectually, requires more pains or skill, more wit, learning, and judgement, than were employed in the writing it. The works of D. Jonathan Swift. Edinburgh 1761. Vol. I. p. 6. Derselbe Band enthält p. 254 fgg. fünf Predigten, deren erste die on the Trinity (über 1. Joh. 5, 7) ist.“ R.

315, a. Apulej. Apologia c. 10. p. 405 s. Oudendorp.

320, 196. „Heimische Ausgabe“ — Virgilii opera, varietate lectionis et perpetua annotatione illustrata curavit C. G. Heyne.

197. „Jean Hardouin (1646 — 1729) hatte in seiner Proclusio chronologica de nummis Herodiadum 1693 behauptet, alle Schriften der Alten außer Cicero, Plinius' Naturalis Historia, Virgils Georgica und Horaz' Sermonen und Episteln seien Fäbrifate des 13. Jahrhunderts. Für Horaz suchte er das noch weiter in seinem Pseudo-Horatius nachzuweisen.“ R.

324, 203. „Wohin, wohin“ — II, Lyrische Gedichte. Berlin 1749. S. 5. Werke, Leipzig 1768, I, 48. — „Hoch wie Adlers“ — Gleim, Kriegs-

Lieder S. 102, WW. IV, 46. — Ramler, Allgemeines Gebet. Lyr. Gedichte. Berlin 1772. S. 388. (R.) — Gerstenberg, Tändeleyen. 1760. S. 54. Ode. (Nachahmung von Horat. C. II, 20.)

325, 204. „Albano“ — Albani, Francesco (1578—1660). Bekannt ist sein Amorettenanz in der Dresdener Gemäldegalerie.

327, 207. b. Pierre Jean Grossley, geb. zu Troyes 1718, gest. 1785. Das Original seiner Observations sur l'Italie et sur les Italiens, die er zwei schwedischen Edelleuten in den Mund legt, soll 1764 erschienen sein. Die citirte Übersetzung (von J. M. Schrödth u. A.) hat den vollständigen Titel: „Neue Nachrichten und Anmerkungen über Italien und über die Italiener von zweien schwedischen Edelleuten. 3 Theile. Leipzig 1766. (R.)

329, 209. „Coccejaner“ — Schüler des Joh. Coccejus (1603—1669), Prof. der Theologie zu Leyden, der als Exeget hohes Ansehen genoß. Seine Interpretationsmaxime: id significant verba, quod significare possunt in integra oratione sic ut omnino inter se convenient. Hagenbach, Der evangel. Protestantismus. 1871. II, 251.

335, 219. „Ein Thor sagt“ — Haller, Versuch Schw. Ged. S. 89. — *προσωπο τηλαυγες* Pind. Ol. VI, 3.

341, 228. „der gedrückte Palmbaum“ — als Emblem zu dem Motto ‚Premor, non opprimor‘, nicht als Faabel bekannt; es schwelten Herder wol die Verse seines Landsmannes Simon Dach, den er sehr liebte, vor: Volkslieder, I Buch, 20. Redlich erinnert an Benj. Schmolkes 1715 gedichtetes Trostlied: „Je größer Kreuz, je besserer Glaube, Die Palme wächst bei der Last.“

342, 229. „Deutscher Dionysius“ — vgl. II, 368.

344, 232. „Plato — loben läßt:“ Sympos. p. 212 D. 215 A — 222 B. — *ἐργεῖσμος*, wie *ἐπιχειρογαθος* (I, 542) ein Wort, das Herder selbst fabricirt hat.

345, 234. Quis desiderio — C. I, 24. — „Gleim um seinen Stille“ — Ode, als der Hochwohlgeborene Herr, Herr Christoph Ludwig von Stille, Generalmajor des Königs, pp. den 18. Oct. 1752 in die Ewigkeit gegangen war. 2 Bogen Fol. WW. III, 14. (3. 3. Und aller Weisen Ehre war). (R.)

348, 238. Rüdersfelder — Schmid — I, 71. II, 374.

239. (Pindar) „nach seinem eigenen Bilde“ — vgl. II, 373 zu 141.

350, 241. „Vielleicht wird mir — glaube.“ Bgl. 446, 131. Unter den Rigenser Manuscripten, in den Collectaneen- und Studienheften, findet sich viel Material zu einer philologischen und ästhetischen Arbeit über Pindar: Bergliederungen der Oden, Schematisches zu einem Commentar, auch einige Übersetzungen. Erhalten ist ferner der Anfang einer solchen zusammenhängenden Arbeit: Einleitung und einiges vom ersten Kapitel (3 Seiten in

gr. 4°), i. J. 1766 verfaßt. Die schiefen, den dichterischen Werth verkennen- den Urteile der Zeitgenossen röhren, so heißt es darin, davon her, daß man den Dichter nur aus der lateinischen Übersetzung kenne. „In ihr ist, wo Pindarus die Ordnung, das Licht, die Kürze, die Schönheit selbst ist, alles ein dunkles, weitschweifiges Labyrinth, das uns ermüdet. Man suche in Allem, den Pindarus aus seiner Zeit zu kennen, man beurtheile ihn nicht nach spätern willkürlichen Regeln der Dichtkunst, des lyrischen, des Pindarischen Gesanges, sondern nach sich, so hat man von ihm das Urbild. Ich wandle auf einem unbetretenen Pfade, wenn ich dies thue: allein ich hoffe auch von ihm einen Begrif zu geben, den niemand vor mir gab.“ — Auch über den Bau der Horazischen Oden sind Schemata und Notizen in Fülle erhalten.

241. a. „über die — scientifiche Methode“ — Horatius (noluit enim methodo mathematica, aut, quod pulchrius, scientifica scribere hic philosophus et magnus quidem, licet eheu! nullum compendiolum scripserit philosophus) . . . saepe ab aliqua re ad aliam . . . transit etc.

352, 244. „nach der alten Fabel“ — vgl. Barth. Ringwald, Die lautere Wahrheit (1597) S. 329: „Wenn man ein Adlersfeder zu andern Federn legen thut, so friszt sie der ein ganzen Hauf.“ (Nach Grimms Wörterbuch s. Adlersfeder.)

353, 246. „Der Cupido“ u. s. w. — Anspielung auf die Titelvignette des Buches über die geschnittenen Steine: „Amor als ein Bildhauer verfertigt den Kopf des Sokrates.“

247. „wie Demokrit“ — vgl. Winckelmann, „Sendschreiben über die Gedanken“ u. s. w. WW. I, 67. (Ebenda, S. 69 Fundort des Citates: „Den Gästen soll — gefallen“ in Bd. II, 280, 39.)

354, 248. „wie jener Riese“ — Ovid. Met. V, 353. 354. —

248 b. Cum Praefatione Jo. Matthiae Gesneri sind T. Livi Historiarum Libri Qui Supersunt erschienen MDCCCLV Lipsiae in Officina Weidmanniana. Die Vorrede, 20 Seiten lang (36 Paragraphen) ist datirt Gottingae Kal. Nov. MDCCXXXIII. Herders Übersetzung umfaßt, mit Übergehung mehrerer längerer Stücke und ganzer Paragraphen (3 halb. 6. 9. 14. 15) und etlichen kleinen Auslassungen den Abschnitt § 3 — 16. p. II — IX. Sie liefert einen praktischen Beleg zu den Bd. II, 331 — 343 entwickelten Gesetzen, nach denen das periodische Latein in das Deutsche zu übertragen ist. Herders Verehrung für Gesner spricht sich stets auf das wärmste aus; so schon I, 77. 286. II, 137; besonders aber in der Anzeige von Gesneri primae lineae Isagoges in erud. univ. in der Lemgoischen Auserlesenen Bibliothek der neuesten D. Litteratur. 1776. IX, 548 — 560.

355, 249. Über die als Erklärer alter Schriftsteller, besonders römi- scher Dichter hier genannten Philologen des fünfzehnten und sechzehnten

Jahrhunderts einige Notizen nach Föcher: Antonio Mancinelli, geb. 1452. In der Sammlung seiner Werke (1493—98 zu Venetia erschienen) ein Emporium latini sermonis. Iulius Pomponius Laetus, gest. 1497 zu Rom, berühmt als Kenner der römischen Altertümer und der lateinischen Sprache (Commentar zu Quintilian). Philippus Beroaldus der Ältere (nur dieser kann hier gemeint sein), geb. 1453 zu Bologna, Professor daselbst; außer vielen Commentaren hat er auch seine Praelectiones selbst erscheinen lassen. Dominicus Calderinus (von seinem Geburtsorte Caldera bei Verona), gest. 1477 zu Rom. Iodocus Badius Ascensius nannte er sich von seinem Geburtsort Aes in Brüssel), 1462—1535, Herausgeber und Commentator vieler römischer und griechischer Autoren. Nic. Perottus (Perot), gest. 1480, Schützling des Cardinals Bessarion, Erzbischof von Manfredonia. Von ihm *Cornu copiae sive commentaria latinae linguae*.

(5) Clandii Salmasii (Claude de Saumaise, 1588—1653) *Plinianae exercitationes in Caii Julii Solini Polyhistora*.

361, 259. „jener — Romanzenpoet“ — Joh. Friedr. Löwen, *Romanzen*. Neue Aufl. Leipzig. 1771. S. 71. Der sich selbst geblendet Dichter. (R.)

364, 263. Von Kloß erschien ein Anti-Burmannus, Jenae 1761, *Funus Petri Burmanni Secundi* 1762. Gegen die ältere Schrift Petri Burmanni Secundi Anti-Klotzius Amstelaedami 1762. Vgl. S. 441. 443. (R.)

367, 3. niger est — Horat. S. I, 4, 85.

373, 16. „Allechement“ — „Schönheit, Reinlichkeit im Stichel. Man muß damit Richtigkeit und Kraft der Zeichnung verbinden.“ Excerpt „Aus Pernetty Lexikon“; vgl. II, 384 zu 351.

374, 17. *φλοιώδης* — Longin. de Subl. 3, 2. — „ein Griech — Geschichte“ — vgl. I, 535 zu 74. II, 123. In dem ältesten „Criticischen Wälzchen“ (vgl. Einleitung S. XI): „Das Wort Geschichte nach seiner western Griechischen Bedeutung heißt Besichtigung, Kenntniß, Wissenschaft, und den Machtnamen verdient die Historie.“

„rari nantes“ — Vergil. Aen. I, 118. Entnommen aus Windelmanns „Erläuterung der Gedanken“ ii. f. w. WW. I, 178.

376, 20. Addison; vgl. S. 483. 97. Joh. Friedr. Wacker (1730—95), Inspector des Dresdener Münzencabinets. „Sendeschreiben von einigen seltenen und einzigen Griechischen Münzen.“ Dresden 1767. — Claude Marie Watelet, *L'art de peindre*. Paris 1760. (R.)

377, 21. „Plato zum Antimachus“ — umgekehrt vielmehr, wie schon richtig Bd. I, 422, 116. vgl. 546. (Plato mihi unus instar est centum milium. Cic. Brut. 51, 119).

22. „ein Mann, welcher“ — jedenfalls Chr. Ludw. v. Hagedorn; — Voltaire, *Oeuvres* ed. Didot. II, 538 fgg. *Le Temple du goût*. — Iustus Christoph Böhmer (1671—1732) Abt von Loccum. Von ihm *De providentia Augustorum ex nummis*. (R.) — Trublet — vgl. I, 123—125.

378, 23. a. Der Recensent führt die Stelle „Die Allegorie“ u. s. w. als Stilprobe an. Der von Herder gekürzte Schluß lautet: „Schleier, welchen die Hand des Tryphon über das Gesicht des Cupido und der Psyche warf, nicht um es zu bedecken, sondern . . . liebenswürdiger zu zeigen.“ — „the charm's wound up“ Macbeth I, 3, wieder citirt in dem Vorwort der *Metakritik* S. XX. XXIII und übersetzt S. XXI: „Der Zauber ist vorüber.“

381, 28. Jacques Spon (1647—85) *Recherches curieuses d'antiquités*, Lyon 1683; *Miscellanea eruditae antiquitatis*, Lugd. 1769. (R.) — „Ajax Gebet“: *Iliad*. XVII, 645. 6.

382, 29. „Tempel des Marcellus“ — *Honoris et Virtutis*; eine passende Beziehung zu Herders Worten kann ich in den Stellen der Alten, die von dem Bauwerk handeln (Cic. in *Verr.* IV, 55, 122 s. Valer. *Max.* I, 1, 8. *Plut. Marcell.* 28, 1 u. a.), nicht auffinden.

383, 31. a. I. A. Ernesti *Archaeologia literaria*. Lipsiae 1768.

384, 32. 450, 137. Joh. David Köhler (1684—1755) erster Professor der Geschichte in Göttingen, Vorgänger Gatterers: *Historische Münzbelustigungen*. Nürnberg 1729—64. XXII. 4<sup>o</sup>. Gatterer hat den 22. Band vollendet. — Jean Foy Baillant (1632—1729) Verfasser zahlreicher numismatischer Schriften über Rom, römische Colonien, Arsaciden, Seleuciden, Ptolemäer, Achämeniden u. s. w. — 33. Ezechiel Spanheim aus Genf (1629—1710) *De usu et praestantia numismatum antiquorum*, I. Ausg. Rom 1644. — Joh. Friedr. Joachim aus Halle (1713—67) *Das neu errichtete Münzabinet*. Nürnberg 1761—73. IV. Neu eröffnetes Großcabinet. Leipzig 1749—53. IV. (R.)

386, 35. *de se ipso ad se ipsum* — Anspielung auf den Titel der Schrift des Marc Aurel, der in lat. Übersetzung *Libri XII eorum, quae de se ipso ad se ipsum scripsit*, lautet.

388, 38. „Das Lustfliegen“ — *Don Quijote* I, Kap. 17. — „Der Balsam“ Cap. 10. 17. 18. („ein Glas Balsam, von des Fier a bras seinem“ heißt es in der 1767 erschienenen neuen verbesserten Ausgabe der Leipziger Übersetzung, der Herder wahrscheinlich in der Schreibung des Namens folgt.)

391, 43. 407, 69. „aus Lichtwers Fabeln“ — Vier Bücher Afri-  
pischer Fabeln, II. Aufl. Berl. 1758 S. 107 *Der Löwe und der Affe* („Laß, sprach der Großsultan, das Erz herunter schaben, Ich will ein Löwenbildniß haben.“) (R.)

- 392, 45. an odd promiscuous — Hudibr. I. 1. 99 — 102 (R.)  
393, 46. „Das ging und wieder kam“ — Aus Ramlers Ode An die  
Feinde des Königs (1760). Oden, II. Aufl. Berl. 1768 S. 26. —  
46. „Fabelhansen Aesop“ — nach der alten Vita Aesopi. Die Stelle lautet in der Steinhöwelschen Übersetzung (Freiburg 1545): „Als aber Esopus gieng, begegnete er dem Hauptman der stat, der kennet jn, das er ein knecht Xanti was und sprach zu jm, wo gestu hin du lustiger knab. Esopus sprach, freilich ich weis es nit. Der Herr wenet er spottet sein und lies jn in den thurn legen.“ (R.)
- 399, 56. La Théologie des Peintres, Sculpteurs, Graveurs et  
Dessinateurs par M. l'Abbé Méry. Paris 1765. (R.)
- 405, 66. velut nitentis — Sueton. Vespas. c. 20.
- 408, 70. „Fässern und Gewändern“ — 1 Samuel. 10, 22. 71. Unde  
nil maius — Horat. C. I, 12, 17.
- 410, 74. „jene Zwillinge“ — 1 Mof. 25, 22.
- 418, 86. Lorenz Beger aus Heidelberg (1653 — 1705) Vf. mehrerer  
numismatischer Werke, z. B. Thesaurus ex thesauro Palatino selectus,  
Thesaurus Brandenburgicus. — Nicolo Franc. Haym aus Rom (gest.  
1729) Thesaurus britannicus s. museum nummorum. Wien 1760. 61. —  
Joh. Jac. Gesner aus Zürich (1707 — 87) Thesaurus universalis numis-  
matum antiquorum, Tiguri 1734 fgg. (R.)
- 422, 93. Numismatischer Goguet — vgl. II, 370 zu 62, 161.
- 423, 95. Polykarp Lyser (1690 — 1728) Verfasser mehrerer historisch-  
diplomatischer Schriften über das Mittelalter, hier genannt wegen seiner  
Oratio de ficta aevi barbarie.
- 426, 98. unde mihi lapides? — Horat. S. II, 7, 116 (lapidem).
- 427, 100. „Kupezky“ — Über die armelige Erziehung des „versäum-  
ten R.“ (1666 — 1740) citirt Kloß das „Leben George Philipp Rungendas  
und Joh. Kapezky“ (von Joh. Kaspar Füssli dem älteren) Zürich 1758.  
S. 38. (R.)
- 428, 101. „Grillo seinen Pindar“ — vgl. II, 373 zu 140.
102. „Dieser wirklich große Mann“ — Friedr. Ludw. v. Hagedorn;  
vgl. Bd. I, 219, 146 fgg. 530. II, 351. „mit seinem Ausspruche“ — Be-  
trachtungen über die Malerei S. 138: „Der Geschmack an dem sittlich  
Schönen und der Geschmack an dem Schönen in den Künsten fließen aus  
einer Quelle.“ — „unsrer Zeit — sittlichen Charakter;“ vgl. II, 145 — 151.
- 430, 105. „sein Busenfreund“ — R. Renat. Häusen in der Prag-  
matischen Geschichte der Protestanten in Deutschland. Halle 1766.
- 436, 114. b) Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften V, 1, 98. (R.)
- 441, 122. Acta Litteraria. Scripsit Chr. A. Klotzius. Alten-  
burgi. Vol. I. 1764. II. 1765. III. 1766.

123. Si ante lucem — Plaut. Trinum. IV, 2, 44.

443, 127. „Burmannische Streitigkeit“ — vgl. 494, 364 — von Klotz begonnen, weil Peter Burmann „seinen Freund, den berühmten (Christophorus) Saxe“ (Prof. zu Utrecht, Vf. des Onomasticon litterarium) des Plagiats überführt hatte. Außer in den oben genannten Streitschriften führte Klotz seine Angriffe aus an verschiedenen Stellen der Acta Literaria. (R.)

444, 127. Pastillos — Horat. S. I, 2, 27. — bene, bene responder — Molière, Malade imag. III. Intermède.

128. Blondel, Comparaison de Pindare et d'Horace. Leyden 1704. (auch in lateinischer Übersetzung als Anhang zu Palmerii Apologia pro Lucano erschienen). — Guillaume Massieu (1665—1722). Von ihm Réflexions critiques sur Pindare in den Schriften der Académie des Inscriptions. (R.)

445, 129. „abgetheilten“ d. i. apanagirten; s. Grimms Wörterbuch s. abtheilen.

446, 130. *το παν ερμηνεων* — Pind. Ol. II, 152.

449, 136. Häusen, Politische Historie des achtzehnten Jahrhunderts — enthaltend sowohl überhaupt die Geschichten der vornehmsten Europäischen Reiche, als auch insbesondere des Deutschen Reichs. Regensburg 1744 — 66.

450, 137. Burchard Gotthilf Struve (1671—1738) Prof. der Geschichte in Jena. — Franz Dominicus Häberlin (1720—1787) Prof. der Geschichte in Helmstädt. 138. Georg Friedrich Meier (1718—77) Prof. in Halle: „Beurtheilung der Betrachtungen des Herrn Marquis von Argens über den Kaiser Julian. Halle 1764.“ Wilhelm Crichton (1732—1805) Betrachtungen über des Kaisers Julians Abfall von der christlichen Religion und Vertheidigung des Heidenthums. Halle 1765. (R.)

451, 139. Nov. Lexicon Graec. Etymologicum et Reale, cui pro basi substratae sunt Concordantiae et Elucidationes Homericae et Pindaricae: coll. et digest. Christian. Tobias Damm. Berol. 1765.

453, 141. Lettres de Mentor — traduites de l'Anglois par M. l'Abbé Prevôt. Londres 1764.

142. „Geschichte des Menschlichen Geschlechts.“ — vgl. II, 371 zu 113. — Simon Friedrich Hahn (1692—1729) Prof. zu Helmstädt: „Vollständige Einleitung zu der Deutschen Staats Reiche und Kaiser Historie und dem daraus fließenden Jure publico. Halle u. Leipzig 1721 fgg. — Joseph Barre de Beaumarchais (1692—1764) Histoire générale d'Allemagne, Paris 1748. XI. Deutsch, Leipzig 1749—53. VIII. 4°. (R.)

454, 144. Bossuet's Discours sur l'histoire universelle jusqu'à l'empire de Charlemagne hat Joh. Andr. Cramer in Verbindung mit

Herders sämmtl. Werke. III.

Joh. Ad. Schlegel übersetzt und „Abhandlungen zur Erläuterung der Kirchengeschichte“ beigefügt. (Einleitung in die Geschichte der Welt bis auf Karl d. G. fortgesetzt und mit Anmerkungen von Cr. Leipzig 1752 — 1786. VII.)

458, 149. Georg Christian Gebauer (1690 — 1773) Prof. in Göttingen: *Vestigia iuris Germanici antiquissima in C. Cornelii Taciti Germania obvia*, Gotting. 1766. vgl. Act. Litt. III, 4. p. 355 ss. (R.) — Joh. Frid. Herelii *Satirae tres*. Altenburgi 1767. In der Beschreibung von Moropolis wie in der „zu bitter geschriebenen Vorrede“ hatte Herel den Stupor seiner Vaterstadt Nürnberg in grob anzüglicher Weise verspottet (Allg. D. Bibl. IX, 1, 117.) — „Schütze“ — gemeint ist der Jesuit Henric. Schütz, Prof. in Ingolstadt. Sein *Comment. criticus de scriptis et scriptoribus historicis*, Ingolst. 1761, von Kloß malstraitirt Act. Litt. I, 3 p. 300 ss. — Joh. Friedr. Fischer (vgl. Bd. I, 77), Conrector der Leipziger Thomasschule. Kloß verhöhnt seine Ausgabe von Theophrasti *Characteres* in den Act. Litt. I, 1. p. 78 ss. in unanständigem Tone. (R.)

459, 152. „Das Publikum schläft“ — Anspielung auf 1 B. d. Könige 18, 27. — „Freund, rücke“ — Nach Ev. Luc. 14, 10.

460, 152. Goetzius Hamburi — Klotzii *Carmina omnia* 1766 p. 100, am Schluß der dritten Satire.

153. Joh. Friedr. König (1619—64) Prof. der Theologie zu Greifswald, dann zu Rostock. Seine *Theologia positiva*, Rostock 1664, ist mehrfach aufgelegt. (R.) — Neumanns *aphorismi* — vgl. II, 384 zu 354.

461, 154. Christoph Cellarius (1638—1707) Prof. zu Halle. — Joh. Aug. Ernesti (1707—81) Prof. zu Leipzig. Wahrscheinlich bezieht sich Herder auf sein *Programma, quo demonstratur, maius et utilius esse Latinos auctores intelligere, quam probabiliter Latine scribere*, Lips. 1738. — Joh. Wilh. v. Berger, Prof. der Eloquenz zu Wittenberg (gest. 1751). (R.)

464, 159. Johann Hübner (1668—1731) zuletzt Rector des Johanneums zu Hamburg: „Kurze Fragen aus der politischen Historie, bis auf die jetzige Zeit continuiret, nebst einer nützlichen Einleitung vor die Anfänger. X. Leipzig 1697—1707. (R.) vgl. II, 373 zu 148.

468, 166. „Redest du das“ — Ev. Joh. 18, 34.

469, 167. „Emil des Bruder Philipp“ — vgl. II, 375 zu 174.

168. Herder ist der erste, der auf die enge Verknüpfung der Geschichte von Deutschland und Italien im Mittelalter hingewiesen hat. Vgl.

Allg. Deutsche Bibl. 17, 467 in der Besprechung von Pilati's Geschichte des Deutschen Reichs und Italiens.

471, 170. Joh. Christoph Adelung: Neue Schaubühne der vorsallen- den Staats- Kriegs- und Friedenshändel, Erfurt 1759—61. Neue Denkwürdigkeiten der gegenwärtigen Geschichte von Europa, Gotha 1764. 5. Allgemeines Staatsmagazin zum Behuf der politischen Geschichte, Leipzig 1766—68. u. a. (R.)

473, 173. 174. „Hollmann zum“ u. s. w. — freies Citat aus der Recension von Feders Grundriss der philosophischen Wissenschaften in Kloß D. Bibl. I, S. 18. (R.) Vgl. Erdmann, Grundriss der Gesch. der Philos. II, 204. 216.

475, 177. „Alexanders Heer“ — Curtius De gestis Alex. M. IV, 7, 13—15. — „Ziegenbild“ nach Herodot. II, 42 (*κριοπρόσωπον τῶγαλμα*).

476, 178. „nach Codemannus Art“ — Curtius III, 4.

478, 181. „unsre Quintiliane“ — vgl. S. 354, 248 (Gesner). — „Winkelmannsche Abhandlung“ — Von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterrichte in derselben. WW. I, 235—273.

479, 183. Algarotti — Versuch über die Architektur, Malerei und Musik (Deutsch Basel 1760); von Fontenelle — vgl. Bd. I, 545 zu 394, 65 — vielleicht die Histoire de l'académie des sciences gemeint. (R.)

480, 184. „der schleichende füsse“ — Lessings Schr. VIII, 2 8.

Halle, Buchdruckerei des Waisenhauses.







G.E. STECHERT  
& Co.  
NEW YORK

